Goethe

Sein Leben und seine Werke

von

Alexander Baumgartner
und Alois Stockmann

Freiburg i. Br. / Herder

2051
B3
1911
v.1

Goethe

Sein Leben und seine Werke

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

GEMÄLDE VON G.O.MAY 1779

2051
B3
1911
v.1

Goethe

Sein Leben und seine Werke

Von Alexander Baumgartner S. J.

Dritte,
neubearbeitete Auflage
(Erstes bis viertes Tausend)
Besorgt von Alois Stockmann S. J.

Erster Band

Jugend, Lehr- und Wanderjahre

Von 1749 bis 1790

Mit einem Titelbild

Freiburg im Breisgau 1911
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg

Vorwort zur ersten Auflage[1].

Jeder will gern etwas über Göthe schreiben: das ist leicht, und der ganze heutige Schulunterricht leitet dazu an. Wenige dagegen nehmen die Mühe auf sich, den Mann und seine sämtlichen Werke allseitig und gründlich zu studieren: das ist eine umfangreiche, langwierige Arbeit. So ist die Klein- und Einzelliteratur über Göthe ins Unabsehbare angeschwollen[2], der umfassenden Studien über ihn aber gibt es wenige. „Wir haben", klagt Otto Brahm[3], „in Briefwechseln und massenhaften Publicationen aller Art Quellenmaterial empfangen in Hülle und Fülle, aber es fehlt an Sichtung des Gebotenen, an der Verwerthung nach der psychologischen wie nach der künstlerischen Seite." Wie Adolf Stern aber, und gewiß nicht ohne Grund, versichert, entsprechen nicht einmal die bisherigen Göthe-Biographien ihrer Aufgabe: „Eine vollständig befriedigende, erschöpfende, der großen Natur und der Lebensarbeit Göthe's allseitig gerecht werdende Biographie fehlt bisher."[4]

So wenig der Verfasser es sich vermaß, diese erschöpfende, allseitig befriedigende Biographie schreiben zu wollen, so ausführbar erschien es ihm, mit Hilfe des reichlich vorliegenden Materials die Arbeit der bisherigen Biographen weiterzuführen, sie zu ergänzen und zu vervollständigen und das bisher unleugbar stark geschmeichelte Lebensbild durch ein möglichst objektives,

---

[1] [Die beiden Vorreden des Verfassers folgen hier in unverändertem Abdruck; nur die neuere Orthographie kommt in Anwendung. Das Vorwort zur dritten Auflage deutet an, inwieweit die Ausführungen Alexander Baumgartners auch auf die heutigen Verhältnisse zutreffen.]

[2] Die Schiller- und Göthe-Literatur in Deutschland. Bibliographische Zusammenstellung von Ludwig Unflad, München 1878. — Salomon Hirzels Verzeichniß einer Göthe-Bibliothek mit Nachträgen und Fortsetzung, herausgeg. von Ludwig Hirzel, Leipzig 1884. Dazu die Nachträge W. v. Biedermanns in Schnorr v. Carolsfelds Archiv für Literaturgeschichte VI ff. — Göthes Briefe. Verzeichniß derselben usw. von F. Strehlke (3 Bde), Berlin 1884. Die Zahl der gedruckten Briefe Göthes betrug schon 1879 ungefähr 8600, über 1500 ungedruckte sind Angaben vorhanden.

[3] Wochenblatt der Frankfurter Zeitung 1882, Nr 24.

[4] Lexikon der deutschen Nationalliteratur (1882) 126.

aus den Quellen selbst geschöpftes Kolorit der Wahrheit näher zu bringen. Eine solche Arbeit schien um so nützlicher, ja fast notwendig, als die gesamte Göthe-Literatur, mit wenigen Ausnahmen, von einer übermäßigen Verehrung des Dichters beherrscht wird, nicht etwa von jener künstlerischen Wertschätzung, welche alle Völker mit Recht ihren großen Dichtern entgegenbringen, sondern von einer nahezu religiösen Verehrung — einer „Art von Anbetung", wie Schiller schon im Jahre 1787 bemerkte[1], die nicht bloß die Dichtungen, sondern auch das gesamte Leben des Dichters, seine Anschauungen, Grundsätze, selbst seine Fehler und Irrungen vergöttert, ihn als Idealmenschen der ganzen zivilisierten Welt zum Vorbild aufdrängt.

Eine derartige Apotheose ist offenbar keine bloße Sache der Literaturgeschichte mehr, sie greift in die philosophischen und religiösen Fragen der Gegenwart hinüber. Als das naturgemäße Heilmittel dagegen stellte sich die schlichte, nüchterne, objektive Wahrheit dar, von jeder vorgefaßten Abneigung und Zuneigung gleichweit entfernt, aus sichern, zuverlässigen Zeugnissen zusammengereiht, soviel als möglich mit den Worten der Quellen selbst ausgesprochen. In der Beurteilung der Ideen und Werke Göthes mußte dann freilich jene völlige geistige Freiheit und Unabhängigkeit behauptet werden, welche jedem denkenden Menschen zusteht und welche eine wissenschaftliche Prüfung auch dessen erheischt, was von andern seit einem Jahrhundert weiter gesagt oder als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Es liegt durchaus kein Grund vor, Göthe von vornherein als einen unübertrefflichen Idealmenschen, ein über allen Gesetzen stehendes Genie, einen erhabenen Wohltäter des deutschen Volkes aufzufassen und danach in tiefster Verehrung seine Biographie zu schreiben. Vielmehr muß der Biograph erst ausweisen, daß er das ist, und kann ihm deshalb vorläufig nur aufrichtige Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und jenes Wohlwollen entgegenbringen, das wir allen Menschen schulden.

Das ist der Standpunkt der vorliegenden Biographie.

Ein längerer Aufenthalt in der Nähe von Weimar und in Frankfurt ermöglichte es dem Verfasser, nicht bloß die Göthe-Literatur nach ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen und außer dem vielen gedruckten Quellenmaterial auch noch ungedrucktes oder weniger beachtetes zu studieren, sondern sich auch mit den Plätzen, an welchen Göthe lebte und wirkte, völlig vertraut zu machen. Von Frankfurt aus wurde Straßburg und Wetzlar besucht, von Weimar aus Erfurt, Gotha, Jena und Leipzig. Göthes Thüringen wurde nach allen Seiten durchstreift und selbst die Landschlösser Belvedere, Ettersburg, Tiefurt, Dornburg nicht vergessen, auf welchen die „Lustigen von Weimar" einst ihr fröhliches Wesen trieben.

---

[1] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner I, Leipzig 1872, 88.

Es freute mich, alle die Stätten zu sehen, an welchen die deutschen Klassiker lebten und dichteten. Weimar ist so reich an ihren Reliquien und Erinnerungen, daß man sich leicht in ihre Zeit zurückversetzen kann. Wenn ich diesen Stätten, Erinnerungen und Überresten auch nicht jene götzendienerische Verehrung entgegenbrachte, die sich heute in einem großen Teil der Göthe-Literatur breit macht, so habe ich sie doch mit großem Interesse und mit dem Wunsche besucht, mir über Weimars Glanzperiode ein möglichst unbefangenes Urteil zu bilden.

So freundlich waren die Eindrücke, die ich aus dem heutigen Weimar mit mir nahm, daß es mich wahrhaft schmerzte, als eingehendere Studien mir abermals das glänzende Bild jener klassischen Blütenperiode umdüsterten, das die Dichtungen Göthes und Schillers an dem Schauplatz ihrer Tätigkeit wachrufen müssen.

Nicht ohne Herzeleid trete ich auch jetzt poetischen Illusionen gegenüber, an denen ich mich früher selbst mehr als einmal gefreut. Ich bin durchaus nicht der „Biedermann", der mit pharisäischer Selbstgefälligkeit auf die tollen Sprünge eines großen Genies herabsieht und feierlich spricht: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser Göthe da!" Noch weniger halte ich es mit dem frivolen Heine, der vor dem Olympier nur seinen Hut zog, um ihn desto schamloser vor ganz Frankreich zu verspotten. Und noch viel, viel weniger halte ich es mit dem wetterwendischen Wolfgang Menzel, der, um „seinen" Christus zu retten, Göthe sein eklatantes Dichtergenie und seine sonstigen glänzenden Geistesgaben ableugnen zu müssen glaubte. Ich liebe Poesie nicht nur ein wenig, sondern sehr, und ich halte Göthe noch heute für kein bloßes Talent, sondern für ein Genie, d. h. für einen Geist von den außergewöhnlichsten Anlagen. Sein hoher Sinn für alles Schöne, sein für alles Konkrete so durchdringend heller Verstand, seine glänzend reiche Sprache bezauberten mich einst so, daß ich ihn nicht nur weit allen unsern Dichtern vorzog, sondern ihm sogar seinen religiösen Indifferentismus vergab, um ihn nur als Künstler zu betrachten und mich an seinen Dichtungen zu freuen.

Erst ein eingehenderes Studium aller seiner Werke, und vor allem seines Lebens und seines Charakters, hat mich aus jener ästhetischen Verehrung aufgescheucht und das schöne Idealbild umdunkelt, das ich mir von dem großen Dichter entworfen. Die Göthe-Literatur und der Göthe-Kultus der letzten Jahrzehnte aber hat diesen Zauber der Verklärung, in welchem Göthe früher vor mir stand, vollends zerstört und mich vollständig überzeugt, daß er zum Teil durch seine Werke, weit mehr aber durch die Bemühungen seiner glaubenslosen Verehrer, der mächtigste Prophet des modernen Indifferentismus und Naturalismus geworden ist.

Vor dreißig, vierzig Jahren, da mochte man allenfalls es nicht so genau nehmen, Göthes religiöse Ansichten auf sich beruhen lassen, ihn nur als

Dichter oder etwa, wie Eichendorff es tat, als eine wunderschöne Naturerscheinung betrachten, die außerhalb des religiös-politischen Lebens im Garten der Dichtung blühte; man mochte sein Leben aus seinen Werken, seine Werke aus seinem Leben zu erklären suchen, ohne über seine religiösen und sittlichen Grundsätze ein Urteil zu fällen. Er stand auch den Lebenden noch nahe; man konnte jene Schonung walten lassen, welche christliche Nächstenliebe gegen einen noch kaum Verstorbenen einflößt. Doch heute ist das alles anders geworden.

Schon ein halbes Jahrhundert ist seit Göthes Tode dahingeflossen. Er gehört längst der Geschichte an. Seine Verehrer haben ihn auf jenen religiös-politischen Kampfplatz gezogen, den er sein ganzes Leben hindurch geflissentlich mied. Er ist zum Propheten eines neuen Evangeliums „der Tat und Gesinnung" proklamiert, welche das positive Christentum als „Evangelium des Wortes und Glaubens" verdrängen soll. Er wird der Jugend als Ideal harmonischer Bildung empfohlen. David Strauß[1] hat seine Werke als Surrogat für die abgetanen Evangelien vorgeschlagen, Düntzer[2] hat ihn als „Hohenpriester der Liebe" glorifiziert, Haeckel[3] seinen Prometheus zum Banner seiner materialistischen Entwicklungsgeschichte erhoben, Johannes Scherr[4] das „Haus zu den drei Leyern" neben, ja über Bethlehem gestellt, ein ansehnlicher Teil der deutschen Darwinisten segelt unter Göthes Flagge. Der Kultusminister Dr Falk hat das Studium der deutschen Klassiker als ein Hauptmittel „christlicher" und nationaler Bildung anempfohlen[5]; man weiß,

---

[1] Der alte und der neue Glaube, Bonn 1875, 303.

[2] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit, Stuttgart 1852, VIII.

[3] Anthropogenie, Leipzig 1877, XXVII.

[4] Göthe's Jugend. Der Frauenwelt geschildert, Leipzig 1874, 3. Da heißt es: „Einer der sinnvollsten Züge der christlichen Mythologie ist der, daß dem auf Golgatha gekreuzigten Propheten eine Stallkrippe zur Wiege gedient habe" — christlich-nationale Bildung!!

[5] In dem Reskript, durch welches Falk das ausgezeichnete Lesebuch von Bone (1. u. 2. Tl) verbot, heißt es: „Das königliche Provinzialschulkollegium wird demnach die Direktoren beziehungsweise Rektoren der beregten Schulen sofort aufzufordern haben, von dem nächsten Semester ab für die Einführung eines andern geeigneten Lesebuchs Sorge zu tragen und seinerseits darauf zu achten, daß unter den vorhandenen Lesebüchern für katholische höhere Lehranstalten nur solche ausgewählt werden, welche geeignet sind, eine echt christliche, nationale und humane Geistes- und Gemütsbildung zu fördern, vor ungesunder Sentimentalität zu bewahren und die Begeisterung für die Schätze unserer Literatur sowie die Verehrung für die hervorragenden Vertreter derselben zu wecken und zu erhalten" (Germania, 24. Juli 1876). — Die Verehrung für Göthe und die übrigen deutschen Klassiker gehört also mit zum Kulturkampfsapparat. Was Falk unter echt christlicher Bildung versteht, das weiß jedermann. Wie aber die Verehrung für Göthes Werther, Stella, Clavigo usw. die Jugend vor ungesunder „Sentimentalität" bewahren soll, das ist schwer zu begreifen. Vielleicht liegt das Präservativ in den „Römischen Elegien" und in den „Venetianischen Epigrammen".

was das heißen will. Eine umfangreiche Literatur predigt unter der Devise „Göthe" nur Unglauben, Darwinismus, Spinozismus, Naturalismus, alle Sorten von Gefühls-, Kunst- und Naturchristentum. Kaum eine der gelesseneren liberalen Zeitschriften läßt ein Jahr vorbeigehen, ohne unter dem Titel „Göthe" das positive Christentum direkt oder indirekt zu untergraben. Literaturgeschichtliche Werke führen der Jugend nicht mehr bloß Göthes Liebesgeschichten, sondern auch die Porträts seiner vielen Geliebten und die Laube von Sesenheim vor[1]. Die unglücklichen Mädchen und Frauen, mit deren Gefühlen er schnöde gespielt, werden als die glänzendsten Gestalten der deutschen Literaturgeschichte verherrlicht. Seine unsaubern Herzensromane werden als ein Quell der Poesie, der Bildung vorgeführt. Kurz, der Göthe-Kultus ist zu einem wahren Institut der Verführung gediehen. Gegen das „Tagebuch" hat die Polizei zwar ein paar Mal den Schnurrbart gestrichen, es aber bald laufen lassen, weil es Göthe geschrieben hat. Die „Wahlverwandtschaften" aber, die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme usw. sind in jedermanns Händen und werden in den Literaturgeschichten als Bildungsmittel gepriesen. Julian Schmidt erklärt zwar unter vielem blauen Religionsdunst, daß es große Schichten des Volkes gibt, „für die das Christenthum das einzige sittliche Bildungsmotiv ist"[2]; den Gebildeten aber empfiehlt er, gleich Göthe, Hypsistarier (d. h. $^1/_3$ Christ, $^1/_3$ Jude, $^1/_3$ Heide) zu werden. Weil aber Göthe manche dem Christentum günstige Stellen geschrieben hat (bei einem Hypsistarier war das nicht anders möglich), so lassen sich sogar gläubige Protestanten ein x für ein u vormachen und erklären ihn für „einen Propheten, einen Herold christlicher Wahrheit und Freiheit"[3].

Ja, Hermann Grimm dürfte vollkommen recht haben, wenn er sagt: „Kein Dichter oder Denker hat nach Luthers Zeit einen in so viel Richtungen gleichzeitig wirkenden, vier auf einander folgende Generationen voll durchdringenden Einfluß gehabt, als Göthe."[4] Von ähnlicher Anschauung geleitet, hat Kuno Fischer den deutschen Dichter zum Seher und Propheten der modernen Welt erklärt: „Wie sich Dante's Göttliche Komödie zum Geiste des italienischen Volkes und des Mittelalters verhält, ähnlich verhält sich der Göthe'sche Faust zu dem Geiste des deutschen Volkes und der neueren Zeit. Dieses Gedicht ist unsere Divina commedia."[5] Und der französische

---

[1] R. König, Deutsche Literaturgeschichte, Bielefeld 1881, 423—521. — Düntzer, Göthe's Leben, Leipzig 1880. Düntzer bedauert sogar, daß er von „Friederike" kein Porträt, sondern nur ein Faksimile ihrer Handschrift bringen könne (S. 315).

[2] Göthe-Jahrbuch (herausgegeben von L. Geiger) II, Frankfurt 1881, 63 64.

[3] H. F. Müller, Göthe's Iphigenie (Zeitfragen des christlichen Volkslebens), Heilbronn 1882, 58.

[4] Göthe, Vorlesungen I, Berlin 1877, 5.

[5] Deutsche Rundschau XIII (1877) 55.

Akademiker E. Caro gibt ihm recht, wenn er eine Reihe von Göthe-Artikeln in der Revue des deux Mondes also beschließt: „Wie die beiden Worte Eklektizismus und Pantheismus die Philosophie Göthes kurz und vollständig bezeichnen, so erklären sie uns auch gleichzeitig den wunderbaren Einfluß, den er auf unsere Zeitgenossen gehabt hat, und die Fortdauer seiner Herrschaft auf unsere Generation, welche, der philosophischen Systemmacherei müde, sich in unwiderstehlichem Drange einerseits auf das Studium der Geschichte und des enzyklopädischen Wissens, anderseits auf das Studium der exakten Wissenschaften und der unter dem vagen Namen ‚Natur' vergötterten Wirklichkeit warf, beide gleich leidenschaftlich erforschte und sich so sehr darein verlor, daß ihr inneres Verständnis für die Metaphysik völlig umdunkelt wurde. Indem wir die Philosophie Göthes studierten, haben wir den Geist des 19. Jahrhunderts selbst, diesen zugleich so eklektischen und so naturalistischen Geist, in einem seiner vollendetsten Typen studiert." [1] Während die Herren Franzosen von der Revue des deux Mondes aber, unter gewissen Vorbehalten, den großen Eklektiker in Frankreich einzubürgern suchten, empfahl ihn Carlyle den Engländern, Ralph Emerson den Amerikanern, und der Amerikaner G. Calvert ist darauf so weit gekommen, ihn der neuen Welt nicht bloß als Dichter, sondern als Vorbild „vollendetster Tugend" anzupreisen. Selbst in Italien gibt es „Göthe-Gemeinden" [2], und in Spanien hat man noch kürzlich wacker gearbeitet, um unter dem Titel „Calderon" Göthe-Verehrung zu verbreiten. Göthe ist längst über Deutschlands Grenzen hinaus eines der mächtigsten Idole der modernen Welt.

Es ist deshalb offenbar durchaus nicht mehr gleichgültig, welche Stellung wir Katholiken (und das gilt auch von den gläubigen Protestanten) zu diesem Mann und seinen Schriften nehmen, ob wir durch andachtsvolle Begeisterung für seine Poesie die damit innig verbundenen Ideen und ihren Einfluß verbreiten helfen, oder ob wir sie als ein trojanisches Pferd betrachten, das man uns mit ungeheurem Pomp, unter Absingung schöner Lieder zugeführt hat, um Schule und Leben für die modernen Ideen zu erobern [3]. Durchaus nicht gleichgültig ist es mehr, sondern von den tief-

[1] Revue des deux Mondes LX (1865) 338.

[2] Hier ist der Göthe-Kultus allerdings selbst bei den Fortgeschrittensten auf Schwierigkeiten gestoßen. Der Satans-Dichter Josue Carducci hat sich nämlich jüngst herausgenommen, von dem „Gretchen im Faust" als von dem „albernen Götheschen Mädchen" zu sprechen, „das sich dem ersten Besten preisgibt, dann ihr Kind erdrosselt und schließlich ins Paradies kommt". Diese stupida ragazza goethiana hat die Göthe-Gemeinde in Deutschland sehr geärgert. Zum Trost dafür sind 1880 aber nur drei englische Übersetzungen des Faust veröffentlicht worden, und so hat Mephistopheles den Streich seines enfant terrible schon zum voraus gut gemacht.

[3] Lange nicht so wichtig ist es wohl, ob man „Göthe" oder „Goethe" schreibt. Letztere Schreibart ist zwar jetzt Mode. Göthe selbst und sein Vater schrieben sich

gehendsten praktischen Folgen, ob wir noch mit Eichendorff in der Künstlergemütlichkeit romantischer Tage diesen Göthe als unübertroffene poetische Wunderblume betrachten, als das Höchste, wozu die bloße Natur gelangen kann[1], oder ob wir ihn als eine jener feindlichen Mächte aufzufassen haben, welche den höchsten Schatz des deutschen Volkes, seinen positiv christlichen Glauben, seine positiv christliche Bildung, bedrohen.

Es ist einleuchtend, daß sich diese wichtige Frage nur historisch, biographisch lösen läßt. Göthe hat nie systematisiert, er hat immer fragmentarisch, nach Laune geschrieben. Aber sein Leben als Ganzes verkörpert sehr genau die gesamte Richtung seines Geistes, es ist zugleich die Rechenprobe für die Güte und Annehmbarkeit der Grundsätze, die ihn beseelten. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“[2] — das gilt auch von diesem Propheten. „Die Früchte aber des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Gütigkeit, Güte, Langmut, Sanftmut, Glauben, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit.“[3]

Hiermit ist genugsam angedeutet, daß mein Standpunkt durchaus kein subjektiver ist, nichts mit dem eines selbstgerechten Biedermannes zu schaffen hat. Was ich bin und tue, kommt hier gar nicht in Frage. Es fragt sich nur, wie das Leben Göthes jenem von dem Weltapostel aufgestellten Kriterium entspricht. Das ist eine seit 18 Jahrhunderten bestehende Norm. Für diese Norm sind Tausende von Märtyrern in den Tod gegangen, Scharen von Heiligen haben sie verkörpert, die sittliche Kultur Europas ruht auf ihr. Göthe selbst hat am Abende seines Lebens bekannt[4]:

„Mag die geistige Cultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“

Damit wollte er zwar weder den übernatürlichen Ursprung des Christentums, noch den positiven Glaubensinhalt desselben, noch viel weniger den verpflichtenden Charakter der christlichen Offenbarung anerkennen — denn

---

so; allein der Großvater hielt es noch für vornehmer, Goethé zu schreiben. Herzog Carl August, Wieland und Merck dagegen hielten sich an die allgemeine Schreibregel, und viele neuere Schriftsteller, wie z. B. Gervinus, H. Hettner, R. Virchow, C. G. Carus, Joh. Scherr, W. Menzel, K. A. Menzel, H. Leo, Jos. v. Görres, F. Binder, Johannes Janssen, Kardinal Hergenröther usw., sind ihrem Beispiel gefolgt. Alfred Meißner hat noch in einem seiner letzten Aufsätze anerkannt, daß in seiner Jugend die Schreibung „Goethe“ als „eine Marotte des Olympiers, auf die man nicht eingehen dürfe, empfunden und bezeichnet wurde“.

[1] J. v. Eichendorff, Vermischte Schriften I, Paderborn 1866, 304.

[2] Mt 7, 20. [3] Gal 5, 22.

[4] Eckermann III[5] 256.

im selben Atemzuge bekannte er sich auch als „Verehrer der Sonne" —; aber was Hoheit und Sittlichkeit betrifft, hat er den Vorzug des Christentums vor den übrigen Religionen doch immerhin zugegeben.

Es ist darum keine Anmaßung, keine Lieblosigkeit, keine subjektive Willkür, keine pharisäische Selbsterhebung, Göthes Größe nach dem Maßstab dieser christlichen Bildung zu bemessen. Wie sich von selbst versteht, kann niemand fordern, daß er das christliche Ideal in höchster und schönster Weise verkörpere. Aber wenn er nicht einmal die gewöhnlichsten und allgemeinsten Forderungen desselben erfüllt, wenn seine ganze Geistesrichtung die Grundsätze unseres Glaubens offen oder verstohlen bekämpft, dann müssen wir es uns doch verbitten, daß man uns diesen Mann als Idealmenschen aufdrängt oder als Hauptquelle, aus der wir unsere eigene Bildung zu schöpfen haben; dann mag es doch wahrhaft genügen, daß wir ohne solchen Heroenkult, im Frieden mit Gott und Menschen, von seinen Werken dasjenige benützen, was jeder ohne Schaden seiner Seele benützen kann. Seine ganze Geistesrichtung aber müssen wir in solchem Falle ebenso entschieden von uns weisen als die Doktrinen eines Hegel, eines Hartmann, eines David Strauß. Um etwas Poesie mehr oder weniger die höchsten und ewigen Interessen der Menschheit gefährden, wäre ebensosehr ein Frevel an der Wahrheit als an der Liebe!

Blijenbeck bei Afferden (Holland), im Juni 1882.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Bei der weiten Verbreitung des Göthe-Kultus war es vorauszusehen, daß ein Buch wie das vorliegende auf Widerspruch stoßen, ja vielleicht sogar als „Tendenzschrift" und „Schmähschrift" verunglimpft werden würde. Das ist denn auch in reichem Maße geschehen, und da man um Gründe verlegen schien, so wurden Beleidigungen hinzugefügt. Da sämtliche Angriffe auf das Buch indes nicht gegen die in demselben enthaltenen Tatsachen und Urteile, sondern wesentlich nur gegen den Standpunkt des Verfassers und seinen Mangel an Göthe-Verehrung gerichtet sind, so halte ich eine Erwiderung einstweilen für überflüssig. Die Antwort auf das Vorgebrachte ist schon in dem Buche selbst enthalten.

Im übrigen war ich bemüht, mit Zuziehung der neuesten Göthe-Literatur, die Schrift nochmals sorgfältig durchzusehen, vorhandene Lücken auszufüllen, sachliche Fehler zu verbessern und der äußeren Form noch mehr Abrundung zu geben.

Dabei darf ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das alljährlich neu herausgegebene sog. Quellenmaterial meist sehr überschätzt wird. Herr

v. Löper hat jüngst bei Eröffnung des Göthe-Archivs in Weimar[1] ganz offen gestanden, „daß durch die vorgefundenen Originale der Inhalt der Werke kein anderer werden könne". Fast dasselbe läßt sich von den aufgefundenen Briefen und Tagebüchern sagen. Längst von Göthe selbst und seinen Vertrauten und Freunden ausgebeutet, werden sie das Charakterbild des Dichters in seinen wesentlichen Zügen nicht mehr verändern. Die Menge nebensächlicher Einzelheiten aber, welche sie etwa bieten mögen, können höchstens jenem „Reliquienkultus" dienen, von welchem R. v. Gottschall treffend sagt:

„Die Verehrung für das Alte, welche eine marmorne Classicität zu fixiren sucht, erblickt oft in einem aufgefundenen Göthe- oder Schiller-Blättchen etwas Werthvolleres, als in einer ganz neuen talentvollen Dichtung, und einzelne dilettantische Manien, wie die Sammlermanie, finden bei diesem Cultus ebenso gut ihre Rechnung, wie bei einer Münzen- oder Briefmarkensammlung."

Blijenbeck bei Afferden (Holland), im Juli 1885.

Der Verfasser.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die dreibändige Biographie „Göthe. Sein Leben und seine Werke" von Alexander Baumgartner erschien 1879—1882 in erster, 1885—1886 in zweiter Auflage und war schon um die Jahrhundertwende bis auf das letzte Exemplar vergriffen. Der Verfasser behielt zwar die wirklichen wie die vermeintlichen Fortschritte der Goethe-Forschung bis zu seinem am 5. September 1910 zu Luxemburg erfolgten Tode scharf im Auge, konnte sich aber nicht dazu entschließen, die Förderung seines monumentalen Lebenswerkes, der Geschichte der Weltliteratur, durch die Neubearbeitung einer großen Einzeldarstellung auf Jahre hinaus zu unterbrechen.

Hatten selbst Gegner seines Standpunktes das Werk Baumgartners als die für ihre Zeit reichhaltigste, in Heranziehung des Quellenmaterials umfassendste Biographie des Altmeisters bezeichnet, so gewährt die dritte Auflage dank dem riesenhaften Anschwellen der Goethe-Literatur dem Forscher sowohl wie dem Bücherfreund noch ungleich größere Ausbeute. In dem sorgfältig gearbeiteten Katalog der von ihm selbst gesammelten Goethe-Bibliothek verzeichnet Friedrich Meyer (Leipzig 1908) von 1886 bis 1905 an eigentlichen Werken und bedeutenderen Druckerzeugnissen auf

[1] S. Allgemeine Zeitung 1885, Nr 173, Beilage.

diesem Gebiete annähernd 2200 Nummern. Dem Herausgeber dieser Biographie liegt jedoch ein Zettelkatalog von nahezu 4000 Nummern vor, der den ganzen Zeitraum seit Erscheinen der zweiten Auflage dieses Werkes umfaßt. Es ist zu beachten, daß darin bloße Zeitungsnotizen überhaupt nicht in Anschlag gebracht sind und Werke wie die 120 Bände zählende Weimarer Ausgabe, die 40bändige Cottasche usw. nur als je eine Nummer gelten, während Meyer viele kleine Zeitungsartikel mitrechnet und jeden einzelnen Band jener großen Sammelwerke als selbständige Nummer seinem Verzeichnisse hinzufügte.

Aus dem stattlichen Zettelkatalog ist in der Neubearbeitung eine so große Zahl von Werken berücksichtigt, wie in keiner der bisher erschienenen Goethe-Biographien. Ganz besonders werden neben der deutschen die englische (amerikanische), die französische und die italienische Goethe-Forschung nach ihren wichtigsten Ergebnissen verwertet. Es geschieht dies durchaus im Geiste des Verfassers, der sein Werk von Anfang an nicht so sehr unter einem engbegrenzten nationalen Gesichtswinkel, sondern mehr vom Standpunkte des Geschichtschreibers der Weltliteratur aus entwarf und fortgesetzt die interessantesten Ähnlichkeiten, Vergleichungspunkte und Beziehungen ausländischer Literaturen zu seinem Gegenstande aufdeckte und heranzog.

Die Menge von Belegen in den Anmerkungen mag den flüchtig angelegten Leser zuerst etwas abschrecken. Sie war aber durch den streng sachlichen Charakter des Werkes geboten. Nur die Goethomanen dürfen sich selbst heute noch der Verpflichtung entziehen, ihre Behauptungen wissenschaftlich zu begründen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der eine oder andere von ihnen über die „engherzige" Arbeit Baumgartner-Stockmanns in der Öffentlichkeit verächtlich den Stab bricht, auf seinem Studierzimmer aber die wissenschaftlichen Hilfsmittel, die sie ihm bequem und reichlich in die Hände legt, um so „weitherziger" ausbeutet.

Alle Zitate und vorzüglich jene aus Goethes Werken wurden mit der gewissenhaftesten Genauigkeit den angeführten Quellen entnommen. Die Sperrungen, Zwischenbemerkungen und Eigentümlichkeiten der Schreibweise rühren überall von den Verfassern selbst her. Goethe kommt sehr reichlich zu Wort, und die Proben aus seinen Schriften, welche Baumgartner in der ersten und zweiten Auflage bietet, werden hier derartig erweitert, daß auch der erklärteste Gegner nicht von einer einseitigen, den Zusammenhang verkennenden Zitationsweise sprechen kann.

Die angeführten Stellen aus Goethes Werken sind der Weimarer Ausgabe (WA) entnommen, durch deren Vollendung endlich eine sichere Grundlage für ein abschließendes Urteil über den Dichter fast in allen Einzelheiten ermöglicht war. Nur die Zitate aus den Tagebüchern (1776—1782) sind nach Düntzer, doch wird auch hier immer gleichzeitig auf die WA verwiesen. Man verzeihe dem Neubearbeiter diese kleine Schönfärberei zu Gunsten Goethes,

aber der Text in der WA — der ursprüngliche Text Goethes — ist von einer solchen Nachlässigkeit in Bezug auf Orthographie und Interpunktion, daß er dem Durchschnittsleser kaum verständlich sein dürfte. Jene Freunde des Dichters, welche ihren Helden bisher nur aus sorgfältig retuschierten Schulausgaben kannten, wird es auch so noch eigentümlich anmuten, wenn sie auf Schritt und Tritt sehen, wie der geniale Mann mit der deutschen Rechtschreibung und vorzüglich mit den bösen Satzzeichen auf äußerst gespanntem Fuße stand. Goethe selbst macht einmal die launige Bemerkung: „Es ist schwer gute Perioden, und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme.“ [1]

Da sich die vorliegende Biographie nicht an halbwüchsige Leser, sondern in erster Reihe an akademisch gebildete Kreise wendet, so stand im allgemeinen kein Hindernis im Wege, den Dichter genau so zu Worte kommen zu lassen, wie er tatsächlich geschrieben hat. Aus dem gleichen Grunde durfte hier manches Zitat Aufnahme finden, das die religiösen und sittlichen Gefühle in unangenehmster Weise berührt. Eine auch nur annähernd vollständige Biographie des Dichters ist ohne wiederholte Berücksichtigung solcher unerquicklichen Dinge leider ganz und gar undenkbar. An einigen Stellen konnte freilich der Neubearbeiter ebensowenig wie Baumgartner es über sich bringen, die Worte Goethes in ihrer ungeschminkten zynischen Rücksichtslosigkeit oder schlüpfrigen Leichtfertigkeit anzuführen. In diesem Falle wurde auf eine Wiedergabe verzichtet.

Die schwärmerische Verehrung Goethes als des Lebenskünstlers par excellence ist heute verbreiteter denn je und wird durch zahlreiche Schriften in immer tiefere Schichten der Bevölkerung getragen. Die Taktik hat sich zwar in den letzten Jahrzehnten geändert, die Tendenz ist die gleiche geblieben. Der Zweck dieser Biographie ist trotzdem kein negativer: sie soll dem Leser ein allseitiges, leidenschaftsloses und selbständiges Urteil über eine der umstrittensten Persönlichkeiten der Weltliteratur ermöglichen.

Die brennende Frage, ob sich das Charakterbild Goethes in der Neubearbeitung freundlicher, ob düsterer gestalte, mag schon hier eine vorläufige Beantwortung finden. Die Ergebnisse der neueren Forschung haben die Auffassung des Verfassers in den Grundlinien bestätigt, in einigen Punkten sogar nicht unwesentlich verschärft, machten aber anderseits in sehr vielen Einzelfällen mildernde Änderungen zur angenehmen Pflicht. Nirgends hat sich der Neubearbeiter derartigen Forderungen, die sich ihm aus den Quellen ergaben, wissentlich entzogen. Aus bloßen Opportunitätsrücksichten wurde allerdings in dem von Baumgartner großzügig entworfenen Gemälde weder

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 258.

ein Lichtstrahl abgeschwächt noch ein Schatten hinweggenommen, und ebenso ist die historische Anordnung und Gliederung des Werkes, von kleinen nebensächlichen Änderungen abgesehen, in der Neuauflage beibehalten. Die Einteilung des ersten Bandes in drei — statt wie früher zwei — Bücher erschien jedoch aus äußeren und inneren Gründen angezeigt. Das Titelbild: Bildnis des jungen Goethe von G. O. May 1779, ist nach einer Aufnahme der Photographischen Gesellschaft in Berlin hergestellt, enthalten in deren Bildnissammlung Corpus Imaginum. Das Originalgemälde befindet sich im Wittumspalais in Weimar.

Sollte es nun einem Kritiker gelingen, einzelne wichtigere Stellen dieser Biographie als objektiv zu ungünstig für Goethe nachzuweisen, so wird er den Herausgeber zu Dank verpflichten, und seine Wünsche sind, wofern sie in der Form nur einigermaßen die akademischen Gepflogenheiten achten, einer freundlichen Berücksichtigung sicher. Aber Tatsachen müssen hier entscheiden, beweiskräftiges Quellenmaterial, nicht „Eindrücke", Gefühle, panegyrische Ergüsse unklarer Schwärmer von der Art, wie sie Goethe selbst für alle Zeiten mit den humorvollen Worten brandmarkte: „Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun." [1]

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XX 262.

Frankfurt a. M., im August 1911.

Alois Stockmann S. J.

Inhalt.

Vorwort zur ersten Auflage v
Vorwort zur zweiten Auflage xii
Vorwort zur dritten Auflage xiii

Erstes Buch.

Jugendleben. (1749—1775.)

Erstes Kapitel.

Vaterstadt und Vaterhaus. Liberale Jugenderziehung. (1749—1759.)

Die Familie Göthe (Goethe). Schneidermeister Fridericus Georg Goethé 3. Herr Johann Caspar Goethe, kaiserlicher Rat 4 5. Die Familie Textor. Die junge Frau Rat, ihr Charakter und ihre Religion 5—7. Johann Wolfgang Goethes Geburt und Kinderzeit 8—10. Erste Erziehung; Vielerlei; Lektüre; religiöse Eindrücke 10—15. Glaubenszweifel, Susanna v. Klettenberg 15 16. Erste Poesien 17.

Zweites Kapitel.

Die Franzosen in Frankfurt. Der Gretchenroman. Goethes Konfirmation und ihre Folgen. (1759—1765.)

Die Frankfurter und der Siebenjährige Krieg 17. Der französische Handstreich auf die Stadt 18. Der alte Textor und Rat Goethe 18 19. Wolfgangs erste Theaterstudien 20 21. Kaiserkrönung und Gretchenroman 21 22. Abfall vom Bekenntnisglauben, Zweifelsucht und Irreligiosität 23—26. Die Höllenfahrt Christi 26 27.

Drittes Kapitel.

Abschied von der alten Wissenschaft. Leipziger Studien und Leipziger Poesie. (1765—1768.)

In Leipzig 27. Hofrätin Böhme, Philosophie und Kräpfeln 28 29. Abschied von den andern Fakultäten, ein literarisches Autodafé, Poeten- und Stutzerleben 29 bis 32. Gedicht an die Mutter 32 33. Käthchen Schönkopf, Freund Behrisch, Liebhabertheater und Musik 33—36. Kunststudien und Lektüre 36 37. Liebeleien 38. Das Leipziger Liederbuch. Das Büchlein Annette. Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen 38—40. Das Problem von Goethes Leipziger Krankheit 40 41. Blumenchristentum. Abschied von Leipzig 41 42.

Viertes Kapitel.

Pietistische Übergangsstufe. Poetische Wiedergeburt. Straßburg, Herder und Friederike. (1768—1771.)

Krank im Elternhause 42 43. Die schöne Seele. Gnostische Träumerei. Alchimie und Aberglauben 43—46. Genesung 46. Straßburg. Die Tafelrunde daselbst.

Aktuarius Salzmann. Stadt und Münster 47 48. Vielleserei. Eindruck der französischen Enzyklopädisten. Holbach, Rousseau, Voltaire 49—52. Johann Gottfried Herder 52 53. Bibel, Homer und Shakespeare 53 54. Das Sesenheimer Idyll 54 bis 57. Die Zugabe des Idylls 57 58. Die Dissertation des Lizentiaten 58—60. Lenz und Friederike 60 61.

Fünftes Kapitel.

Frankfurter Advokatur. Götz von Berlichingen. (1771—1772.)

Juristische Praxis in Frankfurt 61 62. Shakespeare und die jungen „Genies" 62 63. Die Shakespeare-Rede von 1771 64—66. Das Programm der Genieperiode 66. Schwierigkeiten einer deutschnationalen Poesie 67. Die Selbstbiographie des Ritters Götz von Berlichingen 67 68. Erste Bearbeitung des Götz 69. Ähnlichkeiten zwischen Götz und Goethe 69 70. Probe aus der ersten Fassung 70 71. Götz durch Adelheid verdrängt. Vollendung und Erfolg des Götz 71 72. Erste Umarbeitung des Dramas 72. Götz und die schulmäßige Zunftpoesie 73 74. Götz als Spiegelbild des deutschen Volkes 74 75. Geniepoesie und Romantik 75 76.

Sechstes Kapitel.

Merck und der Darmstädter Kreis. Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Der wirkliche Lotte-Roman. (1771—1773.)

Die Schöngeister zu Darmstadt 76 77. An Lila, Uranie und Psyche 78. Wanderers Sturmlied 78. Plan der Frankfurter Gelehrten Anzeigen 79. Goethe als Rezensent 80. Das poetische Ideal der Liebe 80 81. Das Reichskammergericht zu Wetzlar 81—83. Goué, Gotter, Kestner 83. Goethe von Kestner gezeichnet 83 84. Das deutsche Haus und die Familie Buff 85. Lotte und Kestners Brautstand 85 86. Erste Bekanntschaft Goethes mit Lotte 86. Entwicklung des Romans — peinliche Spannung. Abschied von Wetzlar 87—90. Lahnreise. In Ehrenbreitstein und Frankfurt. Die Silhoutte der „goldenen" Lotte 90 91. Jerusalems Selbstmord 91 92. Wieder in Wetzlar. Hängenswerte Gedanken 93. Lotte, Lotte — und nichts als Lotte! 94. Konfuses Treiben. Scheu vor fremden Diensten. „Ein recht toll und wunderbaar Leben" 94—96.

Siebtes Kapitel.

Literarische Früchte des Genielebens. Possen und Farcen. Clavigo. (1773—1774.)

Von deutscher Baukunst. Das Straßburger Münster und der Genius 96—98. Nach Falconet und über Falconet 99. Der Brief des Pastors 100—102. Über die Bundestafeln und die Sprachengabe 102. Götter, Helden und Wieland 102 103. Satyros 103. Clavigo 104 105.

Achtes Kapitel.

Werthers Leiden. (1774.)

Die wirklichen Vorlagen zum Werther 105—107. Charakter des jungen Werther. Die Pathologie schwärmerischer Liebe 107 108. Probe aus Werther 108 109. Die Lotte des Romans und Albert 110 111. Theologische Urteile aus Mailand und Kopen-

hagen 111 112. Lessings Verdikt über den Werther 112 113. Nicolais Freuden des jungen Werthers 113 114. Boie, Höpfner, Nicolai und Merck 114 115. Mildere Beurteilung durch Claudius 115 116. Der Krankheitsstoff des Werther. Werther und Ardinghello 116 117. „Lauter Brandraketen" 117 118.

Neuntes Kapitel.

Lavaters Christentum und Physiognomik. (1773—1775.)

Klopstocks Gelehrtenrepublik und Herders Älteste Urkunde 118 119. Die Idee der Physiognomik 119. Lavaters Leben, Frömmigkeit und republikanische Gesinnung 120 121. „Der liebe Gottesschwätzer" 122. Briefe Lavaters an Goethe 123 124. Goethe als Mitarbeiter der Physiognomik 124. Heidnischer Indifferentismus und fromme Gefühlstoleranz 124 125. Die Klettenberg an Lavater 125 126. Lavaters Besuch in Frankfurt 126. Mit Lavater am Rhein 126—128.

Zehntes Kapitel.

Spinozismus und Titanismus.

Das Jabachsche Haus in Köln 128. Friede mit den „Jackerls". Mondscheinphilosophie 129. Fritz Jacobi, sein Gefühlsglaube und seine Ansicht über Spinoza 130 131. Tante Fahlmer und Betty Jacobi 131 132. H. Grimms Goethe-Monument 132 133. Goethes vorgeblicher Spinozismus 133—135. Sein eigenes Zeugnis 135 136. Naturfrömmigkeit und Titanismus 137 138. Prometheus 138 139.

Elftes Kapitel.

Der Lili-Roman. (1774—1775.)

Ausklänge des Lotte-Romans 139 140. Besuche in Frankfurt 140. Klopstock und Goethe 140 141. Ode an Schwager Kronos 141 142. Erste Begegnung mit Carl August von Sachsen-Weimar 142. Lili Schönemann 143 144. Der Bär in Lilis Menagerie 145—147. Auguste zu Stolberg 147. Werther als allgemeiner Liebesbrief 147 148. Die Schweizerreise mit den Grafen Stolberg 148—150. „Lyrische Zerfahrenheit." Galanterie und Bijouterie auf Borg 151 152. Schluß des Lili-Romans. Eine sonderbare Läuterung 152—154.

Zwölftes Kapitel.

Titanenpoesie und Prosa. (1774—1775.)

Die Suche nach Heldenstoffen 154. Sokrates und Mahomet 154—156. Goethe auf Voltaires Bahnen 155 156. Cäsar 156. Voltaires Prometheus und die deutschen Genies 157. Probe aus Goethes Prometheus 158. Die Sage vom Ewigen Juden und ihre blasphemische Mißhandlung. Proben 158—160. Die Faustsage und Goethes Beziehungen dazu 161. Die ersten Faustfragmente. Die Gretchentragödie 162—164. Erwin und Elmire. Claudine von Villa Bella 165. Stella, ein Schauspiel für Liebende 165 166. Stella als Bekenntnis des Dichters 166. Die sog. Liebe als höchstes Lebensideal 167. Aufnahme der Stella 168 169. Kleine Prosafragmente. Physiognomik 169 170. Wachsender Dichterruhm. Lessing 170 171. Zwischen Altessen und Ordenssternen. Flucht von Frankfurt 172 173. Rückblick 173—176.

Zweites Buch.

Lehrjahre in Weimar. (1775—1780.)

Erstes Kapitel.

Das alte Weimar. Die Herzogin Anna Amalia. (1748—1772.)

Frankfurt und Weimar im 18. Jahrhundert 179 180. Soziale Zustände in Weimar 180—183. Herzog Ernst August und dessen Bautätigkeit 183 184. Reskripte über Bauwesen und Frauenregiment 184 185. Herzog Ernst August Constantin. Anna Amalia, ihre Bildung und ihr Christentum 185 186. Das alte Residenzschloß 187. Regierungsmaximen und Zustände bei Hofe. Greiner und Fritsch 188 189. Finanzdruck im Lande 189. Fröhliches Hofleben. Hoftheater 190—192. Erziehung der beiden Prinzen. Seidler. Graf Görtz. Berufung Wielands 192—194.

Zweites Kapitel.

Wieland und der junge Herzog Carl August. (1772—1775.)

Wielands Jugendleben. Seine „Bekehrung" und Lebensphilosophie 194—197. Seine Anstellung in Weimar, sein Erziehungsprogramm 197 198. Die Wahl des Herkules. Enttäuschung der Herzogin über Wielands Pädagogik 198 199. Berufung Knebels. Schloßbrand. Carl Augusts erster Regentenstreich 199 200. Reise der Prinzen nach Frankreich. Anna Amalia über die gründliche Verziehung ihrer Söhne 200 201. Carl Augusts Regierungsantritt und Vermählung 201 202. Hofrechnungen aus Carl Augusts erstem Regierungsjahr 202 203. Weimars Berühmtheiten: Wieland, Knebel, Einsiedel, Wedel, Stein, Kalb, Musäus, Jagemann, Bertuch, Kraus 203—205. Der Statthalter von Erfurt, Karl Theodor von Dalberg 205 206. Das weibliche Hofpersonal 206 207. Zwistigkeiten bei Hofe 207 208. Charakter Carl Augusts 208 209. Ankunft des amüsanten Dr Goethe 209 210.

Drittes Kapitel.

Eine sanfte Palastrevolution. (1775.)

Goethe als „schöner Stern" in Weimar. Seine ersten Beziehungen zum Hof 210 211. Wielands Thronentsagung. Verwickelte Wirtschaft 212 213. Besuch der Grafen Stolberg. Ihre Schilderung des Hofes 214 215. Weihnachtsfeier in Waldeck 216—218. Das Theatrum mundi und dessen Herrlichkeit. Geldnot, erste Probe des Regiments 218—220. Goethe setzt Herders Berufung durch; der neue Messias und die 150 Esel 221 222. Goethe beschließt, zu bleiben; Fritsch remonstriert dagegen 222 223. Antonius-Komödie, lustige Faschingssaison 223 224. Ankauf und Einrichtung des Gartenhauses 225 226. Letzter Trumpf des Ministers Fritsch gegen Goethes Anstellung 227 228. Un grand bouleversement. Klopstocks erster Brief 229 230. Des Herzogs und des Mentors lustiges Treiben 230—232. Bruch mit Klopstock 233. Goethe wird zum Geheimen Legationsrat ernannt 234.

Viertes Kapitel.

Charlotte von Stein, die Erbin aller Geliebten. (1775—1776.)

Goethes bisherige Liebschaften 235. Das Medium der Liebe 235. Die Oberstallmeisterin Charlotte v. Stein 236 237. Einführung durch Zimmermann,

Eröffnung der Korrespondenz mit ihr 238 239. Die Billet-doux der ersten Monate 239—242. Goethe in Leipzig, Engagement der Sängerin Corona Schröter 242 243. Seelengeschwisterschaft, neue Wertherei und die liebe Sünde 243—245. Andere Miseleien, die Christel von Artern und das Gedicht an Johannes Sekundus 246—248.

Fünftes Kapitel.

Genieleben. (1776. 1777.)

Begriff des Genies und des Genielebens 248 249. Goethes Tagebücher 249 250. Proben daraus 250—255. Verdruß mit Lenz. Ankunft des Generalsuperintendenten Herder und der Sängerin Corona Schröter 255—257. Kunststücke der Biographen. Riemers Schablonen 258 259. Lewes und seine Miniaturen 259. Urteile der neueren Goethe-Forscher 259 260. Mischung von Studententum und Philisterhaftigkeit 260. Die Legende vom Gartenhaus 260—262. Die Stürmer und Dränger. Kaufmann, Lenz, Klinger 262—265. Goethes Beziehungen zu Wieland und Herder 265 266. Geistige Verflachung 266. Jägers Abendlied 266 267.

Sechstes Kapitel.

Die lustigen Tage von Weimar und das Liebhabertheater. (1776—1778.)

Hofleben in Weimar 267 268. Schilderung eines Rezitationsabends 269 270. Errichtung der Liebhaberbühne 271. Die Lustigen von Weimar 271 272. Proben und Einladungen 273. Goethe als Schauspieldilettant und Regisseur 273 274. Aufführung der Mitschuldigen 274. Erwin und Elmire 274 275. Die Geschwister und deren Psychologie 275 276. Mißvergnügen und Disharmonien 277. Lila 277 278. Fatale Verhältnisse. Die geflickte Braut. Proserpina, Probe daraus 279—282. Selbstmord des Fräuleins v. Laßberg 283 284. Abwechselnd bei Corona und Charlotte. Das kulinarische Element in Goethes Liebesbriefen 285. Park. Gartenfeste. Der Pater Decorator 286 287. Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Der weise Mann und die Dummen 289 290.

Siebtes Kapitel.

Der zweite Mann im Herzogtum. (1776—1779.)

Goethes politische Rolle 290 291. Einführung als Reformminister durch Dalberg 292. Mentorschaft bei Carl August 292—295. Der Herzog als empfindsamer Briefschreiber 295. Wiederaufnahme des Bergwerks von Ilmenau; ein Fiasko 296 bis 298. Des Herzogs Ausgelassenheit und Goethes Uneigennützigkeit 298 299. Der Geheimexperte Kraft 299. Parkanlagen 299 300. Anbahnung von finanziellen und nationalökonomischen Reformen 300—303. Übernahme der Kriegskommission; der neue Kriegskommissär und Friedrich II. 303—305. Betrachtungen über Politik, Kriegskommission und Wegebau. Rekrutenaushebungen 306. Zersplitterte Tätigkeit. Wunsch, noch Bauer zu werden 307. Lichtblicke, gute Vorsätze und Rückfälle 307—310.

Achtes Kapitel.

Die lebendigen Vorbilder der Iphigenie. (1776—1779.)

Goethe im Brillantfeuer der Liebe bei völligem Mangel an Treue 310 311. Seine Spiegelung in vielen weiblichen Herzen 311 312. Reflex von Goethes Frauen-

studien im Wilhelm Meister 313. E. Engels Urteil über den Briefwechsel mit Frau v. Stein 313 314. Kontroverse über Goethes Verhältnis zu ihr. Ansichten von Lewes, Stahr, Keil, Höfer 314—316. Düntzers Verteidigung und Mystik 317. Urteile der neueren Goethe-Forscher. H. Loiseau 317 318. Einfluß der Frau v. Stein auf Goethes Geistesleben 318 319. Sein Verhältnis zu Corona Schröter. Die Schönen im Plural 320. Coronas Lebensschicksale 321. Äußerungen Goethes über sie 322 323. Anderweitige Anregungen zur Iphigenie durch Gluck 324. Erste Abfassung der Iphigenie in Prosa 325 326. Einwirkung der beiden lebendigen Vorbilder auf die Dichtung 326 327. Goethe-Orestes in seinem wirklichen Leben 327 328.

Neuntes Kapitel.

Iphigenie auf Tauris. (1779.)

Die Vorzüge der Dichtung und der Scholiastenapparat 328 329. Ihr Verhältnis zur Iphigenie des Euripides 329 330. Skizze der griechischen Tragödie 330—333. Goethes Abweichungen davon. Poesie in Prosa 333. Beseitigung des religiös-nationalen Charakters und des antiken Chors. Verherrlichung des Weibes. Anklänge an die Sturm- und Drangperiode 334 335. Urteile von Möbius und Dalmeyda 335. Proben und Analysen 336—339. Die reinste Blüte der modernen Sittigung 340. Urteil Neudeckers 341 342. Verdrehung der Erlösungsidee 342. Das Versdrama und die Prosafassung 343 344. Pädagogische Bedenken gegen das Drama 345.

Zehntes Kapitel.

Die zweite Schweizerreise. (1779.)

Abermalige Aufführung der Iphigenie 345. Jacobis Woldemar an den Baum genagelt 346—348. Wielands Alceste parodiert 348—350. Goethe wird Geheimrat; Mißhelligkeiten; schwierige Lage bei Hofe 350—352. Harzreise 352. Ankündigung eines Besuches in Frankfurt 353. Quartierbestellung 353 354. Goethe und sein Vater; eine merkwürdige Lücke in der Goethe-Literatur 354 355. Der Geheimrat läßt den Herzog in Frankfurt sehen 356. Romantische Besuche in Sesenheim und Straßburg 357—359. Reise nach Bern, ins Oberland und nach Genf 359 360. Gesang der Geister über den Wassern 360. Winterliche Alpentour nach Chamouny und auf den Gotthard 361 362. Der Kapuziner auf dem Gotthard 363 364. Lavater die Blüte der Menschheit. Erstes Zusammentreffen Goethes mit Schiller 365. Rückblick 366—368.

Drittes Buch.

Der werdende Meister. (1780—1790.)

Erstes Kapitel.

Die Pyramide des Daseins und die Göttin Phantasie. (1780.)

Rückkehr der beiden Alpenwanderer 371. Guter Humor des Herzogs 372. Die Pyramide des Daseins und die Armee von Weimar. Bureaubetrachtungen eines vielgeplagten Kriegsministers 373—375. Die Kriegskommissionsakten nach anderthalb Jahren noch immer nicht geordnet 375 376. Betrachtungen über den eigenen Kreislauf, Wein und Weibertränen 376 377. Eine Inspektionsreise mit Diätschwierig-

keiten und poetischen Anwandlungen 377 378. Gefängnisvisitation. Die Mühle mit vielen Gängen 378 379. Göttin Phantasie 380 381. Entzweiung und Versöhnung mit Frau v. Stein 381 382.

Zweites Kapitel.

Eintritt in die Loge und ins Finanzministerium. (1780—1782.)

Wenig Ereignisse 382. Verbreitung und Einfluß des Freimaurerordens. Gründung der Loge in Weimar. Hervorragende Brüder: Fritsch, Bertuch, Herder 383 384. Der redliche Bode 384. Goethes Gesuch um Aufnahme. Versicherung blinden und unbedingten Gehorsams 384 385. Goethe wird Meister. Seine freimaurerische Tätigkeit 386. Freimaurerlieder 387 388. Versuch, die Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu schreiben 388. Regierungssorgen 389. Unendliche Läuterung und Fluchtgedanken 390. Glänzende Ovation: Minervas Geburt, Leben und Taten 390 391. Das Neueste aus Plundersweilern, Proben aus dem Stück 392 393. Entzweiung zwischen Herzog und Herzogin 394. Goethe geadelt 395. Übernahme des Finanzministeriums 395 396.

Drittes Kapitel.

Pegasus im Joch. (1780—1783.)

Erfolgreiche Versuche des neuen Finanzministers, zu sparen 397 398. Harte Tage 398. Das Ergebnis von Goethes Finanzverwaltung 399 400. Pegasus im Joch 400 401. Briefe aus der Schweiz. Probe 401 402. Jery und Bätely 402 403. Die Vögel. Maskenzüge. Die Fischerin 403—405. Der große Faschingszug von 1783. Anwerbung des Schauspielers Belluomo 405 406. Goethe sich selbst im Wege. Stocken seiner poetischen Tätigkeit. Wilhelm Meister. Kleinere Gedichte 407. Das Göttliche 408. Das Tiefurter Journal 408 409. Seufzer und Gebete an Frau v. Stein 409—411. Das Verhältnis gestaltet sich zur intimsten Vertraulichkeit 411 412. Die „mystische“ oder „dumme“ Geschichte vom Prinzen Constantin 412 413.

Viertes Kapitel.

Der Fürstenbund. Trennung von Herzog und Minister. (1783—1785.)

Die Weltlage. Friedrich II. und Joseph II. 413 414. Carl August über den Josephinismus 414 415. Klagen der Fürsten gegen Joseph II. 415 416. Die Anfänge des Fürstenbundes 417. Carl August entscheidet sich für die hohe Politik 418. Goethes politische Gleichgültigkeit und Abneigung gegen Preußen 418 419. Er dient dem Herzog als Geheimschreiber in Sachen des Fürstenbundes. Seine Liebe wird französisch 420. Er trennt sich vom Herzog und wirft sich auf innere Politik, Knochen und Elefantenschädel 421 422. Carl August unterhandelt mit den geistlichen Kurfürsten über ein protestantisches Kaisertum 422—424. Stillschweigender Kompromiß zwischen den beiden Freunden. Goethes Furcht vor neuen Ideen. Am Rade Ixions 425 426. Goethe noch einmal Geheimschreiber. Weimar tritt dem Fürstenbunde bei. Völlige Trennung der Wege 426 427.

Fünftes Kapitel.

Natur und Christentum.

Goethes Sammelgeist. Arbeiten für Lavaters Physiognomik 427 428. Naturwissenschaftliche Studien 428 429. Das Christentum längst abgetan 429 430. Goethes

Oberflächlichkeit und Unkenntnis in religiösen Dingen 431. Seine Ausfälle gegen Lavaters Pilatus 432—434. „Das Märchen von Christus" 434 435. Goethe und die Enzyklopädisten 435 436. Mutter Natur 437 438. Goethes naturalistisches Credo 439—442. Der Becher der Liebe. Goethes Ansichten vom Selbstmord 442 443.

Sechstes Kapitel.

Geologische Phantasien und osteologische Fatalitäten. (1780—1785.)

An die Stelle der Philosophie tritt die Naturwissenschaft 443. Erst Spielerei, von 1780 Anfänge eines mineralogischen Studiums 444 445. Leistungen anderer auf diesem Gebiete: Lehmann, Füchsel, Charpentier, Buffon, Werner 445 446. Plan einer mineralogischen Karte von Europa 446. Probe aus dem geognostischen Tagebuch 447 448. Träume über ein eigenes System. Rhapsodischer Aufsatz über den Granit 448 449. Osteologische und anatomische Studien 449 450. Wunsch Goethes, sich als Gelehrter zu habilitieren 450. Abhandlung über den Zwischenkieferknochen 451. Beweggründe seines Eifers 452. Verdienst der Priorität in Bezug auf den speziellen Fall; das Gesetz der Kontinuität schon von den Scholastikern formuliert 453 454. Sömmerring und Camper verwerfen die Entdeckung und mit ihr Goethes Inauguraldissertation 454 455. Wieland über die Elefantenknochen und Meerwunder 455 456.

Siebtes Kapitel.

Allgemeine Ernüchterung. Gesammelte Werke. (1785. 1786.)

Goethes frühere Produktivität. Übersicht der Leistungen der zehn ersten Weimarer Jahre 456—458. Seine verschiedenen Tätigkeitszweige stören sich gegenseitig 458. Fremde Besucher in Weimar. Jammer Goethes über die Zustände bei Hofe 459. Die allerlangweiligste Gesellschaft auf dem Erdboden 460. Steigende Unbefriedigung; Charlotte altert; Goethes Gesundheit im Abnehmen 461. Seine angebliche spinozistische Gotteserkenntnis Experimentalwissen mit etwas poetischer Träumerei 462 463. Geologie, Osteologie und Botanik 464. Meteorologische Beobachtungen. Versuche in der Astronomie. Die fatalen vier Spezies in der Algebra 465. Äußerungen Doves und Tyndalls über Goethe 465 466. Rückkehr zur Poesie. Plan einer Ausgabe seiner gesammelten Werke. Revision derselben 466 467. Vier Bände druckfertig. Abreise nach Karlsbad. Flucht nach Italien 468.

Achtes Kapitel.

Die italienische Reise. (1786—1788.)

Von Karlsbad nach Venedig. Vielseitige Beobachtungen 468—470. Erlebnis in einer Jesuitenkirche 470 471. Eklektisch-willkürliche Auffassung des italienischen Lebens und seiner Erscheinungen. „Auch ich in Arkadien" 471—474. Realismus. Harte Arbeit an der Versifikation der Iphigenie 474 475. Der venetianische Aufenthalt ziemlich unfruchtbar. Von Venedig nach Rom 475 476. Goethe in Rom 476. Rom als historische Weltstadt und Mittelpunkt der Kirche 476—479. Die drei Kunstpilger: Winckelmann, Lessing, Goethe 480. Eindruck Roms auf Goethe 480 bis 482. Die erste Goethe-Gemeinde in Rom 482. Künstlerleben in Rom; die römische Geliebte; der „Mystik" zweiter Teil 483 484. Briefe an Frau v. Stein.

Kunststudium und Kunstgenuß 485 486. Auffassung des katholischen Rom. Der Papst der beste Schauspieler 487 488. Niebuhrs Urteil über Goethe. Zerstreutes Leben. Aufnahme unter die Arkadier 488. Reise nach Neapel 489. Aufzeichnungen über den Vesuv 490. Überfahrt nach Palermo 490 491. Wieder in Rom 491 492. Mehr Ruhe 492 493. Aufgeben der Malerkunst 493. Umwandlung seiner ästhetischen Richtung und seines ganzen Geisteslebens. Die Wertherei völlig überwunden. Prometheus verwandelt sich in Pygmalion. Das Kreuz für immer gestürzt 493—496.

Neuntes Kapitel.

Egmont. (1775—1787.)

Es gibt kein italienisches Goethe-Stück im strengen Sinne 496. Egmont ein Lückenbüßer. Geschichte dieses Dramas 496 497. Die Geschichte des belgischen Krieges von Strada. Vorzüge derselben 498. Charakteristik des wirklichen Egmont 498 499. Die Tragik seines Schicksals in Goethes Liebesdrama abgeschwächt 500. Skizze des Stückes und Proben 500—504. Lewes' Urteil darüber. Die Nuance zwischen Göttin und Dirne. Vergleich des Dramas mit Vondels Paschah und Lucifer 504—506.

Zehntes Kapitel.

Ruhmvolle Quieszierung. (1788.)

Weimar ohne Goethe 506. Bertuchs Nationalbüchermanufaktur 506. Dalberg mit geprägten und ungeprägten Mitteln zum Koadjutor gewählt. Der Herzog als preußischer Generalmajor in Aschersleben 507 508. Der Fürstenbund wankt. Carl Augusts Memoire an den Minister v. Löben 508. Carl August und die ungarische Königskrone 508 509. Schillers erster Besuch in Weimar 510. Schiller über Goethes Naturalismus und die Resignation in die fünf Sinne. Anfänge des Goethe-Kultus; der eifrigste Verehrer ist Herder 511. Goethes Rückkehr. Seine feierliche Abdankung 512 513. Er wird von aller Verantwortlichkeit befreit und auf den Herzogsstuhl erhoben 513 514.

Elftes Kapitel.

Christiane Vulpius. (1788—1790.)

Der Briefwechsel Goethes mit Frau v. Stein. Freudentränen aus Palermo 514 515. Verändertes Wesen. Die Blumenmacherin Christiane Vulpius 515 516. Falsche Beschönigung des Verhältnisses; die Ehe „eine Synthese des Unmöglichen" 516—518. Bemühungen Goethes, Charlotte als Seelenführerin beizubehalten 519. Frau v. Stein entdeckt das Geheimnis und erkrankt. Christiane und die Römischen Elegien 519—521. Der Kaffee-Brief an Frau v. Stein als Abschluß der zehnjährigen Liebeskorrespondenz 521 522. Das Drama Dido 522 523. Charlotte über ihren Spitz 524. Die Römischen Elegien. Arbeit am Tasso 524 525. Virchow über Goethes erotische Botanik. Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären 526 527. Die Natur denkt und sinnt nicht mehr. Christianens erste Niederkunft 528. Goethe in Venedig. Venetianische Epigramme 529—531. Goethes Wirbeltheorie des Schädels 532. Rückkehr. Vollendung der gesammelten Werke. Abfälliges Urteil über die deutsche Literatur 532 533.

Zwölftes Kapitel.

Taſſo. (1780—1789.)

Das höfiſche Leben hindert Goethes Entwicklung zum Dramatiker; Charlotte als Dalila 534. Pſychologiſche Anhaltspunkte des Taſſo, des Schlußakkords zum Werther 535 536. Kampf zwiſchen Proſa und Poeſie. Verherrlichung des Hofes von Weimar 536. Entſtehungsgeſchichte des Taſſo 536 537. Bedeutung des Stoffes. Der hiſtoriſche Taſſo 537 538. Goethe zu ſubjektiv, um den Stoff echt dramatiſch zu behandeln. Vergleich mit Shakeſpeare und Calderon 538 539. Das Drama ein Salon- und Feſtſtück von höchſter Eleganz 539 540. Götz von Berlichingen darin völlig bekehrt. Vorzüge des Stückes 540. Skizze desſelben und Proben 540—548. Schiller und Körner über Goethes unglückliche häusliche Verhältniſſe 548 549. Rückblick 549—554.

Perſonenregiſter. 555

Erstes Buch.

Jugendleben.

(1749—1775.)

„Die Weltgeschichte, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne. Noch mehr aber quälte mich das Leben selbst, wo mir eine Magnetnadel gänzlich fehlte, die mir um so nöthiger gewesen wäre, da ich jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr, und also jeden Augenblick zu stranden Gefahr lief."

Goethe, Biographische Einzelheiten.

Erstes Kapitel.

Vaterstadt und Vaterhaus. Liberale Jugenderziehung.

(1749—1759.)

Johann Wolfgang Goethe erblickte das Licht der Welt zu Frankfurt a. M. am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf. Seine Familie gehörte nicht der älteren Bürgerschaft der freien Reichsstadt an [1].

Die Goethe (Göthe, Götte) stammen aus Sachsen und dem nördlichen Thüringen. Ein Hans Göthe, zuerst Gemeindevorsteher, bis 1656 in seinem Heimatsort Berka bei Sondershausen nachweisbar, später bis über 1671 vermutlich Kleinbauer, dann Branntweinbrennereibesitzer in Sangerhausen, verzog in den 1680er Jahren nach Artern im Mansfeldischen [2]. Sein Sohn, der Hufschmied Hans Christian Göthe [3], ein anscheinend intelligenter Mann, tritt hier im Jahre 1656 zum erstenmal auf. Er starb 1694 und hinterließ als ältestes Kind den am 7. September 1657 geborenen späteren Damenschneider Fridericus Georg Goethé [4], wie er sich in seiner Bittschrift um das Meisterrecht unterschrieb. Dieser kam nach dritthalbjährigem Aufenthalt in Frankreich, dem klassischen Lande der neuen Bekleidungskunst, nach Frankfurt, heiratete die Erbtochter des Schneidermeisters Lutz, übernahm dessen Geschäft und bewarb sich um das Stadtbürgerrecht. Er erhielt es am 28. Februar 1687, unter welchem Datum er ins Bürger-

---

[1] T. Knetsch (Goethes Ahnen, Leipzig 1908), der „in mühsamer Forschung" knapp 350 Personen, meist dem kleinbürgerlichen Stande angehörig, „anstatt fast einer halben Million Ahnen in 20 Generationen festgestellt" (S. 4), berichtet, er habe die Entdeckung gemacht, „daß ein Tröpflein Blutes von Lukas Cranach dem Älteren oder vom kursächsischen Kanzler Gregorius Brück und seinem Sohne Christian, der 1567 ein so schauerliches Ende fand, in Goethes Adern rann" (S. 4 f). Von dem Ehepaar August v. Goethe erfuhr Bernhard v. Beskow 1819, daß „die Familie Goethe eigentlich aus Schweden stammt, woher der Stammvater der deutschen Linie ausgewandert ist. Von welcher Provinz, wußten sie nicht" (Goethe-Jahrbuch XXVII 126).

[2] Friedrich Schmidt, Goethe's Vorfahren in Berka, Sangerhausen und Artern und des Dichters Beziehungen zu Artern, Allstedt, Tilleda und dem Kyffhäuser, Sangerhausen 1900, 4—12.

[3] Ebd. 12. [4] Ebd. 17 f.

buch eingetragen wurde: „Friederich Georg Göthe auß Adern im Manßfeldischen, Schneider, duxit filiam civis, iuravit den 28. Februar 1687, dedit Burgergelt fl. 15, in's Handtwerck fl. 4." [1]

Der Meister sprach französisch und war ein gereister, seines Handwerks wohlkundiger Mann. Über seinen Charakter hat man nur eine Aufzeichnung aus dem Tagebuch des Arztes Senckenberg, der nach dem Hörensagen 1733 notiert: der verstorbene Goethe sei „sonst ein artiger, aber hochmüthiger Kerl gewesen, die Musik wohlverstanden, aber über seinen Hochmuth von Sinnen gekommen" [2]. Er heiratete nach dem Tode seiner ersten Frau die Witwe Cornelia Schelhorn, geb. Walter, welche ihm nebst einem ansehnlichen Vermögen das Wirtshaus zum Weidenhof einbrachte. Er ward fortan Gasthalter und gelangte zu so hohem Wohlstand, daß er die höchste Steuerstufe, 15000 Gulden, erklomm [3]. Von den acht Kindern beider Ehen überlebten ihn als Fortsetzer der Familie nur zwei Söhne, Hermann Jakob aus erster, Johann Caspar aus zweiter Ehe. Der erstere wurde Zinngießer und kam 1747 als Mitglied der Handwerkerbank in den Stadtrat.

Johann Caspar Goethe, geboren 1710, wurde zu einer höheren Lebensstellung bestimmt, erhielt am Koburger Gymnasium die nötige Vorbildung, studierte, nachdem er ein Jahr in Gießen immatrikuliert gewesen, vier Jahre in Leipzig die Rechte und promovierte dann in Gießen am 30. Dezember 1738. Zuletzt ließ er sich noch, um Vorlesungen zu hören, am 25. Januar 1741 in Straßburg einschreiben [4]. Nachdem er hierauf eine Zeitlang am Reichskammergericht zu Wetzlar praktiziert hatte, durchreiste er zu seiner weiteren Ausbildung Italien und Frankreich. Ob er auch Holland besuchte, ist zweifelhaft [5]. Ein Bericht über diese Reise, der sich zum Teil erhalten hat, ist voller Klagen über die schweren Kosten und den endlosen Verdruß des Reisens. Dennoch war ihm diese Wanderfahrt später seine liebste Erinnerung.

„Niemand darf glauben", heißt es in seinem Bericht, „als ob die Antiquitäten alleine die Fremden so häufig nach Italien lokten, es kommt die Bildhauer-, Mahlerkunst und die Musik, anizo aber die hochgestiegene Mosaische Arbeit, die prächtige Kirchen, vortrefliche Kabinette, noch darzu, weil alles in solcher Vollkommenheit alhier angetroffen wird, daß man an andern

---

[1] G. L. Kriegk, Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung. Nebst einem Anhang über Goethe's Jugendzeit in Frankfurt a. M., Frankfurt 1869, 316.

[2] Ebd. 316. Vgl. auch das weit günstigere Urteil von R. Jung, Friedrich Georg Goethe, des Dichters Großvater. Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt 1899, 221 230 248.

[3] Schmidt, Goethes Vorfahren 17 f.

[4] A. Bielschowsky, Goethe (2 Bde) I[21], München 1910, 493.

[5] Ebd.

Orten nichts dergleichen mehr finden möchte, es müßte denn nur in einzeln Stüken bestehen. Doch auch dieses alles bestehet in einer bloßen Liebhaberey und trägt weder zur Glückseeligkeit des menschlichen Lebens noch zu einem reelen Entzwek, der schon unter dem ersten mit begriffen, etwas bei. — Genau gesagt ist es, daß man in ganz Europa vor sein Geldt nicht unbequemer und verdrießlicher reiset, als in besagtem Italien. Man bringt nichts mehr mit nach Hause als einen Kopf voller Curiosideten, vor welche man insgesammt, wenn man sie in seiner Vatterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwey baare Heller bekäme." [1]

Nach Hause zurückgekehrt, hoffte Herr Johann Caspar mit Rücksicht auf seine juristische und anderweitige vielseitige Bildung unter Verzicht auf die üblichen Emolumente, ohne die gebräuchliche Ballotage zu einem städtischen Amte zu gelangen. Doch die Hoffnung schlug fehl, und ziemlich verstimmt zog er sich völlig ins Privatleben zurück. Kunstliebhaberei und Sammelfleiß gewährten ihm einige Beschäftigung und Kurzweil in seiner durch pekuniäre Unabhängigkeit gesicherten Muße. Nicht ganz frei von Ehrgeiz, bewarb er sich bald um den Titel eines kaiserlichen Rats, eine Würde, mit der keinerlei Amtssorgen verbunden waren und die er auch am 16. Mai 1742 erhielt. Sechs Jahre später freite er, wie es scheint mehr aus Beweggründen der Ehre als der Liebe, um die Hand der erst siebzehnjährigen Tochter Katharina Elisabeth des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor und vermählte sich mit derselben am 20. August 1748.

Die Textors, ursprünglich Weber benannt, stammten aus Weikersheim am Einfluß des Vorbachs in die Tauber, in der Grafschaft Hohenlohe-Neuenstein-Öhringen [2], und zählten schon durch ein paar Generationen angesehene Juristen und Beamten an ihrer Spitze [3]. Am Ende des 17. Jahrhunderts nach Frankfurt übergesiedelt, gab die Familie der Stadt erst einen Konsulenten und ersten Syndikus [4], dann einen Obristen und Stadtkommandanten [5] und endlich den erwähnten kaiserlichen Rat und Schultheißen Dr jur. Johann Wolfgang Textor [6]. Der einzige Sohn dieses Mannes

---

[1] K. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, Leipzig 1847, 2. Vgl. den Aufsatz P. v. Bojanowskis, Johann Caspar Goethe in Venedig. Weimars Festgrüße zum 28. August 1899, Weimar 1899, 3—54, wozu die Handschrift vorlag, soweit sie unter dem Titel Viaggio per Italia erhalten ist.

[2] So wenigstens behauptet H. Düntzer, Goethes Stammbäume, Gotha 1894, 2.

[3] Ebd. 2 ff. [4] Johann Wolfgang 1702. [5] Johann Nikolaus.

[6] Der Arzt Senckenberg meldet von diesem Manne wenig Erbauliches: er sei in jüngeren Jahren grober Ausschweifung ergeben gewesen, habe sich sogar des Ehebruchs schuldig gemacht, auch in älteren Tagen noch der Schlemmerei, der Trunksucht und Bestechlichkeit gehuldigt. Er gehörte wie Max v. Lersner zu den „Aufgeklärten" im Rat, welche französischen Modeflitter der alten bürgerlichen Einfachheit vorzogen,

ward wieder Jurist und Frankfurter Schöffe; von den Töchtern heiratete die älteste den Rat Goethe, die zweite den Materialienhändler Melber, die dritte den Prediger Stark, den Verfasser vieler Erbauungsschriften und geistlichen Lieder; die vierte scheint unvermählt geblieben zu sein. So stand der Rat Goethe durch seine Verwandtschaft mit den höheren und niederen Kreisen der Bürgerschaft, mit Rat und Geistlichkeit, Handel und Handwerk in Fühlung. Die Würde des Stadtschultheißen aber goß über die ganze Familie einen gewissen aristokratischen Glanz aus, um so mehr, da er 1745 von Maria Theresia eine goldene Kette mit ihrem Bildnis erhalten hatte, und als dem Rat Goethe am 28. August 1749 sein erster Sohn geboren ward, erhielt derselbe, dem Großvater und der Familie zu Ehren, die Namen Johann Wolfgang[1].

Katharina Elisabeth Textor war kaum den Mädchenjahren entwachsen, als sie dem fast vierzigjährigen feierlichen Rate angetraut wurde, ein jugendlich fröhliches Wesen, unverwüstlich guten Humors, gesprächig, lebendig, nicht ohne feinere Bildung, eine treffliche Märchenerzählerin, eine muntere Dichternatur und dabei eine wackere, praktische Hausfrau, die überall selbst Hand anlegte, ohne Arroganz, Ziererei und böse Zunge. Wenn auch ihr Charakter von den Verehrern Goethes später allzu günstig ausgemalt worden ist: daß er ein recht glücklicher war, läßt sich nicht bezweifeln.

„Ordnung und Ruhe", so beschreibt sie sich später selbst in einem Briefe an Fritz v. Stein, „sind Hauptzüge meines Charakters; daher tu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rate des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte." „Ich habe die Gnade von Gott", schreibt sie an Frau v. Stein, „daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, wes Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen

---

ohne Krägelchen im Römer erschienen. „Sie liebten Plaisanterie, wollten die alten ehrlichen Bürger exterminieren und dagegen lüderliche, voluptueuse, unachtsame Bürger und Lumpen haben, die keine Ehre hätten, sich hudeln und wie Esel traktieren ließen" (Kriegk, Die Brüder Senckenberg 344 ff). Vgl. dagegen Düntzer, Goethes Stammbäume 40—48.

[1] Vgl. für das Folgende: H. Weismann, Aus Goethe's Knabenzeit, Frankfurt 1846. — W. Stricker, Goethe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt, Frankfurt 1862. — O. Volger, Goethe's Vaterhaus[2], Frankfurt 1863. — J. G. Battonn, Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt, herausg. von L. H. Euler, Frankfurt 1861 bis 1875. — Maria Belli-Gontard, Lebenserinnerungen, Frankfurt 1872. — Vgl. auch H. Pallmann, Das Goethehaus in Frankfurt am Main, Frankfurt 1889. — F. Quilling, Frankfurt und dessen Umgebung zu Goethes Jugendzeit, in Frankf. Zeitung 1899, Nr 238, 2. Morgenblatt.

ist; ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dieß behagt allen Evenssöhnen und Töchtern, demoralisire Niemanden, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der den Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." [1]

Diese Urgemütlichkeit war aber wie die starke, so auch die schwache Seite ihres Charakters. Sie nahm dieselbe allzusehr zum Maßstab, hielt sich die ernsteren Ziele des Lebens aus dem Sinn, urteilte in sittlichen Dingen, wenn auch nicht ganz wie „der Gevatter Wieland", doch mit unziemlicher Leichtfertigkeit und floh die Erinnerung an alles Peinliche und an den Tod wie der Abergläubische den Anblick einer Kreuzspinne. Als ihr Mann alterte und sie ziemlich vereinsamt stand, suchte sie Trost und Freude im Theater. Das bißchen Bibellesen und Sonntagspredigt, das sie in ihrer Jugend als Religion mit auf den Weg bekommen, reichte eben nicht aus, ein Menschenherz zu befriedigen. Dem Kreuz aber ging diese Art von Religion so viel wie möglich aus dem Wege [2]. Der Glaube an Christi Genugtuung genügte ja nach der protestantischen Auffassung, und so handelte es sich im Grunde nur darum, sich das Leben hienieden möglichst erträglich einzurichten [3].

Das war nun für die junge Frau eigentlich keine so große Kunst. Galt auch der Herr Rat als ein etwas ernster, in sich gekehrter Mann, so war er doch sehr liebevoll gegen Frau und Kinder, ein guter Hausvater,

---

[1] A. Köster, Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben (2 Bde) I[4], Leipzig 1908, 137 150 f. Vgl. R. Keil, Frau Rath, Leipzig 1871, 225 245.

[2] J. Höffner (Frau Rat Elisabeth Goethe, geb. Textor, Bielefeld und Leipzig 1908, 125) macht darauf aufmerksam, „wie wenig ihr unverwüstlicher Humor standhält, wenn sie persönlich unter dem Ernst des Lebens leidet". „In Summa ist sie, wie sie selbst erklärt, ‚keine Heldin'. Es scheint nötig, neben der zügellosen Begeisterung, in die die literarische Welt schon bei dem Namen der Frau Rat gerät, auch einmal dies zu betonen" (S. 4 f). — „Die überschwengliche Schwärmerei, welche sie als Backfisch für Kaiser Karl VII. mit den schönen melancholischen Augen hegte, zeigt uns, woher der Sohn die Anlage zu seinen Liebesexaltationen hatte. In exaltierter Stimmung finden wir die Frau Rath Goethe auch als 57jährige Frau wieder. Sie wurde hervorgerufen durch den Schauspieler Unzelmann, der 1788 unerwartetet Frankfurt verließ. Unzelmann war ein besonderer Liebling der theaterfreundlichen Frau, und es ist nicht zu verkennen, daß sich in die Bewunderung für den Künstler eine Art Verliebtheit hineinzog" (A. Rechansky, Goethe-Vorträge. I. Aus dem Leben der Frau Rat. Chronik des Wiener Goethe-Vereins XXIV 19). — Französischen Forschern erscheint der Charakter von Frau Rat als ausgesprochen französisch. Vgl. P. Bastier, La mère de Goethe, Paris 1902.

[3] Vgl. B. Suphan, Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, Christiane und August v. Goethe, Weimar 1889.

ohne Knauserei, wie auch dienstfertig und zuverlässig denen gegenüber, die ihn als juristischen Berater aufsuchten, in allen seinen Anschauungen gemäßigt konservativ. Er bemühte sich besonders, seiner Frau Freude zu bereiten, wo er nur immer konnte[1]. Das alte Haus am Hirschgraben, wenn auch etwas dunkel und winkelig, war doch behäbig, wohnlich und gut ausgestattet. Geld, Wohlstand, ein wenig Luxus, nichts fehlte, obwohl die Familie nicht eigentlich ein Haus machte. Das wäre vielleicht auch noch gekommen; vorläufig ließ der Herr Gemahl die Frau Rat Italienisch, Singen und Klavierspielen lernen.

Bei der Geburt ihres ersten Kindes schwebte sie einige Zeit in großer Lebensgefahr; Wolfgang kam sehr schwächlich, mit schwärzlichem Gesichte, zur Welt. Doch waren beide bald gerettet, und nun begann ein frohes Leben. Selbst die alte Großmutter schien sich zu verjüngen; der gestrenge Herr Rat wurde zugänglicher und gemütlicher. Das Kind wuchs heran zum fröhlichen, geistvollen, zu den höchsten Erwartungen berechtigenden Knaben, dem man nie genug erzählen und erklären konnte. Um seinen Wünschen zu genügen, mußten Mutter und Großmutter immer neue Märchen ersinnen.

„Ich konnte nicht ermüden, zu erzählen", berichtete die Frau Rat an ihrem Lebensabend der jungen Bettina Brentano, „so wie er nicht ermüdete, zuzuhören. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll, und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh ich meine Wendung genommen hatte: Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin

---

[1] Daß auf diese seine Güte gegen sie wohl nicht zum wenigsten der Frohsinn und Lebensmut der Frau Rat zurückzuführen, betont mit Recht Felicie Ewart, Goethes Vater, Hamburg 1899, 15. — Elisabeth Mentzel (Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer, Leipzig 1909, 15) würdigt „die seltene Treue und sorgsam prüfende Überlegenheit, die in der gesamten Fürsorge des Vaters bei der Erziehung und Ausbildung seiner beiden Kinder, in erster Reihe des Sohnes, zum Ausdruck gelangte". Vgl. Dies., Der Frankfurter Goethe, Frankfurt 1900, 18—19. — Malgré toutes ses manies et petitesses, l'influence du père sur le fils fut la plus heureuse et la plus durable (Bastier, La mère de Goethe 28). — Es „offenbart sich uns ein Geist", urteilt C. Ruland (Des Herrn Rath Haushaltungsbuch. Weimars Festgrüße zum 28. August 1899, 57—92), „der sich keiner an ihn herantretenden begründeten Anforderung entzog, der für die verschiedensten Dinge Interesse, für Bedürftige eine offene Hand hatte" (S. 71). — H. Krüger-Westend (Goethe und seine Eltern, Weimar 1904, 12) macht bei Besprechung des Liber domesticus noch besonders darauf aufmerksam, daß des Vaters Goethe jährliche Durchschnittsausgaben 2570 fl. betrugen, während Goethe in Leipzig als Studiosus monatlich 200 Mark bekam. Vgl. noch ebd. S. 9 ff; ferner E. Engel, Goethe. Der Mann und das Werk, Berlin 1910, 17 ff.

heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen tot schlägt. Wenn ich neuen Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt; wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hasts geraten, so ists gekommen, da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle; und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verriet. So hatte ich die Satisfaktion, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden, meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen, und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall." [1]

„Oft sah er nach den Sternen", erzählt Bettina in ihrer gewohnten enthusiastischen Weise, „von denen man ihm sagte, daß sie bei seiner Geburt eingestanden haben; hier mußte die Einbildungskraft der Mutter oft das Unmöglichste tun, um seinen Forschungen Genüge zu leisten, und so hatte er bald heraus, daß Jupiter und Venus die Regenten und Beschützer seiner Geschicke sein würden; kein Spielwerk konnte ihn nun mehr fesseln, als das Zahlbrett seines Vaters, auf dem er mit Zahlpfennigen die Stellung der Gestirne nachmachte, wie er sie gesehen hatte; er stellte dieses Zahlbrett an sein Bett und glaubte sich dadurch dem Einfluß seiner günstigen Sterne näher gerückt. Er sagte auch oft zur Mutter sorgenvoll: Die Sterne werden mich doch nicht vergessen und werden halten, was sie bei meiner Wiege versprochen haben? — Da sagte die Mutter: Warum willst du denn mit Gewalt den Beistand der Sterne, da wir andere doch ohne sie fertig werden müssen? Da sagte er ganz stolz: Mit dem, was anderen Leuten genügt, kann ich nicht fertig werden. Damals war er sieben Jahre alt." [2]

Dem Kleinen fehlte es an nichts, was nur irgend einem reichen Bürgerkinde Freude und Belehrung gewähren konnte. Ein guter Tisch und schöne Kleider, Bilderbücher und Spielzeug aller Art, Kurzweil und Gesellschaft, alles war geboten in Hülle und Fülle. Der erste Unterricht ging Hand in Hand mit dem Spiele, die biblische Geschichte mit Märchen und Stadtgeplauder, und alles zusammen ward in buntem Durcheinander auf das

---

[1] W. v. Biedermann, Goethes Gespräche. Neu herausgegeben von Fl. Frhrn v. Biedermann I, Leipzig 1909, 3. [2] Ebd. S. 4.

Puppentheater gebracht, das Großmama ihrem Enkel geschenkt hatte. Des Vaters Liebhabereien, Mineralien, Seltenheiten, Bilder und Kupferstiche, bildeten nicht nur früh des Knaben Blick, sondern erweckten auch Wißbegier, Interesse für das Schöne und Seltene, Lust zu sammeln und zu ordnen. Im Hause des Großvaters bekam er die ersten Ahnungen von stadtmagistratlicher Majestät und von der Würde, welche sich von dieser auf sein eigenes Persönchen verbreitete. Pietistische Freundinnen der Mutter brachten ihm fromme Sprüche und Verslein bei; Freunde des Vaters, meist wunderliche Junggesellen, prädestinierten das Kind zu den verschiedensten Berufen und regten es zum Bauen von Luftschlössern an, während es durch seine Eltern mit den geschichtlichen Herrlichkeiten Frankfurts, bald auch durch lose Gespielen mit dem bunten Jahrmarktstreiben der geschäftigen Stadt bekannt ward.

Wie die Mutter, so war im ganzen die erste Erziehung — jugendlich, froh, spielend, nicht ganz ohne Religion, aber ohne alle religiöse Tiefe. Was die junge Frau von biblischer Geschichte wußte, das erzählte sie ihrem Kinde: es war aber nicht viel und nicht von einem klaren, lebendigen Glauben getragen. Sie scheint mehr bei den idyllischen Patriarchengeschichten des Alten Testaments verweilt zu haben als bei der Lehre, dem Leben und Tode des Gottessohnes. Wenigstens fanden jene eine lebhaftere Aufnahme und nachhaltigere Zuneigung. Reich war sie an praktischen Sprüchen und Sprichwörtern, guten Einfällen und wohlangebrachten Lehren; aber bei allem mußte etwas Witz und Humor sein, und bei all diesem Witz und Humor ward das Kind, der Liebling aller, zum „Hätschelhans".

Goethe selbst charakterisierte später den Einfluß des Vaterhauses auf den Knaben und Jüngling in den bekannten klassischen Versen:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?"

Von den weiteren drei Kindern, mit welchen die Ehe gesegnet war, starben zwei in früher Jugend. Um so mehr vereinigte sich Liebe und Aufmerksamkeit der Eltern auf Wolfgang und seine um ein Jahr jüngere Schwester Cornelia, geboren am 7. Dezember 1750, welcher der Bruder leidenschaftlich

zugetan war und mit der er von 1752 bis 1765 durch acht Lehrer und zwei Lehrerinnen teilweise gemeinschaftlich unterrichtet wurde [1]. Drei Jahre verbrachte Wolfgang in der Hoffschen Spielschule [2], worauf er von Anfang April 1755 bis Januar 1756 die Schellhafferſche Elementarschule besuchte [3], sodann an den Blattern erkrankte und bis in den Herbst keinerlei Unterricht genoß [4]. Cornelia trat im Mai 1756 in die höhere Schule des französischen Zeichenmeisters Roland ein [5]. Privatunterricht empfingen die Kinder am längsten vom Kalligraphen Thym, der seit Mitte Oktober 1756 den wiedergenesenen Wolfgang erst im Schreiben, dann im Rechnen, in Geographie und Geschichte unterwies [6]. Dazu trat 1757 lateinischer Unterricht durch Kandidat Scherbius [7], wobei der Vater eifrige Beihilfe leistete und sich hauptsächlich bemühte, Wolfgang praktisch zum Reden und Schreiben anzuleiten. Am französischen Unterricht durch Demoiselle Gachet, der gleichzeitig begann [8], beteiligte sich auch die inzwischen aus dem Rolandschen Institut wieder ausgetretene Cornelia.

Mit Unterbrechungen leitete dann der Kupferstecher Eben Wolfgang von Herbst 1758 bis Mitte Oktober 1761 zum Zeichnen an [9], während der Klavierlehrer Bismann ihn von Ende Mai 1763 wahrscheinlich bis zum Abgang zur Universität, Cornelia aber bis zu ihrer Vermählung unterrichtete [10]. Von Juni 1762 ab nahmen Vater und Kinder gemeinsam die englischen Stunden bei Schade, von denen Goethe in „Dichtung und Wahrheit" erzählt [11]; von Februar 1764 wurden diese durch gesellige Zusammenkünfte mit Schülern der Pfeilschen Pension ergänzt, die im Goetheschen Hause stattfanden [12]. Dazu kam etwas Italienisch, Griechisch und sogar Hebräisch.

Bei aller bureaukratischen Genauigkeit gab Rat Goethe den Wünschen seines kleinen, stets unruhigen, nach Neuem verlangenden Athenienſers viel nach. Für die Mineralien, Raritäten, Kupferstiche und Gemälde des Vaters war übrigens bei Wolfgang weit mehr Interesse vorhanden als für Geschichte und Geographie. Zu Musik und Mathematik fühlte er sich nicht sonderlich hingezogen, um so mehr zum Zeichnen [13], was dem Vater nicht

---

[1] E. Mentzel, Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer 8. Sie fußt hauptsächlich auf dem Liber domesticus des Herrn Rat und äußert (S. 1), daß die seitherige Annahme von der „unterrichtlichen Tätigkeit des Vaters nicht aufrecht erhalten" werden könne.

[2] Ebd. 27—33. [3] Ebd. 35 ff. [4] Ebd. 52. [5] Ebd. 83 f.

[6] Ebd. 98. [7] Ebd. 101. [8] Ebd. [9] Ebd. 163.

[10] Ebd. 248 f. [11] Ebd. 267. [12] Ebd. 319 f.

[13] „Als Knabe war er sehr ernsthaft", berichtet J. J. v. Gerning, „und ärgerte sich, wenn seine Gespielen, die er oft hofmeisterte, Polissonnerien begingen. So war er in einer gemeinschaftlichen Zeichenstunde der Fleißigste. Hüsgen aber, noch jetzt

gerade mißfiel. Worauf dieser aber am meisten drang, waren schöne, saubere Schrift, Pünktlichkeit, Ordnungssinn, Anstand, pflichtschuldige Beobachtung guter Formen. Der Reihe nach ließ er dann Tanz-, Fecht- und Reitunterricht hinzutreten, um seinem Sohne die größtmögliche Kalokagathie zu verleihen. Auch der Poesie war er keineswegs abgeneigt. Die deutschen Dichter, welche sich des Reimes bedienten, liebte er sogar und hatte sie in schönen Halbfranzbänden in seiner Bibliothek stehen; so Gellert, Haller, Hagedorn, Canitz, Drollinger, Creuz. Klopstocks „Messiade" dagegen schloß er des Hexameters wegen von seiner Poetenrepublik aus. Rat Schneider indes, ein Hausfreund der Familie, dem das Gedicht als ein köstliches Erbauungsbuch galt, schmuggelte sie ins Haus ein; die Mutter las sie mit Andacht, und die Kinder lernten ganze Stellen daraus auswendig und deklamierten besonders die Flüche und Verwünschungen der verdammten Geister con furore.

In behaglicher Anschaulichkeit erzählte später Goethe von dem bösen Ende, das diese Rezitationen genommen: „Es war ein Samstagsabend im Winter — der Vater ließ sich immer bei Licht rasiren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir saßen auf einem Schemel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen; meine Schwester packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leise genug, aber doch mit steigender Leidenschaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst,
Ungeheuer, dich an! Verworfner, schwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes!...
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß ist stechender Jammer!

„Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme rief sie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt!...

„Der gute Chirurgus erschrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht des Unglücks das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasiren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet

---

ein Kunstkenner in Frankfurt, war immer unfleißig und aß Wecken. Da rief Goethe immer: Der Hüsgen frißt Wecken! Auch war er Schiedsrichter, wenn sich die andern bei den Perücken zerrten, die damals die Knaben noch trugen" (v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 5).

hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht auf's neue hätte verrufen und verbannen sollen." [1]

Mehr Gnade fanden dagegen Ovids „Metamorphosen" und Fénelons „Telemach", „Robinson Crusoe" und „Ansons Reise um die Welt", sowie die deutschen Volksbücher „Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden" [2]. Bei Onkel Stark, einem Prediger, lernte der kleine Poet zuerst den Dichtervater Homer in einer Prosaübersetzung kennen. Die Begebenheiten gefielen ihm unsäglich; nur mißfiel ihm, daß das Werk mit dem Tode Hektors endige und nichts von der Eroberung Trojas mitteile. Der Oheim verwies ihn auf Vergil, der dann seiner Forderung vollkommen Genüge tat.

So bis zu den Universitätsjahren im Schoße einer feingebildeten Familie, ganz außerhalb des steifen Reglements der orthodoxen Gymnasien, unter Aufsicht eines kunstliebenden Juristen und Privatiers und auch etwas an der Schürze einer gemütlichen Mutter, mußte der an sich schon weichere harmonische Geist des jungen Goethe eine wesentlich andere Richtung nehmen als der durch Entbehrung, Druck, Schulzwang abgehärtete, aber auch zum Widerspruch aufgestachelte Charakter Lessings.

Gervinus schreibt es dieser häuslichen Privaterziehung zu, daß Goethe „das Bestreben der Massen nie habe achten lernen", von „Geschichte und Epos" nie in bedeutendem Grade gefesselt worden sei [3]. Mag ersteres richtig sein, letzteres wohl nur mit Beschränkung zutreffen, in religiös-sittlicher Hinsicht wäre der Besuch des damaligen Gymnasiums kaum etwas Besseres als eine Charybdis gewesen. Denn eine Skylla war die Erziehung, die er wirklich erhielt, nicht so sehr durch die Schuld der Eltern als durch das Ungenügende ihres religiösen Bekenntnisses und durch die allgemeine Zersetzung, in der sich damals der Protestantismus befand [4]. Sie waren im

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVI 123—126.

[2] Ebd. 50 f.

[3] Gervinus-Bartsch, Geschichte der deutschen Dichtung IV[5], Leipzig 1873, 557.

[4] Was die damaligen religiösen Zustände Frankfurts anbelangt, so handhabte die lutherische Konfession ihr Zepter als ausschließliche Staatsreligion mit solcher Strenge, daß der Hamburger Pastor Goeze dem Rate in einem eigenen Dankesschreiben dazu gratulierte: in Frankfurt lebe noch der rechte Gott! Die Reformierten konnten, obwohl reich und angesehen und sogar vom Kaiser unterstützt, zu keiner eigenen Kirche kommen (vgl. A. Menzel, Deutsche Geschichte XI 63—71). Die Katholiken konnten zu keiner öffentlichen Anstellung, nicht einmal zu der eines Nachtwächters gelangen (G. L. Kriegk, Deutsche Culturbilder aus dem 18. Jahrhundert, Leipzig 1874, 103 105—108. — S. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II., Wien 1868, 432). Die Juden hatten noch ihr eigenes Ghetto

Lutheranismus aufgewachsen, ohne sich in dessen Bekenntnistheologie zu vertiefen. Der kaiserliche Rat hatte zu viel Weltbildung, um ein Stockprotestant zu sein. Von den Ländern, die er bereist, hatte ihm keines so wohl gefallen als das schöne Italien, und von den Sprachen, die er gelernt, klang ihm keine so traut als das Idiom Petrarcas. Bilder von Rom, der Peterskirche, der Engelsburg, des Kolosseums, schmückten einen seiner Vorsäle, und der sonst schweigsame Herr wurde begeistert und beredt, wenn er jemand fand, dem er die Kunstherrlichkeiten der katholischen Weltstadt zeigen konnte. Anderseits war er aber auch kein Aufklärer oder Aufgeklärter in dem damaligen Sinne. Gewohnheit, Pünktlichkeit, treue Beobachtung des allgemeinen Konventionellen waren ihm gewissermaßen zur andern Natur geworden, und so nahm er auch am Gottesdienste teil und hielt auf die spärlichen übrigen Religionsbetätigungen, die sein Bekenntnis erheischte.

„Ich und mein Bruder", schreibt Goethe[1], „sind heute morgen ein wenig vor Sieben Uhr aufgestanden, und hat uns niemand aufgeweckt. Und nachdem uns die Magd gekämmt, haben wir mit gefaltenen Händen und gebogenen Knien das Morgengebet gesprochen."

„Es versteht sich von selbst", heißt es in „Dichtung und Wahrheit", „daß wir Kinder, neben den übrigen Lehrstunden, auch eines fortwährenden und fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Deßwegen ergaben sich gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche. Es ent-

(W. Stricker, Goethe und Frankfurt a. M., Berlin 1876, 9). Trotz dieser Intoleranz gegen die andern Konfessionen zählte der Materialismus in der Frankfurter vornehmen Welt viele Anhänger, welche Tugend und Recht als eine Chimäre verlachten. Diese hatten sich entweder ihre Bildung in Paris geholt oder sich in Deutschland mit französischer „Bildung" bekannt gemacht. „Die große Mehrheit", sagt Kriegk, „war scheinbar religiös, d. h. kirchlich und äußerlich fromm, dabei im Herzen ebenso egoistisch, im Leben ebenso ehrgeizig, herrschsüchtig, habgierig und dem sinnlichen Genusse fröhnend als jene. Ihnen diente die Kirche als ein Mittel, die größten Gegensätze, nämlich die höchsten Güter und die niedrigsten Leidenschaften, miteinander zu vereinigen" (Kriegk, Die Brüder Senckenberg 45 f). Von diesen „Kirchen-Christen", wie Senckenberg sie nennt, schieden sich von Zeit zu Zeit Pietisten und Inspiraten aus, erstere meist eigensinnige Köpfe, „Spitzbuben, die sich dafür als Heilige ausgeben" (ebd. 229). Vgl. die trefflichen Artikel von J. Janssen „Aus dem reichsstädtischen Leben im vorigen Jahrhundert", in Alte und Neue Welt, 11. Jahrg. (1875) 539 ff.

[1] Exercitia privata Mense Ianuario 1757. M. Morris, Der junge Goethe (neue Ausgabe in sechs Bden) I, Leipzig 1909, 7—8. Die Weimarer Ausgabe (1. Abt. XXXVIII 200) hat nur die Titelangabe.

standen die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu sein schien.

„Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen: denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien theilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbständigkeit." [1]

Aber nicht nur Pietisten und Pietistinnen, wie das als „schöne Seele" so berühmt gewordene Fräulein v. Klettenberg, besuchten häufig die Goethesche Familie, sondern auch Orthodoxe, Halborthodoxe, Toleranz- und Unionsmänner, wie der Schriftsteller Johann Michael v. Loen, Indifferente und aufgeklärte Ungläubige. Schon als das Erdbeben von Lissabon 1755 ganz Europa mit Schrecken erfüllte, drangen dem aufmerksamen Knaben nicht bloß die apokalyptischen Betrachtungen der Gottesfürchtigen und die Strafpredigten der Geistlichen zu Ohren, sondern auch die Trostgründe der „Philosophen". „Betrachtungen aller Art über das Erdbeben von Lissabon wurden in Gegenwart der Kinder vielseitig besprochen", erzählte die Frau Rat der Bettina Brentano, „die Bibel wurde aufgeschlagen; Gründe für und wider behauptet; dies alles beschäftigte den Wolfgang tiefer als einer ahnen konnte, und er machte am Ende eine Auslegung davon, die alle an Weisheit übertraf. Nachdem er mit dem Großvater aus einer Predigt kam, in welcher die Weisheit des Schöpfers gleichsam gegen die betroffene Menschheit verteidigt wurde und der Vater ihn fragte, wie er die Predigt verstanden habe, sagte er: Am End mag alles noch viel einfacher sein als der Prediger meint, Gott wird wohl wissen, daß der unsterblichen Seele durch böses Schicksal kein Schaden geschehen kann." [2]

Das Kreuzfeuer der religiösen Gegensätze nahm aber nicht ab, sondern zu. Niemand vermittelte sie dem jugendlichen Geiste, niemand bot ihm Besseres, als er, unbefriedigt von dem flachen Religionsunterricht, die Schwingen seines Geistes unwillkürlich zu höherem Fluge entfaltete. Brachten ihn die Erzählungen des Alten Testamentes auf den Gedanken, Gott

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVI 62 f. Vgl. J. Minor, Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland, Stuttgart und Berlin 1904, 35 ff. — Interessant ist eine Äußerung Goethes bei Besprechung des „Simplizissimus" am 17. Dezember 1809: „Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein bei den Protestanten" (Goethes Werke, WA 1. Abt. XLII, 2, 152).

[2] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 4.

Rauchopfer darzubringen, so verpönte sein Katechismus dagegen das Opfer des Neuen Bundes als Götzendienst. Sprach ihn die Poesie des Alten Bundes mächtig an, so fand er diejenige des Neuen zugleich mit der Sichtbarkeit der Kirche von dem prosaischen Besen des „reinen Evangeliums" hinweggeräumt. Auch die ganze schöne Welt der alttestamentlichen Offenbarung kam ins Wanken, als die den Knaben rings umflutende Atmosphäre des Zweifels immer mächtiger auf ihn eindrang. Durch neugieriges Studium des hebräischen Grundtextes sollte sie in etwa gerettet werden [1]. Es war aber eine traurige Gestalt, in welcher die Wissenschaft dem erschütterten Bibelglauben zu Hilfe kam — der Gymnasialdirektor Albrecht nämlich, nach Senckenberg ein lächerlicher, stets räuspernder Pedant von äsopischem Äußern, schimpfselig wie ein Fuhrmann und skeptisch wie sein Lieblingsautor Lucian [2]. Statt die Glaubenszweifel des Knaben zu lösen, brach er über dieselben in schallendes Gelächter aus und verwies ihn auf bestaubte Foliobände, deren Zahl und Größe schon abschreckend wirken mußten. Eine solche Karikatur der Theologie untergrub vollends das Ansehen dieser Wissenschaft im Geiste des jugendlichen Zweiflers. Was ihm von der Bibel und dem Bibelstudium blieb, war die ergreifende Poesie des ehrwürdigen Buches — das menschlich Schöne, das sich darin darstellt, ein vages religiöses Gefühl, das sich daran heftete wie an ein altes, teures Familienerbstück, das man noch aufbewahrt, obwohl es längst aus der Mode gekommen. Genährt ward dieses Gefühl des jungen Poeten durch die pietistische Freundin seiner Mutter, Fräulein v. Klettenberg, deren weiches, sanftes, glaubensseliges Wesen ihn beruhigte und mächtig anzog. Vielleicht auch unter dem Einfluß dieser „Heiligen", die ihre „Tugend" unter den feinen Formen höherer Weltbildung verbarg, verfaßte er ein langes Epos über den ägyptischen Joseph in Prosa nach dem Vorbild

---

[1] Nach E. Mentzel (Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer 222) war „der eigentliche Grund der Beschäftigung des jungen Goethe mit dem Hebräischen der Wunsch, sich dadurch das ihn ungemein fesselnde Judendeutsch besser anzueignen. Ungefähr zur selben Zeit nahm er" (bei Christamicus) „ja auch Unterricht in dieser ‚barocken' Sprache. Von seiner eigentlichen Absicht verriet aber der Schüler dem Lehrer nichts".

[2] Wie seine Schüler, so regalierte er auch seine Kollegen mit den trivialsten Schimpfwörtern, auch vor den Zöglingen. In Eingaben an die Schulbehörde wurde er der Parteilichkeit geziehen. Er soll auch am Gymnasium Holz gestohlen und unterm Mantel nach Hause getragen haben. Die Disziplin an der Anstalt war in argem Verfall (bei Kriegk, Culturbilder 138 ff). Vgl. E. Mentzel a. a. O. 210—238. Sie charakterisiert (S. 234) Albrecht auffallend milde als „Original aus dem höheren Lehrerstande der rationalistischen Epoche, jedoch ohne die Engherzigkeit und Unfreiheit vieler seiner damaligen Berufsgenossen", das „kein höheres Ziel gekannt habe als die zeitgemäße Förderung der ihm anvertrauten Jugend" (S. 235).

Mosers, sowie geistliche Oden und Gedichte, von denen sich jedoch keines erhalten hat.

„Wo ich ging und stund", sagt Goethe selbst über diese „alten Sachen", „machte ich Plane, und wo ich mich beiseite stehlen konnte, schrieb ich Verse." Ganz geendet fanden sich nach seiner Mitteilung nur drei bis vier Stücke, mehrere aber größtenteils vollendet, und „angefangen eine ganze Schar". Er meinte, man werde sich wundern, daß er „die Feinde Gottes als Hauptpersonen" auftreten lasse, doch sei das „in der rechtgläubigsten Absicht" geschehen, und die Propheten, Träume und Ahndungen hätten ihnen keine ruhige Stunde gelassen, „bis ihnen der fünfte Akt den Fang gab". „Jesabell" und „Belsazar", welch letzteren er als „feinen jungen Herrn" dargestellt, hätte er um „des Abgeschmackten" willen gewählt. Zuletzt versicherte er, daß er seine bisherigen Arbeiten verachte, „wie Leute, die niemand schätzt, weil sie viel schwätzen und wenig tun" [1].

Zweites Kapitel.

Die Franzosen in Frankfurt. Der Gretchenroman. Goethes Konfirmation und ihre Folgen.

(1759—1765.)

Inzwischen hatte der Siebenjährige Krieg (1756—1763) schon längst das behagliche Stilleben der Familie unterbrochen. Der Großvater stellte sich auf die Seite Österreichs, der Vater auf seiten Preußens, wie die Mehrheit der Frankfurter Bürgerschaft. Diese erblickte in der Sache Preußens zugleich diejenige des Protestantismus und des Vaterlandes, da das katholische Österreich, wie ihr schien, bloß für seine Hausmacht kämpfte — eben katholisch war und zudem noch den „Erbfeind", die Franzosen, als Verbündete wider den großen „deutschen" König ins Feld gerufen hatte. Ihre Begeisterung für Preußen, ihre Abneigung gegen Österreich war deshalb eine sehr lebhafte; sie wollte in dem Bruderkrieg zum wenigsten nach Friedrichs Wunsch neutral bleiben und ihre Neutralität nötigenfalls mit den Waffen behaupten. Ein gewaltiger Sturm der Erbitterung erhob sich daher,

---

[1] Im „Urmeister", dem ersten fragmentarischen Entwurf der „Lehrjahre". Vgl. G. Billeter, Goethe. Wilhelm Meisters theatralische Sendung, Zürich 1910, 85 ff. Siehe das. S. 80—81 achtundzwanzig und S. 89—91 vierundvierzig Alexandriner aus „Belsazar". — Vgl. auch H. Mayne, Der „Wilhelm Meister" und der große Züricher Goethe-Fund, in Deutsche Rundschau 1909—1910, Nr 15, S. 177—179. — O. Pniower, Goethes Werke, Cottas Jubiläumsausgabe XV 327.

als am 2. Januar 1759 die Franzosen unter dem Vorwande bloßen Durchzugs sich gewaltsam der Stadt bemächtigten.

Es wurde bisher fast allgemein angenommen, daß es sich dabei nicht um einfache Überrumpelung, sondern um ein unter Mitwissen und Beihilfe von acht Ratsmitgliedern ins Werk gesetztes Komplott gehandelt habe. Unter diesen Ratsmitgliedern wurden auch der Stadtschultheiß Textor und Erasmus Senckenberg genannt. Diese Annahme ist indes immer noch nicht durch „rechtschaffene Beweise" erhärtet [1].

Dem preußisch gesinnten Teil der Bürgerschaft soll der Handstreich als schändlichster Verrat gegolten haben. Der Arzt Senckenberg läßt es in seinem Bericht zwischen Rat Goethe und seinem Schwiegervater darob sogar zu tätlicher Feindseligkeit kommen. „Am 1. April 1760", sagt Senckenberg, „passirte, daß Mr Thorane, lieutenant du roi, der bei Rath Göthe, genero sculteti Textoris, im Hause liegt, demselben mit Gemälden alle Zimmer wegnahm und sie sehr einschränkte. Er beschwerte sich gegen socerum Textorem, der aber ihn nicht hörte und sagte, er solle es hinnehmen. Bald darauf hielte Textoris Tochter, Pfarrin Starckin, Kindbett, und waren bei der Mahlzeit in Pastoris Hause Textor et gener Goethe. Da redeten sie von dieser Materie, und Textor gab Göthen keine guten Worte. Dieser wild sagte: er verfluche das Geld, so Textor die Stadt den Frantzosen zu verrathen genommen habe, wolle nichts davon (am Rande steht noch beigeschrieben: und verfluche die, so sie hereingelassen). Textor warf ein Messer nach ihm, Göthe zog den Degen. Pastor Starck wurde über diese Begebenheit damahl aus Schrecken krank. Pfarrer Claudi, so dabei war, stifftete Frieden . . . Vera est historia etc." [2]

„Kriegk in seiner mehrerwähnten Veröffentlichung", bemerkt hierzu Schubart [3], „hat aus dem Tagebuche des Arztes Senckenberg bösartigen Klatsch und gehässigste Mitteilungen über Textor zusammengetragen und dabei lange nicht scharf genug die Angriffe und Vorwürfe des giftigen Schreibers zurückgewiesen, vor allem den schlimmsten nicht, nämlich den, daß der Stadtschultheiß und seine Gesinnungsgenossen von den Franzosen mit goldenen Kugeln attakiert und erobert worden seien. Dafür liegt auch nicht der Schatten eines wirklichen Beweises vor. Wenn der französischen Okkupation der Stadt Frankfurt, wie es allerdings mehr als wahrscheinlich ist, von der öster-

---

[1] Vgl. die Beschreibung des Handstreichs auf Frankfurt aus der Feder des persönlich beteiligten Grafen Thoranc (nicht Thorane, wie Goethe schreibt) bei M. Schubart, François de Théas Comte de Thoranc, Goethes Königslieutenant, München 1896, 46—53.

[2] Kriegk, Die Brüder Senckenberg 136. [3] A. a. O. 54 f.

reichisch gesinnten Partei, die auf seiten des Kaiserhauses stand, dem Frankfurt seine Privilegien verdankte, in der einen oder andern Weise Vorschub geleistet wurde, so geschah dies unter allen Umständen mit demselben Rechte persönlicher Überzeugung, das die Gegner für sich in Anspruch nahmen, und was liegt näher, obschon es bisher nirgends ausgesprochen oder auch nur angedeutet worden ist, als jenen doch ohne Zweifel für das Wohl ihres Staatswesens ernst bedachten Männern einen weiteren politischen Blick zuzuschreiben, als der von gerechter Bewunderung für den großen König und von ebenso gerechter Abneigung gegen die Franzosen erfüllten, aber eben dadurch benommenen Bürgerschaft? Schon im April 1758 hatte, wie wir bei Arnold Schaefer lesen, der französische Kriegsminister Bellisle eine Denkschrift an den Wiener Hof gerichtet, in welcher er die Gründe entwickelte, weshalb Frankfurt französische Besatzung erhalten müsse: ‚anders könne man weder für die Verbindungen der Armee noch für die Treue der Reichsstände eintreten'. Damals widerriet man in Wien dieses Vorhaben aufs dringendste, und sobald die Sache verlautete, machten Rat und Bürgerschaft von Frankfurt Gegenvorstellungen, denen der Kurfürst von Mainz sich anschloß. Bellisle ließ daraufhin die Sache einstweilen ruhen und beseitigte eben dann später alle Widersprüche mit der vollendeten Tatsache. Man wußte also in Frankfurt recht wohl von den längst gehegten und ausgesprochenen französischen Plänen und durfte sich doch sagen, daß diese auch ohne Beihilfe und Vermittlung des Stadtschultheißen, dann aber ohne Zweifel in einer weit rücksichtsloseren und verhängnisvolleren Weise durchgeführt werden konnten. Mehr zu sagen ist hier nicht der Ort. Nur auf das eine sei noch hingewiesen, daß aus der Thorancschen Darstellung, die wir mitgeteilt haben, nirgends ersichtlich wird, daß er und seine nächsten Vorgesetzten in gewisse Abmachungen eingeweiht gewesen wären, die schon vor dem französischen Einmarsch zwischen Frankreich und Frankfurt bestanden hätten. Wäre dies der Fall gewesen, würde sich's dann gelohnt haben, nur um eine Komödie aufzuführen, auf alle militärischen Maßregeln so eingehend und ernsthaft bedacht zu nehmen?"

Drei Jahre, bis in den Dezember 1762, blieben die Franzosen in Frankfurt. Die Stadt litt sehr; denn sie wurde nicht nur zum Hauptquartier, sondern auch zum Hauptlazarett der französischen Armee. Die Einquartierung selbst lastete schwer auf der Bürgerschaft; der Preis der Lebensmittel stieg. Die Stadtkasse wie der Beutel der einzelnen wurden sehr hart mitgenommen, die Kontributionen mit Härte eingefordert, die Lieferungen schlecht bezahlt; die Freiheit war auf Schritt und Tritt beschränkt und die Stadt durch die vielen schlecht bestellten Lazarette sogar von Seuchen bedroht. Obwohl von einzelnen Offizieren, wie gerade von Thoranc, schöne Züge von Rechtssinn

berichtet werden[1], benahm sich doch die Okkupationsarmee im großen und ganzen mit herausforderndem Übermut, und der Klagen der Bürger war kein Ende. Die Manneszucht der französischen Armee war damals nichts weniger als mustergültig. „Sie sind in ihrem Elend lustig, singen, springen, saufen, fressen, huren, sagen, sie seien in Frankfurt, um sich lustig zu machen, kommen nie zu nüchternem Nachdenken, sagen, ob man lebe oder todt sei, sei einerlei.“[2] Pariser Modehändler und Schuhputzer, französische Industrielle und Schauspieler ließen sich in Frankfurt nieder. Wachsende Unsittlichkeit zerstörte das Glück ganzer Familien. Während die älteren, besseren Bürger immer größere Erbitterung gegen den „Erbfeind“ an den Tag legten, ließ sich jüngeres und leichtsinniges Volk wie auch Auf- und Abgeklärte höheren Alters das plaisierliche Modeleben wohl gefallen und nahm sogar ein Beispiel daran[3].

Unter solchen Umständen war es für den jungen Wolfgang schwierig, zu einem „deutschen“ Patriotismus zu gelangen. Er war anfänglich wie der Vater „fritzisch“ gesinnt. Nach Besetzung der Stadt nahm indes diese Gesinnung eine entschiedene Schwenkung zu Gunsten der Franzosen, die im Grunde auch „fritzisch“ war; denn der alte Fritz war ja selbst zwei Drittel Franzose. Nun, die Franzosen brachten Abwechslung in Stadt und Haus. Es gab viel Neues zu sehen und zu hören; die fremde Sprache und die Lebhaftigkeit der Gäste zogen den deutschen Knaben mächtig an. Durch den Großvater habe er, so erzählt er, zu des Vaters Verdruß ein für jeden Tag gültiges Freibillett zu dem von den Franzosen eröffneten Theater erhalten, wacker französisch gelernt, Racine gelesen und sich durch Studium und Sprechübung bald in stand gesetzt, den Vorstellungen täglich zu folgen. Dann habe er mit einem geriebenen jungen Franzosen, De Rosne[4], angebunden,

---

[1] „In allem zeigt sich der Königslieutenant“, sagt H. Grotefend (Der Königslieutenant Graf Thoranc in Frankfurt am Main, Frankfurt 1904, IX), „durch die Akten völlig des hellen Lichtes wert, in das Goethe ihn in seinen Jugenderinnerungen versetzt hat.“

[2] Kriegk, Die Brüder Senckenberg 132.

[3] Die sittlichen Zustände Frankfurts waren schon vorher nicht die besten. Die Masse der Bevölkerung schwamm im breiten Fahrwasser einer gedankenlosen Genußsucht. Trunksucht und Schlemmerei, Spiel und Liederlichkeit waren an der Tagesordnung. Buhldirnen wurden öffentlich geduldet. Verführung, Ehebruch und Entführungen kamen in den höchsten Ständen vor. Mehrere Ratsherren waren wegen unzüchtigen Wandels in der ganzen Stadt verschrieen (Kriegk a. a. O. 47—49). Erasmus von Senckenberg, Bruder des erwähnten Arztes, blieb, obwohl notorisch der Urkundenfälschung, der Notzucht, der gemeinsten Betrügereien schuldig, über zwei Jahrzehnte Mitglied des Rats (ebd. 97—120 140 ff).

[4] Derosne? de Rosne? Renaud? Die Orthographie dieses Namens hat eine ganze Kontroverse entfesselt. Goethe schrieb fälschlich Derones.

durch ihn Zutritt hinter die Kulissen erlangt, die Schauspieler und Schauspielerinnen beim Aus- und Ankleiden beobachtet, sich an ihre „Natürlichkeit" gewöhnt, als Zuschauer den ganzen Kursus der damaligen französischen Bühne durchgemacht, selbst ein Stück im Stile des Piron verfaßt, das aber von De Rosne verworfen worden sei, dann Corneilles Abhandlung über die drei Einheiten studiert und diesen theoretischen Plunder abgeschüttelt. Endlich ein kleines Duell mit De Rosne und Anfänge einer Liebschaft mit dessen Schwester. Etwas viel für einen Knaben zwischen 11 und 13 Jahren! Lessing hatte um diese Zeit, obwohl 20 Jahre älter, den französischen Klassizismus nun eben erst überwunden. Indessen das Genie tut viel und wie die Alten sagen: malitia supplet aetatem. Soviel darf wohl als fester Kern dieser Erzählung angenommen werden, daß Goethe während der Einquartierung nähere Bekanntschaft mit der lockern französischen Kultur gemacht hat.

Nur ein Jahr nachdem die Franzosen abgezogen und wieder Friede geworden war, rüstete sich Frankfurt zur feierlichen Krönung Josephs II., den sein Vater noch bei eigenen Lebzeiten mit der römischen Königskrone geschmückt sehen wollte. Wolfgang Goethe bekam da den ganzen äußeren Apparat alter Reichsherrlichkeit mit eigenen Augen zu sehen. Doch der Eindruck war kein großer, überwältigender. „Der junge König schleppte sich in den ungeheuern Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte." [1]

Goethes Aufmerksamkeit war zudem, wenn man seinem späteren Berichte glauben will, eine sehr geteilte, da er, der erst Vierzehnjährige, in dem nachher so berühmt gewordenen „Gretchen" bereits seine „erste Liebe" gefunden hatte und die festlichen Tage der Krönung an ihrer Seite zubrachte. Dieses Gretchen gehörte zu einem Kreise jungen, losen Gesindels, das den Knaben durch scherzhafte Benützung seiner poetischen Anlagen geködert hatte, dann ihn als Patron bei seinem Großvater auszubeuten suchte, und ihn endlich — da die Bande unter andern Kunststücken auch Fälschung von Handschriften, Testamenten und Schuldscheinen trieb [2] —, entdeckt und auf-

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVI 322.
[2] Ebd. 334.

gegriffen, in frühe Schmach und Schande gebracht haben würde, wäre nicht das Ansehen der Familie und die Sorge des Rates Schneider schützend dazwischen getreten[1]. So erzählt Goethe selbst in der breiten Ausführlichkeit eines ganzen Romans.

„Bei meiner Geschichte mit Gretchen", so ergänzt er sich an einer andern Stelle, „und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist. Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und jedermann beträgt sich dabei anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Äußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt, und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder in's Verderben stürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten!"[2]

Wie weit der sog. „Gretchen-Roman" der Dichtung, wie weit er der Wahrheit angehört, ist noch nahezu vollständig unaufgeklärt; die Tatsache einer solchen frühen Liebschaft kann nicht wohl bestritten werden[3]. Von zwei andern Versuchen zu Liebes- und Galanterieabenteuern, die Goethe in diesen frühen Jahren machte, geben Jugendbriefe aus Leipzig ausdrückliche Kunde; darin ist der Bemühungen gedacht, durch die er sich die Gunstbezeigungen einer W. erworben, sowie seiner Liebe zu Charitas Meixner, einer Freundin seiner Schwester, der Tochter eines reichen Wormser Kaufmanns, die er im Hause des Rates Moritz kennen gelernt hatte. An letztere richtete er durch seinen Freund Trapp noch von Leipzig aus Liebesversicherungen, sowohl in Prosa als in steifen französischen Alexandrinern.

---

[1] W. Scherer (Aufsätze über Goethe[2], Berlin 1900, 33) meint, man werde auf diese speziell genannten Verbrechen kein Gewicht legen dürfen.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 113. Die genauen Untersuchungen des Stadtarchivars Kriegk über die Kulturzustände Frankfurts um diese Zeit liefern die urkundlichen Belege, daß Goethe hier nicht übertrieben hat, daß unter dem glatten französischen Modefirnis wirklich eine traurige Korruption in der Stadt waltete. Wie weit Goethe durch seinen Gretchenroman in deren Netze verwickelt wurde, darüber liegen keine Dokumente vor. Vgl. Kriegk, Die Brüder Senckenberg 326. Dagegen kombiniert Scherer (a. a. O. 29—36), daß „Gretchen" möglicherweise die W. (Wagnerin?) gewesen und zu dem von Senckenberg S. 326 erwähnten, wegen Unterschleifen in Untersuchung gezogenen Gerichtssubstituten J. A. Wagner in Beziehung gestanden habe.

[3] Auch Scherer (a. a. O. 31) gibt das zu.

Ecrivez moi! Que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? Ou m'a il oublié?
Ah ne me cachez rien, qu'il m'eleve ou m'accable.
Un poignard de sa main, me seroit agreable [1].

Der Rückschlag, den diese fortgeschrittene „Weltbildung" auf seine religiösen Gesinnungen ausübte, war kein günstiger.

„Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten, schwachen Geistlichen, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner, aber von alle dem erntete ich keine Frucht; denn als man mir versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, so verlor ich alle Lust und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem ältern Freund erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut und las gemüth- und sinnlos alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Überzeugung wohl zu äußern gewußt hätte.

„Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufstreben in diesem wichtigen Falle durch trocknen geistlosen Schlendrian noch schlimmer paralysirt, als ich mich nunmehr dem Beichtstuhle nahen sollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, und gerade das Bewußtsein verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft wies, die in mir lag und die mit Vorsatz und Beharrlichkeit doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katholiken seien, weil wir im Beichtstuhl nichts Besonders zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal schicklich wäre, selbst wenn wir es thun wollten. Dieses letzte war mir gar nicht recht: denn ich hatte die seltsamsten religiösen Zweifel, die ich gern bei einer solchen Gelegenheit berichtiget hätte. Da nun dieses nicht sein sollte, so verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem sie meine Zustände wohl ausdrückte, einem verständigen Manne dasjenige im Allgemeinen bekennen sollte, was mir im Einzelnen zu sagen verboten war."

Verwirrt jedoch von allerlei widersprechenden Eindrücken des Augenblicks, las Wolfgang im Beichtstuhl nur eine allgemeine Formel aus dem Buche ab, entfernte sich nach erhaltener Absolution weder warm noch kalt, ging des andern Tags mit seinen Eltern zum Abendmahl und betrug sich ein paar Tage, „wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte". Doch bald tauchten Unruhen und Gewissensbedenken über unwürdigen Empfang

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 58.

des Abendmahles auf. „Falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, alles“ schien ihm bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten, „welches um so schrecklicher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte, und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen“. Um allen Skrupeln und Unruhen auf einmal zu entgehen, beschloß er, sich, sobald er nur könnte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszulösen[1].

Goethe hat die hier geschilderte Enttäuschung niemals verwunden, und es läßt sich daraus ermessen, von welcher Bedeutung es für ihn hätte werden können, wenn er bei seinem so offensichtlichen guten Willen damals in die rechten Hände gekommen wäre. Die Sehnsucht nach der Beichte, wie sie in der katholischen Kirche verwirklicht ist, zieht sich durch sein ganzes Leben hin. Man fühlt lebhaft mit ihm, wenn man ihn z. B. im Februar 1805 zu Voß dem Jüngeren sagen hört: „Die Ohrenbeicht hätte dem Menschen nie sollen genommen werden.“ „Ich gab ihm vollkommen recht“, berichtet Voß weiter, „wenn er die protestantische Religion beschuldigte, sie hätte dem einzelnen Individuum *zuviel* zu tragen gegeben. Ehemals konnte eine Gewissenslast durch andere vom Gewissen genommen werden; jetzt muß sie ein belastetes Gewissen selbst tragen und verliert darüber die Kraft, mit sich selbst wieder in Harmonie zu kommen.“[2] Die „Specialbeichte“ besprechend, sagt Goethe noch im September 1807 in den Tagebüchern, daß da „niemand sich mit sich selbst herumzuschlagen braucht, eine empfundene Entzweyung nicht selbst zu vereinen und in's Ganze herzustellen aufgefordert ist, sondern darüber einen Mann von Metier zu Rathe zieht.“[3] „Die Ohrenbeicht im besten Sinne ist eine fortgesetzte Katechisation der Erwachs'nen.“[4]

Wie die Dinge lagen, war Goethe schon ziemlich mit dem lutherischen Bekenntnisglauben zerfallen, als er das fünfzehnte Jahr erreicht hatte und die Wahl eines Berufsstudiums an ihn herantrat. Diese Wahl fiel allerdings nicht ihm anheim: der Vater traf sie. Was ihm versagt geblieben, eine höhere bürgerliche Rangstufe im Regimente der Vaterstadt, das sollte nach dem

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 124 ff.

[2] v. *Biedermann*, Goethes Gespräche I² 383.

[3] Goethes Werke, WA 3. Abt. III 272.

[4] Ebd. 1. Abt. XLII, 2, 213. — G. *Portig* (Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe, Hamburg und Leipzig 1894, 598) nennt die Äußerung Goethes gegen Voß über die Ohrenbeichte „eine ungeheuerliche Behauptung“ und sagt von derselben und andern Aussprüchen Goethes über die Reformation: „Das sind denn doch Äußerungen, welche kaum noch überboten werden können; immerhin ist es vielleicht ganz gut, daß die große Mehrzahl unseres Volkes sie nicht kennt“ (S. 599). Aber warum denn? Wäre es vielleicht ein Unglück, wenn sie Goethe auch von *dieser* Seite kennen lernte?

Wunsche des kaiserlichen Rates der Sohn erringen. Leipzig, wo er selbst die juridischen Studien begann, wurde als Universität ausersehen. Dem Vater zuliebe studierte Wolfgang fleißig den kleinen Hoppe, einen kurzen Abriß der Institutionen, sah sich aber dabei auch nach anderweitigen, ihm mehr zusagenden Kenntnissen um. „Unruhige Wißbegierde trieb mich weiter, ich gerieth in die Geschichte der alten Literatur und von da in einen Encyclopädismus, indem ich Gesners Isagoge und Morhofs Polyhistor durchlief, und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehr' und Leben schon mochte vorgekommen sein. Durch diesen anhaltenden und hastigen, Tag und Nacht fortgesetzten Fleiß verwirrte ich mich eher als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Baylen in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denselben vertiefte." [1] Diese Pandorabüchse von Zweifel, Spott und Obszönität mußte auf den bereits verwirrten Geist des angehenden Juristen um so schädlicher einwirken, als dieser inzwischen autodidaktisch mit einem andern jungen Freund ein wenig Philosophie getrieben und auf diesem Gebiet ebensowenig Befriedigung gefunden hatte als in seinem lutherischen Bekenntnisglauben. Ohne alle spekulative Vorbildung lief dies Studium eben nur auf eine flüchtige Umschau in der Geschichte der Philosophie hinaus, in deren Wirrwarr er nirgends festen Fuß zu fassen vermochte. Er sah hier nur, „daß immer einer einen andern Grund suchte als der andre, und der Skeptiker zuletzt alles für grund- und bodenlos ansprach" [2].

Einen Ausweg aus diesem bodenlosen Sumpfe des Skeptizismus versuchte er nicht, da er in „Religion und Poesie" schon alles zu besitzen meinte, was die Philosophie im günstigsten Falle zu bieten vermöchte, ja noch mehr. „Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche statt finden muß", so schienen ihm die „Philosophen in einer sehr üblen Lage zu sein, die auf ihrem Felde beides beweisen und erklären wollten" [3]. Er vertröstete sich mit der Vorstellung, daß bei den ältesten Weltweisen und ihren Schulen Religion, Philosophie und Poesie in eins zusammenfielen, ohne diesen Zusammenhang je in seinem Leben gründlich zu untersuchen, und legte in Übergehung dieser Frage die Grundlage zu einer Oberflächlichkeit, aus der ihn weder die Schärfe des Aristoteles noch die Fülle des Plato herauszureißen vermochten, weil er sie nicht verstand, wenn er sie überhaupt je ordentlich gelesen und studiert hat. Wie Mendelssohn und Lessing, endete er bei einer wohlfeilen Vorliebe für Sokrates, den „trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben und Tod, sich mit Christo vergleichen

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 38 f.
[2] Ebd. 11. [3] Ebd.

lasse“ [1]. Seine Schüler hingegen schienen ihm „große Ähnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte“ [2]. Da er wegen Mangels jeglicher philosophischen Bildung die größten Philosophen ebenso wie die Apostel für beschränkte Tröpfe hielt, sagte er sich in jugendlichem Optimismus, es komme nicht auf das Wissen, sondern auf das Handeln an und griff zu den Stoikern, die leichter zu verstehen waren und deren Theatermoral auch leichtere praktische Forderungen stellte [3].

„Ich gleiche ziemlich einem Camaeleon“, so charakterisierte er sich dem siebzehnjährigen v. Buri, als er im Sommer 1764 in dessen Tugendbund, die „Arkadische Gesellschaft“, aufgenommen werden wollte, welchem außer zahlreichen jungen Leuten von zwölf Jahren an auch die „heitere“ Philippine Ewein und andere junge Mädchen angehörten [4].

Das einzige größere Gedicht, welches sich aus dieser ersten Zeit erhalten hat, weist schon in seinem Titel „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi. Auf Verlangen entworfen von J. W. G.“ (1765) [5] auf fremden Einfluß hin. Es wurde ein Jahr später in der Frankfurter Zeitschrift „Die Sichtbaren“ gedruckt. Christus ist darin lediglich als „fürchterliche Majestät“ aufgefaßt, und zwar mehr fürchterlich als majestätisch.

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch die Himmel.
Ein großes Heer zieht herrlich fort.
Gefolgt, von tausend Millionen,
Steigt Gottes Sohn von seinen Thronen,
Und eilt an jenen finstern Ort.
Er eilt umgeben von Gewittern;
Als Richter kommt Er und als Held.
Er geht und alle Sterne zittern.
Die Sonne bebt. Es bebt die Welt.

Ich seh' Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fort getragen,

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 12. [2] Ebd.

[3] Ebd. 10 ff 38 ff.

[4] Latomia XXIX 105. Augsburger Allgemeine Zeitung 1873, 3503 ff. — Goethes Werke, WA 4. Abt. I 4. — Vgl. J. R. Dieterich, Phylandria. Ein Kulturbild aus Goethes Jugendzeit, in Allgemeine Zeitung 1902, Beil. Nr 80 81 82. Der Aufsatz ist auf Grund eines fast vollständigen Exemplars der „Protokolle“ und der Acta (Briefbücher) der Arkadier von 1759 bis Anfang 1765 abgefaßt und zeigt, daß Goethe in den Jahren 1764—1765 ganz ins Fahrwasser der Loge geraten war. Vgl. auch Goethe-Jahrbuch XXIV 248—252.

[5] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 4—9.

Den, der für uns am Kreuze starb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den Er für uns erwarb.
Er kommt die Hölle zu zerstören,
Die schon sein Tod darnieder schlug;
Sie soll von Ihm ihr Urtheil hören.
Hört! Jetzt erfüllet sich der Fluch.

Solche Strophen offenbaren zwar einen jugendlichen, aber glänzend beanlagten Verfasser. Ein sechzehnjähriger Jüngling hat sie geschrieben. Als einundachtzigjähriger Greis spottete Goethe darüber: „Das Gedicht ist voll orthodoxer Bornirtheit und wird mir als herrlicher Paß in den Himmel dienen." [1]

Drittes Kapitel.

Abschied von der alten Wissenschaft. Leipziger Studien und Leipziger Poesie.

(1765—1768.)

In Begleitung des Buchhändlers Fleischer und dessen Gemahlin reiste Wolfgang um Michaelis 1765 nach Leipzig. Am 19. Oktober wurde er als Jurist und Angehöriger der „Bayerischen Nation" immatrikuliert. Den Tag darauf schrieb er an seinen Frankfurter Freund Johann Jakob Riese:

„Ich habe heute zwei Collegien gehört, die Staatengeschichte bey Professor Böhmen, und bei Ernesti über Ciceros Gespräche vom Redner. Nicht wahr das ging an. Die andre Woche geht Collegium philosophicum et mathematicum an. — Gottscheden hab ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheurathet. Eine Ifr. Obristleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie ist 19 und er 65 Jahr. Sie ist 4 Schue groß und er 7. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack. — Ich mache hier große Figur! — Aber noch zur Zeit bin ich kein Stutzer. Ich werd es auch nicht. — Ich brauche Kunst um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Concert, Comoedie, bei Gastereyen, Abendessen, Spazierfahrten so viel es um diese Zeit angeht. Ha! Das geht köstlich. Aber auch köstlich, kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten 2 Louisdor. Helft! da ging eine. Himmel, schon wieder ein paar. Groschen die sind hier, wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche. — Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben... Da hoffe ich des Jahrs mit 300 Rthr. was sage ich mit 200 Rthr. aus-

[1] v. Biedermann, Goethes Gespräche VII 269. Vgl. ebd. IV², Leipzig 1910, 246.

zukommen. NB. das nicht mitgerechnet, was schon zum Henker ist. Ich habe kostbaaren Tißch. Merkt einmahl unser Küchenzettel. Hüner, Gänße, Truthahnen, Endten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhüner, Forellen, Haßen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern pp. Das erscheinet Täglich. nichts von anderm groben Fleisch ut sunt Rind, Kälber, Hamel pp. das weiß ich nicht mehr wie es schmeckt. Und die Herrlichkeiten nicht teuer, gar nicht teuer." [1]

Die Empfehlungsschreiben, welche ihn auf solidere Bahnen führen und daran fesseln sollten, hatte der muntere Musensohn übrigens pflichtschuldigst abgegeben und sich insonderheit dem Hofrat Böhme, Professor der deutschen Reichshistorie und des allgemeinen deutschen Reichsrechts, vorgestellt. Doch bald rückte er dem grundgelehrten Manne gegenüber ganz unumwunden mit dem bisher sorgfältig gehüteten Herzensgeheimnis heraus: daß er sich, der Absichten des Vaters unerachtet, nicht so sehr auf Juristerei zu legen gedächte als auf die schönen Wissenschaften, Sprachen, Literatur und Poesie. Herr und Frau Böhme legten hierüber gleichermaßen Verwunderung und gelindes Entsetzen an den Tag. Ihre Vorstellungen blieben anfangs unwirksam. Die Hofrätin indes, eine gebildete Dame, wußte bald eine Vereinbarung anzubahnen. Danach sollte das juristische Berufsstudium nicht als ausschließliches Ziel betrachtet werden, sondern als Rückhalt für die schöneren, anmutigeren Studien, welche sonst allzusehr in der Luft schweben und keine entsprechende Lebensstellung gewähren möchten.

Wolfgang ging hierauf ein. Er belegte Böhmes Vorlesungen, meldete sich aber zugleich für die philosophischen, mathematischen und physikalischen Kollegien Winklers, hörte Ernesti über „Ciceros Gespräche vom Redner" und besuchte Gellerts Vorlesungen über deutsche Literatur und dessen Praktikum.

„Meine Collegia", erzählt Goethe, „besuchte ich anfangs emsig und treulich: die Philosophie wollte mich jedoch keineswegs aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so aus einander zerren, vereinzelen und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als Einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Professors Winkler auf dem Thomasplan, gerade um die Stunde, die köstlichsten Kräpfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergestalt verspäteten, daß unsere Hefte locker wurden, und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor." [2]

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 14 f. [2] Ebd. 1. Abt. XXVII 53.

So war die Grundlage jeder tieferen, wissenschaftlichen Bildung, Logik und Metaphysik, für immer überwunden. Denn Goethe ist nie mehr darauf zurückgekommen. Er hat für alle systematische Philosophie zeitlebens geringe Achtung und noch weniger Verständnis gezeigt. An der trockenen Mathematik fand er ebenfalls wenig Geschmack, so daß er sich als Herr Geheimrat im Alter von 37 Jahren noch genötigt sah, in der Algebra das Elementare nachzuholen, was er über den „Kräpfeln" und anderer Kurzweil versäumt hatte[1]. Dagegen unterhielt er sich nicht übel an Winklers physikalischen Vorlesungen, verkehrte gern mit den jungen Medizinern, hörte sie mit Interesse über Botanik, Anatomie, Physik reden und legte so den Grund zu jener realistischen Naturbetrachtung, die für ihn später die Stelle der Philosophie vertrat.

Den juristischen Kollegien erging es bald nicht viel besser als der Philosophie. Die Vorlesungen Böhmes reichten nicht weit über die Kenntnisse hinaus, die Goethe sich teils durch Privatlektüre teils durch häuslichen Unterricht, mehr spielend als studierend, erworben hatte. Die alten Professoren mißfielen ihm, weil sie sich in der einmal angequälten Schablone verknöcherten, die jungen, weil sie sich offenbar erst auf Kosten ihrer Zuhörer zu bilden suchten und den ganzen Ballast ihrer eigenen Vorbereitungen mit in die Schule schleppten. „Die Narren schwätzen im ersten Buche einem zum Eckel die Ohren voll", schreibt er an Cornelia am 14. Oktober 1767, „und die letzten da wissen sie nichts, das macht, weil die Herren vornherein ihren Autorem etwas ausgearbeitet haben, aber nicht sonderlich weit gekommen sind. Zum Exempel in der Historia Juris. Sind wir biß auf die Zeiten des zweeten punischen Kriegs gekommen. Da kannst du dir eine Vorstellung von einem Studioso Juris machen, was der vollständiges Wissen kann. Ich lasse mich hängen ich weiß nichts."[2] Die Hefte schrumpften ein, die Perücken des Reichskammergerichts und andere Karikaturen füllten deren leere Blätter. Der junge Jurist wandte sich bald ganz von seinem Fache ab und der Literatur zu. Doch auch hier sollte es zu einem geregelten, planmäßigen Studium nicht kommen.

Der sanfte und zierliche Gellert flößte zwar dem feinfühligen Musensohn Verehrung und Liebe ein, war ihm aber doch schließlich gar zu ernst und frommselig. In seinem Praktikum mahnte er durch häufige Jeremiaden von der Poesie ab, wünschte nur prosaische Aufsätze, beurteilte diese immer

[1] So meldet er am 23. Mai 1786 der Frau v. Stein, daß er noch bis zum 26. in Jena bleiben werde, weil es da „so ruhig und still" sei, und er bei Wiedeburg, der eine treffliche Methode habe, gern die vier Spezies durchbringen möchte. Am 25. war er mit den vier Spezies durch (Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 220 f 222).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 117.

zuerst und behandelte etwaige Verse als eine traurige Zugabe. Goethes poetische Arbeiten fanden bei ihm keine Gnade, und die einzige Leitung, die seinem außerordentlichen Talente zu teil ward, bestand darin, daß Gellert sie gleich denjenigen der andern durchsah, fleißig mit roter Tinte korrigierte, dann und wann eine fromme Mahnung daneben schrieb und eine säuberliche Ausstattung in Stil, Sprache und Schrift erzielte. Die helle Prosa! Bei Ernesti, aus dessen Vorlesungen Goethe zuverlässige ästhetisch-kritische Grundsätze zu gewinnen hoffte, fand er sich ebenfalls sehr enttäuscht. Denn hier wurde der ihm lieb gewordene Wieland scharf zerzaust. Professor Clodius, dem der junge Dichter seine eigenen poetischen Versuche vorlegte, verwüstete dieselben mit roter Tinte, ohne praktisch zu zeigen, wie man es besser machen könnte. Professor Morus, ein anderer Schöngeist, klagte über das „Gottschedische Gewässer", doch ohne eine Taube der Rettung auffliegen zu lassen. Die Hofrätin Böhme, welche sich Wolfgang nun als Muse auserkor, machte ebenfalls alles unerbittlich herunter. Da verzweifelte er und warf alle seine Arbeiten ins Feuer.

„Belsazer, Isabel, Ruth, Selima pppp.", schreibt er am 12. Oktober 1767 an Cornelia, „haben ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer büsen können. Dahin denn auch Joseph wegen der vielen Gebete die er Zeitlebens getahn hat verdammt worden ist." „Es ist ein erbauliches Buch, und der Joseph hat nichts zu tuhn als zu beten. Wir haben hier manchmal über die Einfalt des Kindes gelacht das so ein frommes Werk schreiben konnte. Doch ich darf nicht viel von Kind reden, es ist noch nicht vier Jahre daß er zur Welt kam." [1]

Das Autodafé erstreckte sich indes über noch weit mehr als bloß die biblischen Stücke. Auch von „heroischen Schäferspielen" erzählt Goethe, „eine Gattung, die mich übermäßig ergötzte", „so recht für den Autor als Kind gemacht, der gerne Alles überall anbringt". Er erwähnt zwei völlig fertiger Stücke, denen „unvollendet eine Schaar folgt", „und doch ist das nur der hundertste Theil, was ich geschrieben, und der tausendste des, was ich erdacht habe" [2].

Während der angehende Rechtsgelehrte so in kurzer Zeit nicht nur die gestrengen vier Fakultäten, sondern auch seinen bisherigen poetischen Gesichtskreis quitt ward, vollzog sich in ihm so ziemlich dieselbe Umwandlung, welche 20 Jahre zuvor an derselben Universität, ja im selben Logis [3]

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 115.

[2] Billeter, Meisters theatralische Sendung 76 ff. Vgl. ebd. 82—84. — Daß Goethe in Frankfurt auch schon italienisch gedichtet, erzählt er in einem Brief an Cornelia vom 27. September 1766: J'avois composé, l'Opera comique La sposa rapita, et bien d'autres choses (Goethes Werke, WA 4. Abt. I 68).

[3] Bei Frau Straube, im Hof der „Großen Feuerkugel".

der Predigersohn Gotthold Ephraim Lessing durchgemacht. Nur hatte Goethe weniger Reste von Orthodoxie abzustreifen, war milder und harmonischer von Charakter, mehr vom Glück begünstigt und brauchte kaum mit äußeren Lebensschwierigkeiten zu ringen. Aber wie Lessing ward er erst Stutzer, dann in seiner Art gemäßigt flotter Studio, Schöngeist, Theater- und Kunstliebhaber, Poet und Literat.

Den Anfang dieser Metamorphose machte Goethe bei der kränklichen Hofrätin Böhme, welche ihr Vergnügen daran fand, den jungen, geistvollen Studenten unter ihre mütterliche Leitung zu nehmen, das noch etwa Kantige und Viereckige seiner reichsstädtischen Frankfurter Erziehung abzuschleifen und ihn zum salonfähigen Dandy heranzubilden. Denn Leipzig war in allem, was Eleganz, Mode, guten Ton betraf, dem kaiserlich-bürgerlichen Frankfurt weit voraus — „ein klein Paris und bildet seine Leute". Die alte Dame zog ihn in Gesellschaft, lehrte ihn Whist und l'Hombre und brachte ihm Ton und Haltung der feineren sächsischen Welt bei. Weitere Ausbildung in diesem Sinne bot die Gesellschaft jüngerer Leute, welche der Jüngling aufsuchte. Da wurde sein Dialekt und seine Sprechweise als altfränkisch verspottet; seine Garderobe aber kam noch schlimmer weg. Es blieb nichts übrig, als sie abzuschaffen. Goethes Jugendgenosse Horn schrieb darüber an ihren gemeinsamen Freund Moors in Frankfurt am 12. August 1766:

„Von unserm Göthe zu reden! — Das ist noch immer der stolze Phantast, der er war, als ich herkam. Wenn Du ihn nur sähst, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei; man mag ihm seine Thorheit vorhalten so viel man will.

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Göthe nicht kann man zur Klugheit bringen.

„Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich (bloß weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen enthalten kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähst!

il marche à pas comptés
Comme un Recteur suivi des quatre facultés." [1]

Moors machte nach dem Wunsche Horns seinem Freunde über dieses sonderbare Betragen Vorwürfe, worauf dieser erklärte, daß es bloß auf Verstellung beruhe, um nämlich durch seine affektierte Galanterie eine wirkliche Liebschaft mit einem andern Mädchen zu bemänteln. Horn lernte dieses selbst kennen und war in seinem Rückschreiben voll des Lobes über dessen Vorzüge. „Er liebt sie sehr zärtlich", heißt es da, „mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht." „Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch." [2] Goethe ermangelte nicht, auch selbst noch über eine so hochwichtige Sache an Moors zu schreiben:

„Denke als Philosoph, und so mußt du denken wenn du in der Welt glücklich sein willst, und was hat alsden meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe die die Menschen erfunden haben, um Leute die es nicht verdienen mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen der denkt. Ich liebe ein Mädgen, ohne Stand und ohne Vermögen, und jezo fühle ich zum allererstenmale das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Trakasserien des Liebhabers zu danken, nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden uns zu trennen. Solltest du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja Sie ist des großen Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können etwas dazu beyzutragen." [3]

Es berührt wohltuend, wenn man sieht, daß der junge Student bei all seinen Leipziger Liebesschmerzen des elterlichen Hauses in Frankfurt nicht ganz vergißt. Ein Gedicht vom Mai 1767 zeigt seine Anhänglichkeit an die Mutter:

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kommt, laß keinen Zweifel doch
In's Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,

---

[1] O. Jahn, Goethe's Briefe an Leipziger Freunde², Leipzig 1867, 63 f.
[2] Ebd. 67 68. [3] Goethe's Werke, WA 4. Abt. I 60.

Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Fluth
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt,
Und von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt, und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt [1].

In Leipzig war es Sitte, daß die Professoren gegen ein angemessenes Kostgeld eine Anzahl Studenten an ihren Mittagstisch zogen. Goethe hatte sich anfänglich der Tafelrunde des Hofrates und Professors Ludewig angeschlossen, welche vorzugsweise aus Medizinern bestand und wo es mancherlei über Medizin und Naturwissenschaften zu hören gab, was den künftigen „Doktor Faustus" anzog. Als jedoch um Ostern 1766 der etwas ältere Johann Georg Schlosser, sein Landsmann und späterer Schwager, nach Leipzig kam, wandte er sich mit diesem einer andern Tischgesellschaft im Hause des Weinhändlers Schönkopf zu. Hier verkehrte auch ein gewisser Behrisch, der alsbald den größten Einfluß auf Goethe gewann. Die Tochter Schönkopfs, Anna Katharina oder Käthchen, ist jene S., von welcher in dem angeführten Brief die Rede ist, und identisch mit jenem Ännchen, das Goethe in „Dichtung und Wahrheit" als Gegenstand seiner Liebesquälereien erwähnt und nach dem das „Büchlein Annette" benannt ist. Sie war drei Jahre älter als der Frankfurter Student.

„Man hat früher am Ernst dieses Verhältnisses gezweifelt", sagt R. Weißenfels [2], „auf Grund der kühlen Darstellung in ‚Dichtung und Wahrheit'. Man darf es jetzt nicht mehr angesichts der leidenschaftlichen, unmittelbar aus der Situation herausgeschriebenen Schilderungen in den Briefen an Behrisch". „Goethe dachte wirklich an eine dauernde Verbindung mit Käthchen. Nur so erklärt sich die drastisch geschilderte rasende Eifersucht auf die ziemlich zahlreichen andern Verehrer des Mädchens, die ihn sogar auf das Krankenlager wirft, als er die Geliebte mit einem andern in der Komödie weiß, ja ihn bis zur Idee des Selbstmordes treibt." „Höre Behrisch, ich kann ich will das Mädgen nie verlassen", schreibt der Dichter selbst im

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 181 f.

[2] Goethe im Sturm und Drang I, Halle 1894, 48. Vgl. Goethe-Jahrbuch VII 98 ff 103. — Goethes Werke, WA 4. Abt. I 134 ff 140 f.

März 1768, „und doch muß ich fort, doch will ich fort; Aber sie soll nicht unglücklich seyn. Wenn sie meiner *werth* bleibt, wie sie's jetzt ist! Behrisch! Sie soll glücklich seyn! Und doch werd' ich so grausam seyn, und ihr alle Hoffnung benehmen. Das muß ich. Denn wer einem Mädgen Hoffnung macht, der verspricht. Kann sie einen rechtschaffnen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich seyn. Ich weiß was ich ihr schuldig binn, meine Hand und *mein* Vermögen gehört ihr, sie soll alles haben was ich ihr geben *kann*. Fluch sey auf dem, der sich versorgt eh das Mädgen versorgt ist, das er *elend* gemacht hat." [1]

Behrisch besuchte zwar die Mittagstafel bei Schönkopfs nicht, fand sich aber regelmäßig abends zum Kränzchen oder zum Verkehr mit Goethe daselbst ein, nachdem er den jungen Grafen Lindenau, seinen Zögling, in die Hände des Kammerdieners übergeben hatte. Er war ein Bummler, ohne alle tiefere Bildung, ohne poetisches Talent, aber in Stadt-, Mode- und Literaturneuigkeiten stets auf dem laufenden, voll närrischen Ulkes und nicht ohne Geist, nebenbei ein Libertin schlimmster Sorte. Er wußte Goethe in so hohem Grade zu fesseln, daß dieser ihm all seine literarischen und sonstigen Projekte anvertraute und sich ihn völlig zum Mentor nahm[2]. Behrisch mißbilligte des jungen Poeten Absicht, die im „Büchlein Annette" vereinigten Dichtungen schon damals drucken zu lassen, und Goethe unterwarf sich folgsam dieser Entscheidung, ja fühlte sich sogar sehr geschmeichelt, als der unerbittliche Zensor eine zierliche Abschrift davon nahm. „Unglücklicher Weise", so berichtet er, „hatte Behrisch, und wir durch ihn, noch einen gewissen anderen Hang zu

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 157. — „*Eins* stand ihm halb bewußt, halb unbewußt vor Augen", meint *Bielschowsky* (Goethe I[21] 54), „die Notwendigkeit, sich voll auszuleben und nicht eher seine Existenz fest zu wurzeln, als bis er ein unbestimmt geahntes, hohes Lebensziel erreicht hätte. Die Sehnsucht danach drückte auf ihn mit der vollen Gewalt eines übermächtigen Zwanges. Auf der anderen Seite stand die ebenfalls übermäßige Gewalt einer Liebesleidenschaft, die bei dem glutvollen Jüngling alles Gewöhnliche weit überbot. So stemmten in ihm sich zwei ungeheure dämonische Kräfte gegeneinander und zermalmten alle sich zwischenschiebenden Erwägungen des Verstandes und Mahnungen des Gewissens. Wie jetzt, so später." — *Weißenfels* (Goethe im Sturm und Drang I 41) macht darauf aufmerksam, daß die Schilderung der Leipziger Zeit in „Dichtung und Wahrheit" notwendig einseitig werden mußte, weil Goethe nur seine Briefe an Cornelia, nicht die an Behrisch vorlagen: „Nur der Aufklärer, nicht der Stürmer und Dränger ist in ‚Dichtung und Wahrheit' in dem jungen Studenten gezeichnet."

[2] Vgl. „Einundzwanzig Briefe Goethes an Behrisch", in Goethe-Jahrbuch VII 76 bis 118. Man müsse namentlich diese Briefe, betont *Weißenfels* a. a. O. 51, im Zusammenhang lesen, „mit ihrer Leidenschaftlichkeit des Gefühls und des Ausdrucks, mit ihrem stürmischen Wechsel der Empfindungen; einzelne herausgehobene Stellen würden keine richtige Vorstellung von diesem Leben gewähren". Die Briefe handeln fast ausschließlich von Liebesaffären.

einigen Mädchen, welche besser waren als ihr Ruf; wodurch denn aber unser Ruf nicht gefördert werden konnte." [1] Die Sache kam an den Grafen Lindenau, der den saubern Hofmeister alsbald entließ. Gellert verschaffte ihm einen andern Posten bei dem Erbprinzen von Dessau; Goethe sang dem abziehenden Roué drei sehr pathetische Oden nach:

Zwote Ode:

Du gehst! Ich murre.
Geh! Laß mich murren.
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land.

Todte Sümpfe,
Dampfende Octobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich.

Gebärort
Schädlicher Insecten,
Mörderhülle
Ihrer Bosheit.

Am schilfigten Ufer
Liegt die vollüstige,
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.

Fliehe sanfte Nächtgänge
In der Mondendämmerung,
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden sie nicht,
Werden sie schrecken.
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land! [2]

Armes Leipzig!

Die Gesellschaft bei Schönkopfs spielte Theater: Krügers „Herzog Michel", Lessings „Minna", Diderots „Hausvater". Goethe spielte mit; im „Hausvater" den Komtur, in der „Minna" den Tellheim, im „Herzog Michel" die Titelrolle. Am 6. Oktober 1766 wurde das Stadttheater in Leipzig mit Johann Elias Schlegels „Hermann" eröffnet, einem etwas langweiligen Stück, das jedoch Goethe nicht abschreckte, fürder die Aufführungen regelmäßig zu besuchen. Er wurde mit Schauspielern und Schauspielerinnen bekannt, unter andern mit Johann Jakob Engel, der von der „Philosophie" zum Theater übergegangen war, richtete bewundernde Verse an die Sängerinnen Corona Schröter und Schmehling, und mahnte die erste Liebhaberin Karoline Schulze ebenfalls in Versen, doch ja nicht in geringeren Rollen als „Julie" in „Romeo und Julie" und „Roxelane" aufzutreten. In dem Familienkreise des Buchhändlers Breitkopf öffnete sich ihm eine andere Quelle der Unterhaltung:

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 144. „Es war ein wildes Leben, durchflochten von Liebesabenteuern mit Mädchen der verschiedensten Art, auch Schauspielerinnen, und von Nächten, die in toller Lustigkeit bei Bier und Sekt durchwacht wurden" (Weißenfels a. a. O. 53). — Schon der Brief an Behrisch vom 7. November 1767 (WA 4. Abt. I 131—134; vgl. Goethe-Jahrbuch VII 96—98), meint Rev. F. F. Cornish („Der junge Goethe." Publications of the English Goethe Society, No VI, London 1891, 31), is quite explicit as to the evil courses to which Behrisch introduced him, and that they were a new feature in his life.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 182—186; XXVII 131 ff 144 ff.

die beiden Söhne, nahezu Altersgenossen, die beiden Töchter, „galante" junge Damen, alles trieb da Musik; Komponisten, wie Hiller und Löhlein, besuchten das Haus; musikalische Soireen wechselten mit der Einübung und Aufführung dramatischer Scharaden und Sprichwörter. Bei Reich, einem andern Buchhändler, fand Goethe wöchentlich einmal die Gelehrten, Schöngeister und Künstler in einem geselligen Klub vereint. Durch freundschaftliche Beziehungen, die sich hier anspannen, wurde ihm der Zutritt zu den Privatsammlungen der Kunstliebhaber eröffnet, deren Leipzig nicht wenige zählte[1]. Während er an den musikalischen Produktionen sich fast nur als eifriger Zuhörer beteiligte, war das Zeichnen seine Lieblingsbeschäftigung. Der Professor Adam Friedrich Oeser, seit 1763 Direktor der Malerakademie, bei welchem er Unterricht nahm, war ein wirklich bedeutender Künstler, ein Freund Winckelmanns und gleich diesem Verehrer der Antike. In seinem Atelier ging Goethe das Herz auf. Er fand einen Ästhetiker, der ihn nicht mit kahlen Begriffen abspeiste, sondern das Schöne schaffend vor seinen Augen entwickelte; einen Kunstrichter, der den Anfänger nicht tadelnd zu schanden ritt, sondern belehrend ermutigte.

Bei Oeser fand Goethe sich einigermaßen wieder in der Kunst zurecht, schöpfte Mut, sich ihr zu widmen, legte den Grund zu seinem vielseitigen Kunstverständnis und gewann den Keim jener Liebe zur Natur und zu den Alten, aus welcher später seine Meisterschaft der Form hervorgehen sollte. Caylus, Lippert, Christ und andere kunstgeschichtliche Autoren wurden gelesen, die städtischen Sammlungen studiert, Künstlermappen durchstöbert; dazu wurde gezeichnet, radiert, modelliert, der Holzschnitt versucht. Der angehende Kenner besuchte auch die Ateliers, knüpfte mit namhaften Künstlern Beziehungen an und machte vor allem einen Streifzug nach Dresden. In Winckelmanns Bestrebungen und Leistungen war er indes noch nicht genug eingedrungen, um die Antike richtig zu würdigen. Was ihn mehr ansprach, war neuere Malerei, vorab Landschaftsmalerei und das Genre der Niederländer.

Hand in Hand mit den Kunststudien ging eine bunte Lektüre über die verschiedensten Gegenstände des Wissens. Rousseau und Klopstock, Wieland und Lessing, Hagedorn und Weiße, Shakespeare und die antiken Klassiker, neueste Romane und alte kuriose Bücher, all das wurde hervorgeholt. So zersplitterte sich Goethes reger Geist, nichts konnte Boden fassen, daher denn auch die damaligen poetischen Leistungen des jungen Dichters weder seinen glänzenden Anlagen noch dem Stande der Literatur entsprachen.

[1] Über Goethes Leipziger Leben und Kunstdilettanterie vgl. W. v. Biedermann, Goethe und Leipzig. Zur 100jährigen Wiederkehr des Tags von Goethes Aufnahme auf Leipzigs Hochschule, 2 Tle, Leipzig 1865. — Vgl. Julius Vogel, Goethes Leipziger Studentenjahre[3], Leipzig 1909.

Das Feld der deutschen Literatur war, als Goethe sich in Leipzig aufhielt, nicht mehr jene trostlose Wüste, zu der es die Glaubensspaltung und der Dreißigjährige Krieg gemacht. Eine ganze Schar von Dichtern und Prosaikern hatte in regem Wetteifer zusammengewirkt, um aus dem barbarischen Deutsch, das noch am Anfang des Jahrhunderts herrschte, eine reine, schöne, reichhaltige Sprache herauszubilden. Der Streit der Gottschedianer mit den Schweizern hatte eine Fülle von literarischem Bildungsstoff ans Licht gefördert, die lebhafteste Strebsamkeit wachgerufen, eine vielseitige Kritik begründet. Philologie, Altertumswissenschaft, Kunststudium waren in mächtigem Aufschwung begriffen, die Ästhetik erlangte Namen und Rang einer selbständigen Wissenschaft. Winckelmann hatte 1764 in seiner Geschichte der Kunst des Altertums in wahrhaft klassischer Sprache „eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten" gegeben, Lessing in seinen Literaturbriefen der Kritik eine klassische Form verschafft, Wieland den Shakespeare übersetzt, Klopstock Kraft und Fülle der poetischen Sprache mächtig gehoben. Während der Frankfurter Schöngeist in Leipzig weilte, erschienen Wielands „Agathon" und „Musarion", Herders „Fragmente" und „Kritische Wälder", Lessings „Laokoon" und „Hamburgische Dramaturgie" [1].

Doch keine dieser Richtungen behagte Goethe vollkommen. Als Lessing nach Leipzig kam, ging er ihm aus dem Wege. Mehr Gnade fand der leichtfertige Wieland: Goethe hat ihn später wenigstens, im Brief vom 20. Februar 1770 an Reich [2], neben Oeser und „Schäckespearen" seinen „ächten Lehrer" genannt, und die schmutzig-frivole „Musarion" ward beim Erscheinen mit Heißgier verschlungen. Weit tauchte er dabei über das „Gottschedische Gewässer" nicht empor. Auf den glücklichen Inseln, zu denen er sich rettete, trieb der Steuereinnehmer Christian Felix Weiße, seit 1759 tonangebender Kritiker in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", idyllische Liebesschäferei und gemäßigten Epikurismus nach französischen und englischen

---

[1] Über die Befangenheit, mit welcher Goethe in „Dichtung und Wahrheit" (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 71 ff) den damaligen Zustand der deutschen Literatur darstellt, urteilt ungewöhnlich scharf Friedrich Leopold zu Stolberg: „Die tückische Art, wie er Klopstock verkleinernd lobt, und wie er überhaupt, wenn er von den Dichtern Deutschlands jener Zeit redet, die mittelmäßigen oder vielmehr schlechten, Günther, König, in ein helles Licht des Lobes, die bessern in Schatten stellt, oder gar, wie unsern Cramer, mit Stillschweigen so übergeht, ist schlecht und klein und ganz nach einer gewissen Optik der Eitelkeit berechnet, die ihn, ohne daß er desgleichen sagen wird, zu Göthe dem Einzigen machen soll" (J. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche, 4. Aufl., besorgt von L. v. Pastor, Freiburg 1910, 264). Dafür, daß Goethe in jener Zeit Winckelmann und Lessing ordentlich studiert hätte, bieten seine Briefe und Gedichte keinen gegründeten Anhaltspunkt.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 228—231.

Mustern. Das gehörte zum Ton der jungen Modewelt. Goethe schloß sich eifrig an und verlegte sich auf Schäferei.

Neben seiner Leidenschaft für Katharina Schönkopf machte er auch der Tochter seines Zeichenlehrers, Friederike Oeser, den Hof. Eines der Fräulein Breitkopf begleitete seine selbstverfaßten, derb erotischen Lieder auf dem Klavier. In die erst fünfzehnjährige Schauspielerin Corona Schröter, mit der er bei Breitkopfs zusammen Theater spielte, war er ganz vernarrt, obgleich sie seine Komplimente nicht erwiderte. Qu'en pense tu? J'ai eu la pensée, de devenir maitre d'une ecole du beau sexe après mon retour en ma patrie, schreibt er am 14. März 1766 an Cornelia. Ce ne seroit pas si mauvais, qu'on pense, toutefois je serois plus utile a ma patrie qu'en faisant l'avocat [1]. Er träumte und dichtete fürder nur von Mädchen und predigte altklug sogar den Eheleuten über Eifersucht.

„Es ist gar zu ein gros Ding um den Ehstand heut zu Tage, und kein's von beyden, wenigstens gewiß, Eins von beyden, hat nicht für einen Sechser Ueberlegung. Heiliger Andreas, komm und tuh ein Wunder, oder es gibt eine Sau." So schrieb er ein Jahr später an Käthchen Schönkopf, mit der Vermahnung: „NB. daß niemand den Artickel sieht als wem er nütz ist." [2]

„Was ich erfahren habe", sagt er mit Rücksicht auf das schöne Geschlecht, „das weiß ich; und halte die Erfahrung für die einzige ächte Wissenschaft. Ich versichere Sie, die Paar Jahre als ich lebe, habe ich von unserm Geschlecht eine sehr mittelmäßige Idee gekriegt; und wahrhafftig keine beßre von Ihrem." Dennoch sind die Frauenzimmer schon sein höchstes Tribunal: „Das Urteil eines Frauenzimmers, über Wercke des Geschmacks ist bey mir wichtiger als die Kritick des Kritickers." [3]

Aus solch trüber Quelle stammen Goethes Leipziger Poesien: das sog. Leipziger Liederbuch, das „Büchlein Annette" und zwei kleine Dramen: „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen". Das Liederbuch ist eine Sammlung von lyrischen, meist erotischen Gedichten, als deren Grundmotiv in lüsterner Mondbeleuchtung ganz unverhüllt die Wollust hervortritt [4]. Einer

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 42 f. Wenn L. Geiger (Goethe-Jahrbuch VII 119) diese Äußerung als eine scherzhafte betrachten möchte, so bemerkt dagegen R. Weißenfels (Goethe im Sturm und Drang I 46): „Die pädagogischen Anwandlungen des jungen Goethe sind durchaus ernst zu nehmen." „Daß sie sich aber mit Vorliebe auf das weibliche Geschlecht richten, hat seinen Grund offenbar in einem Gefühl, das mit Pädagogik nichts zu tun hat und das er selbst folgendermaßen ausdrückt: C'est une si jolie creature qu'une fille."

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 185. [3] Ebd. 206 f 207 f.

[4] Vgl. S. Schultze, Der junge Goethe, Halle 1894, 23. — „Die Lieder des jungen Studenten haben einen oft üppig-sinnlichen Charakter, wie das Gedicht ‚An den Mond', welches die himmlische Leuchte eigentlich nur als eine Fackel zur Er-

der Söhne Breitkopfs hatte sie in Musik gesetzt und gab sie im Herbst 1769 mit der Jahreszahl 1770 ohne Goethes Namen, aber im Einverständnis mit ihm heraus als „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von B. Th. Breitkopf, Leipzig 1770".

Das „Büchlein Annette"[1] hat sich in Behrischs Abschrift im Nachlaß der weimarischen Hofdame v. Göchhausen erhalten. Es umfaßt außer Widmung und Epilog sechs größere und ebensoviele kleinere erzählende Gedichte im sog. „gemischten Genre", lauter lockere Liebesgeschichten im altklugen Tone der damaligen Modepoesie, „zum größten Teile eine deutliche oder verkappte Anleitung, die Mädchen zu gewinnen"[2].

„Die Laune des Verliebten"[3], ein in Alexandrinern geschriebenes Schäferstück, schildert nicht ohne Hinneigung zum „Glück freier Liebe" die Qualen der Eifersucht. In den „Mitschuldigen" nimmt Goethes Muse eine recht

---

hellung unbewachter nächtlicher Nuditäten besingt und einen auffallenden Kontrast bildet zu dem süß-träumerischen, von wunderbarem Stimmungshauch bewegten Gedichte ‚An den Mond', welches vielleicht das volkstümlichste aller Goetheschen Lieder geworden ist" (Unsere Zeit 1865, Neue Folge 1. Jahrg., 951). Im selben Geiste gehalten sind mehrere andere Gedichte von geringerer literarischer Bedeutung. Er schämte sich nicht, sie jungen Mädchen zum Lesen zu geben, wie z. B. dem Fräulein Breitkopf und Friederike Oeser, welch letzterer sie indes nur zum Teil gefielen. — Vgl. A. Strack, Goethes Leipziger Liederbuch, Gießen 1893.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 11—48.

[2] So J. Minor, Goethes Faust (2 Bde) I, Stuttgart 1901, 24. Vgl. A. Bielschowsky, Goethe I[21] 500. — B. Suphan, Das Buch Annette. Unbekannte Jugendgedichte Goethes, in Deutsche Rundschau IV (1894—1895) 61 bis 67. — A. Leitzmann, Zu Goethes Liederbuch „Annette", in Euphorion IV 794—804. — R. Hennig, Der junge Goethe (Straßburger Goethe-Vorträge), Straßburg 1899, 40 f. — Wenn E. von der Hellen in Cottas Jubiläumsausgabe von Goethes Werken III 361 f mit Berufung auf Gleim und Lessing Verwahrung einlegt gegen das Bestreben, das „Büchlein Annette" gegen den sittlichen Lebenswandel des jungen Goethe zu verwerten, so erscheint dies angesichts der vielen sonstigen Zeugnisse, die vorliegen, ein müßiges Unterfangen.

[3] Ursprünglich „Amine" geheißen, stammt in ihrer ersten Fassung aus der Frankfurter Zeit. Vgl. G. Witkowski, Goethe, Leipzig, Berlin und Wien 1899, 44. — H. Roetteken, Goethes Amine und Laune des Verliebten, in Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte III 184—186. — A. Köster in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe VII 311 f. — A. Bielschowsky (Goethe I[21] 498 f) will aus Goethes Brief vom 15. Mai 1767, wo Amine und Die Laune des Verliebten nebeneinander genannt sind, auf die Identität beider schließen, während H. G. Gräf (Goethe über seine Dichtungen 2. Tl, I, Frankfurt 1903, 1 f) die zwei für ganz verschiedene Dichtungen erklärt. — Goethe, der sich in dem soeben genannten Brief an Cornelia vom 11./15. Mai 1767 gegen die Aufführung der Amine in Frankfurt ausspricht (WA 4. Abt. I 96; vgl. Goethe-Jahrbuch VII 149), macht am 12. Oktober seinem Ärger darüber Luft, daß sie dennoch gespielt und er dadurch lächerlich gemacht werde (WA 4. Abt. I 114).

gewöhnliche Ehebruchsgeschichte als Grundlage und weiß aus ihr ein Kapital lächerlicher Verwicklungen zu gewinnen[1].

Selbst dem an Ehebruchshistorien gewöhnten Hofe von Weimar machte das Kotzebues würdige Stück einen „bänglichen" Eindruck und mußte umgearbeitet werden, um Gnade zu finden. Obwohl diese Jugenderzeugnisse mancher formeller Vorzüge nicht entbehren, so atmen sie doch sämtlich eine verdorbene, mephitische Luft, die schlimmste, in der sich ein Jüngling bewegen kann.

In der Tat schlug dieselbe dem jungen Dichter auch weder geistig noch leiblich an. Allerlei Exzesse, welche er selbst auf die unkluge Anwendung Rousseauscher Erziehungs- und Lebensgrundsätze zurückführt, der schädliche Einfluß der Chemikalien, die er bei seinen Ätzübungen einatmete, Eifersüchteleien, Liebesquälereien und Ausschweifungen untergruben seine Gesundheit[2]. Ein heftiger Blutsturz warf ihn im August 1768 aufs Krankenlager.

---

[1] „Es ist ein wahrhaft unsittliches Stück, in dem Gellerts Verbindung lockerer Zweideutigkeit mit oft allzu kluger Moral auf den Gipfel getrieben wird." „Besser als irgend ein anderes Zeugnis verrät es, wie wirr und wüst es damals im Herzen des werdenden Dichters aussah" (R. M. Meyer, Goethe I³, Berlin 1905, 51 52). — E. Schultze (Der junge Goethe 44) nennt die Moral des Stückes eine „gemeine".

[2] „Wer kein Leipzig gesehen hätte", schreibt er im August 1769 von Frankfurt aus an Gottlob Breitkopf, „der könnte hier recht wohl seyn; aber das Sachsen, Sachsen! Ey! ey! das ist starcker Toback. Mann mag auch noch so gesund und starck seyn, in dem verfluchten Leipzig, brennt man weg so geschwind wie eine schlechte Pechfackel. Nun, nun, das arme Füchslein, wird nach und nach sich erholen. Nur eins will ich dir sagen, hüte dich ia für der Lüderlichkeit. Es geht uns Mannsleuten mit unsern Kräfften, wie den Mädgen mit der Ehre, einmal zum Hencker eine Jungferschafft, fort ist sie. Man kann wohl so was wieder quacksalben, aber es wills ihm all nicht thun" (Goethes Werke, WA 4. Abt. I 217). — H. Düntzer (Goethe unter Sadgers pathologischer Beleuchtung I, in Allgemeine Zeitung 1899, Beil. Nr 208) möchte freilich gerade aus Goethes Briefen an Behrisch folgern, „daß er keines der Mädchen, mit denen er so lüstern tändelte, verführt hat, und noch weniger hat er sich mit öffentlichen Dirnen abgegeben". Aber mag nun auch die Identität „Jettys" (im schon genannten Briefe an Behrisch vom 7. November 1767, WA 4. Abt. I 132) mit Katharina Schönkopf sich halten lassen, wie A. Strack (Goethes Leipziger Liederbuch 19 Anm.) hofft, oder nicht, jedenfalls erachtet P. J. Möbius (Goethe, 2 Tle, II³, Leipzig 1909, 40) es für erwiesen, daß Goethe in Leipzig „geschlechtlichen Verkehr" gepflegt habe. A. Kirstein (War Goethe syphilitisch? Eine Kritik, in Allgemeine Medizinische Zentralzeitung 67. Jahrg. [1898], Nr 199, S. 1209 f) schließt sich dieser Annahme an. Vgl. auch W. A. Freund, Zu „Don Sassafras" (Erich Schmidt) und „Über das Pathologische bei Goethe" (P. J. Möbius), in Münchener Medizinische Wochenschr. 45. Jahrg. II (1898), Nr 48. Freund erscheinen die von ihm angeführten Zeugnisse aus Goethes eigenem Mund, „die Nebeneinanderstellung der daselbst bezeugten Tatsachen als eine tragfähige Unterlage für die Stellung einer sichern Diagnose" auf Syphilis. Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, nimmt er an, daß sich so „alle folgenden Erscheinungen an ihm

Er schwankte einige Tage zwischen Leben und Tod und hörte auch, als Besserung eintrat, nicht auf, ein verfrühtes Ende zu befürchten.

In diesem Zustand fing er an, über sein Leben und Treiben nachzusinnen, und ward durch die gefürchtete Nähe des Todes von selbst auf religiöse Ideen hingelenkt. Der Rekonvaleszent scheute es nicht, sich mit seinem Stubennachbar Limprecht, einem armen, stillen Theologen, und mit Langer, Hofmeister bei dem Grafen Lindenau, über dergleichen zu unterhalten. Doch war die religiöse Verfassung der beiden nicht derart, daß sie den kranken Jüngling auf den Boden des positiven Christentums hätte zurückführen können.

„Die christliche Religion", erzählte Goethe selbst, „schwankte zwischen ihrem eigenen Historischpositiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Überzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche, ganz uneingedenk ihres Raupenstandes die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidener gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letztern Art war Langer; denn obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als ein Document ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogon er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und consequent, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der durch eine ver-

---

selbst und an seinen Kindern, mit Exkulpierung seiner Frau, ungezwungen erklären lassen" (S. 1536). P. J. Möbius (Goethe und W. A. Freund, ebd. Nr 51) gibt die Möglichkeit zu, doch sei „über bloße Vermutungen und Möglichkeiten nicht hinauszukommen"; es fehle nach seiner Überzeugung jede positive Tatsache (S. 1645). A. Kirstein (a. a. O. 1209) erklärt die Freundsche Darlegung „vom rein medizinischen Standpunkte aus als verfehlt". Vgl. auch B. Fränkel, Des jungen Goethe schwere Krankheit Tuberkulose, keine Syphilis (Sonderabzug aus Zeitschrift für Tuberkulose XV, Hft 4), Leipzig 1910. — J. Froitzheim (Goethes Flucht aus Frankfurt, in Gegenwart LXIV, Nr 39, S. 199) sagt, daß „Ad. Kußmaul und ähnliche Autoritäten" den Ausführungen Freunds rückhaltlos beigestimmt hätten. Er führt jedoch keine Belege dafür an.

drießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest wie ich war kam es bloß auf den Glauben an, das was ich menschlicher Weise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem Neuen Testament zu beschäftigen." [1]

Einen tieferen Eindruck konnte dies „Blumen"-Christentum auf Goethe um so weniger machen, als Langers Moral derjenigen seines Vorgängers Behrisch sehr ähnlich war. Indem er mit Goethe Umgang pflog, brach er eine dem Grafen Lindenau ausdrücklich gegebene Zusage. Wie Behrisch, war auch dieser äußerlich streng scheinende, ernste, wissenschaftliche Mann einem unerlaubten Verhältnisse anheimgefallen. Was sollte eine Religion, die nur solche Früchte zeitigte?

Die orthodoxe „Kirche" aber scheint keinen Versuch gemacht zu haben, den ihr längst Entlaufenen in seiner mürben Gemütsverfassung aus den Schäfereien dieser Welt in ihren unsichtbaren Schafstall zurückzuführen.

Viertes Kapitel.

Pietistische Übergangsstufe. Poetische Wiedergeburt. Straßburg, Herder und Friederike.

(1768—1771.)

Ohne Segel, Mast und Steuer, „gleichsam als ein Schiffbrüchiger", wie er selbst sagt [2], reiste Wolfgang am 8. August 1768, gerade 19 Jahre alt, wieder der Heimat zu. Gründliche Studien hatte er nicht gemacht. Gesundheit und Kraft waren gebrochen, wie er fürchtete, für immer [3]. Mit Liebelei und Schäferei war es vorläufig aus. An Leipzig hing er noch trotz allen früheren Mißbehagens und war stolz darauf, ein „Kenner" des weiblichen Geschlechtes geworden zu sein [4]. Nur mit Bangen konnte er indes der Ankunft im Vaterhause entgegensehen, wo sein Zustand alle

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 192—194.
[2] Ebd. 196.
[3] Vgl. Fr. A. Schäfer, Goethe in Krankheitstagen, Meißen 1904, 12 f.
[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 187.

treuen Wünsche und Erwartungen seiner Eltern zerstören mußte. Hier selbst hatte die poetische Gemütlichkeit harte Stöße erlitten. Der alte Textor war durch einen Schlagfluß an der einen Seite gelähmt und erholte sich nur schwer. Cornelia, deren Erziehung der Vater nach Wolfgangs Abreise mit um so größerer Sorgfalt geleitet hatte, verstand sich mit dem ernsten, etwas pedantischen Manne nicht und war voll Jammer und Klagen[1]. Selbst mit der sonst so gutmütigen Mutter hatte sie sich entzweit, und so schwand denn die Märchenhaftigkeit des früheren Familienlebens rasch dahin.

Der Empfang zu Hause war immerhin ein viel freundlicherer und liebevollerer, als Wolfgang erwarten konnte. Man schonte ihn; man verzieh ihm, daß er sich in dem alten Frankfurt langweilte und nach Leipzig zurücksehnte, und suchte ihm die Annehmlichkeiten der Universitätsstadt durch alle nur erdenkliche Zuvorkommenheit zu ersetzen. Namentlich seine Schwester Cornelia, die ihm ihre volle Neigung zuwandte, widmete sich ganz seiner Pflege und war geradezu erfinderisch, ihn zu zerstreuen und zu erheitern. Kaum erklärten jedoch die Ärzte, daß die Lunge unversehrt sei, und kaum ging es etwas besser, so schwärmte der junge Patient wiederum für sein Leipzig und dessen paradiesische Herrlichkeit, klagte über Mangel an entsprechender Gesellschaft und suchte wenigstens durch Briefverkehr die in Leipzig angeknüpften Fäden weiterzuspinnen. In Ermangelung besserer Gesellschaft, mitunter auch noch von Todesgedanken geplagt, schloß sich Wolfgang mehr als früher an Fräulein v. Klettenberg, die Freundin seiner Mutter, an, die durch ihn später das Vorbild aller „schönen Seelen" geworden ist[2]. „Eine schöne Seele", ist eine jener frommen Damen, die durch Charakter,

---

[1] Vgl. über sie K. Heinemann, Goethes Mutter[3], Leipzig 1909, 48 ff. — G. Witkowski, Cornelia, die Schwester Goethes, Frankfurt 1903. — Gertrud Bäumer, Goethes Freundinnen, Leipzig und Berlin 1909, 1—16. — E. Gothein, Cornelia. Ein Gedenkblatt, in Frankfurter Zeitung 1899, Nr 275 276 281, 1. Morgenblatt. — P. J. Möbius (Goethe I[3] 235—240) versucht den Nachweis zu führen, daß sie eine „durchaus pathologische Natur", „eigentlich eine Geisteskranke" gewesen.

[2] J. M. Lappenberg, Reliquien der Fräulein Susanna Katharina v. Klettenberg, Hamburg 1849. — H. Dechent, Goethes Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg. Ein Lebensbild, Gotha 1896. Den „Bekenntnissen einer schönen Seele" liegt nach Dechent im wesentlichen eine von Fräulein v. Klettenberg in ihrer letzten Lebenszeit niedergeschriebene Selbstbiographie zu Grunde. — O. Berdrow, Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte[2], Stuttgart 1900, 109—138. — Gertrud Bäumer a. a. O. 17—38. — Wenn die Klettenberg 21./27. Januar 1774 an v. Moser schreibt, sie habe sich sehr geändert und sei ein „christlicher Freigeist" geworden (Goethe-Jahrbuch X 140), so äußert sich dazu H. Dechent a. a. O. 179: „Es tritt uns hier das erklärliche, wenn auch nicht notwendige Schlußglied ihrer religiösen Entwicklung entgegen." — Vgl. ihre Briefe im Goethe-Jahrbuch XXVII 103—115.

Neigung und Bildung ganz und gar auf ein religiöses Leben angelegt sind, denen aber der Protestantismus die Möglichkeit genommen hat, Gott in einer der zahlreichen Formen des katholischen Ordenslebens in religiös geheiligter, wahrhaft heldenmütiger und verdienstvoller Weise sich zu weihen. Die Klettenberg offenbarte diesen Zug ihres Wesens, vielleicht ohne es zu wollen, indem sie in der Kleidung einer Nonne sich selbst porträtierte. Sie war, als sie dem neunzehnjährigen Poeten als barmherzige Schwester diente, eine Dame von bereits 45 Jahren. Sie hatte in ihrer Jugend feine Weltbildung genossen, der Liebe Freud' und Leid als Verlobte kennen gelernt, durch wunderliche Schickungen die geplante Heirat eingebüßt, weihte sich nun in mystischer Zärtlichkeit „dem unsichtbaren Freunde der Seelen" und übte den Beruf einer frommen Trösterin, Erzieherin und Wohltäterin im Kreise verwandter und befreundeter Familien. Die poetische Zartheit ihrer religiösen Anschauungen, ihre unzerstörbare Heiterkeit bei steter Kränklichkeit und vielen Leiden, verliehen ihr in den Augen des kranken Jünglings eine Art Heiligenschein, während ihre guten Formen, ihre Nachsicht gegen jedermanns Credo und sittliche Gebrechen keine Scheu und Abneigung aufkommen ließen. Der Kern ihrer Religion war ein bloßer Gefühlsglaube, der Goethe später als „die edelste Täuschung und die zarteste Verwechslung des Subjektiven und Objektiven erschien", für den Augenblick aber seinen wechselnden Stimmungen freundlich entgegenkam. Je weniger Zerstreuung er sonst fand, desto angenehmer war ihm das süßliche Geplauder über die innersten Herzensempfindungen und Herzenserfahrungen, das ihn in eine gewisse Beruhigung einlullte und ihm anderseits wieder als ein sonderbares psychologisches Phänomen zu denken und zu betrachten gab. Durch das fromme Fräulein und den Arzt Metz kam er auch in Berührung mit andern Herrnhutern, ohne sich indessen von ihnen sonderlich angezogen zu fühlen. Neben den Privateingebungen, die er da zu hören bekam, studierte er für sich Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte. Diese führte ihn jedoch keineswegs zu einer ernsten Untersuchung des historischen Christentums, sondern bloß zu gnostischen Träumereien:

„Was mich an seinem Werk besonders ergötzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen steckt in uns allen. Ich studirte fleißig die verschiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte sagen hören, jeder Mensch habe am Ende doch seine eigene Religion, so kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieses that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah.

„Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorstellen, die sich von Ewigkeit her selbst producirt; da sich aber Production nicht ohne Mannichfaltigkeit denken läßt, so mußte sie sich nothwendig sogleich als ein Zweites erscheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; diese beiden mußten nun den Act des Hervorbringens fortsetzen, und erschienen sich selbst wieder im Dritten, welches nun eben so bestehend lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Productionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein Viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es, wie sie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch sie begränzt sein sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Sein ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämmtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begränzt."

Nun Rebellion der Engel unter Luzifers Führung, Schöpfung der Materie und alles Bösen durch Luzifer, Intervention der Elohim und Schöpfung des Lichts, stufenweise Vervielfältigung des Einflusses der Elohim, Schaffung eines Wesens, welches die ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherstellen sollte.

„Und so wurde der Mensch hervorgebracht, der in allem der Gottheit ähnlich, ja gleich sein sollte, sich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifers befand, zugleich unbedingt und beschränkt zu sein, und da dieser Widerspruch durch alle Kategorien des Daseins sich an ihm manifestiren und ein vollkommenes Bewußtsein so wie ein entschiedener Wille seine Zustände begleiten sollte, so war vorauszusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse. Es währte nicht lange, so spielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank, und so ward jener Abfall zum zweitenmal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen." [1]

Mag auch der alte Goethe diese gnostischen Träumereien in „Dichtung und Wahrheit" etwas gelehrter ausstaffiert haben, daran ist wohl nicht zu zweifeln, daß der Jüngling in ähnlicher Weise mit der Religion und ihren Fundamentaldogmen gespielt hat. Lessing war ihm mit gutem Beispiel vorangegangen, und gnostischer Nebel lag genug in der Luft.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVII 217 ff.

An etwas Aberglauben durfte es bei der geistreichen Gnosis und dem süßelnden Separatismus auch nicht fehlen. Fräulein v. Klettenberg trieb Alchimie, hatte ihr Windöfelein, wie die Goldmacher, allerlei Tiegel, Phiolen und Essenzen. Sie gab ihm nach seinem Bericht Wellings Opus magocabbalisticum, und sie experimentierten fleißig zusammen, um den heilbringenden succum silicis (Kieselsaft) hervorzubringen.

Anstatt aber zur Darstellung irgend eines Heilmittels zu führen, hatte die abergläubisch-chemische Kocherei nur den Erfolg, die Herstellung des phantastischen Patienten zu verzögern. Die Säuren, die er beim Radieren einatmete, konnten ihm ebensowenig gut anschlagen als der Dampf und die Dünste seiner alchimistischen Hexenküche. Eine heftige Kolik, die ihn kurze Zeit nach seiner Rückkehr am 7. Dezember befallen und zwei Tage lang aufs schrecklichste gepeinigt, hatte ihn ohnehin schon von neuem erschöpft, und so schleppte sich seine Unpäßlichkeit durch das Jahr 1769 hin. Es war dem Vater nicht zu verdenken, daß er mitunter die Geduld verlor und auf das Innehalten einer Diät sowie auf eine Beschäftigung drang, welche die Fortsetzung der Studien ermöglichen sollten.

Denn einstweilen tat Wolfgang für seine professionelle Bildung wenig. Er schrieb häufige Briefe an Käthchen Schönkopf [1], Friederike Oeser und deren Vater, las bunt durcheinander, was ihm in die Hand fiel, hauptsächlich Belletristik und Werke über Kunst, zeichnete und radierte, dichtete ein wenig und arbeitete die Stücke weiter aus, die er in Leipzig entworfen hatte.

Für seine späteren Dichtungen gewann er freilich mannigfaltige Erfahrungen, Eindrücke, Ideen und Vorstellungen. Auch sein Urteil schärfte sich. Aber der Widerwille gegen die formellen Schwächen der gleichzeitigen Literatur und der Mangel einer konsequenten, männlichen Durchbildung machten es ihm unmöglich, die großen religiösen und nationalen Tendenzen, die sich unter den Zeitgenossen regten, zu begreifen und mit kräftiger Begeisterung künstlerisch zu erfassen. „Was geht mich der Sieg der Teutschen [2] an, dass ich das Frohlocken mit anhören soll, eh! das kann ich selbst. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was dencken was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben. Aber Lärm und Geschrey, statt dem Pathos, das thuts nicht." [3] So fährt er in einem Brief an Friederike Oeser über die Barden seiner Zeit los. Im Frühjahr 1770 war er endlich so weit hergestellt, daß er seine Studien in Straßburg fortsetzen konnte. Er träumte sich dazu dann eine weitere Reise nach Paris.

---

[1] Die übrigens bald eine solide Wahl traf und sich mit dem Juristen Dr Kanne verheiratete. [2] Über Varus.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 198.

Sein Quartier nahm Goethe an der belebten Sommerseite des Fischmarktes Nr 14; zu Tisch ging er in der Knoblochsgasse Nr 13 bei zwei alten Fräulein namens Lauth, die für eine Anzahl Studenten, meist Mediziner, und andere Kostgänger Tafel hielten. Als Jung-Stilling und Troost zum erstenmal im gleichen Kosthaus zu Tische gingen, fiel ihnen Goethe unter den Eintretenden sofort auf: „Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und sie sahen einen nach dem andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letztern: das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem freien Wesen, das sich der Student ausnahm; allein Stilling irrte sehr." [1]

Präsident dieser Tischgesellschaft war der Aktuarius Salzmann [2], ein allgemein beliebter Junggeselle in den Vierzigern, neben seinen Amtsgeschäften auch der Schöngeisterei ergeben, seiner religiösen Anschauung nach ein Utilitarier, dem der brauchbarste Mensch auch für den tugendhaftesten galt. Unter den übrigen Mitgliedern der Tischgesellschaft hebt Goethe einen Ludwigsritter hervor, ein wunderliches Original, das von alten Anekdoten zehrte, an fixen Ideen litt und alle Tugend dem Gedächtnis, alle Laster der Abnahme desselben zuschrieb. Auch an den „heitern, sinnlich-glücklich angelegten" John Meyer schloß er sich an, den Sohn eines Wiener Bankiers, einen jungen Mediziner, der seinem Fache mit vielem Eifer oblag. Sein eigentlicher Liebling aber war, nach Jung-Stillings Aussage, jener Lerse, den er im „Götz von Berlichingen" verherrlicht hat — ein wackerer, treuherziger Junge voll guten Humors, der sich der Theologie widmete, später Lehrer an der Militärschule in Kolmar ward und endlich in Leiningen zum Hofratstitel gelangte [3]. „Oft fuhren Goethe und Lerse", wie letzterer berichtet, „den Rhein hinauf. Da geriet Goethe oft in hohe Verzückung, sprach Worte der Prophezeiung und machte Lerse Besorgnisse, er werde überschnappen." [4]

---

[1] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 15.

[2] A. Stöber, Der Aktuar Salzmann und seine Freunde, Frankfurt 1855. — Derſ., Alsatia. Jahrbuch für Elsässische Geschichte 1850—1857. Neue Reihenfolge 1858—1873, Mülhausen. — J. Leyser, Goethe zu Straßburg, Neustadt a. d. H. 1871. — Ristelhuber, L'Alsace ancienne et moderne³, Strasbourg 1865.

[3] Bielschowsky (Goethe I²¹ 502) meint (gegen K. Kochendörffer in Preußische Jahrbücher LXVI [1890] 554 ff, vgl. LXVII 316 ff), es sei nach Lage der Quellen „an der Sonderexistenz einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften, deren Mitglieder der Aktuar Salzmann, Goethe, Lenz, Jung-Stilling waren, festzuhalten".

[4] v. Biedermann a. a. O. I² 19.

Goethe war durch seine pietistischen Freunde in Frankfurt an Pietisten in Straßburg empfohlen. Er gab seine Empfehlungsschreiben ab, hatte sie jedoch bald satt. In einem Briefe an den Theologen Limprecht dankte er seinem Heiland, daß er nicht so sei, wie er sein sollte, und berief sich dafür auf Luthers Wort: „Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken als für meinen Sünden.“ [1] Fräulein v. Klettenberg aber meldete er am 26. August ganz unverholen: „Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar starck, ich hatte mich im Anfang sehr starck an sie gewendet; aber es ist als wenn es nicht seyn sollte. Sie sind so von Herzen langweilig wenn sie anfangen, daß es meine Lebhafftigkeit nicht aushalten konnte. Lauter Leute von mäßigem Verstande, die mit der ersten Religionsempfindung, auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meynen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen.“ [2]

Um so enger schloß er sich an die Mediziner an, hörte schon während des Wintersemesters 1770/71 bei Lobstein Anatomie, bei Spielmann Chemie und studierte praktische Chirurgie und Geburtshilfe bei den beiden Ehrmann. Die Jurisprudenz ward abermals nur nebenbei mit Hilfe eines Repetenten summarisch betrieben. Dagegen hatte er Auge und Ohr für alle Zweige der Bildung offen, die für Poesie, Kunst, anmutige Verschönerung des Lebens etwas zu versprechen schienen, und richtete sich überhaupt darauf ein, genießend zu lernen und lernend zu genießen, die Poesie im Leben und das Leben in der Poesie zu suchen.

Das schöne Elsaß bot hierzu reichliche Gelegenheit. Gleich bei seiner Ankunft bestieg der jugendliche Dichter den Münsterturm und begrüßte das freundliche Land, das ihm einstweilen zum Aufenthalt dienen sollte. Obwohl noch nicht ganz von der Herrschaft des Winters befreit, sprach es ihn doch mächtig an mit seinem großen herrlichen Strome, seinen belebten Ufern, seinen Inseln und Werdern, seiner reichen Vegetation und Fruchtbarkeit, der Fülle menschlicher Tätigkeit, die sich auf seinen gesegneten Gefilden entfaltete.

Und inmitten dieser reizenden Naturpracht die merkwürdige, eigentümliche, lebendige Stadt, deutsch der Bevölkerung nach, französisch in ihrer jetzigen politischen Lage und Regierung, katholisch vielfacher Erinnerung nach, protestantisch durch die Mehrzahl der einflußreicheren Bewohner, in regem Handel teilnehmend am Neuen, in ihrem berühmten Münster gleichsam ein Denkstein mittelalterlicher Geschichte. Wie sich französische und deutsche Sprache hier in seltsamer Mischung begegneten, so auch französisches und deutsches Leben und Wesen. Goethe sah hier die jungverlobte Marie Antoinette durchreisen in das königliche Paris. Rousseau, Voltaire und die Enzyklopädisten traten hier mit mächtigerer Gewalt an ihn heran. Schöpflin

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 234. [2] Ebd. 245 f.

und andere Straßburger Gelehrten dagegen wiesen zurück in die ältere deutsche Geschichte der Stadt und des Landes. Die Töchter eines französischen Tanzmeisters stritten sich um die Gunst des deutschen Studenten, der bei ihrem Vater französische Grazie zu erwerben suchte. Goethe gefielen aber die echtdeutschen Elsässerinnen besser, die in ihrer malerischen Volkstracht Straßen und Gassen mit ihrem Geplauder belebten. Während er sich durch Lektüre und schriftliche Übung im Französischen vervollkommnete, herrschte in seiner Tafelrunde ein völlig deutscher Ton, und dem gewesenen Kohlenbrenner und Schmiede, nunmehrigen Studenten der Medizin Jung-Stilling, der sich dieser Tischgenossenschaft beigesellte, empfahl er zur Ausbildung in den schönen Wissenschaften weder Deutsche noch Franzosen, sondern Ossian, Shakespeare, Fielding und Sterne.

Wie früher, so beschäftigte sich Goethe auch jetzt mit den verschiedensten Wissenszweigen, ohne rechte Methode und Ordnung. In seinen „Ephemeriden“ [1], die sich erhalten haben, figurieren neben Thomas von Kempen und Tauler der Hexenmeister Agrippa von Nettesheim und der Bibliograph Fabricius, Giordano Bruno und Bayle, Plato und Mendelssohn, Notizen über Pantheismus, meteorologische Beobachtungen, literarisch-theologische Kuriosa [2], physikalische Werke — kurz eine kaleidoskopische Vielheit von Studienmaterial, wie sie die Wißbegier eines lebhaften jugendlichen Kopfes sich zusammenstellte [3].

Welches von diesen bunten Elementen zu einer vorwiegenden Herrschaft gelangt, ist nicht zu enträtseln — das Eritis sicut dii war allem Neuen und Spannenden aufgeprägt, und so verdrängte ein Eindruck den andern. Nach dem Berichte in „Dichtung und Wahrheit“ sollte man meinen, die damals herrschende französische Richtung der Enzyklopädisten hätte den Jüngling nur wenig berührt. Er räumt hier eine große Vorliebe für die älteren Franzosen ein, für Montaigne, Rabelais, Amyot und Marot. Aber Voltaire, das Wunder seiner Zeit, sei ihm selbst bejahrt erschienen, wie die Literatur, die er durch ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. „Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters;

---

[1] Ebd. 1. Abt. XXXVII 81—114.

[2] Wie „Jacobi Ayreri historischer Processus iuris, in welchem sich Lucifer über Christum, darum, daß dieser ihm die Hölle zerstöret, eingenommen, die Gefangenen daraus erlöset, und hingegen ihn Lucifern gefangen und gebunden habe, beschweeret. Darinn ein ganzer ordentlicher Processus von Anfang der Citation biß auf das Endurtheil, in ersterer und anderer Instanz, dazu die Form wie in Compromissen gehandelt wird einverleibet.“ Ant. Cornelii Querela infantium in limbo clausorum, adversus divinum iudicium, apud aequum iudicem proposita (ebd. 84).

[3] Vgl. H. Viehoff, Goethe's Leben, Geistesentwicklung und Werke I [5], Stuttgart 1887, 151 ff.

gewisse Grundsätze auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja seinen Gott, durch dessen Bekenntniß er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Übles erzeigen, und, unter dem Scheine eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens, unwahr und falsch handeln."

„Uns Jünglingen, denen bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, ward die parteiische Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung so vieler würdiger Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf sie gegründet ist, um den sogenannten Pfaffen zu schaden, niemals genug herabsetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Überlieferung einer Sündfluth zu entkräften, alle versteinten Muscheln läugnete, und solche nur für Naturspiele gelten ließ, so verlor er gänzlich mein Vertrauen: denn der Augenschein hatte mir auf dem Baschberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Exuvien seiner Ureinwohner befinde. Ja, diese Berge waren einstmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren, genug, das Rheinthal war ein ungeheurer See, eine unübersehliche Bucht gewesen; das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuschreiten, es möchte sich daraus ergeben was da wollte." [1]

Nicht günstiger lautet sein Urteil über die andern „Philosophen".

„Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns aus. Ich gedenke statt aller des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten." [2]

In späteren Jahren machte Goethe ein diesem gerade entgegengesetztes Geständnis.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 59—61. [2] Ebd. 68.

„Sie haben", sagte er am 3. Januar 1830 zu Eckermann, „keinen Begriff von der Bedeutung, die Voltaire und seine großen Zeitgenossen in meiner Jugend hatten und wie sie die ganze sittliche Welt beherrschten. Es geht aus meiner Biographie nicht deutlich hervor, was diese Männer für einen Einfluß auf meine Jugend gehabt und was es mich gekostet, mich gegen sie zu wehren und mich auf eigene Füße in ein wahreres Verhältnis zur Natur zu stellen." „Wir sprachen", fügt Eckermann bei, „über Voltaire Ferneres, und Goethe rezitierte mir das Gedicht Les Systèmes, woraus ich mir abnahm, wie sehr er solche Sachen in seiner Jugend mußte studiert und sich angeeignet haben." [1]

Ein Ausgleich dieses Widerspruchs dürfte sich vielleicht darin finden, daß der seichte philosophierende Deismus Voltaires wie der krasse Materialismus Holbachs das deutsche Gemüt des jungen Dichters wohl abstieß, daß aber die glänzende Redefertigkeit, der Spott und Witz, die Versatilität und Deklamationskunst, die glatte Versmacherei und der französische Esprit des Philosophen von Ferney ihn doch wieder anzogen, während der noch ungelöste Gegensatz zwischen Voltaire und Rousseau die jungen aufgeklärten Musensöhne in Straßburg notwendigerweise verwirren mußte. Daß die poesielosen Hypothesen Holbachs dem Dichtergenius Goethes nicht recht zusagen mochten, darf man wohl annehmen.

„Allein wie hohl und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie sollte sein von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten, ohne weiteres, die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dieß alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur so wenig wissen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er sie sogleich, um dasjenige, was höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erscheint, zur materiellen, schweren zwar bewegten, aber doch richtungs- und gestaltlosen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

„Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf's lebendige Wissen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen." [2]

---

[1] J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, 8. Originalauflage, neu herausgeg. von H. H. Houben, Leipzig 1909, 305.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 70 f.

Dieser Schaden war groß — unberechenbar groß.

Goethes genialer Geist wurde durch diese Zersplitterung seiner Kräfte in jener Oberflächlichkeit bestärkt, welche, ohne feste wissenschaftliche Grundsätze, mit bloßer empirischer Einzelkenntnis auszukommen glaubt; in jener freien Forschung, welche keinerlei Autorität über dem eigenen Geiste anerkennt; in jener bequemen Anschauung, welche sich selbst ihre Religion zurechtmacht und, wo dieselbe nicht ausreicht, sie durch eitle Genüsse und Beschäftigungen zu ersetzen sucht. Indem er sich in der krassen atheistischen Halbnacht des französischen Materialismus nicht wohl fühlte, wurde er freilich vor den gefährlichsten Klippen dieser Aufklärung bewahrt — aber ein sicherer Ankergrund war damit nicht gewonnen.

Die Beziehungen zu dem Pietisten Jung-Stilling, den er in Schutz nahm und verteidigte, erhielten wohl einigermaßen die süßlich-pietistische Vorstellung des Christentums, die er im Verkehr mit der Klettenberg eingeschlürft hatte. Aber was sollte ihm dieses bloße Gefühlschristentum! Er konnte im Grunde nicht daran glauben, und Stillings Vertrauen auf Gebetserhörung kam ihm wie eine närrische Grille vor. „Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unser Hergott müsse ihm die Steine setzen.“ [1]

Viel bedeutender erwies sich in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung der Einfluß, den Herder auf Goethe gewann. Es war freilich noch nicht der großartige, universell gebildete Gelehrte, der ihm später wieder in Weimar begegnete, aber Herder war dem jungen Studenten doch nicht bloß um fünf Altersjahre, sondern auch durch ein sehr allseitiges, gründliches Studium voraus.

Den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wurde Herder von einem strengen Vater und einer bibelfesten Mutter in tiefernster protestantischer Religiosität erzogen, hatte dann bei dem finstern Prediger Treschо als Famulus gedient, in Königsberg bei Lilienthal Theologie und bei Kant Philosophie gehört und war mit dem Philosophen Hamann persönlich bekannt geworden. Obwohl er sich in seinen ersten literarischen Versuchen „Fragmente über die deutsche Literatur“ (1767) und „Kritische Wälder“ (1769) an Lessing anschloß, war er doch von durchaus anderem, weichem, fast weiblichem Charakter und suchte den klaffenden Gegensatz zwischen Orthodoxie und Rationalismus schöngeistig zu verkleistern, das Christentum philosophisch zu erfassen und die Philosophie mit dem Christentum auszusöhnen [2]. Die Brücke sollte nicht das „Wahre“, sondern das „Schöne“

[1] Nach dem Zeugnisse von Fr. H. Jacobi (an Dohm den 20. Juni 1816). Aus Fr. H. Jacobis Nachlaß (2 Bde) II, Leipzig 1869, 149.

[2] Obwohl Herder, wie so vielen andern, die Ehre zu teil geworden, unter die Vorväter des Darwinismus aufgenommen zu werden (Fr. v. Bärenbach, Herder

sein. Die Bibel, als autoritative Gottesurkunde verworfen, sollte als menschlich schönes, poetisches, großartiges Buch wieder der Bildung der Menschheit dienstbar werden. In der Stimme aller Völker fand er Akkorde, die ein Widerhall der Stimme eines edlen Menschentums zu sein schienen. Ihnen ging er nach in der Geschichte, in deren Hilfswissenschaften, in der Poesie. Diese Richtung des Geistes zog ihn zum Volkslied hin und in ihm wieder zu den gemeinschaftlichen Klängen, die in allen Literaturen widertönen. Die breitspurigen und die zahlreichen kleinen Werke, die diesem Streben entstammt sind, waren zwar noch nicht geschrieben, allein die Keime dazu trug er schon in Kopf und Herz, als ihn, den damaligen Hofmeister der Prinzen von Holstein-Eutin, ein Augenübel zu einem längeren Aufenthalt in Straßburg nötigte und so die Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit Goethe wurde.

Die Holbachsche Nacht lichtete sich für Goethe, als dieser harmonisch angelegte Mann ihm die von Voltaire verlästerte Bibel als einen unversieglichen Born echter Poesie erscheinen ließ, als er ihn aus der französischen Rokokodichtung heraus auf den alten Homer[1] hinlenkte, als er ihm, dem nach echter Poesie Hungernden und Dürstenden, in den Volksliedern der alten und neuen Nationen die tiefste Ader aller poetischen Literatur erschloß. Shakespeare, mit dessen Beauties er in Leipzig nur sehr oberflächlich bekannt geworden, erhielt in dieser Umgebung eine neue Beleuchtung[2]. Es waren jetzt nicht mehr bloß die Späße der Clowns, die ihn anzogen, sondern die großartige Verkörperung des Menschenlebens im nationalen Drama. Da blitzte in ihm der Gedanke auf, Ähnliches zu versuchen.

Warum hat Deutschland keinen Shakespeare gehabt? Da stand doch das herrliche Münster, ein Prachtwerk der Kunst, das sich mit allen Kathedralen Englands messen konnte! Warum war in Deutschland dieser Quell des künstlerischen Schaffens versiegt, während er in England die Reformation noch überdauert hatte? Goethe stellte diese Frage wohl nicht, aber es dämmerte in seinem Geiste etwas von jenen Aufgaben auf, die von der deutschen

---

als Vorgänger Darwins und der modernen Naturphilosophie, Berlin 1877), so lag ihm selbst der Wunsch nach einer solchen Verwandtschaft sicherlich durchaus ferne. Nichts stieß ihn ärger ab als die mechanische Naturerklärung der französischen Materialisten.

[1] „Göthe fieng Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche; er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht (wenn er sehen konnte) und in seinen ansehnlichen Bart lächelt. Es ist eine unendliche Menge sowie von allem, so auch von humour in ihm, diesen nehmlich nicht wie britische Wolke, sondern griechisch asiatischen Sonnenglanz gedacht". Herder an Merck 1772. K. Wagner, Briefe an Johann Heinrich Merck, Darmstadt 1835, 44.

[2] Vgl. B. Wagener, Shakespeares Einfluß auf Goethe in Leben und Dichtung, 1. Tl, Halle 1890, 4 ff.

Literatur noch zu lösen waren. Ein richtiger Instinkt lenkte ihn auf Sage und Geschichte als den Quell nationaler Poesie hin: er stieß auf Götz von Berlichingen, auf Faust, es begann in seinem Geiste zu gären, er fühlte, daß an die Stelle all der französischen Nachbeterei und klassischen Kunstquälerei etwas Kräftiges, Naturwüchsiges, Deutsches gesetzt werden sollte — das Münster und Herder hatten ihn auf den rechten Weg geführt. Aber da traten leider die revolutionären Ideen der Zeit und Friederike Brion dazwischen.

Was ihn zunächst hemmte, den Anregungen Herders in großartigem Maße zu entsprechen, war sein Liebesverhältnis mit der letzteren, das sagenumwobene „Idyll von Sesenheim".

Auf einem Ausflug nach Sesenheim ward er mit der dortigen Predigersfamilie Brion bekannt, in der die Personen des Romans von Goldsmith „Der Landprediger von Wakefield" leibhaftig wieder aufgelebt zu sein schienen[1]. Nur der Liebhaber fehlte. Goethe übernahm die Rolle, knüpfte mit Friederike, der dritten Tochter, ein Liebesverhältnis an, hing nun vollends eine Zeitlang alle Studien an den Nagel, tändelte und blümelte mit der Geliebten — und mußte sie verlassen, wie er wenigstens selbst sagt, zu einer Zeit, „wo es ihr fast das Leben kostete"[2].

„Das Idyll von Sesenheim, wie man es zu nennen pflegt", gesteht Witkowski[3], „ist in Wahrheit ein Trauerspiel gewesen. Die übliche Bezeichnung entspricht dem Eindruck, den Goethe mit Aufbietung seiner ganzen reifen Kunst bei der Schilderung dieser Episode in ‚Dichtung und Wahrheit' hervorzubringen suchte; aber ziehen wir den rosigen Schleier, den er über die Ereignisse und ihre Folgen breitet, hinweg, so packt uns der Menschheit ganzer Jammer an." Die Kontroverse über die Frage, ob Goethe Friederike zu Fall gebracht, ist noch nicht entschieden[4]. Der spätere sittliche Unwert Friederikens scheint jetzt erwiesen.

---

[1] Nach E. Engel (Goethe. Der Mann und das Werk, Berlin 1910, 74) ist es gewiß, daß Goethe den Roman erst nach den Sesenheimer Tagen gelesen, und daß auch viele sonstige Mitteilungen Goethes über „Das Idyll von Sesenheim" nicht stimmen. So war er z. B. nach Engel (a. a. O. 74) schon im Oktober 1770, mehrmals im darauffolgenden Winter, dann im Frühling und Frühsommer 1771 wochenlang in Sesenheim, während er nur von Frühling und Sommer 1771 spricht. Vgl. auch R. M. Meyer in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXIII 332.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 66 f. [3] Goethe 56.

[4] Im Elsaß herrschte noch Anfangs der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Überlieferung, daß der Student Goethe Friederike Brion verführt habe. Vgl. z. B. A. F. Näke, Wallfahrt nach Sesenheim, herausgeg. von K. A. Varnhagen v. Ense, Berlin 1840. — J. Leyser, Goethe zu Straßburg. — Der protestantische Pfarrer von Sesenheim, Ph. F. Lucius, hat durch seine Schrift „Friederike von Sesenheim" (Straßburg 1877; 3. unveränderte Auflage 1904) Goethe zu ent-

Wie sich Goethe zum Thema „Liebe" überhaupt stellte, erweist ein Briefkonzept jener Zeit. „Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf Einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind, wie Kinder auf dem Schaukelpferde immer in Bewegung, immer in Arbeit, und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste

---

lasten versucht und damit auf lange hinaus einen Hauptbeitrag zum eisernen Bestand der Goethe-Verteidigung geliefert. Da trat im Jahre 1896 sein Sohn, der Straßburger Theologieprofessor Dr E. Lucius († am 28. November 1902), gegen den eigenen Vater in die Schranken. „Die Sesenheimer Geschichte", schreibt er unterm 12. Mai an O. Fr. Genschen (vgl. dessen Neue Mitteilungen über Friederike Brion, im Berliner Courier vom 26. August und 2. September 1906, und Froitzheim, in Gegenwart LXX, 35. Jahrg., 264 f), „scheint mir nur genießbar in der traditionellen Gestaltung. Die ist aber leider nicht mehr haltbar. Wenn mein Vater seiner Zeit gewußt hätte, was ich ihm noch wenige Monate vor seinem Tode mitzuteilen im stande gewesen bin, wäre sein Buch ungeschrieben geblieben." Vor elf Jahren sei ihm bekannt geworden, teilt er unterm 19. November Genschen weiter mit, daß aus dem Nachlaß Salzmanns († am 20. August 1812) „nicht fünf, sondern sechs Briefe auf die Straßburger Bibliothek gekommen sind, und daß einer dieser Briefe einen so offenen und unzweideutigen Kommentar zu der ‚conscia mens und leider nicht recti' enthielt, daß die Familie Brion auf dessen Vernichtung bei dem damaligen Stadtbibliothekar angetragen hat. Dieser — es war der Großvater meiner Frau, Professor theologiae Jung — hat dem Wunsche der Familie Brion willfahrt und das betreffende Schriftstück vernichtet. Sowohl die Familie Brion als Professor Jung haben die Sache geheim gehalten. Jung hat sie nur einer einzigen Person mitgeteilt, und wohl nur deshalb, weil diese um den sechsten Brief gewußt: dem damaligen Archivar und mit den alsatischen Dingen sehr vertrauten Spach", einem „Gewährsmann, wie ich mir ihn nicht zuverlässiger denken könnte", wie Lucius am 21. November beifügt. — Siehe dazu Goethes Brief vom 3. Februar 1826 an Chr. M. Engelhardt, den Vetter Salzmanns (WA 4. Abt. XL 284—287), worin er gegen eine geplante Veröffentlichung seiner Sesenheimer Briefe „förmlich und ernstlich" protestiert (S. 285), mit dem Hinzufügen, „daß dergleichen besonders in diesem Falle nicht zuläßig sey", und dringend um Rückgabe derselben ersucht. Nachdem er jedoch vom Inhalt der fünf vorhandenen Briefe Kenntnis genommen, gibt er sich alsbald zufrieden, erklärt sich auch einverstanden, daß sie auf der Straßburger Bibliothek verbleiben (Brief vom 22. April 1826, WA 4. Abt. XLI 15 f). Vgl. auch J. Froitzheim, Friederike von Sesenheim. Nach geschichtlichen Quellen, Gotha 1893, 67 f. — G. A. Müller († Johannes Froitzheim: Nochmals die Friederikenfrage, in Das Magazin, 78. Jahrg., August 1909, Hft 11) meint freilich: „Jener Brief, den Spach für überaus bedenklich hielt, wäre heute vielleicht der beste Beweis für Goethes Unschuld, wenn auch wahrscheinlich unangenehm für die Situation Friederikens zu jener Zeit, als Goethe sie verließ" (S. 212), wird aber bei der Kompetenz der Luciusschen Gewährsmänner mit dieser Ansicht wohl ziemlich allein stehen. — Während die neueren Goethebiographen die ganze Kontroverse durchweg vornehm ignorieren, hält E. Engel (Goethe 78—80) es für erwiesen, daß Goethe intimste Beziehungen zu Friederike unterhalten habe.

Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so schenirt ist, und doch können Verliebte nicht leben ohne sich zu scheniren." [1]

Was ihm Sesenheim so angenehm und romantisch machte, war hauptsächlich, daß er hier nicht, wie in Leipzig, so viel „schenirt" war. Vater und Mutter Brion lächelten zu allem und ließen alles geschehen. Friederike war in den jungen Dichter sterbensverliebt. Sie konnten ungestört bei Sonnen- und Mondenschein miteinander spazieren und mit der ganzen Dorfjugend selbander auf den Tanz gehen. Die Ländlichkeit der Verhältnisse gab allem einen idyllischen Beigeschmack, während Goethes literarische Bildung das Allergewöhnlichste in eine Art idealer Welt emporhob. Bibel, Homer, Ossian und alles, was er etwa las, wurde auf den gegenwärtigen Roman angewendet, alles ging in dieser Spielerei der Liebe auf.

„Unserm Herrn Gott zu Ehren geh ich diesmal nicht aus der Stelle", schreibt er gegen Ende Mai von Sesenheim aus an Salzmann [2], „und weil ich Sie solang nicht sehen werde, denck ich, es ist gut wenn du schreibst wie dir's geht. Nun gehts freylich so ziemlich gut, der Husten hat sich durch Kur und Bewegung ziemlich gelöst, und ich hoffe er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell, die Kleine fährt fort traurig kranck zu seyn, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehn. Nicht gerechnet conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herum geht." Sodann eine Bestellung von zwei Pfund „Zuckerbeckerwesen", mit dem Zusatz: „Sie verstehen besser als ich was Maidle gern essen." „Getanzt hab ich und die Aelteste", so berichtet er weiter, „Pfingstmontags, von zwei Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, ausser einigen Intermezzos von Essen und Trinken. Der Herr Amt-Schulz von Reschwoog hatte seinen Saal hergegeben, wir hatten brave Schnurranten erwischt, da giengs wie Wetter. Ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser.

„Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze mich in das Tanzen versunken.

„Und doch wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles.

„Wer darf sagen ich bin der unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind."

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 236 f.

[2] Vgl. zur Chronologie dieser Briefe Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 375 f. — Düntzer, Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit, 37 ff. — A. Metz, Die fünf Goethe-Briefe an Salzmann aus der Straßburger Zeit, im Euphorion II 346—351. — E. Engel, Goethe, 77 f. — Man wird kaum fehl gehen mit der Annahme, daß der auf Wunsch der Familie Brion vom Straßburger Stadtbibliothekar vernichtete Brief dem hier zuerstzitierten vorausgegangen war.

„Es ist schwer gute Perioden, und Punkte zu seiner Zeit zu machen", schreibt er weiter Mitte Juni, „die Mädgen machen weder Komma noch Punctum, und es ist kein Wunder wenn ich Mädgen-Natur annehme.

„Doch lern ich schön griechisch; denn daß Sies wissen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Uebersetzung lese.

„Und dann bin ich 4 Wochen älter, Sie wissen daß das viel bei mir gesagt ist, nicht weil ich viel sondern vieles thue."

Glücklich war er indes dennoch nicht. „Der Zustand meines Herzens", heißt es im nächsten Brief gegen Ende Juni, „ist sonderbaar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist als ich sie lang nicht gesehen habe. Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirckel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseeligkeiten herumweidet; Sind das nicht die Feengärten nach denen du dich sehntest? — Sie sinds, sie sinds! Ich fühl es lieber Freund, und fühle daß man um kein Haar glücklicher ist wenn man erlangt was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksaal zu ieder Glückseeligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht missmuthig zu werden." [1]

Was Goethe hier unter der Zugabe, die ihm die Feengärten des Sesenheimer Idylls verleidete, gemeint hat, ist noch heute eine Streitfrage: tatsächlich zog sich der Dichter allmählich von Friederike zurück. Das „Organ der Treue" war in Goethes Seele wenig entwickelt, betont Johannes Scherr [2].

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. I 261 f 258—260.

[2] Göthe's Jugend. Der Frauenwelt geschildert von J. Scherr, Leipzig 1874, 68. — O. Roquette (Gegenwart 1884, Nr 44) sucht Goethes Untreue damit zu beschönigen, daß er noch minderjährig gewesen: „Der Rath Göthe würde seinen einundzwanzigjährigen Doctor schön angesehen haben, wenn er noch nicht mündig, als Verlobter nach Hause gekommen wäre. Aber wichtiger als das — in dem Kopfe des jungen Doctors rumorten überdieß schon die Geister des Faust, des Götz, und was nicht alles! Seine Welt war viel zu groß und zum Schaffen herausfordernd, als daß er die arme Friederike in dieselbe hätte mitnehmen können." — Der ausschweifende Goethe-Kult, zu dessen Hauptgegenstand allmählich das „Sesenheimer Idyll" geworden, äußert sich überhaupt in einer Beschönigungssophistik, die zuweilen bedenklich an Nietzsches Herrenmoral anklingt. So meint Bielschowsky (Goethe I[21] 138): „Einem solchen dämonischen Lebens- und Freiheitsdrange gegenüber, der wie ein Naturzwang sich geltend macht, ist es übel angebracht, von Recht oder Unrecht zu reden." Vgl. auch Möbius, Goethe II[3] 42. — G. A. Müller, Sesenheim wie es ist und der Streit über Friederike Brion, Goethes Jugendlieb, Bühl 1894, 53 54. — E. Engel, Goethe 78—80. — Dieser Kult treibt auch sonst vielfach die wunderlichsten Blüten. Sandvoß-Xanthipppus (Suleika, eine deutsche Dichterin, in Preußische Jahrbücher XCI [1898] 206) schreibt dem „Idyll von Sesenheim" allen Ernstes die Rückeroberung des Elsaß zu! „Das gehört mit zu der un-

Man hat bisher allgemein angenommen, daß lediglich der Wunsch frei zu bleiben und Karriere zu machen, Goethe, wenn auch nicht ohne inneren Kampf, schließlich dazu getrieben habe, Friederike aufzugeben. Heute ist diese Annahme so ziemlich hinfällig geworden. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß Friederike den Bruch mitverschuldete, sei es, daß sie durch unbegrenzte Gefallsucht Goethe Anstoß gegeben, sei es, daß tatsächliche Untreue gegen ihn mitunterlaufen ist[1].

Nachdem er viele kostbare Zeit seines Straßburger Aufenthaltes mit Liebesabenteuern vertändelt und Friederike für ihr Leben unglücklich geworden, erinnerte sich Goethe wieder an sein vernachlässigtes Jus und bereitete eine Dissertation samt der üblichen Disputation zum Abschluß der Studien Hals über Kopf vor.

Die 56 Thesen, die er zur Disputation einstudierte, erhoben sich nicht über die gewöhnlichsten Schulfragen, in denen ein Jurist zu Hause sein mußte[2]. Zu Objizienten hatte er einige seiner muntern Tischgenossen. Es war die reinste Komödie: „Theses wurden ausgewählt und gedruckt, und die Disputation ging, unter Opposition meiner Tischgenossen, mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus juris aufzuschlagen, gar sehr zu statten kam, und ich für einen wohlunterrichteten Menschen gelten konnte. Ein guter herkömmlicher Schmaus

---

berechenbaren Wirkung der Poesie", meint er, „von der unsere Staatsmänner in der Regel keine Ahnung haben."

[1] Vgl. J. Froitzheim, Friederike von Sesenheim. Eine Entgegnung, in Frankfurter Zeitung 1893, Nr 217, Morgenblatt. „Alles kommt meines Erachtens auf den Nachweis an, ob Friederike später gefallen ist", führt er hier aus. „Ist dies glaubwürdig gemacht, dann lassen sich Rückschlüsse ziehen in der Frage, weshalb 1780 Gambs, 1772 Lenz und 1771 Goethe mit ihr gebrochen haben. Wir erhalten in Folge dessen ein anderes Bild von ihr, als ‚Dichtung und Wahrheit' uns bietet." Froitzheim hat in der Autobiographie des Pfarrers Karl Christian Gambs (1759 bis 1783), Straßburg und Leipzig 1909, mit dem Anhang: „Zu Friederike von Sesenheim", die Ergebnisse seiner langjährigen Forschungen niedergelegt. Er gibt hier Friederike geradezu preis. — Vgl. dazu W. A. Stephani, Froitzheims Friederiken-Werk, in Gegenwart LXXVI, 38. Jahrg., 628 f und G. A. Müller, † Johannes Froitzheim: Nochmals die Friederikenfrage, in Das Magazin, 78. Jahrg., Hft 11. — Vgl. ferner M. Koch in den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts, N. F. IX 190 ff. — G. A. Müller, Sesenheim wie es ist 23 32—42 96. — Froitzheim, Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal, in Gegenwart LIX, 30. Jahrg., 71 f. — Als Verteidiger Friederikens treten auf: Düntzer, Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit 123—140. — O. Heuer in den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts, N. F. IX 170 f. — A. Metz im Euphorion I 818 ff; endlich der Aufsatz: Auch ein Goetheforscher, in Grenzboten, 4. Jahrg., 429—435.

[2] Am interessantesten für gewisse Goethe-Verehrer, welche für Abschaffung der Todesstrafe schwärmen, ist die 53. Poenae capitales non abrogandae (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 119—125).

beschloß die Feierlichkeit."[1] Goethe erhielt den Titel eines Lizentiaten, ließ sich aber seitdem Doktor nennen[2].

Zum Gegenstand der Abhandlung, welche er für seine Promotion einliefern sollte, wählte er den Satz: „Der Gesetzgeber ist nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet, einen bestimmten Cultus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichen noch die Laien sich lossagen dürfen."

„Der Herr Goethe", schrieb mit Berufung auf Reißeißen, den damaligen Dekan der Fakultät, am 4. Juli 1772 der Professor Elias Stöber, „hat eine Rolle hier gespielt, die ihn als einen überwitzigen Halbgelehrten und einen wahnsinnigen Religionsverächter nicht eben nur verdächtig, sondern ziemlich bekannt gemacht. Er muß, wie man fast durchgängig von ihm glaubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig haben. Um davon augenscheinlich überzeugt zu sein, darf man nur seine vorgehabte Inaugural-Dissertation de Legislatoribus lesen, welche selbst die juristische Fakultät ex capite religionis et prudentiae unterdrückt hat, weil sie hier nicht hätte abgedruckt werden (können) anders, als daß die Professoren sich hätten müssen gefallen lassen, mit Urtheil und Recht abgesetzt zu werden."[3] Fast gleichlautend berichtet der Privatdozent der Medizin J. D. Metzger, ebenfalls an Hofrat Ring in Karlsruhe am Tage nach Goethes Promotion, den 7. August 1771: „Es gibt hier einen Studenten, Namens Goethe, aus Frankfurt am Main, der, wie es heißt, in Göttingen und Leipzig sehr fleißig studirt hat. Dieser junge Mensch, von seinem Wissen, thatsächlich aber von einigen Bosheiten des Herrn Voltaire aufgeblasen, wollte eine These, die den Titel führen sollte ‚Jesus autor et judex sacrorum' aufstellen, in der er unter Anderem behauptete, nicht Jesus Christus sei der Gründer unserer Religion gewesen, sondern einige andere weise Männer hätten sie unter seinem Namen verfaßt, die christliche Religion sei nichts weiter als eine vernünftige politische Einrichtung u. s. w. Aber man hatte die Gewogenheit, ihm den Druck seines Meisterwerkes zu verbieten. Darauf reichte er, um seine Verachtung ein wenig fühlen zu lassen, die simpelsten Thesen ein, zum Beispiel: ‚Naturrecht ist, was allen Geschöpfen ziemte'. Man hat sich über ihn mokirt, und er war der Sache ledig."[4] Die Dissertation De Legislatoribus blieb ungedruckt, und das Manuskript ist verschollen.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 44.

[2] Über die mündliche Prüfung vgl. E. Traumann, Goethe, der Straßburger Student, Leipzig 1910, 160—165.

[3] J. Froitzheim, Goethe's Doktor-Promotion in Straßburg, in Frankfurter Zeitung 1902, Nr 190, 1. Morgenblatt. Vgl. K. Kochendörffer in Preußische Jahrbücher LXVI 553.

[4] Froitzheim a. a. O. Den französischen Text des Briefes siehe Goethe-Jahrbuch XXIII 218 f. — Froitzheim macht auf einzelne Ungenauigkeiten Metzgers

Was Goethe selbst berichtet, ist, daß er die Einführung aller Religionen als einen Akt der Staatsgewalt dargestellt und den Protestantismus als letztes Beispiel dieser staatskirchenrechtlichen Tätigkeit angeführt habe[1].

Und so endigte denn das „Idyll von Sesenheim" mit einem staats- und religionsgefährlichen Advokatensermon, worin, soweit wir urteilen können, Rousseausche Ideen mit protestantischem Kirchenrecht zu einem wunderlichen Gemengsel zusammengerührt waren[2]. Die einzige Frucht, die das viel-

---

aufmerksam: „Goethe hatte nur in Leipzig, nicht auch in Göttingen studirt. Der Titel der Dissertation wird anders angegeben als von Stöber. Aber man erinnert sich hier der noch unaufgeklärten, auf Lerse's Erzählung beruhenden Mitteilung K. A. Böttiger's, ‚Literarische Zustände und Zeitgenossen' S. 60: ‚Goethe's Straßburger Dissertation passierte die Zensur nicht und nun schrieb Goethe eine, die noch ketzerischer war.' Auch lautet die angeführte These Goethe's in Wirklichkeit etwas anders, nämlich: ‚Naturrecht ist, was die Natur alle Geschöpfe lehrte.' Aber diese Ungenauigkeiten sind geringfügig gegenüber der von Stöber wie von Metzger verbürgten Aufregung, die über Goethe's Dissertation in den Straßburger Universitätskreisen herrschte, sowie der von Beiden genannten Gereiztheit des temperamentvollen jungen Goethe bei der Abweisung." — Augenscheinlich wird sich der angebliche Unterschied im Titel der Dissertation so erklären, daß es sich bei Jesus autor et judex sacrorum um eine einzelne These gehandelt hat. Vgl. noch Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 42.

[1] Vgl. den Bericht über seine Promotion in „Dichtung und Wahrheit", Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 39—45. Hinsichtlich desselben, sagt Froitzheim a. a. O., „bemerkte ich schon in der Schrift ‚Goethe und H. L. Wagner' S. 8, Goethe habe die Zurückweisung seiner Dissertation allzusehr als eigenen Wunsch hinzustellen gesucht, als daß wir nicht deshalb schon gegen die Glaubwürdigkeit seines Berichtes mißtrauisch werden sollten. Übrigens war jene Behauptung, ‚daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von dem weder Geistliche noch Laien sich lossagen dürften', gerade im damaligen Straßburg höchst gefährlich, weil sie die sehr heikle Frage der Kapitulation von 1681, ob der katholische König von Frankreich oder der protestantische Rath von Straßburg berechtigter Gesetzgeber der Stadt sei, aufs Neue höchst unnöthigerweise aufrollte. Wenn man bedenkt, daß die damalige Straßburger Universität dem Rathe der Stadt unterworfen war und der Rath in Religionssachen jeden Konflikt mit der französischen Regierung ängstlich mied, so erscheint die Bonhomie des Dekans bei Ablehnung der Goethe'schen Dissertation und sein Rath, diese anderswo drucken zu lassen, ‚um sich des Beifalls desto reiner und allgemeiner zu erfreuen', weniger glaubwürdig als eine sehr ernste, ja schroffe Zurechtweisung des Kandidaten durch ihn."

[2] Vgl. hierzu den nicht abgeschickten Entwurf Goethes zu seinem Brief (WA 4. Abt. I 240—242) an den Wormser Trapp vom 28. Juli 1770. Der Entwurf ist jetzt abgedruckt in WA 4. Abt. I 279 f (Lesarten) und sehr bezeichnend für Goethes religiöse und sittliche Anschauungen in der Straßburger Zeit. Hier und in Stellen verwandten Inhalts bereitet sich „der Boden für solche Dichtungen wie Goethes ‚Stella', Lenzens ‚Hofmeister' und andere Erzeugnisse der Sturm- und Drangperiode, in denen die Nachsicht mit dem Laster zu dessen unberechtigter Verteidigung wird. Von hier aus erklärt sich das wüste Leben vieler Kraftgenies. Und beleuchtet nicht

gefeierte Idyll dem Dichter brachte, waren einige Liebesgedichte[1] und Stoff zu ein paar Frauenfiguren und Liebessituationen für Dramen und Romane, wie für die blasse Marie im „Götz von Berlichingen" und die schwindsüchtige Marie im „Clavigo". Wenn alle Dramatiker und Romanschreiber für jede neue Frauenfigur solche Studien machen wollten, was würde aus der öffentlichen Moral? Das Beispiel Goethes wirkte aber schon sofort. Kaum hatte er Straßburg verlassen, so kam der junge Dramatiker Lenz nach Sesenheim und versuchte einen zweiten Roman mit Friederike anzuzetteln[2]. Dieser geriet aber bald wieder ins Stocken. Weniger im stande, sich zu fassen und zerfahrener als Goethe, arbeitete sich Lenz durch ein fortgesetztes Romanleben in vollständige Verrücktheit hinein und starb als Geisteskranker 1792 zu Moskau im tiefsten Elend.

Fünftes Kapitel.

Frankfurter Advokatur. Götz von Berlichingen.

(1771—1772.)

Goethe war kein in sich gekehrter, das Vergangene melancholisch verarbeitender Mensch. Er war voll Geist, Spannkraft, Leben, wußte die

---

auch Goethes Verhalten in Sesenheim die Schwäche, die in der neuen genialen Sittenlehre unmittelbar neben der Kraft liegt?" (R. Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang I 182.)

[1] Die Kontroverse über die „Sesenheimer Lieder" scheint durch die Untersuchungen von E. Schröder (Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz, in Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philologisch-historische Klasse 1905, Hft 1) einigermaßen zum Abschluß gebracht. Vgl. E. von der Hellen in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe III 309 f. Außer den von Goethe selbst anerkannten Liedern „Mit einem gemahlten Bande" (Nr 7, WA 1. Abt. I 74) und „Willkommen und Abschied" (Nr 10, ebd. 68 f) werden hier die Nummern 15 bis 21 als von Schröder für Goethe gesichert erklärt. Es sind die Lieder: „Erwache Friederike (An Friederike Brion)", „Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle", „Nun sitzt der Ritter an dem Ort", „Ich komme bald ihr goldnen Kinder", „Balde seh ich Rickchen wieder", „Ein grauer trüber Morgen", „Dem Himmel wachs' entgegen". Vgl. auch Th. Maurer, Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen, 32. Hft, Straßburg 1907.

[2] Vgl. A. Stöber, Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim, Basel 1842. — O. F. Gruppe, Reinhold Lenz, Berlin 1861, 10—25. — P. Th. Falck, Friederike Brion, Berlin 1884, 43 ff. — K. Weinhold, Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz, Frankfurt 1884, 266 ff. — J. Froitzheim, Friederike von Sesenheim 76—81. — H. Düntzer, Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit 88—122. — F. Waldmann, Lenz in Briefen, Zürich 1894, 8 f. — M. N. Rosanow, Jakob M. R. Lenz, der Dichter der Sturm- und Drangperiode. Deutsch von E. v. Gütschow, Leipzig 1909, 88—99.

Gelegenheit beim Schopf zu fassen, sich in die jeweilige Lage zu finden und Kapital daraus zu schlagen.

Mit dem juristischen Wissen, das er inmitten seiner Zerstreuungen zusammengerafft, nannte er sich beherzt Doktor und meldete sich vor den gestrengen Herren in Frankfurt als Advokat. Am 31. August 1771 wurde Johann Wolfgang Goethe als solcher vereidigt. Er fing auch gleich zu praktizieren an, doch nicht in der gelehrt-pedantischen Weise der alten Schule, sondern nach französischen Mustern, rhetorisch und populär. Schon beim ersten Prozeß trat er so lebhaft auf, daß sich der Gegenadvokat Theiß zur Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ. Es setzte Injurien ab, und das Gericht sah sich genötigt, beiden einen Verweis zu geben. Indes gewann Goethe den Prozeß und betrieb fortan seine Plädoyers mit mehr Ruhe.

Der alte Herr Rat ließ sich allem Anscheine nach durch diese Erfolge blenden, er glaubte an eine volle Verwirklichung seiner Pläne. Der rasche, scharfe Blick des Sohnes, seine praktische Auffassungsweise, seine natürliche Beredsamkeit riß ihn zur Bewunderung hin. Mit wahrer Herzensgenugtuung studierte er nun die Akten, machte mit Hilfe eines Amanuensis die nötigen Vorarbeiten, ergänzte, was dem jungen Doktor an positivem Wissen gebrach, und lieferte ihm das Material gesichtet, geordnet und wohl präpariert, mit allen nützlichen Anmerkungen eines alten erfahrenen Geschäftsmannes versehen. Das gemütliche Zusammenarbeiten führte zu größerer Harmonie. Wolfgang selbst nahm, was äußere Ordnung und Pünktlichkeit betraf, viel von seinem Vater an, und als der alte Herr nun einmal einen gemachten Juristen vor sich zu haben glaubte, legte er auch der literarischen Tätigkeit des Sohnes keine weiteren Hindernisse in den Weg. Dieser setzte sich denn auch con furore an die Ausarbeitung eines größeren Werkes und machte dasselbe zur Hauptsache; die Praxis wurde „noch wohl in Nebenstunden bestritten" und nur des Scheines wegen, wie es in einem Brief an Salzmann heißt[1].

Wie oben erwähnt, hatte sich Goethe schon in Straßburg von den Franzosen den Engländern zugewandt und vor allem Shakespeare. Er war bekanntlich nicht der erste, der das tat. Wer am meisten Bahn für Shakespeare gebrochen, das war eigentlich Voltaire gewesen. Obwohl er ihn schlecht verstand, noch schlechter nachahmte und noch viel schlechter ausbeutete, so war es doch für die den Franzosen nachbetenden Deutschen von nicht geringem Wert, daß das größte „Genie" des 18. Jahrhunderts auf den englischen Dichter hinwies, der wie ein großes phantastisches Gebirge in die abgezirkelten Zopfgärten der damaligen Literatur hineinragte. Es mußte etwas an dem Manne sein, der selbst einem Voltaire Respekt eingeflößt. Gottsched konnte dieses urwüchsige

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 8.

Genie nicht verdauen. Bodmer und die Seinen interessierten sich mehr für epische als für dramatische Poesie. Dagegen hatte ihn Lessing den Deutschen schon näher gerückt, Wieland ihn übersetzt — Herder schwärmte für ihn und die ganze jüngere Generation sah zu ihm wie zu einem Patriarchen der Poesie auf, nur wußte sie noch nicht recht, wie man es anfangen sollte, auch ein Shakespeare zu werden.

Man sah den Baum mit seiner unerschöpflichen Triebkraft, mit seiner Fülle von Poesie; man achtete nicht auf die tiefen, gewaltigen Wurzeln, die ihn trugen.

Davon, daß Shakespeare Katholik gewesen sein könnte, hatte man damals keine Ahnung; sonst wäre es mit der Shakespeare-Verehrung wohl bald aus gewesen. Man achtete nicht darauf, daß seiner großartigen Dramatik eine von der antiken durchaus abweichende, wesentlich christliche Weltanschauung zu Grunde liegt. Man übersah, daß das Schwert der Reformation in England den Zusammenhang mit der Vergangenheit lange nicht so tief und vollständig durchschnitten hatte wie in Deutschland und Frankreich, daß das Inselreich in Kirche, Königtum, Volksvertretung, sozialer Gliederung, Familie, individueller und korporativer Freiheit, in Erziehung, Sprache, Wissenschaft, Sitte noch weit inniger und natürlicher mit dem katholischen Mittelalter zusammenhing als der durch die Reformation gründlich umgewälzte Kontinent, daß Shakespeares Poesie nicht in den revolutionären Keimen wurzelte, welche die Reformation ausgesät, sondern dem kernhaften Lebenssaft entsprossen war, den das gute alte England durch kräftige Familientradition von seinen Vorfahren überkommen.

Wie Voltaire Shakespeares „Cäsar" so falsch auffaßte, daß er sich daran für die Revolution begeisterte, so hatte das von französischer Bildung durchsäuerte Deutschland kein tieferes Verständnis für den in seinem innersten Wesen konservativen Dichter. Den Schulmeistern war er ein Greuel, weil er die Regeln des Aristoteles und Boileau nicht innehielt. Die jungen revolutionären Kraftgeister begrüßten ihn dagegen wie eine Verkörperung Rousseauscher Ideen. Sie feierten ihn als die personifizierte Auflehnung gegen die hergebrachte Regel, den größten Repräsentanten der Natur gegenüber aller verknöcherten Schule, den Herold der Freiheit und den Erlöser von jeglichem Zwang. Jeder, der die alten Kunstregeln verachtete, glaubte ein Genie und auf dem Wege zu sein, ein Shakespeare zu werden.

Daß der junge Goethe sich nicht weit von dieser Shakespeare-Auffassung seiner Zeitgenossen entfernen konnte, ist durchaus begreiflich. Der Protestantismus hatte der Poesie in Deutschland sowohl den religiösen als den nationalen Boden entzogen. Wo sollte man ihre Quelle suchen als im Individuum, in der Natur, in der Auflehnung der Natur gegen alle Gesetze?

Ganz in diesem Geiste ist deshalb eine Rede gehalten, die der junge Advokat Goethe am 14. Oktober 1771 in einem Kreise von Shakespeare-Verehrern zu Frankfurt vortrug [1].

„Erwarten Sie nicht", heißt es hier, „das ich viel und ordentlich schreibe, Ruhe der Seele ist kein Festtagskleid; und noch zur Zeit habe ich wenig über Shakespearen gedacht; geahndet, empfunden wenns hoch kam, ist das höchste, wohin ich's habe bringen können. Die erste Seite die ich in ihm las, machte mich auf Zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein blindgebohrner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenckt. Ich erkannte, ich fühlte auf's lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt ich sehen, und, danck sey meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhafft was ich gewonnen habe.

„Ich zweifelte keinen Augenblick dem regelmäsigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerckermäsig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskrafft. Ich sprang in die freye Lufft, und fühlte erst dass ich Hände und Füsse hatte. Und ietzo da ich sahe, wieviel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angethan haben, wie viel freye Seelen noch drinne sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte, und nicht täglich suchte ihre Türne zusammen zu schlagen.

„Das griechische Theater, das die Franzosen zum Muster nahmen, war, nach innrer und äuserer Beschaffenheit, so, dass eher ein Marquis den Alcibiades nachahmen könnte, als es Corneillen dem Sophokles zu folgen möglich wär.

„Erst Intermezzo des Gottesdiensts, dann feyerlich politisch, zeigte das Trauerspiel einzelne grose Handlungen der Väter, dem Volck, mit der reinen Einfalt der Vollkommenheit, erregte ganze grose Empfindungen in den Seelen, denn es war selbst ganz, und gros.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 129—135. — Goethe hatte eine etwas abweichende zweite Fassung dieser Rede zur Verlesung bei dem von ihm angeregten „Ehrentag des edeln Shakespeare" nach Straßburg eingesandt; der andern Version bediente er sich selbst bei der in Frankfurt, wahrscheinlich in seinem elterlichen Hause, am selben Tage (14. Oktober 1771) abgehaltenen Feier. Vgl. Frankfurter Nachrichten vom 27. August 1899. — Shakespeare-Feier bei dem „Herrn Rath" in Frankfurt, Frankfurter Zeitung 1902, Nr 81, 1. Morgenblatt. — K. Heinemann, Goethe's Shakespearefeier am 14. Oktober 1771, in Teubners Neue Jahrbücher für das klassische Alterthum IX, 5. Jahrg. (1902), 154—156. — G. Witkowski im Euphorion III 147. — J. Minor in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins XII 48. — H. Düntzer, Zur Goethe-Forschung, Stuttgart 1891, 393—399. — Vgl. auch E. Traumann, Goethe, der Straßburger Student 178 f.

„Und in was für Seelen!

„Griechischen! Ich kann mich nicht erklären was das heisst, aber ich fühls, und berufe mich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit, die habens mich fühlen gelehrt.

„Nun sag ich geschwind hinten drein: Französgen, was willst du mit der griechischen Rüstung, sie ist dir zu gros und zu schweer.

„Drum sind auch alle Französche Trauerspiele Parodien von sich selbst.

„Wie das so regelmäsig zugeht, und dass sie einander ähnlich sind wie Schue, und auch langweilig mit unter, besonders in genere im vierten Akt das wissen die Herren leider aus der Erfahrung und ich sage nichts davon.

„Wer eigentlich zuerst drauf gekommen ist die Haupt und Staatsaktionen auf's Theater zu bringen weiss ich nicht, es giebt Gelegenheit für den Liebhaber zu einer kritischen Abhandlung. Ob Shakespearen die Ehre der Erfindung gehört, zweifl' ich: genung, er brachte diese Art auf den Grad, der noch immer der höchste geschienen hat, da so wenig Augen hinauf reichen, und also schweer zu hoffen ist, einer könne ihn übersehen, oder gar übersteigen.

„Shakespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest ich könnte nirgend leben als mit dir, wie gern wollt ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst, lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

„Ich will abbrechen, meine Herren, und morgen weiter schreiben, denn ich binn in einem Ton, der Ihnen vielleicht nicht so erbaulich ist als er mir von Herzen geht.

„Shakespeares Theater ist ein schöner Raritäten Kasten, in dem die Geschichte der Welt vor unsern Augen an dem unsichtbaaren Faden der Zeit vorbeywallt. Seine Plane sind, nach dem gemeinen Styl zu reden, keine Plane, aber seine Stücke drehen sich alle um den geheimen Punckt (den noch kein Philosoph gesehen und bestimmt hat), in dem das Eigenthümliche unsres Ich's, die prätendirte Freyheit unsres Willens, mit dem nothwendigen Gang des Ganzen zusammenstösst. Unser verdorbner Geschmack aber, umnebelt dergestalt unsere Augen, dass wir fast eine neue Schöpfung nötig haben, uns aus dieser Finsternis zu entwickeln.

„Alle Franzosen und angesteckte Deutsche, sogar Wieland haben sich bey dieser Gelegenheit, wie bey mehreren wenig Ehre gemacht. Voltaire der von ieher Profession machte, alle Maiestäten zu lästern, hat sich auch hier, als ein ächter Tersit bewiesen. Wäre ich Ulysses; er sollte seinen Rücken unter meinem Scepter verzerren.

„Die meisten von diesen Herren, stosen auch besonders an seinen Caracteren an.

„Und ich rufe Natur, Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen.

„Da hab ich sie alle überm Hals.

„Lasst mir Lufft dass ich reden kann!

„Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in Colossalischer Grösse; darin liegts dass wir unsre Brüder verkennen; und dann belebte er sie mit dem Hauch seines Geistes; er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschafft.

„Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen, und an andern sehen. Ich schäme mich offt vor Shakespearen, denn es kommt mir manchmal vor, dass ich beym ersten Blick dencke, das hätt ich anders gemacht! Hinten drein erkenn ich dass ich ein armer Sünder binn, dass aus Shakespearen die Natur weissagt, und dass meine Menschen Seifenblasen sind von Romanengrillen aufgetrieben.

„Und nun zum Schluss, ob ich gleich noch nicht angefangen habe.

„Das was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespearen, das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so nothwendig zu seiner Existenz, und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen, und Lapland einfrieren muss, dass es einen gemäsigten Himmelsstrich gebe. Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrne Menschen schreien bey ieder fremden Heuschrecke die uns begegnet: Herr, er will uns fressen.

„Auf, meine Herren! trompeten Sie mir alle edle Seelen, aus dem Elysium, des sogenanndten guten Geschmacks, wo sie schlaftruncken, in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind, Leidenschafften im Herzen und kein Marck in den Knochen haben, und weil sie nicht müde genug zu ruhen und doch zu faul sind um tähtig zu seyn, ihr Schatten Leben zwischen Myrten und Lorbeergebüschen verschlendern und vergähnen."

Das war des jungen Dichters Programm. Es war vor allem ein Absagebrief an den herrschenden literarischen Geschmack — ein Anschluß an Rousseaus Naturalismus im Gegensatz zur Klassizität Voltaires; jedoch über das Verhältnis dieses Naturalismus zu Religion, Nationalität, historischer Entwicklung, Kunstbildung keine klare Vorstellung. Fort mit allen Fesseln! Frei wie Shakespeare! Menschen! Natur! Nicht einmal die Schulvorlesungen, die Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie" gegeben, achtete der geniale Sprudelkopf. Er wollte ganz auf freien Füßen stehen.

Shakespeare folgend, traf er insoweit das Rechte, daß er nach einem großen, geschichtlich-vaterländischen Stoff ausschaute. Solche Stoffe waren, neben Religion und Volkssage, von jeher die Hauptquellen großartiger Epik und Dramatik. Aber gerade den Zusammenhang mit Religion, Sage und Geschichte hatte die Reformation unbarmherzig, unheilbar durchschnitten. Das katholische Mittelalter war dem protestantischen Deutschland zur düstern, ver-

haßten Fremde geworden, zu einem Schreckphantom, mit dem man die Kinder in einen fanatischen Bekenntnisglauben hineinhetzte, zu einer Vogelscheuche, vor der sogar der Aufgeklärte und Gebildete Furcht empfand, als vor der Verkörperung der schrecklichsten geistigen Knechtung. Das Leben der deutschen Reformatoren bot nichts Poetisches dar, erhob sich nicht über alltägliche Familienprosa. Der große Gustav Adolf war ein Schwede. Nach ihm zogen die turmhohen Perücken in die Geschichte ein. In den heldenmütigen Kämpfen des katholischen Österreich mit den Türken spielte der Protestantismus meist bloß die Rolle des Untätigen oder des Verräters. Woher den großen nationalen Stoff nehmen, da die alte nationale Vergangenheit nur im katholischen Deutschland noch fortlebte und leider auch für dieses, unter französischem, spanischem und protestantischem Einfluß, großenteils zur unverstandenen und ungenießbaren Fabel geworden war? Das war für einen protestantischen Dichter objektiv eine schwierige Lage. Für Goethe verminderte sich die Schwierigkeit freilich dadurch, daß er sich hierüber keine genauere Rechenschaft gab und mehr instinktiv nach etwas recht Natürlichem, Deutschem suchte, das zugleich fähig wäre, durch seine Bedeutsamkeit die fremden, klassischen Fesseln zu sprengen.

Dafür fand sich nun Rat. Er hatte höchst wahrscheinlich schon in seinen Knabenjahren im elterlichen Hause in Frankfurt[1] eine alte Scharteke kennen gelernt, deren Inhalt urwüchsiger und deutscher kaum hätte sein können: die Biographie des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, geschrieben von ihm selbst, und ebenfalls mit eiserner Faust. Da war wirklich wenig Kunst und Zivilisation, alles Natur, ein Anekdotenbuch von Jugendstreichen, „Reutterstücklein" und Abenteuern, wie sie ein alter, narbenreicher Soldat andächtigen Zuhörern erzählt, kurz, kräftig, derb, mit herzlichem Wohlgefallen an der eigenen Tapferkeit und Pfiffigkeit, hier mit einem Segensspruch, dort mit einem Fluch, bunt darauf los, ohne Satzbau und Unterscheidungszeichen, nur mit Pausen, um auszuschnaufen, alles im gemütlichen Oberdeutsch des 16. Jahrhunderts. In diese heitere Anekdotensammlung

[1] Vgl. E. Engel, Aus Goethes Bibliothek, in Kölnische Volkszeitung 1909, Nr 876. „Auf alle Fälle", heißt es hier, „ist die uns angeblich aus dem Munde der Frau Rath berichtete Erzählung eines englischen Besuchers im Frankfurter Goethe-Haus, Wolfgang Goethe habe das Buch zufällig auf der Frankfurter Stadtbibliothek gefunden und sei aufgeregt nach Hause gekommen" (vgl. K. Heinemann, Goethe[3], Leipzig 1903, 176 f), zu berichtigen. „Goethe fand das Buch in des Vaters Bibliothek." Daß „Götz von Berlichingen" „schon in Straßburg zum festen Schaffensvorsatz geworden war, ebenso wie der Faust, wissen wir aus Goethes in diesem Punkte sicher nicht erdichteter, sondern wahrer Mitteilung in Dichtung und Wahrheit". — Bielschowsky, Goethe I[21] 504. — H. Düntzer, Goethe-Jahrbuch I 144 und Desf. Erläuterung von Goethes Götz von Berlichingen, Leipzig 1894, 5 ff. — R. M. Meyer in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXIII 329.

hineingeflochten war eine sehr kurze Selbstverteidigung des Ritters über seine Hauptmannschaft im Bauernkrieg, wie gut er es dabei gemeint und wie schlecht der Schwäbische Bund es ihm gemacht habe, auch das im selben Kavalleriestil und in derselben derben Sprache[1].

Ein tragischer Held war es nicht, der Goethe in diesem Buche entgegentrat, ein Ritter, ja, mit dem Kostüm des Rittertums angetan, auch mit einigen ritterlichen Zügen, aber vom Beruf des Rittertums abgefallen, in guten Tagen ein Wegelagerer, in bösen das gepreßte Haupt eines Bauernaufstandes, am Ende seines Lebens einlenkend auf etwas ritterlichere Bahnen, bemüht, sein nicht recht sauberes Verhältnis zur Revolution weißzuwaschen. Er hat mehr von einem Fuchs oder Wolf als von einem Löwen. Im Glück ist er voll Humor, im Mißgeschick voll Galgenhumor. Um die großen religiösen, politischen, geistigen, sozialen Interessen seines Vaterlandes kümmert er sich durchaus nicht. Sein Königreich ist Hornberg, seine Religion die eiserne Faust.

Was dem an sich mehr humoristischen als ernsten Charakter allenfalls einen tragischen Beigeschmack verlieh, war der düstere Hintergrund der Zeitgeschichte, die durch manche Züge des Anekdotenbuchs ernst und finster hindurchdämmerte, die Tragödie des deutschen Volkes selbst, das durch kleinliche Selbstsucht, von seinen großen Zielen abgekommen, in traurigem Hader sich zerfleischt. Maximilian, Sickingen, sogar Berlichingen, Selbiz und die aufständischen Bauern zeigen die gewaltigen Kräfte, die vorhanden wären, aus Deutschland das erste Volk Europas zu machen. Aber all diese Kräfte sind in die Irre geraten: ihr innerer Zwiespalt saugt sie auf. Alle Spannkraft des einzelnen ist nicht im stande, das Reich in seinem Sturze aufzuhalten, nachdem die Seele des Ganzen, die religiöse und politische Einheit, aus dem gewaltigen Körper entflohen. Deutsch, wie Götz und wie der große historische Hintergrund, war die Ausdrucksweise, die Denkart, kurz das ganze Leben, das Goethe aus dem kunstlosen Volksbuch entgegensprach. Es mutete ihn so begeisternd an wie das deutsche Volkslied, das er durch Herder in Straßburg hatte kennen lernen. Aber anderseits lag es auch wieder so himmelweit ab

---

[1] Vgl. hierzu J. W. v. Berlichingen, Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen, Leipzig 1861. — R. Pallmann, Der historische Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und Goethe's Schauspiel über ihn. Eine Quellenstudie, Berlin 1844. — Fr. X. v. Wegele, Vorträge und Abhandl., herausgeg. von R. Graf Du Moulin-Eckart, Leipzig 1898, 141 f: Götz von Berlichingen und seine Denkwürdigkeiten. — P. Schweizer, Götz von Berlichingen als historische Person, in Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung V (Ergänzungsband), Innsbruck 1903, 475—603. — A. Baumgartner S. J., Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, in Stimmen aus Maria-Laach XVI 45—64 174 bis 189 298—322 527—548; XVII 289—311. — J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I[17 u. 18], Freiburg 1897, 642—645.

von dem ganzen Bereich der damaligen Bühne und Poesie, daß Goethe mit seinem Helden anfänglich in nicht geringe Verlegenheit geriet.

Götz ist, sagte Goethe in seinem hohen Alter zu Friedrich Soret, „auf Anregung meiner Schwester in vier Wochen vollendet worden. Ich hatte oft mit ihr über diese Idee gesprochen, von der ich besonders eingenommen war und die ich auch auszuführen versprach. Sie mißtraute mir aber, und dies reichte hin, um mich anzuspornen“ [1]. Einmal in der Sache drin, schrieb er mit großer Leichtigkeit, mit freier klarer Hand, ganze Seiten ohne Korrektur. Das Geschriebene wurde der Schwester vorgelesen, das Weitere mit ihr und Freunden besprochen. Obwohl Goethe sich anfänglich kein höheres Ziel setzte, als das in der Selbstbiographie gebotene Material aufs Geratewohl zu dramatisieren, so verschob sich der Charakter des humoristischen Bauernritters bald unvermerkt in den eines tragischen Helden, die poetische Arbeit in eine „Rettung“. Diese erste Niederschrift fällt in den Spätherbst 1771 und trägt die Aufschrift: Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisirt.

„Mein ganzer Genius“, schrieb er am 28. November an Salzmann, „liegt auf einem Unternehmen worüber Homer und Schäkespear und alles vergessen worden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe, denn es ist traurig an einem Ort zu leben wo unsre ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, ist's wahr, fühlt sich meine Seele Essorts die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten.“ Aber dann heißt es weiter: „Frankfurt bleibt das Nest. Nidus wenn Sie wollen. Wohl um Vögel auszubrüteln, sonst auch figürlich spelunca, ein leidig Loch. Gott helf aus diesem Elend. Amen.“ [2]

Voll Widerwillen gegen die Prosa seines Frankfurter Lebens und vor allem gegen die juristische Praxis, voll schmerzlicher Erinnerung an das entschwundene Straßburger Glück und Friederike, unzufrieden mit allen privaten und öffentlichen Zuständen, mit dem heiligen römischen Reich und dessen schleppendem Rechtsgang, mit seiner Umgebung, seinem Vater und mit sich selbst, unterschob der jugendliche Dichter seinem Helden die eigenen Nöten, Qualen, Bestrebungen, die eigenen Seufzer nach Freiheit und Selbständigkeit, das eigene vermeintliche Martyrium für Recht und Freiheit. Er glaubte sich selbst verklärt in diesem Götz wiederzufinden, der, auf eigene Willens-

[1] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret, Weimar 1905, 73 (vom 31. Januar 1830).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 7 8.

kraft gestemmt, mit allen Mächten und Autoritäten seiner Zeit im Streite lag, aller Theorie und Schulweisheit spottete, viele Hiebe empfangend, mehr noch austeilend, mit seiner Eisenfaust durch alle Wirren sich durchschlug und, weder Katholik noch Protestant, alle religiöse Spekulation auf den einfachen Reiterspruch zurückführte: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!"

Seine Mutter Elisabeth, die Sesenheimer Friederike[1], den Straßburger Freund Lerse und andere Erscheinungen seines bisherigen Freundeskreises frei skizzierend, umgab er den konfessionslosen Biedermann Götz mit einer ihm entsprechenden, nahezu religionslosen, aber in ihrem ganzen Wesen gemütlichen, treuherzigen deutschen Familie. Ihr gegenüber stellte er eine richtige Aristokratenpartei nach der Anschauungsweise des 18. Jahrhunderts, bestehend aus herrschsüchtigen Pfaffen, verkommenen Junkern und bösen Weibern. Der Kampf zwischen beiden Parteien wird dadurch ermöglicht, daß der biedere, vermöge seiner Tugend dem Bösen unerreichbare Götz in seinem Freunde, dem zwar edeln, aber schwachen Weislingen, ein Alter Ego erhält, das verwundbar ist und durch welches die böse Aristokratenpartei ihn selbst ins tiefste Herz hinein treffen kann. In dem Augenblick, wo eine Aussöhnung zwischen Götz und Weislingen Deutschland das schönste Glück verheißt, weiß der herrschsüchtige Bischof von Bamberg, der eigentliche böse Dämon Deutschlands und des deutschen Geistes, durch die Ränke einer schönen Buhlerin, Adelheid von Walldorf, den bekehrten Ritter wieder von seinem Freunde zu trennen. Weislingen verschmäht die ihm angetraute Schwester Götzens, die blasse Marie, und arbeitet selbst am Kaiserhofe verräterisch gegen Berlichingen. Auf seinen Rat erklärt der Kaiser Götz in die Reichsacht. Dieser wird in Jaxthausen belagert und zur Kapitulation gezwungen. — So weit war die Verwicklung glücklich gediehen: Götz (Gottfried) trat einigermaßen in den Vordergrund. Zahlreiche Einzelheiten[2], der Selbstbiographie entnommen, gaben dem Stück einen geschichtlichen Anstrich; gemütliche Familienszenen, scheinbar nur zur Unterbrechung der politischen Intrigen und kriegerischen Händel eingefügt, vervollständigten die Charakteristik des eisernen Ritters durch das Mittel des Gegensatzes:

„Carl (kommt). Guten Morgen, Papa.
Gottfried (küsst ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?
Carl. Recht geschickt, Papa! Die Tante sagt ich sey recht geschickt.
Gottfried (vor sich). Desto schlimmer.

---

[1] Goethe beauftragte später Salzmann, ihr ein Exemplar des Stückes zuzustellen. „Die arme Friederike", schrieb er, wohl nicht ohne Ironie, „wird einigermassen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird" (Goethes Werke, WA 4. Abt. II 109).

[2] H. Viehoff (Goethe's Leben, Stuttgart 1847—1854, II 77 78) hat sie zusammengestellt. Vgl. 5. Aufl. (1887) II 51.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Gottfried. Ey.

Carl. Soll ich Ihnen vom frommen Kind erzählen?

Gottfried. Nach Tisch.

Carl. Ich weis auch noch was.

Gottfried. Was wird das seyn?

Carl. Jaxthausen ist ein Dorf und Schloss an der Jaxt gehört seit zweyhundert Jahren denen Herren von Berlichingen, Erbeigentümlich zu.

Gottfried. Kennst du die Herren von Berlichingen?

Carl (sieht ihn starr an).

Gottfried (vor sich). Es kennt wohl für lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthausen?

Carl. Jaxthausen — ist ein Dorf und Schloss an der Jaxt.

Gottfried. Das frag ich nicht. So erziehen die Weiber ihre Kinder, und wollte Gott sie allein. Ich kannt alle Pfade, Weeg und Furthen eh ich wusst wie Fluss Dorf und Burg hies. Die Mutter ist in der Küche?

Carl. Ja Papa! Sie kocht weisse Rüben und einen Lammsbraten.

Gottfried. Weist dus auch, Hans Küchenmeister?

Carl. Und vor mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Gottfried. Kannst du sie nicht roh essen?

Carl. Schmeckt so besser.

Gottfried. Du musst immer was aparts haben." [1]

„Die ersten Acte", sagt Goethe selbst, „konnten für das, was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Tätigkeit gesetzt ist, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte." [2]

Wie Verwicklung und Spannung der ersten Akte schon großenteils auf den Ränken Adelheids beruhen, so verdrängt sie in den folgenden Götz beinahe ganz von der Bühne, indem der Dichter sie nun gleichzeitig mit Weislingen, dessen Buben Franz und Sickingen buhlen, erst Weislingen, dann Franz vergiften läßt, bis endlich die Rache der heiligen Feme den weiblichen Teufel ereilt und dessen weiteren ehrgeizigen Plänen ein Ende macht. Nur durch ein paar kurze Szenen unterbricht der Bauernkrieg die wollüstigen Schauer dieses Ehebruchromans. Dann kommt der alte Götz, von Herzeleid gebeugt, zum Schluß aus dem dunkeln Kerkerloch hervor, in das ihn der Sieg der aristokratisch-pfäffischen Partei verwiesen. Er stirbt, indem

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIX 25 f. [2] Ebd. XXVIII 199.

er noch einmal nach Freiheit seufzt und nicht etwa eine Erlösung Deutschlands durch die Reformation, sondern eine Zeit der tiefsten Knechtschaft und Erniedrigung vorhersagt.

So weit gedieh das Stück in der ersten Niederschrift, „reichlich mit Hurerei ausstaffiert im Flammenstil", wie Ulrich Hegner es charakterisierte[1]. Der Autor war noch nicht viel über 22 Jahre alt. Abschriften gingen zunächst an benachbarte Freunde, dann an Herder, den Hofprediger in Bückeburg. „Ihr Urtheil", schrieb ihm Goethe Ende 1771, „wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten, und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehn soll."[2] Während Herder lange mit seiner Kritik zögerte, fand Götz bei den näherwohnenden Freunden begeisterten Beifall, verschaffte Goethe sofort den Ruf eines der hoffnungsvollsten Schöngeister und befestigte ihn endgültig in dem Entschluß, sich der Dichtkunst zu widmen. Daß seine Erstlingsarbeit selbst in wenig veränderter Fassung zu einem Marksteine der deutschen Literaturgeschichte werden sollte, ließ er sich aber nicht träumen. Als Herder endlich nach vielen Monaten den „braven Berlichingen" mit Kritik zurücksandte, antwortete Goethe: „Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn weiter schon herunter als Ihr. Die Definitiv, ‚daß Euch Shakespeare ganz verdorben u. s. w.', erkannt' ich gleich in ihrer ganzen Stärke; genug, es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen."[3]

Die Umarbeitung fand erst ungefähr ein Jahr darauf statt[4]. Sie war mehr negativer als positiver Natur[5]. Adelheid wurde aus ihrer bevorzugten Stellung im letzten Akt zu Gunsten des Helden etwas zurückgedrängt, der stellenweise noch üppig wuchernde Redeflor gehörig beschnitten; einige feindselige Bemerkungen über das Gebet und kirchliche Gebräuche fielen weg. Neuer, edlerer Stoff ward jedoch nicht hineingeschmolzen. Verwickelung, Charaktere, Sprache, kurz das ganze Stück blieb im wesentlichen dasselbe[6].

---

[1] Hedwig Wafer, Ulrich Hegner, Halle 1901, 256.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 11. [3] Ebd. 19.

[4] Ebd. 1. Abt. XXXIX 409.

[5] Die Abänderungen bei Viehoff, Goethe's Leben II[5] 52 f.

[6] „Nachdem Götz", bemerkt dagegen R. Weißenfels (Goethe im Sturm und Drang I 376), „so von Schwächen, die ihm in der ersten Bearbeitung anhafteten, befreit, nachdem er in eine höhere Sphäre gehoben, idealisiert worden ist, fehlt fast ganz die persönliche Schuld des Helden; es fehlt damit das richtige Verhältnis zwischen

So wurde es im Sommer 1773 gedruckt und kam für zwölf gute Groschen in den Handel[1]. Die anfänglichen Autorängste wichen bald der fröhlichsten Hoffnung. „Und nun meinen lieben Götz", schrieb Goethe um Mitte August. „Auf seine gute Natur verlass ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleide stosen und einigen rauhen Ecken. Doch hab ich schon so viel Beyfall, dass ich erstaune. Ich glaube nicht dass ich so bald was machen werde das wieder das Publikum findet."[2]

Goethe „ist sehr beredt", schrieb Freiherr v. Schönborn den 11. Oktober an Gerstenberg, „und strömt von Einfällen, die sehr witzig sind. In der Tat besitzt er, so weit ich ihn kenne, eine ausnehmend anschauende, sich in die Gegenstände durch und durch hineinfühlende Dichterkraft, so daß alles lokal und individuell in seinem Geiste wird. Alles verwandelt sich gleich bei ihm in's Dramatische. Er freute sich ungemein, da ich ihm sagte, daß Sie sehr mit seinem Stück Götz von Berlichingen zufrieden gewesen. Ihr und Klopstocks Urteil habe er längst gern vernehmen mögen, und es solle ihn anfeuern, es noch besser zu machen; denn er wisse sehr wohl, wie weit er unter seinem Ideal geblieben."[3]

Zu einer schulgerechten, abgeschlossenen Einheit war das Stück auch durch die vollständige Umarbeitung nicht gelangt. Es blieb ein Kranz lose aneinandergereihter, lebhaft dramatisierter, geschichtlicher Szenen, welche nicht ein Charakter oder eine Verwickelung, sondern nur der gemeinsame historische Hintergrund zusammenhielt — ähnlich wie einige von Shakespeares Königsdramen, nur daß Goethe die Fessel des Verses ganz abstreifte, noch freier ins epische Gebiet hinübergriff und völlig deutsch dichtete nach Inhalt, Geist

---

seiner Schuld und seiner Strafe, er fällt nun fast ganz als Opfer der Verhältnisse seiner Zeit und der Bosheit seiner Feinde, und wir empfinden seinen traurigen Ausgang als eine Grausamkeit des Geschicks."

[1] Goethe hatte „mit Merck gemeinschaftlich es drucken lassen, jener den Druck, er das Papier besorgt, und hernach in Kommission gegeben, aber sein Lebtag nicht einen Heller dafür eingenommen". Aus den Tagebüchern Riemers, mitgeteilt von R. Keil in Deutsche Revue, 11. Jahrg., I 64.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 100. — Wie Goethe im Alter selbst nach wiederholten Versuchen an einer vollständig befriedigenden Inszenierung verzweifelte, so erklärten Wieland, Meusel und andere Kritiker das Stück schon bei seinem Erscheinen für unaufführbar; der Schauspieler Koch, auf die Neugier des Publikums rechnend, führte es indes schon den 12. April 1774 in Berlin auf; er hatte guten Kassenerfolg, und der Mann mit der eisernen Hand erschien in demselben Jahr noch dreizehnmal auf der Berliner Bühne (Goethe-Jahrbuch II 90 ff). — Vgl. J. Scholten Nollen, Goethe's Götz auf der Bühne, Leipzig 1893, 39—44. Über weitere Aufführungen in den 1770er Jahren in Breslau, Leipzig, Dresden, Mainz und Frankfurt vgl. Goethe-Jahrbuch XXII 192 f.

[3] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 26.

und Sprache. Aber gerade diese fesselose Freiheit der Form, diese sprudelnde Jugendfrische der bunten Verwickelung, diese volkstümliche Natürlichkeit der Sprache und Darstellung gab dem Stücke den Reiz der Neuheit, machte es zu einer revolutionären Macht auf literarischem Gebiete. Es kam von Herzen, aus dem Innersten einer begeisterten, durch und durch poetischen Jünglingsseele, etwas rauh und struppig, aber voll Leben und Kraft. Es war durchtränkt von den leitenden Gedanken und der revolutionären Strömung der Zeit; doch hatte es durch Stoff und Form etwas mitbekommen von dem kräftigen, ritterlichen Geist des Mittelalters, von dem deutschen Volkssinn, der dieses durchwaltete. Wie ein munterer Frühlingstag schien es herein in die öldampfende Klassizität der geschniegelten Modebühne und ihrer übersättigten Verehrer. Etwas unverschämt blitzte es auch hinein in das große, künstliche Pumpwerk, das Lessing aufgestellt, um aus Hellas, Frankreich und England eine regelrechte Poesie in die verzopfte deutsche Bühne hineinzuleiten. Die ganze Theorie der Affekte hatte dieser fleißige Dramaturge mit seinem Freunde Mendelssohn und mit Nicolai durchphilosophiert, Voltaire in den Grund gebohrt, Shakespeare zergliedert, Spanier und Italiener zerzaust, auf aristotelischer Grundlage ein volles System dramatischer Kunst errichtet, und da kam nun dieser junge Frankfurter Schöngeist, ohne Aristoteles und Boileau, ohne Einheiten und Affektentheorie, ohne Philosophie und Ästhetik, bloß mit ein „bischen" Poesie, an der Schwelle des finstern Mittelalters und aus dem Herzen des Volkes geschöpft — und schau, das Ding war schön, schöner als alles, was bis dahin dagewesen! Lessing soll die Faust geballt und gehoben haben[1] — ließ sie aber weislich wieder sinken. Gegen den Mann mit der eisernen Faust war nicht anzukommen. In der gemütlichen Jaxthäuser Familie fand das deutsche Volk sich selber wieder. Durch die revolutionäre Verdrehung der Geschichte leuchtete in gewaltigen Zügen sein ergreifendes, tragisches Los durch, wie dieses

[1] Er soll geschworen haben, „das deutsche Drama zu rächen"; meldet wenigstens Weiße am 7. Oktober 1775 an Uz, und daß er es ernst im Sinne hatte, darauf wird die Aphorisme gedeutet: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? Etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für ein Drama ausschreit?" Vgl. v. Biedermann, Goethe und Lessing, im Goethe-Jahrbuch I 34. — Friedrich II. urteilte: Voilà encore un Götz de Berlichingen qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises; et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes (De la littérature allemande. Œuvres de Frédéric le Grand VII, Berlin MDCCCXLVII, 109). Goethe verteidigte sich dagegen bei Jenny v. Voigts: „Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden" (Brief vom 21. Juni 1781: WA 4. Abt. V 145).

edle, herrliche Volk, in innerem Zwiespalt mit sich selbst, an elendem Egoismus, der seine Einheit untergrub und seine Institutionen ohnmächtig machte, dem Untergange entgegenwelkte. Gerade der revolutionäre Anflug machte es möglich, daß der halb mittelalterlich-deutsche Held bei dem vorwiegend protestantisch-aufgeklärten Publikum begeisterte Aufnahme finden konnte. Aber in diesem Anschluß an die seichte Zeitströmung liegt auch die innere Schwäche und der innere Widerspruch des Dramas. Es verherrlicht unter mittelalterlichem Kostüm jenen schrankenlosen Individualismus, der das große Deutschland des Mittelalters zerstört hat; es erhebt sich feindlich gegen all jene Mächte, die dieses einst aufgebaut und wieder aufbauen könnten; es krankt an jenen verworrenen Ideen der Revolution, durch welche das alte deutsche Reich vollends zertrümmert wurde[1].

Dieser Zwitternatur entsprechend hat „Götz von Berlichingen" eine doppelte literaturgeschichtliche Strömung hervorgerufen oder wenigstens mächtig befördert: jene der sog. Genieperiode und jene der Romantik. Die erstere ahmte die fesselose, revolutionäre Emanzipation von allen konventionellen Schranken nach und verlor sich, unter dem Aushängeschild des „Genies", in den tollsten Ausgeburten zügelloser Phantasie. Die andere riß Götzens Helm und Harnisch als Mummenschanz an sich und führte damit erst zahllose Ritter-, Räuber- und Mönchsschauspiele und Romane auf. Doch legte sich in diesem närrischen Faschingsgetriebe die altprotestantische Scheu vor dem Mittelalter. Das mittelalterliche Kostüm führte auf mittelalterliche Poesie, Kunst und Geschichte. Man wagte sich zurück über die bis dahin unübersteigliche Scheidewand, versuchte sogar diese vielverleumdete Periode der Geschichte poetisch und politisch neu zu konstruieren. Durch Walter Scott, welcher seine dichterische Laufbahn mit einer Übersetzung des „Götz" begann, drang jene „romantische Richtung" auch über den Kanal hinüber, erregte dort ein begeistertes Interesse für mittelalterliche Kunst und mittelalterliches Leben, weckte die alte Balladenpoesie und die patriotische Epopöe zu neuer Blüte auf und begründete jene historisch-patriotische Art des Romans, der zwar längst nicht alle protestantischen Vorurteile gegen die katholische Vorzeit aufgab und zerstörte, aber doch die Abneigung gegen diese mächtig untergrub und eine gerechtere Beurteilung derselben anbahnte. Durch Scott und seine Schule hat der „Götz", allerdings sehr mittelbar, wieder auf Deutschland zurückgewirkt. Aber nur wenige dieser romantischen Bewunderer des „Götz" fanden

---

[1] The originality of Goethe in his early manhood lay much more in his interpreting, and interpreting at the fortunate moment, the chief influences of the time than in actually initiating new movements, sagt E. Dowden, Goethe: his genius and intellectual development, in The Bookman XXV, Nr 149, S. 203.

den Schlußstein, der das ganze Gebäude des Mittelalters trägt. Den meisten blieb es ein längst überlebter Roman oder ein „verlorenes Kirchlein" im Walde[1].

Sechstes Kapitel.

Merck und der Darmstädter Kreis. Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Der wirkliche Lotte-Roman.

(1771—1773.)

Schon im Herbste 1771, bald nach seiner Rückkehr nach Frankfurt, wo er die beiden Schlosser wieder traf, ward Goethe mit einem Manne bekannt, der für die nächste Zeit ihm nicht unwichtige Dienste leisten sollte. Es war der Kriegszahlmeister Johann Heinrich Merck in Darmstadt, geboren den 11. April 1741, ein noch junger Mann, aber gereist, vielseitig gebildet und ein tüchtiger Beamter, seit 1767 Geh. Kanzleisekretär, dann Kriegszahlmeister und Kriegsrat[2]. Obgleich selbst nicht produktiv, besaß er ein sehr gediegenes, scharfes, kritisches Urteil in literarischen Dingen und sprach dasselbe auch unumwunden aus. Für Goethe, der von Projekten übersprudelte, aber nicht leicht eines zur Reife brachte und in seiner Überfülle unentschlossen hin und her schwankte, war ein solcher nüchterner, praktischer Freund Goldes wert. Er brachte ihn ans Arbeiten und Abschließen seiner Arbeiten, drängte, beruhigte wieder, kritisierte scharf und unnachsichtlich, blieb bei allem Interesse ruhig, kalt und objektiv und hielt die überschäumende Naturentfaltung des Dichters in heilsamen Schranken. Goethe hat es ihm später nicht gerade gedankt, indem er ihn als einen rein negativen, hämischen, störrischen Menschen in seine Selbstbiographie[3] hineinzeichnete, so daß es vielfacher Forschungen bedurfte, um den als „Mephistopheles" verrufenen Mann wieder in das wahre, objektive Licht zu setzen[4]. Im Jahre 1771 und den folgenden jedoch schloß

---

[1] „Wir Nachlebenden wissen, daß ‚Götz von Berlichingen', wie man heute sagen würde, ein ‚genialer Wurf' geblieben ist", sagt H. Bulthaupt (Dramaturgie des Schauspiels I[10], Oldenburg und Leipzig 1905, 110). „Dieser herrliche Sieg der Natur war auf einem dem Dichter im Grunde fremden Boden erfochten worden. Was folgte, war aus völlig anderem Geiste geboren: Clavigo, Stella. Durch dies unvermittelte Schwanken zwischen zwei ganz verschiedenen Stilarten verriet aber Goethe, daß er zum dramatischen Reformator nicht geboren war."

[2] Erschoß sich später, 27. Juni 1791.

[3] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 94 ff 170 f.

[4] Vgl. dagegen R. Loebell, Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. von Moser. Ein Beitrag zur Beurtheilung J. H. Mercks, Darmstadt 1896. — Der Herausgeber Loebell, sagt M. Koch in den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts, N. F. XIII 183, habe handschriftliche Äußerungen Mercks veröffentlicht, die, wie er selbst betont, „geeignet sind, Goethe's oft angefochtener Charakteristik seines

Goethe sich mit Eifer an Merck an, ließ sich von seiner mitunter satirischen Kritik nicht zurückschrecken, sondern teilte ihm alle seine Projekte mit.

Sobald deshalb die Bekanntschaft gemacht war, herrschte zwischen Frankfurt und Darmstadt ein lebhafter Verkehr. Oft ging Goethe „zu Fuß nach Darmstadt. Da gaben ihm die artigsten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus, und in Darmstadt setzte er sich vor Mercks Haus, um den um ihn versammelten Mädchen Genieaudienz zu geben, die oft länger als eine Stunde dauerte“ [1]. Merck selbst stand mit einer ganzen Anzahl von Literaten und schöngeistigen Damen in brieflichem Verkehr. Ein kleiner, gewählter Kreis fand sich oft um ihn zusammen. Bei ihm traf Goethe unter andern die Braut Herders, Caroline Flachsland, und ihre Schwester, die Geheimrätin v. Hesse, Sophie v. La Roche, die Großmutter Brentanos und Verfasserin des „Fräulein von Sternheim“, Franz Michael Leuchsenring, den geschäftsreisenden Schutzgeist und Störenfried aller literarischen Zirkel, den Geheimrat v. Hesse, Minister des Landgrafen, Professor Petersen und Rektor Wenck.

Im Kreise dieser Gesellschaft las und deklamierte Goethe seine und anderer Gedichte, trug Szenen aus seinem „Götz“ vor, besprach seine angefangenen Arbeiten und suchte Anregung zu neuen. Es wurden auch Ausflüge und Vergnügungspartien veranstaltet; die Genies spazierten zusammen, tranken Punsch, tanzten und küßten sich [2]. Dazu Komplimente, Neckereien, Tränen, Entzückungen, kleine Ehrabschneidungen, Stadtneuigkeiten und was sonst damals zum guten Ton gehörte. Ein kleines Denkmal des Scherzes, der da getrieben wurde, ist „Ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragiren nach Ostern, vom Pater Brey, dem falschen Propheten. Zur Lehr', Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit, insonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel“.

Mentors zur Rechtfertigung zu dienen“. „So wacker und tüchtig Merck auch sonst war, in seinem Kampfe gegen Moser zeigt sich der mephistopheliſche Zug seiner Natur, den Goethe betont hat.“

[1] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 64 (Überlieferung). — Vgl. „Der Wanderer in der Gemeinschaft der Heiligen“ (B. Tornius, Die Empfindsamen von Darmstadt, Leipzig o. J., 125—141).

[2] „Unser Freund Goethe ist zu Fuß von Frankfurt gekommen“, schrieb Caroline Flachsland im April 1772 an Herder, „und hat Merck besucht. Wir waren alle Tage beisammen und sind in den Wald zusammengegangen und wurden auch zusammen durch und durch beregnet. Wir liesen alle unter einen Baum und Goethe sang uns ein Liedchen, das Sie aus dem Shakespeare übersetzt: Wohl unter grünen Laubes Dach und wir alle sangen den letzten Vers mit: Nur eins, das heißt auch Wetter. Das zusammen ausgestandene Leiden hat uns recht vertraut gemacht. Er hat uns einige der besten Szenen aus seinem Gottfried von Berlichingen, das Sie vielleicht von ihm haben, vorgelesen. Goethe steckt voll Lieder. Eins von einer Hütte, die in Ruinen alter Tempel gebaut, ist vortrefflich“ (v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 20).

Herder, Merck, Caroline Flachsland, vor allem aber der sentimentale Leuchsenring sind darin mit derbem Studentenhumor aufgezogen. Leuchsenring kommt schlecht weg und wird vom Hauptmann Balandrino (Herder), den er mit seiner Braut zu entzweien sucht, zum Kuckuck gejagt[1].

Während Goethe die Zuckerwasser-Schöntuerei, die Lämmlein-Hämmleins-Miene und Damenverehrung Leuchsenrings so kräftig geißelte, himmelte er nebenbei auch selbst etwas mit. So in „Pilgers Morgenlied" an „Lila", die Homburger Hofdame Fräulein v. Ziegler, die ein Schäfchen ihr eigen nannte, das mit ihr aß und trank und das sie an rosenfarbenem Band spazieren führte, die aber mit andern „Schäfchen" nur Unglück hatte und die Reihe ihrer Liebschaften mit Hundekult beschloß. Noch himmelnder schwärmte er in dem Gedicht „Elysium" an Lilas Freundin „Uranie," die kränkliche Hofdame der Herzogin von Zweibrücken, Fräulein v. Roussillon. Doch bricht auch in diesem Empfindungsstück etwas von dem wilden, stürmischen Wesen durch, das Goethe in dieser Periode beherrschte. Kräftiger noch ist die „Felsweihe an Psyche", Caroline Flachsland, und „Wanderers Sturmlied", das er konzipierte, während er zu Fuß durch Sturm und Wetter von Frankfurt nach Darmstadt ging:

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions Fluthschlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Über den ich wandle
Göttergleich.

Ihr seid rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seid rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Über Wasser, über Erde,
Göttergleich."
— — — — — — — — — —[2]

[1] Vgl. B. Tornius, Die Empfindsamen von Darmstadt 173—176.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 67 f. „Diesen Sachen dürfte man doch etwas weniger andächtig gegenübertreten, als in der Regel geschieht", meint C. Weit-

Viel kam bei diesem zerstreuten und amüsanten Leben nicht heraus. Die Umarbeitung des „Götz" wurde verschoben. Eine Tragödie: „Sokrates", welche den philosophischen Heroismus der herrschenden Biedermannsmoral verherrlichen sollte, erstickte im Keime.

Mittlerweile hatten sich Merck und Schlosser zusammengetan, um eine neue Zeitschrift, ein Literaturblatt, zu begründen: „Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen." Die Redaktion übernahm Merck, den Verlag der Buchhändler Deinet. Als Mitarbeiter waren außer Schlosser Wenck in Darmstadt, Höpfner in Gießen, Böckmann, Herder und auch Goethe angeworben. Was die Zeitschrift, die von Januar 1772 an erschien[1], von andern Organen ähnlicher Art unterscheiden sollte, war die Einheitlichkeit der Richtung. Denn keines der damaligen leitenden Literaturblätter, weder Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek" noch die „Lemgoer Bibliothek" noch Weißes „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", hatte einen entschieden grundsätzlichen Charakter. Zufällige Laune und Stimmung würfelte die Arbeiten durcheinander; die Herausgeber wählten und veröffentlichten, was ihnen das Beste schien, oft auch, was eben vorlag, ohne einheitlichen Gesichtspunkt und feste Prinzipien.

Dem neuen Journal erging es bald nicht besser. Gewisse ausgesprochene Erwartungen, welche ein grelles Schlaglicht auf seinen Zweck werfen, verwirklichten sich nicht. „Ich habe aus den unvorsichtigen Reden eines wandernden Wielandianers so viel zusammengebracht", hatte Albrecht v. Haller am 22. März 1772 an Eberhard Friedrich v. Gemmingen geschrieben, „daß die Leute sich wirklich verbunden haben, wider die Religion zu Felde zu ziehen. Sie greifen durch reizende und schlüpfrige Bilder mit Fleiß das Herz an, um es zuzubereiten, daß es die Religion hassen möge. Eine Generation, sagte mir der Missionarius des Unglaubens, muß aufgeopfert werden, auf daß man die andere bekehren (nämlich von der Religion befreien) könne. Das neue frankfurtische Journal wird in dieser Absicht geschrieben."[2] Aber hier kam man über „die Absicht" nicht weit hinaus. Das Programm ging immer mehr auseinander. Jeder schrieb nach seinen Ideen und seinem Geschmack, und so stellte die Zeitschrift bald wieder ihr Erscheinen ein, ohne es zu einem weitergreifenden Einfluß gebracht zu haben.

---

brecht (Diesseits von Weimar, Stuttgart 1895, 185), „und wenn Goethe selbst z. B. ‚Wanderers Sturmlied' einen ‚Halbunsinn' nennt, so könnte man's ruhig dabei bewenden lassen."

[1] An jedem Dienstag und an jedem Freitag erschien eine Nummer von vier Blättern in klein Oktav. Das Blatt enthielt neben größeren Rezensionen kleine Notizen über Bücher, Personalnotizen, Anekdoten u. a.

[2] H. Fischer, Briefwechsel zwischen A. v. Haller und E. Fr. v. Gemmingen, Tübingen 1899, 19.

Über Goethes Zuziehung bemerkte dieser später selbst: „Was mich betrifft, so sahen sie wohl ein, daß mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recensenten fehle. Mein historisches Wissen hing nicht zusammen, die Geschichte der Welt, der Wissenschaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenstände selbst aber nur theil- und massenweis angezogen.“ [1] Goethes Mitteilungen über seinen Anteil an den Beiträgen haben sich als durchweg unzuverlässig erwiesen [2], und es ist sehr fraglich, ob es der Forschung je gelingen wird, denselben unbestreitbar zu fixieren [3].

Aufs deutlichste zeichnet er jedenfalls sein eigenes Glaubens- und Sittenbekenntnis in der ihm erwiesenermaßen zugehörigen Rezension der „Gedichte von einem Polnischen Juden“ [4], welcher, wie hundert andere, die schöne Wissenschaft gepudert, mit glattem Kinn und in grünem, goldbesetztem Rock betrieb und gewöhnlichen Mädchen auf der Promenade die schon längst dagewesenen Liedchen nachträllerte. Nachdem Goethe ihn mit einigen Witzen aufs Trockene gesetzt, bricht er in folgendes charakteristische Gebet aus [5]:

„Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neusten manichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen, mit dem Muthe eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 164 f.

[2] Vgl. H. Düntzer in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXXI 101 f.

[3] Vgl. O. Walzel in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXXVI 308 ff: er spricht Goethe von 35 Anzeigen nur 3 zu (die Nummern 11, 25 und 33). — M. Morris, Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Stuttgart und Berlin 1909, 494—496. Vgl. auch Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 193—292; XXXVIII 296 ff. Eine bereits angekündigte Rezension im Euphorion XVIII über das Werk von Morris steht noch aus.

[4] Isaschar Falkensohn Behr, geb. 1746 zu Salantin in Samogitien.

[5] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 223—225.

„Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!

„Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wohlanstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern verhüllten, Seligkeiten dieser Welt ahnete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte.

„Laß die beiden sich finden; bei'm ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall' er ahnend und hoffend und genießend: ‚Was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drinn'. Wahrheit wird in seinen Liedern sein, und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herum wallen.

„Doch, ob's solche Mädchen gibt? ob's solche Jünglinge geben kann?"

In dieser Anrufung des vaterländischen Genius ist wohl das tiefgehendste Programm für Goethes weiteres Leben und Dichten enthalten. Er hatte in Leipzig die ersten Experimente zu dessen Verwirklichung gemacht; er hatte Friederike erobert — und wieder verlassen. Er hatte, als er die Rezension schrieb, bereits das neue, vollendete Ideal geschaut. Aber das „Ideal" war bereits mit einem andern verlobt, und der junge Dichter konnte wohl aus der fatalen Lage neuen Stoff zu wahrer und schöner Darstellung schöpfen; aber indem er ein zauberischer Herold der gesunden Natur zu werden wähnte, legte er, ohne es zu wollen, Zeugnis für die Krankheit der nun einmal gefallenen Natur ab, versperrte sich selbst den Pfad zu einer wahren, glücklichen Liebe und verirrte sich auf einen Weg, der, von der menschlichen Gesellschaft dauernd innegehalten, sie in vollständige Auflösung stürzen müßte.

Schon im Frühjahr 1772 war Goethe nach Wetzlar übergesiedelt. Sein Vater wünschte, daß er hier, am Sitze des Reichskammergerichts, gleich ihm selbst die praktische Rechtsschule durchmache, um hernach mit mehr Erfolg und Glanz in Frankfurt voranzukommen. Denn neben dem Reichs-

hofrat in Wien war dies das höchste Tribunal in deutschen Landen: vor seinen Schranken wurden die Prozesse der Reichsunmittelbaren verhandelt; an seinen Spruch appellierten die Reichsmittelbaren im Falle verweigerter Gerechtigkeit. Nur einige Jahre zuvor, 1767, war auf Anregung des Kaisers Joseph eine Reichsdeputation unter dem Vorsitz kaiserlicher Kommissarien daselbst zusammengetreten, um den Tausenden von Prozessen, die sich infolge von Form-, Kompetenz-, Prioritäts- und andern Streitigkeiten dort aufgespeichert hatten, zu endlicher Erledigung, dem Gerichtshof selbst zu geeigneter Reform zu verhelfen[1]. Noch saß die erste der fünf Klassen, in welche sich die Deputation geteilt hatte, aus 24 Abgeordneten bestehend, an ihrem bureaukratischen Riesenwerk, bebrütete mit deutscher Gründlichkeit die endlosen Prozesse mit ihren hundertfältigen Beziehungen zu den Einzelrechten, Einzelforderungen und Einzelinteressen der deutschen Stände und Religionsparteien, führte durch Einleitungen und Vorarbeiten neue Verschleppungen herbei und brachte durch Uneinigkeit der Mitglieder neue Verwickelungen zu stande. Einem angehenden Juristen und Diplomaten war in diesem größten Aktenmagazin von Europa, „dem Reichs-Chicanen-Nest", wie der berühmte Helmstedter Rechtslehrer Karl Friedrich Häberlin es nannte[2], die reichlichste Gelegenheit geboten, die verworrene Rechtsmaschine des deutschen Reiches bis hinein in ihre geheimsten Schrauben, Federn und Rädchen zu studieren. Der alte Goethe kannte nichts Vortrefflicheres, nichts Bildenderes, um in kurzer Zeit die Kunst zu lernen, an Prozessen Geld, Amt und Titel zu verdienen.

Wolfgang seinerseits war froh, der väterlichen Aufsicht wieder für einige Zeit entronnen zu sein. Das Städtchen war zwar nicht schön, noch bot es das bunte Leben einer größeren Stadt, aber das Lahntal und die Höhen ringsum gewährten dem Zeichner, Dichter und Naturfreund manche Annehmlichkeit. Dazu brachte die Vertretung der gesamten deutschen Jurisprudenz schon einige Anregung. Jede der Legationen hatte ihr kleineres oder größeres Hotel, ihre Schreiber und Bedienten, ihre Equipagen und ihr Zeremoniell; jede hatte auch ihre besondern Ansprüche und ihre eigenen Händel. Nord- und Süddeutschland, katholische und protestantische Stände, preußische und österreichische Politik gerieten da in vielfache freundliche und feindliche Berührung. Jede der großen und kleinen Souveränitäten trieb ihr diplomatisches Spiel und verwickelte sich mit demjenigen der andern zu einem wunderlichen Gewebe. Unter den jungen Schreibern und Attachés

---

[1] Über diese Visitation vgl. Ad. Menzel, Deutsche Geschichte XI 408 ff; XII* 104—122. Vgl. auch H. Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit. Bilder aus der Reichskammergerichts- und Wertherstadt, Berlin 1911, 72—96.

[2] H. Gloël a. a. O. 7.

waren nicht wenige, die, wie Goethe, sich mehr mit Schöngeisterei als mit Gerichtsakten befaßten. Unter diesen hatte sich eine Anzahl als Klub zusammengetan und Ulkes halber einander Ritternamen angehängt[1]. Gründer und Vorsitzender des Ordens war der braunschweigische Gesandtschaftssekretär August Friedrich v. Goué, ein närrischer Komiker, der für ein sehr großes Genie galt, aber mehr trank als arbeitete und später auch an unmäßigem Alkoholgenuß zu Grunde ging.

Feiner gebildet war der Legationssekretär Gotter aus Gotha, welcher nach französischen Mustern Poesie trieb und sich an der Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs beteiligte. Nicht unbeträchtliche Kenntnisse besaß der Mecklenburger v. Kielmannsegge, der in Göttingen studiert hatte, mit Biester, Sprengel, Boie näher bekannt war und mit Bürger in vertraulicher Beziehung stand. Etwas ernster als die übrigen erwies sich Falke, späterer Bürgermeister von Hannover. Diesem Klub, der mit der größten Feierlichkeit den größten Unsinn trieb, war Goethe schon als „Genie" bekannt und empfohlen. Er wurde deshalb mit offenen Armen aufgenommen, erhielt in der Tafelrunde den Beinamen „Götz von Berlichingen der Redliche" und machte den Ulk der heitern Gesellschaft mit, in welcher das Volksbuch von den vier Haimonskindern als „canonisches Buch" erklärt und Abschnitte daraus mit vielen Zeremonien vorgelesen wurden.

Bei einem Ausfluge mit einigen dieser Ritter lernte Goethe den hannöverschen Legationssekretär Johann Christian Kestner kennen, der, geboren 1741, im Jahre 1767 mit der kurfürstlichen Gesandtschaft zur Kammergerichtsvisitation nach Wetzlar gekommen war, einen talentvollen, braven, soliden Mann, der seinem Berufe lebte und dem Orden der Witzbolde nicht angehörte. Von ihm haben wir eine sehr treffende Charakteristik Goethes aus dieser Zeit[2].

„Im Frühjahr", schreibt er, „kam hier ein gewisser Göthe aus Franckfurt, seiner Hanthierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dieß war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar u. s. w. zu studiren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.

„Er hat sehr viele Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst

[1] Ebd. 159 ff.

[2] A. Kestner, Goethe und Werther. Briefe Goethes meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Dokumenten[3] (Cottasche Handbibliothek), Stuttgart und Berlin 1910, 25—27. Vgl. J. W. Appell, Werther und seine Zeit[4], Oldenburg 1896.

zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

„Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen so viel frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

„Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben.

„Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

„In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System.

„Um etwas davon zu sagen, so hält er viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter von demselben.

„Er ist nicht, was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äussert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige; stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen.

„Er haßt zwar den Scepticismum, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu seyn; so viel ich aber gemerckt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten. Denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

„Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber auch nichts weniger wie das.

„Vor der Christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen.

„Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand.

„Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration.

„Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerck gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht den sogenannten Brodwissenschaften."

Acht Jahre älter als Goethe, hatte Kestner in einem glücklichen Familienkreise und unter Leitung eines wackern, vielseitig gebildeten Hauslehrers eine tüchtige Erziehung erhalten. Er war kein genialer Überflieger, aber dafür auch von den Torheiten eines solchen frei, ein fleißiger Arbeiter, der

Kunst und Poesie nur als Zuspeise mit in den Kauf nahm, dabei doch nicht ohne Neigung zur Schwärmerei, genügsam, ordnungsliebend, religiös, ein treuer Freund, ein anhänglicher, dankbarer Schüler[1]. Er kam, 26 Jahre alt, als Legationssekretär nach Wetzlar und fand bald einen geselligen Familienkreis, der ihm das Elternhaus einigermaßen ersetzte. Es war die Familie des Amtmanns Buff, der das „Deutsche Ordenshaus" verwaltete. Der Vater ein biederer Beamter, die Mutter eine fromme, verständige und herzensgute Frau, die mit ganzer Hingebung ihren zahlreichen Kindern lebte, die Kinder ihrer Mutter würdig, sämtlich blond mit blauen Augen, eines hübscher als das andere. Das älteste war schon 18 Jahre alt, regelmäßig schön, still, von sanftem Wesen; die zweite Tochter Charlotte zählte 16 Jahre, stand der ersteren an Anmut nach, empfahl sich aber dafür um so mehr durch ihren Charakter.

„Mitleidig gegen alle Unglücklichen", so schildert sie Kestner in einem Briefkonzept an seinen früheren Erzieher vom Ende 1767 oder Anfang 1768[2], „gefällig und bereit jedermann zu dienen, versöhnlich, gerührt, wenn sie glaubt, Jemand beleidigt zu haben, guttätig, freundlich und höflich; freudig, wenn jemanden etwas gutes begegnet, gar nicht neidisch (wie unter jungen, auch alten Frauenzimmern sonst gewöhnlich ist). Dabei eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geschwinde Begriffe, Gegenwart des Geistes, froh und immer vergnügt." „Sie ist das Vergnügen ihrer Aeltern und Geschwister; und wenn sie ein finsteres Gesicht darunter bemerkt, so eilt sie, es aufzuklären. Sie ist bei jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter, welches sonderbar ist, sich dumme und kluge, ernsthafte und lustige befinden. Sie ist tugendhaft, fromm und fleißig, geschickt in allen Frauenzimmerarbeiten."

Diese soliden Vorzüge des Charakters erweckten in Kestner den Wunsch, Charlotte zur Gemahlin zu nehmen; doch war sie noch etwas jung; er selbst hatte auch nicht genügendes Einkommen, um eine Familie zu gründen. Deshalb verschob er seine förmliche Verlobung und beschloß, die ersehnte Braut gleich dem Patriarchen Jakob durch gewissenhafte, treue Arbeit zu verdienen.

Diese Arbeit war keine angenehme — eine verzweifelt lederne Bureauarbeit, mitten in Kreisen, in welchen Gelehrten- und Adelsstolz, niedrige Gewinnsucht, Härte gegen unglückliche Bedrückte, Kabale und kleinliche Regiersucht das Leben höchst ungemütlich machten. Dazu wurde das Visitationsgeschäft von den leitenden Juristen möglichst in die Länge gezogen[3]. Der

---

[1] Vgl. E. Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis, Breslau 1894, 9 ff 27.

[2] Kestner, Goethe und Werther[3] 132 f.

[3] A. Menzel, Deutsche Geschichte XII[a] 106.

hannöversche Gesandte aber war einer der schreibseligsten von allen. „Man ist nichts mehr", meinte Kestner, „als eine Maschine, welche sich bewegt, wenn Andere wollen, und so auch wieder stille steht. Das Bewußtsein, auf solche Weise gearbeitet zu haben, hat gar wenig Befriedigendes." „Da ist der Ort, die Standhaftigkeit zu üben, das Böse zum Guten zu benutzen."[1]

Es war ein harter Schlag für die Familie im Deutschen Haus, als die Mutter den zahlreichen Kindern im Herbst 1770 durch den Tod entrissen wurde[2]. Gemildert ward er einigermaßen dadurch, daß die beiden älteren Töchter sich treulich nach den Lehren und Beispielen der Verstorbenen gebildet hatten. Lotte vertrat für die jüngeren zehn Geschwister wahrhaft der Mutter Stelle und erbte darum auch in vollem Maße die Liebe, mit welcher alle an dieser gehangen hatten. Kestner, der den Tod der Dahingeschiedenen wie ein Sohn mitbetrauerte, sah sich in der verständigen Wahl seines Herzens noch mehr bestärkt, als Lottes Charakter in den harten Tagen der Trauer sich immer schöner entfaltete.

So standen die Dinge im Deutschen Haus, als Goethe, von den Narrheiten des Gouéschen Ritterordens keineswegs befriedigt, zufällig in den stillen Kreis der Familie hineingeriet.

Am 9. Juni 1772 fuhr Charlotte mit einigen Freundinnen auf einen ländlichen Ball in Wolpertshausen. Kestner hatte Geschäfte und kam zu Pferde nach.

„Der Dr. Göthe", so berichtete später Kestner, „war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen. Er hat sehr viele Kenntnisse, und die Natur, im physikalischen und moralischen Verstand genommen, zu seinem Haupt-Studium gemacht, und von beyden die wahre Schönheit studirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genügen geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vorteilhafte, einnehmende Gesichtsbildung." „Er bemerkte bey ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frey war; ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegen einander zu äusern. Er war den ganzen Tag ausgelassen lustig (dieses ist er manchmal, dagegen zu anderer Zeit melancholisch), Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Göthe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das un-

[1] Kestner, Goethe und Werther[3] 135 136.
[2] Vgl. ebd. 132 139 f.

getrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der Häuslichen Seite, kennen." [1]

Jetzt war es aus mit der Reichskammergerichtsvisitation und mit allen Prozessen, mit allem ernsteren Studium und fast auch mit der Literatur [2]. Der „Dr. Göthe" war nun alle Tage im Deutschen Hause. Die Kinder nannten ihn „Vetter" und „Onkel"; mit den Buben kollerte er am Boden herum und ließ sich von ihnen zerzausen, den Mädchen brachte er Bonbons und erzählte ihnen Märchen. Der Vater gewann ihn bald lieb wie einen Sohn; Lotte ließ sich in ihren häuslichen Geschäften nicht stören, war freundlich und gut, ohne die verblümten Liebesäußerungen des Dichters zu erwidern. Kestner, eine ehrliche, biedere Natur, achtete Goethe um seines augenscheinlichen Talentes und mancher guten Eigenschaften willen, behandelte ihn als Freund, ließ die Idee einer Nebenbuhlerschaft gar nicht in sich aufkommen und saß oft noch spät abends am Pulte, während Goethe den Kindern Geschichten erzählte, nur um bei Lotte zu sein.

Goethe seinerseits war Kestner auch recht zugetan. Dabei verkannte er den soliden Fond wackerer Gesinnung nicht, der ihn in seinem prosaischen Bureauleben und Lotte in den häuslichen Sorgen einer nicht sehr begüterten, mit Kindern gesegneten Familie so glücklich machte. „Ihr wart mir", schrieb er später an Kestner, „eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhafftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliges und beruhigendes Bild." [3] Aber so sehr er sich auch Mühe gab, an Kestner als Freund zu handeln, Phantasie und Herz walteten zu mächtig in ihm vor, um bei der bloßen Freundschaft für Kestner stehen zu bleiben. Charlotte, in welcher er manche Züge von Friederike wiederfand, nur anmutig von der freundlichen Geschäftigkeit eines Hausmütterchens belebt, ward einstweilen des Dichters Frauenideal. Von ihr dichtete und träumte er, und wie er denn im tiefsten Grunde seines Wesens Realist war, ließ er es nicht bei bloßen poetischen Träumereien bewenden. Er schloß sich immer zutraulicher an Lotte und Kestner an und irrlichtelte in den mannigfachsten Formen lockend und klagend um das angebetete Wesen herum. Zum Glück waren Kestner und seine Braut vernünftige und praktische Leute,

---

[1] Ebd. 27 f.

[2] „Als die einzige Spur von Goethes gerichtlicher Tätigkeit in Wetzlar hat der Staatsarchivar Dr. Goecke nur seine eigenhändige Eintragung in die Originalmatrikel der Praktikanten des Reichskammergerichts entdecken können" (Bielschowsky, Goethe I[21] 503). — K. Knortz (Goethe und die Wertherzeit, Zürich 1885, 10) erklärt dies dadurch, daß man es den Volontären überließ, „sich ganz nach Belieben in ihre juristischen Spezialstudien durch Advokaten oder Lehrer der Rechtswissenschaft einführen zu lassen." Vgl. auch H. Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit 153 f.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 135.

freuten sich des herrlichen Kometen, der in ihre ruhige Bahn gefahren war, ließen sich aber von demselben in ihrem Geleise nicht beirren. Vielleicht daß sie die sonderbare Freundschaft nur etwas allzu gemütlich und nachsichtig beurteilten. Für Goethe wurde das anfängliche Spielen mit der Liebe bald zur peinlichen Qual. Er saß am Hamen und versuchte umsonst, sich weg zu poetisieren.

„Ob er gleich", so erzählt Kestner, „in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte, und auch aufgab, so konnte er, mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze, so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können: Allein Lottchen wußte ihn so kurz zu halten und auf eine solche Art zu behandeln, daß keine Hoffnung bey ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabey; es gab mancherley merkwürdige Scenen, wobey Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bey mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann." [1]

Wochen, Monate, ja ein ganzes Vierteljahr lang härmte und plagte sich Goethe inzwischen mit dieser völlig aussichtslosen Liebe, jammerte, wenn bei einem Ausflug Lotte nicht dabei war oder wenn er nicht ein ganz so freundliches Gesicht bekam, als er erwartet hatte. „Heute war ich in Atspach", heißt es in einem seiner Seufzercoupons. „Und morgen gehen wir zusammen, da hoff ich freundlichere Gesichter zu kriegen. Inzwischen war ich da, hab Ihnen zu sagen daff Lotte heut Nacht sich am Mondbeschienenen Tahl innig ergötzt, und Ihnen eine gute Nacht sagen wird. Das wollt ich Ihnen selbst sagen, war an Ihrem Haus, in Ihrem Zimmer war kein Licht, da wollt ich nicht Lärm machen. Morgen früh trincken wir Caffee unterm Baum in Garbenheim wo ich heute zu Nacht im Mondschein aff. Allein — doch nicht allein. Schlafen Sie wohl. Soll ein schöner Morgen seyn." [2]

Endlich machte „Mephistopheles" Merck dem unerquicklichen Jammer ein Ende.

Goethe war nach Gießen hinübergekommen, um persönlich mit Höpfner Bekanntschaft zu machen, ganz in jenem studentischen Galgenhumor, der

---

[1] Kestner, Goethe und Werther[3] 43. Ganz ohne Eifersucht scheint es übrigens auf Kestners Seite auch nicht abgegangen zu sein, so z. B., als Lotte ihm gestand, daß Goethe sie geküßt. Vgl. E. Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis 53 ff. — H. Gloël, Ungedrucktes über Goethe und Lotte Buff, in Frankfurter Zeitung 1909, Nr 7, 1. Morgenblatt.

[2] Am 8. August. Goethes Werke, WA 4. Abt. II 20. — Kestner, Goethe und Werther[3] 28.

damals mit seiner Liebesmelancholie in unberechenbaren Intervallen abwechselte. Er hatte sich bei Höpfner als Bettelstudent eingeführt, wendete aber jedesmal, wenn ersterer ihm eine Unterstützung anbieten wollte, das Gespräch wissenschaftlichen Fragen zu und ließ beim Abschied „den Herrn Professor voll Zweifel und Vermutung über diesen rätselhaften Besuch zurück". „Als Höpfner am Abend desselben Tages, doch etwas später wie gewöhnlich in das Lokal trat, wo sich die Professoren der Universität gesellschaftlich zusammenzufinden pflegten, fand er daselbst ein vollständiges Durcheinander. Die ganz besonders zahlreiche Gesellschaft war um einen einzigen Tisch herum gruppiert, teils sitzend, teils stehend, ja, einige der gelehrten Herren standen auf Stühlen und schauten über die Köpfe ihrer Kollegen in den Kreis der Versammlung hinein, aus dessen Mitte die volle Stimme eines Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf Höpfners Frage, was da vorgehe, wird ihm die Antwort: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier. Die Unterhaltung habe nach und nach sich so gestaltet, daß Goethe fast allein nur spräche und alle verwundert und begeistert ihm zuhörten. — Höpfner, voll Verlangen, den Dichter zu sehen, besteigt einen Stuhl, schaut in den Kreis hinein und erblickt seinen Bettelstudenten zu einem Götterjüngling umgewandelt." [1]

Hier traf Goethe Merck am 28. August; dieser mußte mit nach Wetzlar und Charlotte sehen. Sie gefiel ihm: „elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte" [2], schrieb er an seine Frau; aber er betrachtete sie als die Braut eines andern, Goethes Liebe, wie sie es war, als aussichtslos, töricht und unrecht. Er machte ihn auf vernünftigere Partien aufmerksam, suchte ihn von Wetzlar wegzubringen und hätte ihn gern gleich mitgenommen. Doch Goethe wollte nicht. Noch am 5. September quälte ihn den ganzen Nachmittag und am 6. den ganzen Vormittag der Gedanke, „daß Lotte nicht nach Atspach gegangen ist". Mercks Mahnungen wirkten indes langsam in dem von vergeblichem Warten, Hoffen, Sehnen und Klagen abgehetzten Geiste. Er beschloß nun wirklich abzureisen. Am 9. September [3] aß er zum letztenmal bei Kestner zu Mittag im Garten. Abends saßen sie noch einmal beisammen. Charlotte führte das Gespräch auf den Zustand der Seele nach dem Tode, und die drei versprachen sich, welches von ihnen zuerst stürbe, sollte den andern, wenn möglich, Nachricht aus dem Jenseits bringen. Den andern Morgen reiste Goethe von Wetzlar ab, ohne Abschied zu nehmen. Er ließ ein Billett an Kestner zurück, vom vorigen Tag datiert:

---

[1] v. Biedermann, Goethes Gespräche I[2] 23 f.

[2] K. Wolff, J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel. In Auswahl herausgegeben (2 Bde) II, Leipzig 1909, 27.

[3] Oder 10.?

„Er ist fort Kestner wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen innliegenden Zettel. Ich war sehr gefasst aber euer Gespräch hat mich aus einander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblick nichts sagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bey Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf!" Der Brief hatte einen doppelten Einschluß mit zwei Abschiedsbrieflein an Charlotte [1].

Die fröhliche Reise der Lahn entlang, erst zu Fuß, dann im Nachen, mitten unter den anmutigsten Landschaftsbildern, zerstreute rasch des Dichters schwarze Melancholien. In Ehrenbreitstein bei der Familie La Roche wurde er mit offenen Armen aufgenommen. Merck war da, auch der Allerwelts-Leuchsenring, der den Damen aus seinen Schatullen die Korrespondenzen berühmter Männer und Frauen zum Besten gab [2]. Man plauderte über Literatur, machte Ausflüge; Goethe schwärmte gleich um die beiden Töchter herum, verliebte sich in Maxe, die später den Frankfurter Kaufmann Brentano heiratete, fing auch mit Leuchsenring Händel an; aber ehe es ungemütlich wurde, trieb Merck zur Weiterreise, den Rhein hinauf. Goethe zeichnete, dichtete und schwärmte.

Er war kaum in Frankfurt angelangt, als er am 22. September bei Schlosser seinen Freund Kestner traf, der von Wetzlar in Gesellschaft der Herren v. Born, v. Hardenberg, des späteren Ministers, und Freitag herübergekommen. „Es war mir eine unbeschreibliche Freude", berichtet Kestner in seinem Tagebuch, „er fiel mir um den Hals und erdrückte mich fast." Auf dem Römer trafen sie Frau Merck und Goethes Schwester Cornelia. „Wir gingen vor's Thor auf dem Walle spazieren", erzählt Kestner weiter. „Unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Göthe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht, plötzlich lief sie auf ihn zu und in seine Arme; sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette [3]. Die Zeit ging unterm Spazierengehen und sprechen, bald der Mercken, bald dem Merck, bald dem Göthe, unvermerkt hin. Wir gingen in Göthe's Haus; die Mutter war nur zu Haus und empfing uns, auch mich, auf das bey ihr alles geltende Wort des Sohnes." Am folgenden Tag besahen sie das Goethesche Haus, die Stadtbibliothek und den Römer, gingen auf die Messe, besuchten Antoinette Gerock und Abends die Komödie [4].

Seit diesem Besuche lebte trotz der andern galanten Bekanntschaften die Leidenschaft für Charlotte wieder mit neuer Gewalt auf. Den ganzen Sep-

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 21 ff. — Kestner, Goethe und Werther[3] 29 ff.
[2] Vgl. B. Tornius, Die Empfindsamen von Darmstadt 161 ff.
[3] Charlotte Gerock, eine Freundin Corneliens.
[4] Kestner a. a. O. 31 f.

tember und Oktober flog ein Briefchen ums andere nach Wetzlar, an Kestner adressiert und für dessen Braut bestimmt. Er heftete ihre Silhouette an die Wand seines Zimmers und hielt davor seine Monologe; er schickte Grüße und Gaben, besorgte Bestellungen und erzählte seine Träume. Kestners Braut ist noch immer die „liebe Lotte" und die „goldene Lotte" und die Lotte mit dem „rosafarbenen Band", sein Traum bei Tag und Nacht.

Gerade um diese Zeit, am 29. Oktober, erschoß sich in Wetzlar ein Kollege Goués, der braunschweigische Gesandtschaftssekretär Jerusalem, ein Sohn des protestantischen Abts von Riddagshausen[1]. Unzufriedenheit mit seiner Stellung überhaupt, Streitigkeiten mit seinem Gesandten, Verweise von seinem Hofe, unfreundlicher Ausschluß aus der höheren Gesellschaft, in die er Zutritt gesucht, hatten diesen talentvollen jungen Mann so mißstimmt, daß er von Wetzlar wegzukommen suchte[2]. Er hoffte, die Visitationsgeschäfte möchten sich bald zerschlagen; doch umsonst. In seiner Mißstimmung verliebte er sich in die Frau des pfälzischen Legationssekretärs Hert, die jedoch seine Komplimente und Galanterien abwies. Da fing er an, sich aller Gesellschaft zu entziehen, verschloß sich vor jedermann, auch vor seinen bisherigen Vertrauten, machte lange Mondscheinspaziergänge, las wütend Romane und Trauerspiele, studierte dazu in modernen philosophischen Schriften, brütete über Leibniz, mit Vorliebe indes über Mendelssohns „Phädon", bestritt jedoch dessen Ansichten über den Selbstmord, klagte über die engen Grenzen des menschlichen Verstandes und beschwerte sich heftig über die Liebllosigkeit der Menschen. Als sich das falsche Gerücht verbreitete, Goué habe sich entleibt, widersprach er, erklärte Goué dessen für unfähig, verteidigte aber mit Eifer den Selbstmord. Kestner beneidete er um sein friedliches Glück: „Wie glücklich ist Kestner! Wie ruhig er dahin geht!"

Die unselige Leidenschaft für Frau Hert verwirrte immer mehr sein krankes Gehirn. Am 28. Oktober, Mittwoch, nach einer Gasterei nahm ihn der Sekretär mit nach Hause zum Kaffee. Dabei erklärte er dessen Gattin: „Liebe Frau Secretärin, dieß ist der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke." Sie nahm das für Scherz und antwortete launig. Des Nachmittags kam er wieder, tat, da er sie allein fand, vor ihr einen

---

[1] Glöel, Goethes Wetzlarer Zeit 215 ff.

[2] Vgl. den Brief des Abtes Jerusalem vom 31. August 1772 an den Grafen J. L. v. Wallmoden-Gimborn, damaligen hannöverschen Gesandten in Wien, im Euphorion VIII 73—76. — „Wenn Goethe von Napoleon I. u. a. vorgeworfen wurde, daß er das Motiv gekränkten Ehrgeizes in die Liebesgeschichte Werthers hineingearbeitet habe, so sehen wir, daß für Jerusalem, das Vorbild Werthers im zweiten Romantheile, gerade umgekehrt verletztes Ehrgefühl als wesentlichster Grund zum Selbstmord anzunehmen ist" (E. Wolff, Neue Briefe von und über Jerusalem-Werther, in Seufferts Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte II 541).

Fußfall und machte ihr eine wahnsinnige Liebeserklärung. Die Frau wies ihn ab, erzählte ihrem Manne die Sache und bat ihn, dem Verrückten das Haus zu verbieten. Jerusalem schickte, nach einer qualvollen Nacht, des folgenden Morgens ein Billett an den Sekretär, das nicht angenommen wurde, gegen Mittag ein zweites, das ebenfalls zurückging; nachmittags ersuchte er Kestner schriftlich um dessen Pistolen, angeblich zu „einer vorhabenden Reise". Nachdem er sie erhalten, schrieb er einige Abschiedsbriefe und schoß sich dann um 1 Uhr nachts eine Kugel durch den Kopf. Man fand ihn des Morgens noch atmend, doch bewußtlos und tödlich verwundet[1]. Auf seinem Pult lag „Emilia Galotti" aufgeschlagen und ein von ihm selbst verfaßter Aufsatz „Von der Freiheit". Gegen 12 Uhr verschied er. Abends $^3/_4$11 Uhr wurde er in der Stille begraben, „kein Geistlicher hat ihn begleitet".

Dieser Selbstmord machte in Wetzlar ungeheures Aufsehen. Die Damen zerflossen in Rührung, Kestner beurteilte die Sache sehr ruhig und vernünftig, Goethe dagegen ward aufs höchste erregt. Er schrieb Jerusalems Unglück nicht seiner aufgeklärten Philosophie, Romanleserei und Phantasterei zu, sondern seiner früheren protestantisch-religiösen Erziehung: „Der unglückliche. Aber die Teufel, welches sind die schändlichen Menschen, die nichts genieſſen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzen Lust in ihrem Herzen haben, und Götzendienst predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräffte, sind schuld an diesem Unglück, an unserm Unglück. Hohle sie der Teufel ihr Bruder. Wenn der verfluchte Pfaff sein Vater nicht schuld ist, so verzeih mirs Gott, daſſ ich ihm wünsche er möge den Hals brechen wie Eli."[2]

---

[1] „Als wir hinkamen, lebte er noch", schrieb Hans Bamberger, dessen Mutter im Werther verewigt ist, am 12. Oktober 1838, „weil der Schuß an der Seite bei dem Ohr durchgegangen, der Oberpfarrer Reis saß bei seinem Bett und betete ihm was vor, er gab mit einer Bewegung zu verstehen, daß er Alles verstand" (Euphorion VII 324).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 33 f. „Dieser Verdacht Goethes", sagt E. Wolff, Neue Briefe 542, „wird durch die vorstehenden Briefe entkräftet." Vgl. dazu den Bericht Chr. Fr. Rincks vom 19. Januar 1784 über einen „schönen Gedanken" des alten Jerusalem: „Die Aufklärung geht schnell genug von statten; es ist gut, daß sie nicht schneller geht, es muß vorher alles reif dazu werden — so denkt man desto besser über alles nach, dann wird das Gebäude nur desto solider. Es ist ein Beweis, daß doch den Menschen die Religion nicht gleichgültig ist, weil sie so schwer zu bewegen sind, das, was sie einmal geglaubt haben, weg zu werfen; eben deßwegen muß man auch desto behutsamer zu Werke gehen und ihr Gewissen schonen, die Wahrheit wird dannoch siegen." „Unter den harten Prüfungen, die er anführt", fährt Rinck fort, „gehört doch vorzüglich wol der Tod seines Sohnes zu Wetzlar, den er freilich auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs lange nicht, aber endlich desto fürchterlicher erfahren, da ein dummer Rezensent, der mit Unverstand, ja mit tollem Unsinn rezenſirte [sagte], es sei kein Wunder, wenn Jerusalems Sohn

Am 6. November erschien Goethe selbst mit Schlosser auf dem Schauplatz des tragischen Vorfalls, verkehrte bis zum 10. mit Kestner und dessen Braut und hatte zum Schluß „wieder recht hängerliche und hangenswerthe Gedanken auf dem Canapee“ [1]. Schlosser verhinderte einen förmlichen Abschied mit sentimentaler Rührungsszene. Noch im Verlauf des Novembers erhielt Goethe von Kestner einen ausführlichen Bericht über Jerusalems Selbstmord, den er abschreiben ließ [2].

Weit entfernt indes, sich daraus eine ernste Lehre zu ziehen, tändelte er fort mit dem Phantom seiner Lotte-Liebe, bald heiter, bald melancholisch, bald gemütlich scherzhaft, bald wild sentimental, je nach Laune und Wetter, träumte von Lotte, plauderte von Lotte, erzählte aller Welt von Lotte, schickte ihr seine Silhouette mit Gedicht, sandte Geschenke für sie und die Kinder. Dabei ermangelte er aber nicht, fleißig bei andern jungen Mädchen herumzuflattern und neue Verhältnisse anzuspinnen, der einen von der andern zu erzählen und durch die Erzählung seiner Herzensgeheimnisse neue Herzen zu fangen.

Schon im Januar 1773 ließ Goethe Lotten sagen, daß er ein Mädchen gefunden, das er von Herzen lieb habe und das der Schwester Lottes, Lenchen, gleiche. Am 28. Januar erzählt er Kestner, an Lottes Adresse, wie er seine Freundinnen auf den Ball geputzt, dann mit den Fräulein Gerock einen Spaziergang gemacht und nachher aus Homer übersetzt habe. Immer kam er aber wieder auf Lotte zurück, welche noch lange die Königin seiner unsinnigen Träumereien blieb, auch nachdem sie am 4. April 1773 durch feierliche Trauung Kestners Gattin geworden. Ja noch spät im folgenden Jahre, als sie schon Mutter war, verfolgte er sie mit zärtlichen Briefen, und als seine Wetzlarer Strumpfwäscherin, Katharina Lisbeth, nach Frankfurt kam und ihm von Lottes Kindheit erzählte, geriet er in Verzückung und schrieb am 26. August 1774 an diese einen ganzen Dithyrambus: „Wer geht den Augenblick aus meiner Stube? Lotte, liebe Lotte, das räthst du nicht. Räthst ehr von berühmten und unberühmten Leuten eine Reihe als die Frau Catrin Lisbet, meine alte Wetzlarer Strumpfwaschern, die Schwäzzern die du kennst die dich lieb hat wie alle die um dich waren dein Lebenlang, sich nicht mehr in Wetzlar halten kann, der meine Mutter einen Dienst zu schaffen

---

sich selbst erschossen, da der Vater solche Grundsätze hege und die Erbsünde läugne“ (M. Geyer, Chr. Fr. Rinck, Studienreise 1783—1784. Nach dem Tagebuche des Verfassers herausgegeben, Altenburg 1897, 167 169).

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 35.

[2] Dieser ausführliche Bericht, den Goethe später dem Werther zu Grunde legte, bei Kestner, Goethe und Werther[3] 47 ff. — Vgl. die Notiz des Lizentiaten der Rechte, spätern Hamburger Senators J. A. Günther, der sich von Weihnachten 1778 bis Ende August 1779 in Wetzlar aufhielt (Goethe-Jahrbuch XVIII 53).

hofft. Ich hab sie mit herauf genommen in meine Stube, sie sah deine Silhouette, und rief: Ach das herzelieb Lottgen, in all ihrer Zahnlosigkeit voll waren Ausdrucks. Mir hat sie zum Willkomm in voller Freude Rock und Hand geküsst. und mir erzählt von dir wie du so garstig warst, und ein gut Kind hernach und nicht verschwätzt hättest, wie sie um dich hätte Schläge gekriegt da sie dich zum Lieutenant Meyer führte der in deine Mutter verliebt war, und dich sehn und dir was schencken wollte, das sie aber nicht litt pp. alles alles. Du kannst dencken wie werth mir die Frau war, und dass ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen, und leblose lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf das dich berührte, dich als Kind aufm Arm trug, dich an der Hand führte, das Geschöpf das du vielleicht um manches gebeten hast? Du Lotte gebeten. Und das Geschöpf sollte von mir bitten! Engel vom Himmel. Liebe Lotte noch eins. Das machte mich lachen. Wie du sie oft geärgert hast mit deinen schlocker Händgen, die du so machst, auch wohl noch, sie machte mir sie vor, und mir wars als wenn dein Geist umschwebte. Und von Carlinen, Lehngen allen, und was ich nicht gesehn und gesehn habe, und am Endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte, und Lotte und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Todt. Adieu Lotte. kein Wort heut mehr. 26. Aug." [1]

Und doch hatte er in Frankfurt selbst einen zahlreichen Kreis junger Schöngeister, in welchem Mariage gespielt wurde, im benachbarten Darmstadt einen Zirkel, von dem Merck erzählt: on danse à tout moment [2], er zog in der scherzhaften Hochzeitslotterie eine Braut, die er wirklich an den Altar zu führen gedachte [3], und setzte die unedle und nach dem natürlichen Sittengesetz schon unerlaubte Liebhaberei, der Frau eines andern den Hof zu machen, unentwegt fort. Maximiliane v. La Roche hatte den reichen Kaufmann Peter Anton Brentano geheiratet, einen etwas prosaischen Herrn, der aus erster Ehe schon fünf Kinder mitbrachte. Goethe führte sich rasch als Hausfreund ein, kollerte wie in Wetzlar mit den Kindern auf dem Boden herum und begleitete das Klavierspiel der Dame, in die er sich in Ehrenbreitstein verliebt hatte, auf dem Cello.

Glücklich, wahrhaft innerlich glücklich fühlte er sich dabei nicht. Wilder Rausch wechselte mit trübem Katzenjammer, drückendes Gefühl von Leere mit neuen Versuchen, „Poesie" zu leben. „Meine arme Existenz starrt zum öden

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 190 f.

[2] K. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck 85.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 64.

Fels", klagt er Kestner am 21. April 1773. „Diesen Sommer geht alles. Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, ihr, alles. Und ich binn allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt ich habe das Leben recht lieb, oder was, das mir mehr Ehre macht, wenn ihr wollt." [1]

„Und so träume ich denn", heißt es in einem andern Brief an Kestner vom Juni 1773, „und gängle durchs Leben, führe garstige Prozesse schreibe Dramata, und Romanen und dergleichen. Zeichne und pousire und treibe es so geschwind es gehen will. Und ihr seyd geseegnet, wie der Mann der den Herrn fürchtet. Von mir sagen die Leute der Fluch Cains läge auf mir. Keinen Bruder hab ich erschlagen! Und ich dencke die Leute sind Narren. Da hast du lieber Kestner ein Stück Arbeit, das lies deinem Weiblein vor, wenn ihr euch sammlet in Gott und euch und die Tühren zuschliesst. N.B. Die Frau Archivarius (ich hoffe das ist der rechte Titel) wird hoffentlich ihr blau gestreiftes Nachtjäckchen nicht etwa aus leidigem Hochmuth zurückgelassen, oder es einer kleinen Schwester geschenckt haben, es sollte mich sehr verdriessen, denn es scheint ich habe es fast lieber als sie selbst, wenigstens erscheint mir oft das Jäckchen wenn ihre Gesichtszüge sich aus dem Nebel der Imagination nicht losmachen können." [2]

„Ich lieber Mann", schreibt er demselben Freunde am 15. September 1773, „lasse meinen Vater iezt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadt Civil Verhältnisse einzuspinnen sucht, und ich lass es geschehn. So lang meine Kraft noch in mir ist! Ein Riss! und all die Siebenfache Bastseile sind entzwey. Ich binn auch viel gelassner und sehe dass man überall den Menschen, überall groses und kleines schönes und hässliches finden kann. Auch arbeit ich sonst brav fort. und dencke den Winter allerley zu fördern." [3]

Der Prozesse waren eigentlich nicht viele, die Arbeit besorgte fast ganz der Vater; es blieb daher Zeit genug zu Ausflügen, Unterhaltungen aller Art, Dilettanterien, literarischen Arbeiten. Vor allem verlegte sich Goethe wieder aufs Zeichnen, unterrichtete Merck im Zeichnen und Kupferstechen und dachte allen Ernstes daran, Maler zu werden. Obgleich ihn das Leben im Vaterhause etwas einengte, wollte er deshalb die „Siebenfache Bastseile" nicht zerreißen und verwarf Kestners Antrag, fremde Dienste zu nehmen.

„Die Stelle in deinem Brief die einen Winck enthält von möglicher Näherung zu euch, ist mir durch die Seele gangen. Ach es ist das schon so lange mein Traum als ihr weg seyd. Aber es wird wohl auch Traum bleiben. Mein Vater hätte zwar nichts dagegen wenn ich in fremde Dienste

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 82 f. Vgl. S. 65 75.
[2] Ebd. 91 f. [3] Ebd. 104.

ginge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts — und so scheint es könnt ich wohl einen Versuch wagen, wieder einmal zu sehen wie's draussen aussieht.

„Aber Kestner, die Talente und Kräffte die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr, ich binn von ieher gewohnt nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient seyn. Und dann biss ich politische Subordination lernte — Es ist ein verfluchtes Volck, die Frankfurter, pflegt der Präsident v. Moser zu sagen, man kan ihre eigensinnigen Köpfe nirgends hin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bissgen Theorie, und Menschenverstand richtens nicht aus — Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntnissen Hand in Hand, ich lerne ieden Tag und haudere mich weiter. — Aber in einem Justiz Collegio — Ich habe mich von ieher gehütet ein Spiel zu spielen da ich der unerfahrenste am Tisch war — Also —." [1]

Er beschloß also, Poet und Literat zu bleiben und das Leben fortzuführen, das er selbst in einem Briefe an Kestner ein „Gewirre" genannt hatte [2], „ein recht toll und wunderbaar Leben", das sich nie detaillieren läßt, „vielleicht heute weniger als jemals". Hätte er nicht eine ordentliche Dosis weiblicher Schmiegsamkeit und dabei die Mittel gehabt, sich von seinen eingebildeten Leiden in aller Behaglichkeit des angenehmsten Lebens zu erholen: sein ungezügeltes Phantasieleben würde ihm vielleicht das Gehirn verwirrt haben. Mit Selbstmordgedanken plagte er sich mehr als einmal [3]. Lenz und andere, die es ihm nachtun wollten, wurden eine Beute des Wahnsinns.

Siebtes Kapitel.

Literarische Früchte des Genielebens. Possen und Farcen. Clavigo.

(1773—1774.)

Bunt und stürmisch, wie Goethes Leben in den Jahren 1773 und 1774, sind auch die Erzeugnisse dieses Zeitabschnittes. Hundert Ideen und Projekte durchkreuzten sich; langsam nur und von den Umständen geschoben kam eines oder das andere zur Durchführung.

Das erste, was er nach der Rückkehr von Wetzlar im Herbst 1772 verfaßte, war ein kleiner Aufsatz „Von Deutscher Baukunst. D. M. Ervini

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 135 f.
[2] 25. April 1773. Goethes Werke, WA 4. Abt. II 83.
[3] Ebd. 1. Abt. XXVIII 209—221. Vgl. 4. Abt. II 82 f.

a Steinbach“ [1], ein Lehrgedicht in Prosa oder besser ein ästhetisches Fragment im Dithyrambenstil und eine Zündbombe auf die Dächer der Kunstphilosophen. Diese hatten in nachbetender Überlieferung seit den Zeiten der Reformation den ehrwürdigen Baustil, in welchem das Mittelalter seine Gotteshäuser errichtet, aus dem Reiche des guten Geschmackes verbannt und als „Gothisch“ verfemt. Goethe war in dieser Kunstanschauung, die jede noch so barocke Renaissance als klassisch verehrte, aufgewachsen; doch wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, als er das Straßburger Münster sah, „die ungeheure Mauer“, die Erwin von Steinbach himmelangeführt: „daß sie aufsteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tausend Ästen, Millionen Zweigen, und Blättern wie der Sand am Meer, ringsum der Gegend verkündet die Herrlichkeit des Herrn, seines Meisters“. „Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer älteren Brüder in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit!“ [2] Er fühlte, daß das schön war, daß es groß war, daß es deutsch war.

„Und nun soll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutsche Kunstgelehrte, auf Hörensagen neidischer Nachbarn, seinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverstandenen Worte gothisch verkleinert, da er Gott danken sollte, laut verkündigen zu können, das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiäner sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir selbst diesen Vorzug nicht zugestehen willst, so erweis uns, daß die Gothen schon wirklich so gebaut haben, wo sich einige Schwierigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthust, ein Homer sei schon vor dem Homer gewesen, so lassen wir dir gerne die Geschichte kleiner gelungener und mißlungener Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm, genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schauest sein herrliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris.“ [3]

---

[1] Mit der Jahreszahl 1773 (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 139—151).
[2] Ebd. XXXVII 144 145. [3] Ebd. 147 f.

Aber wie bei Shakespeare und bei Götz blieb er auch hier bei dem schwachen Nachleuchten des Mittelalters stehen, ohne daß ihm eine Ahnung von dem Kerne seines idealen und darum so poetischen Lebens aufgedämmert wäre. Keine Ahnung von dem tiefen Glauben und Wissen, dessen Harmonie jene architektonische Symbolik geschaffen; keine Ahnung von jener anspruchslosen Demut und Bescheidenheit, mit der der mittelalterliche Künstler als Diener des höchsten Herrn persönlich ganz zurücktrat; keine Ahnung von dem liebevollen, starken Gemeingeist, der die Kunstfertigkeit zur Blüte erhob und rastlos weiter bildete; keine Ahnung von der Gottes- und Nächstenliebe, welche das Geld zum Bau als Pfand ewigen Lohnes opferwillig herbeitrug; keine Ahnung von der sichtbaren Kirche, deren steinerne Allegorie der gotische Dom war.

Aber was hat denn die gotischen Dome geschaffen und so schön gemacht?

Der Genius — der Genius — nichts als der Genius!

Daß es keine Künstler mehr gibt wie Erwin, daran sind nur die Schulpedanten und Kunstphilosophen schuld. Denn schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien! Sie hemmen die natürliche und charakteristische Entwicklung der Kunst, und doch ist „diese charakteristische Kunst" die einzig wahre.

Nicht der großartige katholische Geist des Mittelalters hat das Straßburger Münster hervorgezaubert, sondern nur der „Genius" Erwins. „Hier steht sein Werk, tretet hin, und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher deutscher Seele, auf dem eingeschränkten düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi." [1] Der Herr, dessen Herrlichkeit der Dom verkündet, ist nicht Gott, sondern der Meister: vor ihm steht Goethe tief gebeugt und betet an „den Gesalbten Gottes". Und dennoch will er weder von ihm noch andern Meistern lernen: „Ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebirges auseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannichfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen." [2]

So fällt dem jungen „Löwen" mitten in seiner urgermanischen Begeisterung [3] Rousseau aus der Tasche, und vor einem der schönsten Denkmäler

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 149 f. [2] Ebd. 150 f.

[3] Blaze de Bury (Revue des Deux Mondes 1857, 2e Période, 23e Année, IX 152) bemerkt geistreich, wie bald Goethe davon zurückgekommen zu einer sainte

deutschen Gemeingeistes verkündet er jene Unabhängigkeit des Individuums, welche jedes nationale und kirchliche Leben und darum auch jede großartige Kunsttätigkeit in der Wurzel zerstört. Feines epikureisches Maßhalten des einzelnen in Genuß und Willkür soll zu jenem Ideal des Schönen zurückführen, das der deutsche Volksgeist, vom Glaubensleben der katholischen Kirche beherrscht, von der Liebe des Kreuzes begeistert, von Gehorsam, Demut und Liebe beseelt, in unerschöpflicher Fülle verkörpert hatte.

In demselben brausenden Stil, von derselben kühnen Kraftgenialität durchweht ist ein anderer kleiner Aufsatz aus dieser Zeit: „Nach Falconet und über Falconet." Goethe versucht darin die Grundsätze, die er über dramatische Poesie und Architektur entwickelt, auch ins Gebiet der Malerei hinüberzutragen. Auch hier soll der Genius alle Schranken der Schule durchbrechen und zurückkehren zur Natur, die sich nicht dem Verstande, sondern dem Gefühle offenbart. „Wem hat nicht in Gegenwart seines Mädchens die ganze Welt golden geschienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollsten Harmonien zusammenfließen? Davon fühlt nun der Künstler nicht allein die Wirkungen, er dringt bis in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffnen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht. Drum glaubt nicht so schnell zu verstehen, was das heiße: Das Gefühl ist die Harmonie und vice versa." Rembrandt, Raffael, Rubens kommen ihm darum „in ihren geistlichen Geschichten wie wahre Heilige vor, die sich Gott überall auf Schritt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde gegenwärtig fühlen, und nicht des umständlichen Prachts von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzerren" [1]. Darum vergibt er es nicht nur Rembrandt, nein, er verehrt ihn dafür, daß er die Madonna mit dem Kinde als niederländische Bäuerin darstellt. „Hat Raphael was anders, was mehr gemahlt, als eine liebende Mutter mit ihrem Ersten, Einzigen? und war aus dem Sujet etwas anders zu mahlen? Und ist Mutterliebe in ihren Abschattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Mahler, in allen Zeiten? Aber es sind die biblischen Stücke alle durch kalte Veredlung und die gesteifte Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entrissen worden, um gaffende Augen des Dumpfsinns zu blenden." Indem der

recrudescence de fureur esthétique. La recherche de lois générales, d'imprescriptibles règles à s'imposer dans l'art, formait son unique spéculation. Oubliant ce qu'il avait écrit lui-même sur l'inutilité des principes et des maximes, il se consumait à creuser de laborieuses théories et s'épuisait à les discuter avec son entourage.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 317 318 f.

kecke Bilderstürmer anscheinend bloß das Gekünstelte, Unwahre, die Auswüchse christlicher Kunst bekämpft, greift er ihre tiefsten Grundlagen an: ihren dogmatischen Gehalt, ihren liturgischen Wert, ihre religiöse Weihe. So schließt die an sich heilsame ästhetische Revolution zugleich die religiöse in sich, und Goethe langt denn auch glücklich dabei an, Rubens' fleischige Weiber dafür zu preisen, daß sie so fleischig sind[1].

Im gleichen Jahre, 1773, veröffentlichte Goethe ein paar anonyme Blätter „theologischen" Inhalts. Die erste dieser Schriften war der „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen"[2], schon im Titel an Rousseaus „Savoyischen Vicar" gemahnend.

Der Pastor glaubt, so sagt er wenigstens, an Gott, an Christus, an eine Rechtfertigung durch den Glauben, an einen Himmel im Jenseits. Aber er will als unendlich liebender Mensch durchaus alle Leute in dem Himmel haben, hat darum im stillen die Hölle abgeschafft und tröstet sich insgeheim mit der schließlichen Begnadigung aller Verdammten. Für den Grund seiner Seligkeit hält er den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus eine kleine Zeit als Mensch umherwandelte. Aber Genaueres über die Menschwerdung will er nicht wissen: „Da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Creaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen."[3] Dennoch taugen die Vernunftphilosophen, welche ihn lärmend absetzen, nichts, weil sie intolerant sind und zahllose Händel erregen. Es braucht und soll nichts bewiesen werden, auch die Göttlichkeit der Bibel nicht; dieser wird jeder, der guten Willens ist, durch die Süßigkeit des Evangelii inne; wer sie nicht fühlt, den muß man laufen lassen: genug, wenn ich einst im Jenseits den Türken und Juden ans Herz drücken darf. Wir sind alle Menschen, und das größte Elend ist, daß die Christen unter sich uneins sind.

Weder Bellarmin noch Seckendorf, weder Luther noch Calvin haben das richtige Christentum: die Bekenntnisse sind bloß äußerliche, zeitweilig ersprießliche Formeln. Luther hat wohl getan, uns von der Hierarchie zu befreien; die Messe ist überflüssig, die Sakramente sind bloße Zeichen; aber er hat damit nicht die Herrschaft erworben, deren er einen andern entsetzte. Die „Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer echten Kirche"[4], es war nie eine sichtbare Kirche auf Erden. Das ganze Übel der Entzweiung kommt von den Theologen her, den wunderlichen Leuten, die schon seit den apostolischen Zeiten etwas Unmögliches angestrebt haben: die christliche Religion in ein Glaubensbekenntnis zu bringen. Daher schon Streit

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVII 321.
[2] Ebd. 153 ff. [3] Ebd. 159 f. [4] Ebd. 165.

zwischen Petrus und Paulus. Taufe, Händeauflegung und Abendmahl waren anfangs ganz schöne, sinnige Zeichen zum Zweck freiwilliger Erbauung; aber leider hat man sie hernach zum Gesetze gemacht, und das führte notwendig zur Trennung.

Darum fort mit Schriftkommentaren und dogmatischer Engherzigkeit! Fort mit allem theologischen Streit und aller Ausschließlichkeit! Allgemeine Brüderlichkeit, Frieden und Liebe! „Wer Jesum einen Herrn heißt, der sei uns willkommen, können die andre auf ihre eigene Hand leben und sterben, wohl bekomme es ihnen!“ [1]

Wie Lessing in ähnlichen religionsphilosophischen Fragmenten seiner Jugend, behält Goethe Namen und Schein des Christentums bei, beseitigt aber gleich diesem dessen Grundlage, die Gottheit Christi, dessen Kern, d. h. die positiven Lehren und die gesellschaftliche Organisation: die Kirche. Was ihn von Lessing vorzüglich unterscheidet, ist, daß er nicht verstandesmäßig vorangeht, sondern nur der Empfindung folgt und sich wieder an die Empfindung wendet. Jener löst die positive Offenbarung in willkürlichen Verstandesbegriffen, dieser in dem vagen Wahnbild einer „ewigen Liebe“ auf, die weder Wahrheit noch Gerechtigkeit und Heiligkeit in sich schließt. Dem entsprechend sind bei Goethe Form und Fassung milder, weicher, pietistisch angeweht. Nicht nur den protestantischen Religionsschattierungen und dem offenen Unglauben wird zarte Rücksicht gezollt, sondern auch dem Bibelglauben, den Sakramenten, ja selbst den Katholiken. Goethe besorgt, die „Aufgeklärten“ unter diesen möchten zu weit gehen. „Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche, ob's aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr als gut ist.“ [2]

Er fürchtete die Wirkung entschiedener Proteste: die Religion sollte das unbestimmbare süßelnde Gefühl bleiben, wie er es schon in seiner Kindheit bei vollständigem Mangel an Religionsunterricht, der diesen Namen irgend verdient hätte, unter pietistischen Frauen eingesogen hatte. Damit ließ sich in der vergnüglichen, wenn auch buntschattierten Gesellschaft auskommen, in der er gerade lebte. Darin stimmten alle überein, daß man einander liebhaben und sich gegenseitig amüsieren müsse, — auch die Katholiken v. La Roche, Brentano, der leichtlebige Jesuitenschüler Crespel und der tolerante Frankfurter Propst Dumeix, von dem Goethe sich über Katholisches belehren ließ, ohne daß er den Mut gehabt hätte, der Wahrheit als Gegner oder Zweifler oder aufrichtiger Forscher ins Auge zu schauen [3]. Da er nichtsdestoweniger in „Zwo

---

[1] Ebd. 170. [2] Ebd. 163 f.

[3] Das Erlöschen von Goethes Beziehungen zu Dumeix, wahrscheinlich Ende 1774, schreibt Froitzheim (Goethe und Propst Dumeiz, in Gegenwart LXIV 54) der Tatsache zu, daß Dumeix eine Liebeskorrespondenz Goethes in Verwahrung hatte

wichtigen biblischen Fragen" sich auch den Exegeten als Genie zeigen wollte, schrieb er um dieselbe Zeit mit griechischen Anmerkungen ein paar Seiten über den Inhalt der Bundestafeln und über die Sprachengabe, nach seinem eigenen späteren Geständnis eine „Posse" [1], worin er die orthodoxe Schrifterklärung über die Bundestafeln umzustoßen suchte und die Sprachengabe mit poetischer Gefühlsphantasterei zusammenwarf.

„Trachtet ihr", das ist die Moral, „daß ihr Lebenskenntniß erlanget euch und eure Brüder aufzubauen, das ist euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage seinen Lohn. Wirft aber der ewige Geist einen Blick seiner Weisheit, einen Funken seiner Liebe einem Erwählten zu, der trete auf, und lalle sein Gefühl!" [2]

Dieser Erwählte war natürlich vor allem Goethe selbst. Er brachte zunächst im Sommer den unter Mercks Mitwirkung umgearbeiteten „Götz von Berlichingen" zu Markte.

Sei es nun, daß Wieland den „Götz" nicht genug gelobt hatte — er hatte ihn im „Teutschen Merkur" ein „bezauberndes Ungeheuer" genannt — oder daß das Genie durch sonst nicht eben karges Lob übermütig geworden war, genug, anfangs des folgenden Jahres (1774) zog Goethe in einer derben studentischen Posse gegen den beliebten Modeschriftsteller zu Felde und gab ihn dem allgemeinen Gelächter preis. Der Spott war nicht unberechtigt. Wieland hatte sich nicht begnügt, unter athenienſischen Titeln seine leichte Modeware einzuschwärzen, er hatte sich auch der Götter und Halbgötter des seligen Olymps bemächtigt und sie in „Alceste" eine zahme, tugendhafte Rokokotragödie spielen lassen. Alceste starb darin an Ohnmacht und sentimentalen Krämpfen, und Herkules holte sie unter vielen französischen Komplimenten wieder aus dem Orkus heraus. Da ließ Goethe nun in „Götter, Helden und Wieland" den Herkules mit Löwenfell und Keule aufmarschieren und Wieland anreden: „Hättest du nicht zu lang unter der Knechtschaft deiner Sittenlehre geseufzt, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die scheelen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit ohnbeschadet." [3] Es war aber nicht der echte antike Herkules, den Goethe gegen Wieland heraufbeschwor, sondern einfach ein bierseliger Kneipstudent, der in

---

und bis zu seinem Lebensende zurückbehielt, worauf sie Dalberg erbte und sie auch auf die Bitten Bettinas nicht herausgeben wollte, da Goethe die Herausgabe „nicht verdient habe". Erst am 21. August 1808 konnte dieser melden, daß er die Briefe erhalten habe. Froitzheim folgert, daß die Angelegenheit „nicht geringfügig" gewesen und Goethe durch die Beseitigung der Briefe vor Abfassung von „Dichtung und Wahrheit" „ein wichtiger Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt" worden sei.

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. X 116. [2] Ebd. 1. Abt. XXXVII 190.

[3] Ebd. XXXVIII 35.

zynischem Kostüm ungewaschene Zoten gegen den zimperlichen Salondichter daherhagelte. Was diesem Kraftmenschen am meisten mißfiel, war, daß Wieland noch immer ängstlich zwischen Tugend und Laster schwanke: „Laster das ist wieder ein schönes Wort. Dadurch wird eben alles so halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laster als zwey Extrema vorstellt, zwischen denen ihr schwankt. Anstatt euern Mittelzustand als den positiven anzusehn und den besten, wie's eure Bauern und Knechte und Mägde noch thun!" [1]

Wieland steckte den Scherz lachend ein und beraubte ihn so seines Stachels. Goethe selbst ärgerte sich später, wenn man ihn an den Vorfall erinnerte: „Den verfluchten Dreck, Götter, Helden und Wieland, schrieb ich in der Trunkenheit", sagte er zu „Tante Fahlmer." „Ich war trunken. Und, wie ich Ihnen gesagt habe, in Ewigkeit hätte ich's nicht selber in den Druck gegeben; aber ich hatte es nicht mehr allein in Händen. Und ich bin wie der Herodes; in gewissen Augenblicken kann man alles von mir erhalten. Schon lange haben mir die Kerls vorgeschwätzt: Laß's drucken! laß's drucken! — Nä, ihr sollt nicht! — Da kommen Sie mir aber auf's neu: O mein, laß es uns drucken! Und ich hatte Gott weiß! weder neue Bosheit noch Ärger gegen W. — Nun, so druckt's und schert euch!" [2]

Goethe hatte übrigens den herkulischen Genierausch in noch ein paar andern kleinen Studentenpossen ausgetobt. Er hatte gegen den Rationalisten Bahrdt den „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes" vom Stapel gelassen und gegen Herder den wahrscheinlich im Sommer 1773 entstandenen „Satyros" [3]. Dann zeigte er sich plötzlich ebenso schwächlich und sentimental wie der verhöhnte Wieland.

---

[1] Ebd. 34. [2] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 30.

[3] Wilhelm Scherer (Aus Goethe's Frühzeit, Straßburg 1879, 43 ff) glaubt, daß Goethe in „Satyros" bloß für den allerengsten Kreis, d. h. nur für sich und Merck, den ihm etwas mißliebig gewordenen Herder persiflieren wollte, und führt zu dem Stück eine Menge erklärender Parallelstellen aus Herders Werken, Briefen und andern Korrespondenzen an, welche dieser Deutung einen nicht geringen Grad von Wahrscheinlichkeit verleihen. Die Deutung fällt übrigens wie für Goethe, so auch für Herder nichts weniger als ehrenvoll aus. Sie konstatiert, daß Herder einigermaßen den Satyrschweif verdient, und indem Scherer die Bemerkung Julian Schmidts sich zu eigen macht, daß im „Satyros" „ein gutes Stück von Goethe selbst stecke", erhält auch dieser seinen Anteil an der faunischen Zierde. Vgl. W. Scherer, Satyros und Bray, in Goethe-Jahrbuch I 81—118. — Man dürfe nicht vergessen, erinnert Bielschowsky (Goethe I²¹ 255), „daß Goethe und Merck, den wir uns als wirklichen oder ideellen Miturheber der Farce denken müssen, von dem jungen Herder sehr viel mehr wußten, als wir, daß sie ihn jedenfalls in den Jahren 1771 bis 1775 anders und wohl zutreffender sich auslegten und auffaßten, als wir heute, denen er als weimarischer Generalsuperintendent und Verfasser tiefernster Werke vor Augen steht". — Daß Goethe den „Satyros" auf Herder gemünzt habe, wird jetzt als ziemlich feststehend angesehen. Vgl. dazu den Brief Heinses an Gleim vom

Ob er wirklich genau so, wie er in „Dichtung und Wahrheit" erzählt, in seinem schöngeistigen Kränzchen dem ihm durch die Ehelotterie zugeteilten „Weibgen" (Anna Sibylla Münch?) das Versprechen getan, binnen acht Tagen das eben vorgelesene IV. Mémoire des Beaumarchais zu einem Drama zu verarbeiten, ist ungewiß[1]; gewiß dagegen, daß er sehr galant in diesem Kränzchen herumtändelte und es nicht unter seiner Würde hielt, ein Stück der neuesten französischen Modeware teilweise zu übersetzen, teilweise mit sentimentalen Friederike-Erinnerungen und beaux restes von Weislingen zu einem Salon- und Modedrama aufzustutzen. „Clavigo" heißt das Stück.

Der spanische Schreiber und Publizist Clavijo, ein Emporkömmling, hatte sich mit der Französin Beaumarchais versprochen, aber mit der Hochzeit gewartet, bis er zu einer besseren Stelle gekommen; er erhält sie und läßt dennoch die Braut sitzen. Ihr Bruder, der französische Revolutionsliterat, kommt nun nach Madrid und verlangt von Clavijo eine Erklärung, daß er unehrlich gehandelt. Clavijo erbietet sich darauf zur Heirat. Aber während die Hochzeit vorbereitet wird, hört Beaumarchais, daß Clavijo ihm wegen des erlittenen Zwanges ein Ausweisungsdekret von der Regierung erwirkt habe. Da wendet sich auch Beaumarchais an die Regierung und erlangt die Entlassung Clavijos aus seinem Amt. Das war der Tatbestand, wie er in dem französischen Mémoire vorlag. Goethe brachte ihn in vier Akte, fast ganz dem gegebenen Texte folgend, diesen stellenweise einfach übersetzend; nur gab er, um größere Wirkung zu erzielen, der Braut Marie den Keim zur Schwindsucht mit auf den Weg, setzte dem Clavigo einen entschiedenen Freund, Carlos, zur Seite, um ihn abzuhalten, sich schließlich

---

17. Mai 1774, mit der Meldung, daß Goethe ein Drama gegen Herder geschrieben (C. Schüddekopf, Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse, 1. Hälfte, Weimar 1894, 172—175). — Vgl. dagegen W. v. Biedermanns Aufsatz „Satyros" in Goethe-Forschungen, N. F., Leipzig 1886, 1—84, und R. Rödel, Johann Jakob Wilhelm Heinse. Sein Leben und seine Werke, Inauguraldissertation, Leipzig-Reudnitz 1892, 82, welche in Basedow das Urbild des „Satyros" sehen; E. Filtsch, Goethes religiöse Entwicklung, Gotha 1894, 48, der die Farce auf Bahrdt bezieht; Fr. Meyer von Waldeck in Goethe-Jahrbuch VII 285, und G. Keuchel, Goethe's Religion und Goethe's Faust, Riga 1899, 99 ff, die sie als gegen geistige Strömungen der Zeit gerichtet erachten. — H. Düntzer (Goethes Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre [1776—1782], Leipzig 1889, 98) ist der Ansicht, „Satyros" könne schon deshalb unmöglich auf Herder gezielt haben, „weil Goethe es unbedenklich am Hofe vorlas". — Über „Satyros" siehe auch Gertrud Bäumer, Goethes Satyros. Eine Studie zur Entstehungsgeschichte, Leipzig 1905, und A. Tille, Goethe's Satyros and Prometheus, Glasgow 1898.

[1] Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 346 ff. Vgl. Hempel, Goethe's Werke XXII 467. — Düntzer, Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, Stuttgart 1852, 208 ff. — Blätter für literarische Unterhaltung 1864, Nr 19.

von seinem Mitleiden hinreißen zu lassen, und ließ die arme Marie, als Clavigo ihren Bruder einstecken lassen will, gebrochenen Herzens sterben. Das war noch nicht rührend genug. Also ein fünfter Akt, in welchem durch gekünstelte Verwickelung Clavigo dem Leichenzug Mariens begegnet und von Beaumarchais erstochen wird. Der wirkliche Clavijo überlebte diesen theatralischen Tod fast um ein Menschenalter, da er erst 1806 in einem Alter von 76 Jahren als Vizedirektor des Naturhistorischen Kabinetts in Madrid verschied. Er wußte recht gut, „daß er sehr oft auf deutschen Bühnen gestorben sei“ [1].

Von dem Helden, wie er ihn zugestutzt, sagt Goethe selbst, es sei ein „unbestimmter, halb gros halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson“ [2] — eine nicht unbedenkliche Selbstverurteilung, da Clavigo tatsächlich eine ähnliche Rolle spielt wie Goethe in Sesenheim. Wieland meinte nach Lesung des Stückes, daß Goethe doch nicht der Wundermann sei, für den man ihn halte [3].

„Goethe hat ein Trauerspiel ‚Clavigo‘ mit seinem Namen drucken lassen“, schrieb Johann Heinrich Voß am 28. August 1774. „Ohne diese Fürsicht würde man nicht glauben, daß es von ihm wäre. Es ist die Arbeit eines Lehrlings, wenn ‚Götz von Berlichingen‘ ein Meisterstück ist. Wir lasens im (Hain) Bunde und haben Thränen — gelacht. Es tut mir wirklich leid, daß er so was hat drucken können.“ [4]

Merck aber sagte Goethe ungeniert: „Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch.“ [5]

Achtes Kapitel.

Werthers Leiden.

(1774.)

Inzwischen hatte sich „Herkules“ noch tiefer in die Modekrankheit der Zeit, Liebesempfindelei und Naturschwärmerei, verloren. Als Ergebnis derselben gelangte fast gleichzeitig mit „Clavigo“ ein Roman zum Abschluß, der

---

[1] So schreibt Theodor Körner, dessen Mathematiklehrer Fischer Clavijo in Madrid gesehen hatte, am 15. Januar 1812 (A. Weldler-Steinberg, Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen, Leipzig 1910, 169).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 171—172.

[3] Viehoff, Goethe's Leben II[5] 69.

[4] Aus ungedruckten Briefen von Johann Heinrich Voß. Mitgeteilt von H. Bräuning-Oktavio, in Frankfurter Zeitung 1910, Nr 264, 1. Morgenblatt.

[5] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 348.

im Herbst 1774 erschien: „Die Leiden des jungen Werther." Goethe schrieb im gleichen Briefe, in welchem er „Clavigo" charakterisierte, unterm 1. Juni an den dänischen Konsul Schönborn in Algier:

„Allerhand neues habe ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: die Leiden des jungen Werthers, darinn ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, biss er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften; besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schiesst." [1]

Den Stoff zum ersten Teil dieser Verwickelung entnahm Goethe hauptsächlich seinem Liebesverhältnis zu Charlotte Buff; doch mag er auch hier schon unter dem Eindruck seiner Erlebnisse im Hause Brentano gestanden haben[2]. Er schilderte Lotte, Kestner, sich selbst, Wetzlar und dessen Umgebung in manchen Zügen so treu, daß Kestner und dessen Frau im Anfang ungehalten waren, das Privatleben ihres stillen Freundeskreises und dessen Gedanken so vor aller Welt ausgekramt zu sehen[3].

„Im ersten Theile des Werthers ist Werther Göthe selbst", schreibt Kestner am 7. November 1774 an seinen Freund v. Hennings. „In Lotte und Albert hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen sind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert; andere sind, in unserer Geschichte wenigstens, fremd. Um des zweyten Theils willen, und um den Tod des Werthers vorzubereiten, hat er im ersten Theile verschiedenes hinzugedichtet, das uns gar nicht zukömmt. Lotte hat z. B. weder mit Göthe noch mit sonst einem anderen in dem ziemlich genauen Verhältniß gestanden, wie da beschrieben ist; dieß haben wir ihm allerdings sehr übel

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 171.

[2] Daß das Verhältnis Goethes zum Ehepaar Brentano in den „Werther" mit hineingespielt habe, wird jetzt fast allgemein angenommen. „Herr Brentano", sagt Bielschowsky (Goethe I[21] 192), „verstand die Freundschaft falsch. Es kam zu einem heftigen Konflikte — wohl mehr zwischen den Gatten als zwischen Brentano und dem Dichter —, ‚zu schrecklichen Augenblicken', die Goethe bestimmten, das Haus auf lange Zeit hin nicht zu betreten. Dieser Zwischenfall, der wenige Wochen nach der Hochzeit der Maxe sich ereignete, gab den Anstoß zum Abschluß des Werther. Goethe hatte die Stimmung und die Farben für den zweiten Teil gefunden." Auch S. Schultze (Der junge Goethe, Halle 1894, 72) ist der Ansicht, daß dieses Erlebnis „das Bindeglied der Verwicklung im Werther abgegeben habe". Vgl. auch W. Scherer, Aufsätze über Goethe, herausgegeben von Erich Schmidt[2], Berlin 1900, 79 f. — M. Morris, Der junge Goethe. Neue Ausgabe in 6 Bdn I, Leipzig 1909, xxxi. — R. M. Meyer in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXIV 295. — H. Gloël, Goethes Wetzlarer Zeit 238. — Siehe dagegen Braitmaier, Goethekult und Goethephilologie, Tübingen 1892, 89—93.

[3] Kestner, Goethe und Werther[3] 103 ff.

zu nehmen, indem verschiedene Nebenumstände zu wahr und zu bekannt sind, als daß man nicht auf uns hätte fallen sollen."

„So viel vom ersten Theile. Der zweyte geht uns gar nichts an. Da ist Werther der junge Jerusalem; Albert der pfälzische Legations-Secretair, und Lotte des letzteren Frau; was nämlich die Geschichte anbetrifft, denn die Charaktere sind diesen drey Leuten größtentheils nur angedichtet. Von Jerusalem wußte aber der Verfasser seine vorherige Geschichte vermuthlich nicht, darum schickte er die im ersten Theile voraus, und setzte verschiedenes hinzu, um den Erfolg des zweyten Theils wahrscheinlich zu machen, und diesem mehreren Anlaß zu geben. Der Albert des zweyten Theils war freilich etwas eifersüchtig, aber stand doch nicht in dem Verhältniß mit seiner Frau, wie da beschrieben ist. Seine Frau ist ein sehr hübsches, sanftes, gutes Geschöpf; aber nicht das Leben in ihr, das ihr da beygelegt wird; sie war auch zu der kleinen Untreue nicht einmal fähig, und auch sie betrug sich viel eingezogener gegen Jerusalem, der sie freylich sehr liebte, aber doch im beleidigten Ehrgeiz, mehr als in der unglücklichen Liebe, den Grund zu seinem letzten Entschlusse fand. Er beredete sich aber vielleicht selbst, daß das Letzte die Haupturſache sey, und die letzte Veranlassung ist die Liebe selbst gewiß gewesen."

„Die Wetzlarer Liebestragödie", bemerkt sehr fein K. Burdach, „hat Goethe in Rousseauischer und Ossianischer Beleuchtung aufgefaßt, seine Empfindung mit Klopstockschen Tönen gestimmt, und nachdem er das Verhältniß zu Lotte und Kestner in seinem herben Gegenbild, den Beziehungen zur Maxe Brentano und ihrem eifersüchtigen Gatten, sich hatte wiederholen lassen, schließlich das Verhängniß des jungen Jerusalem als dritten Reflex erblickt. Aus der Mischung und sich steigernder Durchdringung dieser literarischen und persönlichen Doppel-, Vor- und Nachbilder entsprang der Werther." [1] Es erwuchs so eine höchst einfache Hauptfigur, welche die Verwickelung des Romans nahezu vollständig in ihrem Charakter trug. Werther ist ein begabter, geistreicher, phantasievoller Jüngling, der Hohes zu leisten vermöchte, wenn Verstand und Wille ordentlich ausgebildet wären. Allein die Phantasie hat sowohl den Verstand als den Willen in ihren Dienst genommen — er träumt und schwärmt; die prosaische Wirklichkeit fügt sich seinen Träumen nicht. Er rennt blindlings wider sie an, flieht bald zur Natur und zu den Kindern, die seine gekränkte Seele nicht verwunden, bäumt sich bald wieder gegen die ihn umgebende Gesellschaft, sogar seine besten Freunde, auf, verschmäht das bescheidene Glück, das ihm zu Gebote steht, und ringt vergeblich nach einem andern, das ihm nicht beschieden ist. Das einzige Heilmittel, das sein verstörtes Gemüt beruhigen könnte,

[1] K. Burdach, Goethes West-östlicher Divan, in Goethe-Jahrbuch XVII 16*.

fehlt ihm: er hat keine Religion, keine klaren Grundsätze, keinen inneren Halt für seinen schwankenden Charakter. Was das Schlimmste: er glaubt das alles zu haben, nimmt sein verschwommenes, pantheistisch gefärbtes Naturgefühl für Religion, die Eingebungen der wechselnden Stimmung für Grundsätze und seine Leidenschaftlichkeit für Charakter. Reste von protestantischer Bibelgläubigkeit, stolzer Deismus, dunkle pantheistische Vorstellungen ziehen wild durch sein verwirrtes Gehirn. Er ist Maler und Dichter. Doch auch dies bißchen Tätigkeit, das ihn etwa zerstreuen und beruhigen könnte, wird ihm zum Gift, sobald eine unglückliche, hoffnungslose Liebe sich seiner bemächtigt und er nicht mehr die Kraft hat, sich von ihr loszureißen. Schal und haltlos, wie seine vermeintlich religiösen Anschauungen sind, dienen sie nur dazu, das Netz der Leidenschaft enger und enger um ihn zusammenzuziehen. Sein ganzes Wesen geht auf in Leidenschaft; Malerei und Dichtung erhöhen deren Zauber; gekränkter Ehrgeiz reißt das wunde Gemüt noch tiefer auf. Er sucht Trost in der Liebe, die ihn verzehrt. Diese hat seine Philosophie schon längst zu einer Philosophie des Pessimismus und des Selbstmordes gemacht. Er wagt den letzten Versuch, Lotte zu erobern, Lotte weist ihn ab. Nun wird er Selbstmörder. „Werther", schreibt Friedrich Hebbel[1], „erschießt sich nicht, weil er Lotten, sondern weil er sich selbst verloren hat."

Den ganzen Verlauf dieser Seelenkrankheit hat Goethe mit höchster Meisterschaft gezeichnet. Es lag in der Natur eines solchen sentimentalen Schwärmers, wie Werther ist, seine Gefühlsleiden mit der innigsten Selbstbeschaulichkeit auszubrüten und tagebuchartig aufzuzeichnen. In einer Reihe von Briefen, an einen außer der Handlung stehenden Freund, eigentlich an den Leser gerichtet, ziehen die Szenen dieser Tagebuchblätter in dramatischer Lebhaftigkeit an uns vorüber. Kein Zug ist übergangen, kein Symptom fehlt, alles ist knapp, fast lakonisch gehalten, in klarster Anschaulichkeit und Bestimmtheit. Landschaft, Staffage, alles trägt das Kolorit der Stimmung. Nur wenn der Schwärmer sich seiner Träumerei überläßt, schäumt die Sprache in leidenschaftliche Ergüsse über und zieht Natur und Menschenwelt in wuchtiger Darstellung in Mitleidenschaft:

„Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen sein müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit.

[1] Tagebücher, herausgeg. von F. Bamberg I, Berlin 1885, 132.

„Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß sei übergetreten, alle Bäche geschwollen und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach Eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Äcker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Wiederschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer und wieder ein Sehnen! Ach mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, mein Leiden da hinab zu stürmen! dahin zu brausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menschsein drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu fassen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil? —“ [1]

Auf dem Höhepunkt der Geistesverwirrung, wo Werther bereits unfähig geworden, die Raserei seiner Empfindungen in Worte zu fassen, nimmt der Dichter den Ossian zu Hilfe. Diese an sich so harmlose Poesie wirkt in dem kranken Gemüt, das ihren nebelhaften Schattengestalten und ihrer düstern Trauer die Fieberträume seines Liebeswahnsinns unterschiebt, gleich ehrendem Feuer. Den Schluß des Werkes hat Goethe zum Teil dem Sinne nach, zum Teil fast wörtlich dem Bericht entnommen, den er von Kestner über Jerusalems Selbstmord erhalten hatte — die Erzählung wird da tatsächliche Geschichte, und des Dichters Arbeit beschränkt sich darauf, die Wirkung des einfach schlichten Berichtes durch noch größere Einfachheit zu verstärken. Als Roman ist das Buch unleugbar ein Meisterwerk und ragt noch heute als solches aus der Flut der deutschen Belletristik hervor. Es ist mehr Menschenkenntnis, Leidenschaft, Natur, Poesie darin als in den meisten zwei-, drei- und vierbändigen Romanen.

Ein Buch für junge Leute konnte ein derartiges Seelengemälde natürlich nicht werden, wenn auch ein Jüngling von 25 Jahren es schrieb. Er schrieb mit der Glut eines leidenschaftlichen Mannes, dem das Schicksal alle Träume zerstört, den die Qual hoffnungsloser Liebe selbst bis zum Selbstmorde gedrängt hat; er schrieb aber auch mit der Klarheit und Erfahrung des Arztes, der beruhigt auf all die wechselnden Erscheinungen der tödlichsten aller Krankheiten zurückblickt. Allein Krankheit bleibt immer Krankheit,

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIX 150 f.

Sünde bleibt Sünde, wie schön oder wie abschreckend sie auch geschildert wird, und hierin liegt wie das Bezaubernde, so auch das Gefährliche des Buches[1]. Der Arzt selbst ist in die Krankheit verliebt; er zeichnet sie mit dieser Liebe, er hat zu dem Verlockenden der Schilderung kein Gegengewicht geschaffen.

Die Gestalt Lottens bildet kein wirksames Gegengewicht. Freilich ist sie wohl das freundlichste und gemütlichste Bild, das die ganze damalige Roman- und Theaterliteratur aufzuweisen hatte. Keine sentimentale Tugendschönheit aus der Romanfabrik der Frau v. La Roche, keine griechisch-französische Buhlerin aus Wielands unerschöpflichem Repertoire, kein lüsternes Phantasiegebild Heinses, keine langweilige Soldatenbraut wie Lessings Minna, keine tugendhafte Dulderin in der mattherzigen Auffassung Gellerts. Es war eine aus der Natur genommene und darum deutsche Gestalt, ein gutes deutsches Kind, so gut wie es nur ohne das Ideal der Jungfräulichkeit oder der katholischen Ehe gedeihen kann. Es muß Religion haben, aber nicht um an erster Stelle Gott zu verherrlichen, sondern um mit dem Gatten ein erfreuliches Lebensduett zustande zu bringen; es muß gehorsam sein, treu, sanft, liebevoll, mitleidig, aufopferungsfähig, häuslich, keine Putzdame, keine Phantastin, kein Blaustrumpf. Von Wissenschaft und Kunst darf es so viel wissen, als der Verkehr in gebildeten Kreisen erforderlich macht — aber Küche und Keller dürfen nicht darunter leiden. Von Religion darf es so viel haben, daß der Mann sich auf die eheliche Treue verlassen kann — aber mit Konventikeln und Religionsübungen soll es ihn ungeschoren lassen. Tanz und Vergnügen darf es lieben, aber es soll nicht nach andern Herren sehen. Es soll der Engel des häuslichen Herdes sein, doch ohne übernatürliche Ausstattung und Hilfe.

So erschien die Braut Kestners, welche Goethe zu seinem Bilde gesessen hat. Er hat sie geschildert wie einer, der ganz und gar darin verliebt ist, der in einem solchen Wesen den höchsten Reiz des Lebens sieht. So glänzend ist sie dargestellt, daß Albert seines Glückes unwürdig erscheint, daß man es fast für erklärlich hält, wenn Werther sich um ihres Verlustes willen

---

[1] Avec Werther, avec les romans de l'école romantique, le suicide devient raisonneur et philosophique, il est exalté, ennobli comme un acte sublime, comme une marque de supériorité morale (L. Proal, Le crime et le suicide passionnels, Paris 1900, 348). — Auch Dekan Kapff (Das Verhältnis zwischen Christenthum und Litteratur mit besonderer Beziehung auf Shakespeare, Goethe und das junge Deutschland, in Zeitfragen des christlichen Volkslebens XVIII, 4, Stuttgart 1893, 18 f) macht darauf aufmerksam, daß Goethe „den Selbstmord idealisierte", und meint, daß er, „indem er damit, so viel uns bekannt, eine neue Bahn betrat, zu der ungeheuern Zunahme des Selbstmordes in der neuesten Zeit viel beigetragen hat".

erschießt. Doch Goethe hat das Bild nicht einmal in seiner ursprünglichen Lauterkeit belassen. Auch Lotte wird von Werthers Sentimentalität angesteckt und ist durch ihre Nachgiebigkeit mitschuldig an seinem Selbstmorde. Da nun Gott im Roman zudem ein gar guter Papa ist, gern zwei oder auch drei Verliebte beisammen sieht, schläfrig-lächelnd nickt und die Arme ausbreitet, um den Selbstmörder an seiner Brust dereinst mit Lotte und Albert zusammenzuführen, so steht dem Bilde der unglücklichen Liebe nichts gegenüber, was den Leser hindern könnte, sie recht von Herzen in sich durchzuleben und Werthers Ansichten über den Selbstmord in sich aufzunehmen.

Alberts Gestalt und Lottes Reue stoßen ab; was fesselt, ist Werthers toller Liebesrausch. Es ist darum nicht zu verwundern, daß Werther nicht bloß Bewunderer, sondern auch Nachahmer erweckte, daß er bei empfindsamen Damen und Schöngeistern enthusiastische Aufnahme fand[1], bei ernsteren Beurteilern der verschiedensten Schattierungen starken Widerspruch hervorrief.

Daß ein glaubenstreuer Katholik das Werk entschieden verurteilen muß, darüber war Goethe in späteren Jahren völlig mit sich im reinen.

„Von meinem ‚Werther'", erzählte er Eckermann, „erschien sehr bald eine italienische Uebersetzung in Mailand. Aber von der ganzen Auflage war in kurzem auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der ‚Werther' für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz im Stillen wieder aus der Welt zu schaffen."[2]

Mochten manche flauen Katholiken jener Zeit in Deutschland diesen gefährlichen Charakter des Buches verkennen, unter den gläubigen Protestanten erhoben sich viele Stimmen, die das Werk entschieden verurteilten[3], und zwar

---

[1] Über das Wertherfieber und seine Wirkungen vgl. das Brieffragment A. W. v. Schlegels an M. C. v. Rémusat (J. Zupitza, Festschrift zur Begrüßung des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentags zu Berlin 1892, 87 f).

[2] Eckermann[8] 268.

[3] So heißt es in Schubarts Deutscher Chronik, Augsburg den 27. Februar 1775: „Die hochwürdige theologische Facultät zu Leipzig hat kürzlich die Leiden des jungen Werthers confiscirt" (Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen I, Berlin 1883, 81). — Die dänische Regierung wies den „Werther", sobald er ins Dänische übersetzt war, an eine Kommission von drei theologischen Zensoren (P. Holmius, Nik. Edinger Balle, H. J. Janson), welche denselben am 16. September 1776 als ein gefährliches Buch bezeichnete. Der Roman hatte solchen Absatz gefunden, daß die Zensoren in drei Buchläden vergeblich nach einem Exemplare fragten. Als sie in einem vierten endlich ein Exemplar aufgetrieben hatten, „fanden" sie: „daß es für die Wenigen, die es ohne Schaden lesen könnten, ein langweiliger

nicht nur unter den Rechtgläubigen und Frommen, sondern auch unter den Aufgeklärten und Rationalisten. Am merkwürdigsten ist das verwerfende Urteil Lessings.

„Glauben Sie wohl", schrieb er an Eschenburg, „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Sie wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche klein-große, verächtlich-schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln

---

Zeitverlust ist." „Allein für die Menge und besonders für jene Menge, die zu unordentlichen Liebschaften starke Neigung hat, und am meisten für jene, bei denen eine solche Leidenschaft noch durch Lesung loser Poeten und Romane, Einbildung und böse Lust aufgeregt worden ist, erachten wir dieses kleine Buch als sehr verführerisch und deßhalb nicht allein schädlich für die christliche Religion, sondern auch für bürgerlich gute Sitten." Das Gutachten findet sich in den Kopenhagener Kirkenhistoriske Samlinger, udgivne af Selskabet for Danmarks Kirkehistorie II (1853—1856) 130 bis 143. Vgl. G. Brandes, Menschen und Werke. Essays[3], Frankfurt 1900, 5, wo die sachliche Richtigkeit des „burlesken" Verbots durch das Zugeständnis bestätigt wird, daß „die Schwärmerei für Goethes Jugendwerk viele Herzen erfüllte und manch einer jungen verheirateten Frau Seufzer und Thränen jugendlicher Anbeter eintrug". Vgl. Chr. Garves Urteil in J. J. Engels Philosoph für die Welt, Berlin 1853, 15. — Garves Brief an Ch. F. Weiße vom 19. November 1774, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins I, Jahrg. 1887, 38. — Über „Werther" und die Franzosen siehe Th. Süpfle, Goethes literarischer Einfluß auf Frankreich. 1. Hälfte, in Goethe-Jahrbuch VIII 207—222. — F. Groß, Goethe's Werther in Frankreich, Leipzig 1888. — J. Texte, Werther en France au XVIII[e] siècle, in Revue des Cours et Conférences 1895—1896, 4[e] année, 2[e] série, No 34. — L. P. Betz, Goethe's Werther in Frankreich. Eine bibliographische Studie, in Zeitschrift für Bücherfreunde (v. Zobeltitz), 7. Jahrg. 1903/1904, II 383—388. — L. Morel, Les principales traductions de Werther et les jugements de la critique 1776—1872, im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen CXIX, Hft 1/2, S. 139—159. — F. Baldensperger, Goethe en France, Paris 1904, 9—92, und Derſ., Bibliographie critique de Goethe en France, Paris 1907, I[e] Partie: L'auteur de Werther 4—49. — „Werther und das Wertherfieber in Schweden" bespricht E. Wrangel in Goethe-Jahrbuch XXIX 128—146. — Vgl. auch K. Menne, Goethes „Werther" in der niederländischen Literatur, Leipzig 1905 (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte VI). — Über „die letzten Briefe des Jacopo Ortis" von Ugo Foscolo vgl. A. Baumgartner S. J., Geschichte der Weltliteratur VI (Die italienische Literatur), Freiburg 1911, 620 f, wo Foscolos Werk als „die bedeutendste und erfolgreichste von den vielen Nachahmungen, welche Goethes ‚Werther' hervorgerufen" bezeichnet wird. Vgl. ebd. S. 795 über die Ummodelung Werthers zum Lustspiel durch Simeone Antonio Sografi aus Padua vom Jahre 1794. — Endlich R. Scardigno, Werter e Ortis, conferenza tenuta per la soc. Dante Alighieri alla sez. di Molfetta, Trani 1904.

weiß. Also, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, desto besser." [1]

Dies Urteil hat viel Richtiges — die Geisteskrankheit, wie sie Goethe an Werther entwickelt, war den Alten in dieser Form und Ausdehnung unbekannt. Mochte der Selbstmord auch bei den Stoikern an der Tagesordnung sein, mochten auch einzelne antike Dichter denselben, wie Vergil den Selbstmord der Dido, Sophokles denjenigen des Hämus, in unglücklicher Liebe motivieren: dieses beschauliche Verzehren der eigenen Kraft in unerfüllbarem Liebesjammer setzt wirklich eine andere Weltanschauung voraus als die klassisch-antike; aber nicht die christliche, sondern die modern-heidnische, die aus dem Abfall vom Christentum entstanden war und, Reste von christlichen Vorstellungen mit heidnischem Unglauben mischend, das Ideal christlicher Brautliebe zum lächerlichen, sentimentalen Zerrbild entstellte. Werther ist wirklich ein „klein-großer, verächtlich-schätzbarer" Charakter, den ein alter Grieche ausgelacht, ein Römer herzlich verachtet haben würde. Auf dem Tische des erschossenen Jerusalem fand man übrigens bezeichnenderweise nichts Christliches und nichts Goethisches, sondern Lessings „Emilia Galotti"! Mendelssohn hatte er fleißig studiert, aber es hat nichts geholfen. Wandelte Lessing nicht selbst im Unglück der Gedanke an, den Kahn umzustoßen und sich zu befreien?

Weit ungelegener als dem konsequenten Lessing kam das Buch dem aufgeklärten Philistertum, welches, mit allen Formen kirchlichen Lebens zerfallen, sich in einer rationalistischen Moral weltbürgerlich eingerichtet hatte und von der spießbürgerlichen Vernunft alle nötigen Schranken gegen die menschliche Leidenschaft erhoffte. Der Roman zeigte den bodenlosen Abgrund, der unter jener Aufklärung lauerte, ihre Haltlosigkeit gegenüber glühender, jugendlicher Leidenschaft. Nicolai machte sich zum Stimmführer der entsetzten Ehrenmänner. Er schrieb, um die Wirkung von Werthers Leiden abzuschwächen, die „Freuden des jungen Werthers". Werther schießt zwar auf sich, aber die Pistole ist nur mit Hühnerblut geladen, und nachdem er sich gewaschen und umgekleidet, gibt es eine fröhliche Heirat mit Lotte. Goethe antwortete unflätig, so daß er selbst sein Spottgedicht nicht zu veröffentlichen wagte. Eine spätere Antwort teilt er in „Dichtung und Wahrheit" mit:

[1] C. Chr. Redlich, Lessings Werke, 20. Tl, 1. Abt. Briefe von Lessing, Berlin (o. J.), 587. Gegen diesen Ausspruch Lessings tritt Bielschowsky (Goethe I[21] 204) für die „christlich-moderne" Kultur in die Schranken, unter deren Ergebnisse er die Wertherſche Individualität rechnet. Er erinnert daran, „daß dieselbe antike ‚Männlichkeit', die unglückliche Liebe nicht tragisch nahm, auch mit dem Lose des Sklaven oder Barbaren nicht mitempfand, während einen Werther jeder Wurm dauert, den er unabsichtlich mit dem Fuße zertritt". Bielschowsky übersieht hier, daß es nicht die „christlich-moderne" oder vielmehr „modern-christliche" Kultur war, welche die Ketten des Sklaven und des Barbaren sprengte und ihm seine Menschenrechte zugestand.

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen;
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen." [1]

Boie in Göttingen fand sich durch „Nicolai's Freuden Werthers" „sehr überrascht. Vieles darin ist so übel nicht. Mich verlangt, was unser Göthe dazu sagen wird. Man sieht hier dieß Dings sowohl als den Werther ganz schief an" [2].

Nicolai seinerseits schrieb am 13. April an Höpfner: „Noch ein Wort, m. bester Fr., wegen Hrn. Goethe. Wie hat der Mann die Freuden so übel nehmen können? Habe ich seinen großen Talenten als Schriftsteller nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen? Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moralische Frage sagen? Oder ist das Wohl der Gesellschaft gar nichts werth? Und da Hr. Goethe sich Alles, auch mit der größten Unanständigkeit gegen Andre erlaubt, darf ein Andrer seine Werke gar nicht beurtheilen? Wer das Faustrecht einführen will, sollte wohl überlegen, daß darin nicht allein Ausschlagen, sondern auch Wiederschlagen gilt. Ich bedaure die Leute herzlich, die so viel von Kraft und Selbständigkeit plaudern und bey dem geringsten Widerspruche aus der Haut fahren wollen. Bey ihnen müssen beständig ihre Prinzipien mit ihrem bürgerlichen Leben in Collision kommen und sie unmuthig machen." [3]

„Ihre Freuden und Leiden", antwortete Höpfner den 2. Mai 1775, „haben Goethe deswegen geärgert, weil er bekanntlich selbst der Held des Romans ist, das Erschießen ausgenommen, und Lotte seine Heilige war. Und nun bedenken Sie das Schießen mit Blutblasen, wo er doch wirklich der Narr in der Geschichte ist, die Krankheit der Lotte u. a. Dinge mehr." „Ihre ‚Freuden' konnten ihm nicht anders als mißfallen", fährt er am 27. September fort, „da einen großen Theil des Romans durch er selbst Werther und Lotte sein Mädchen, eine Demoiselle Buffin ist, da Sie sagen, Lotte sei ein gutes braves Mädchen gewesen, die Werther schwindlig gemacht

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 231.

[2] K. Wagner, Briefe an Merck 57 f. — „Mein Verleger Weygand", schrieb Boie am 11. April 1776 an Lenz, „schickte mir vor einigen Tagen Anekdoten zu Werthers Freuden von Goethe's Hand geschrieben fürs ‚Museum' zu, die ich wieder zurückgeschickt, weil ich sie seinet- und meinetwegen nicht drucken lassen möchte" (F. Waldmann, Lenz in Briefen 50).

[3] K. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe 115 f.

habe, und das dann leider die Wahrheit ist. Buffin war ein simples Mädchen, die natürlichen Verstand hatte. Goethe machte sie zur stolzen, affektierenden Enthousiastin." [1]

Nicolai betrachtete sein Buch insbesonders als eine berechtigte Notwehr im Interesse des Publikums:

„Zwar ist, wie Jedermann sagt, Hr. Göthe sehr ungehalten. Aber er ist es wirklich ohne Ursach. Ich griff nicht Ihn an; denn ich glaube nicht, daß Er Willens ist, alle Bande der menschlichen Gesellschaft aufzulösen: aber einen Haufen Leser mancherlei Art, die aus Stellen, die er im Charakter des schwärmerischen Werthers geschrieben hatte, Axiomen und Lebensregeln machen wollten, daß Selbstmord aus Uebereilung und Trugschlüssen entstehe, und nicht Edelthat sei." [2]

Merck teilte in dieser Hinsicht Nicolais Anschauung:

„Mir, und allen Leuten, die unpartheyisch dachten, schien Ihre kleine Schrift ein wohlgerathnes Gegengift gegen alle das Gewäsch der unmündigen und kraftlosen Seelen, die That und Entschluß ewig auf der Zunge tragen, und doch dem geringsten Streich auf ihrem Schnecken-Wege nicht entgegenzukriechen vermögen. Das Gesumse der Buben und das Gewimmere der Mädchen hatte lange genug gedauert, daß man endlich aus Ungedult ein wenig Stillschweigen gebieten konnte." [3]

Claudius gewann der Sache, wie immer, eine zwar freundlichere, aber bei humoristischem Gewande ernste Seite ab.

„Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist, aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Liebe ist eigen Ding; läßt sich's nicht mit ihr spielen wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zückt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt." Der Jüngling möge nur an Werther die menschliche Schwachheit beweinen: „aber wenn du ausgeweint hast, sanfter, guter Jüngling, wenn du ausgeweint hast; so hebe den Kopf fröhlich auf und stemme die Hand

---

[1] H. Bräuning-Oktavio, Aus Briefen der Wertherzeit III, in Grenzboten, 70. Jahrg. (1911), Nr 12, S. 560.

[2] Wagner, Briefe an Merck 66. „Edelthat" heißt hier Verbrechen. Vgl. Anmerk.

[3] Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe 117. Vgl. S. 107: „Von Goethe sehen Sie nächstens einen Roman: Leiden des jungen Werthers. Das Schicksal des jungen Jerusalems wie sein ganzer Charakter liegt zum Grunde und G. hat hier individuelle Wahrheiten wie bey seinem Göz verarbeitet und verkleistert" (Merck an Nicolai). „Der Teufel hole das gesellige Leben, wenn Werthers Philosophie in Gang kommt", schrieb Deinet am 10. Juni 1775, von Goethe aber meinte er: „Ein bewundernswerther Kopf, ich möchte aber nicht in einer stadt wohnen, deren 3ter Theil Einwohner so dächten wie er" (Goethe-Jahrbuch II 429).

in die Seite, denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht und in jeder Ader zückt und stört. Sie soll nur mit viel Ernst und Verleugnung errungen werden, und deßwegen nicht sehr bekannt und beliebt sein, aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen bei Sonnenschein und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kömmt." [1]

Goethe ging das vielerlei Gerede über „Werther" trotz des burschikosen Humors, mit welchem er Nicolai abfertigte, doch sehr zu Herzen. Er setzte, um einer üblen Wirkung des Romans vorzubeugen, demselben 1775 die Verse vor:

„Jeder Jüngling sehnt sich, so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?
Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach." [2]

„Werther", so urteilt Eichendorff, „ist im Grunde nur ein edler und tiefer gehaltener Ardinghello, der seine feinere Genußsucht mit anständigerem Egoismus auf Tod und Leben vertheidigt. Es ist wiederum der Götzendienst und daher die ängstliche Beschönigung der losgebundenen Empfindung, einer Gefühlsfreiheit, die nur sich selbst genießen, ja, wie ein ächter Gourmand, den haut goût der Leiden selbst sich zu einer vornehmen Wollust präpariren will, und also gegen jede Schranke der Religion und Sitte opponirt, die sie in jenem schwelgerischen Selbstgenusse stört oder hindert. Werther sagt es selbst, daß er sein Herzchen wie ein krankes Kind hält, dem Alles gestattet wird. Daher weist er jede praktische Beschäftigung verächtlich von sich, denn sie mahnt an ein strengeres, unbequemes Zusammenfassen der Kräfte; die Ehe färbt sich ihm unwillkürlich in's Pedantisch-Philiströse, da sie ihn von seiner geliebten Lotte trennt; und die ‚fatalen bürgerlichen Verhältnisse' necken ihn überall, weil sie ihm eben gerade im Wege stehen, wo er noch ein wenig Freude auf dieser Erde genießen könnte. Ja, auch sein Selbstmord ist nicht etwa eine heldenmüthige Aufopferung für Lotte's Seelenruhe, sondern recht eigentlich nur weichliche Feigheit, um dem eigenen Unbehagen zu entgehen, und so erinnert sein ‚wie ein krankes Kind gehaltenes Herzchen' lebhaft an die von Schubert irgendwo erzählte Geschichte von der Lieblingskatze, die ihrem Herrn, der sie großgezogen und verhätschelt, plötzlich bei Nacht die Kehle zerbeißt."

---

[1] Wandsbecker Bote vom 22. Oktober 1774. Vgl. Braun, Goethe im Urtheile seiner Zeitgenossen I 49 f.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 162.

„Im Ardinghello ist eine Liederlichkeit der Sinne, bei Werther eine Liederlichkeit der Gefühle; beiden liegt der Hochmuth zu Grunde, der seine individuelle Leidenschaft für gescheiter und berechtigter hält, als die unscheinbaren Tugenden der andern.“ „Indem er also wählerisch dem positiven Christenthum entsagt, um lieber selbst Gott zu sein, verfällt er unverkennbar einer pantheistischen Weltansicht, die sich der sittlichen Erschlaffung jederzeit als die bequemste und vornehmste Auskunft darbietet.“ [1]

„So etwas schreibt sich nicht mit heiler Haut“, äußerte Goethe am 15. Oktober 1808 zum Schauspieler Talma, der im Gefolge Napoleons nach Erfurt und Weimar gekommen war [2]. „Das ist auch so ein Geschöpf“, gestand er Eckermann am 2. Januar 1824, „das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eigenen Herzens gefüttert habe. Es ist darin so viel Innerliches aus meiner eigenen Brust, so viel von Empfindungen und Gedanken, um damit wohl einen Roman von zehn solcher Bändchen auszustatten. Uebrigens habe ich das Buch, wie ich schon öfter gesagt, seit seinem Erscheinen nur ein einziges mal wieder gelesen und mich gehütet, es abermals zu thun. Es sind lauter Brandraketen! Es wird mir unheimlich dabei und ich fürchte, den pathologischen Zustand wieder durchzuempfinden, aus dem es hervorging.“ [3] Zu Benjamin Constant aber soll er gesagt haben: Ce qui rend cet ouvrage dangereux, c'est d'avoir peint de la faiblesse comme de la force [4]. Mais quand je fais une chose qui me convient, les conséquences ne me regardent pas. S'il y a des fous, à qui la lecture en tourne mal, ma foi tant pis [5].

Wenn der Greis von 75 Jahren sich scheute, die Krankheit und die Qual einer unglücklichen Liebe noch einmal durchzufühlen, aus der das Buch hervorgegangen, wenn es ihm noch lauter Brandraketen vergleichbar schien und leidenschaftlich genug, um mit dem Affekt zehn Bände auszustatten:

---

[1] Eichendorff, Geschichte des deutschen Romans, Paderborn 1866, 81—83.

[2] H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen 1. XI, II, Frankfurt 1902, 584.

[3] Eckermann[8] 430 f. — J. Bourdeau (Dangereuses lectures, in Débats roses du 19. avril 1894) meint von Werther, daß Goethe se gardait de le relire, mais se justifiait de l'avoir écrit.

[4] Ähnlich urteilte Kaiser Nikolaus, der mit Goethe als junger Mann im Salon Maria Pawlownas in Weimar zusammengetroffen war. Sie sprachen über Werther, und auf die wiederholte Frage Goethes sagte ihm Nikolaus gerade heraus, er halte den Werther „für einen schwächlichen Charakter, der sich einbilde stark zu sein“. „Meine Antwort befriedigte Goethe vollkommen“, fügt Nikolaus hinzu. Goethe scheint sich durch die Verlegenheitsphrase herausgeholfen zu haben, „er habe nie die Absicht gehabt, den Selbstmord als interessant hinzustellen, daß er ihn vielmehr als ein sittliches Vergehen beurteile“ (v. Biedermann, Goethes Gespräche II[2], 502 f).

[5] Am 16. Februar 1804, im Euphorion VII 525.

was muß es denn für jüngere Leser sein, welche, von der Schönheit der Sprache und Darstellung hingerissen, sich selbst an die Stelle der Romanhelden setzen und den ganzen „pathologischen Zustand" mit der Lebhaftigkeit der Jugend durchempfinden! Goethe war sich der gemeinsamen Krankheit seiner Zeit und seines „Werther" wohl bewußt.

Wie dieser das Schöne und Lockende eines Romans in konzentrierter Fülle in sich trägt, so auch das Verlockende und Gefährliche einer Liebesgeschichte, deren ganzer Gehalt in der Leidenschaft aufgeht. „Es ist dieser erste deutsche Originalroman" zugleich „ein Fehdebrief, der gesellschaftlichen Convenienz rebellisch in's Gesicht geschleudert" [1]. Die gesellschaftliche Konvenienz aber ist, wenn auch wandelbar in ihren unwesentlichen Formen, ihrem letzten Wesen nach ein unentbehrlicher Schutzwall häuslicher und öffentlicher Zucht und Sitte; wer ihn einreißt, erschüttert die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft selbst.

„Das Herz war die Welt. Es existirte eben weiter nichts als dieses. Das war der Prometheische Titanismus: nichts als das eigene Herz anzuerkennen. Es ward hier im Werther in der gewaltigsten, leidenschaftlichsten Darstellung vorgeführt, sein Trotz blieb ungebeugt: lieber tödtete es sich, als daß es sich beugte. — Werther ist so die stärkste Aeußerung der Revolutionsliteratur, stärker als es Götz gewesen ist." Das Werk „offenbart die eminenteste Revolution, ja reinweg Anarchie. Schritt für Schritt wird alles Bestehende unterminirt: Sitte, Ordnung, Staat, Menschheit, Leben, Glauben, Gott. Weiter konnte der Sturm und Drang, weiter selbst ein Goethe nicht stürmen" [2].

Neuntes Kapitel.

Lavaters Christentum und Physiognomik.

(1773—1775.)

Um dieselbe Zeit, als Goethe seinen „Werther" zu Ende brachte, erschienen zwei für die damalige Literatur ganz bedeutsame Werke: Klopstocks „Gelehrtenrepublik" und Herders „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts". Nach jahrelangen biblischen, mythologischen, philosophischen und hauptsächlich literaturhistorischen Studien erhob sich dieser, um die ersten Kapitel des Pentateuchs aus der Halbnacht französisch-englischer Aufklärung und aus den Wasserfluten rationalistischer Schriftauslegung zu retten — nicht für den Verstand, sondern für das Herz und die Phantasie, nicht als Apologet, sondern als Dichter. „Er ist", wie Goethe sagt, „in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drinne all die hohe heilige Krafft der simpeln Natur auf-

[1] J. Scherr, Allgem. Geschichte der Litteratur II, Stuttgart 1875, 232.
[2] S. Schultze, Der junge Goethe 75 76.

gewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem hier und da morgenfreundlichlächelndem, Orphischem Gesang von Aufgang herauf über die Weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, Deund Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten, mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilget." [1] Während Herder so für die Bibel als poetische Herzenssache, als Offenbarung göttlicher Poesie in die Schranken trat, erhob sich Klopstock, einstimmend in den Chor der jungen Genies, für die Rechte der Natur, des Herzens, der Empfindung, gegen die blinde Verehrung der Alten, die Schulüberlieferungen der Ästhetiker, alles Mäzenatentum, alle schulmäßige Kritik. Beide Werke waren aus der wilden Gärung hervorgegangen, die der Geist der Revolution bereits auf allen Gebieten geistigen Lebens angefacht; beide stürmten an gegen alte geheiligte Schulautoritäten und gegen neue, die sich diktatorisch an deren Stelle setzen wollten; beide trugen verschwommen und ungeklärt auch den Protest des deutschen Geistes gegen die Revolution in sich, das Streben, Religion und Vaterland dem deutschen Herzen zu erhalten. Beide halfen indes die allgemeine Konfusion vermehren, indem die Genies aus Klopstock eine Aufmunterung zu völliger Zügellosigkeit herauslasen und aus Herder nur die Lehre zogen, Bibel und Religion mit Natur, Poesie und Genie verhängnisvoll zu verquicken.

Wie die rhapsodischen Bibelbetrachtungen Herders, so begrüßte Goethe auch die Gelehrtenrepublik Klopstocks mit ihren biedern Aldermans-Wahrheiten voll Begeisterung. Er nennt das Buch ein herrliches Werk, „die Einzige Poetick aller Zeiten und Völcker. Die einzige Regeln die möglich sind"! [2] Was ihn jedoch augenblicklich weit mehr anzog und beschäftigte, war die wunderliche Arbeit, mit welcher der Züricher Diakon Lavater die Welt beglücken wollte — eine Arbeit, die aus derselben allgemeinen Ideenverwirrung und Gärung hervorging, aber mehr ins Gebiet der Kunst hinüberspielte und unter allem Modevolk das höchste Interesse hervorrief. Statt die Menschheit durch neue Untersuchungen über Gott und Welt, Substanz und Akzidenz, Geist und Materie, Leib und Seele aufzuklären, war dieser gemütliche Schweizer auf den klugen Gedanken verfallen, einmal die Gesichter der Menschheit, Stirnen, Augen, Nasen, Ohren, Lippen, Kinn und Wangen aller großen Männer, Tugendhelden, Spitzbuben, Verbrecher, Feldherren, Religionsstifter, Künstler, Schöngeister, Staatsmänner, auch der weiblichen Schönheiten und Häßlichkeiten, in einer großen Mappe zu versammeln und daraus eine Theorie der Menschenkenntnis aufzubauen, mit der man den verschiedenen Gebrechen und Mängeln seiner Mitmenschen abhelfen könne [3].

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 173. [2] Ebd. 174.

[3] Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe von Johann Caspar Lavater, 4 Bde, Leipzig und Winterthur 1775 bis 1778.

Mehr als einer seiner sentimentalen Zeitgenossen, liebte Lavater alle Menschen und Tiere, haßte sogar die Rezensenten nicht[1], wollte alle aus dem kalten Unglauben in sein gefühlvolles Reich Christi einführen und sie hienieden und im Jenseits selig machen[2].

Lavater war weder jene „Blüthe der Menschheit, das Beste vom besten", wofür ihn Goethe in der Trunkenheit der ersten Liebe hielt, noch jener elende selbstbetrogene Betrüger, für den er ihn in der Vernüchterung des höheren Alters ausgab; er war vielmehr einer der wohlmeinendsten und ehrlichsten Protestanten, welche sich damals aus dem Wirbelstrom ungläubigen Treibens heraus zu einem tätigen und lebendigen Christusglauben zu retten versuchten; aber, in protestantischen Vorurteilen und pietistischem Eigendünkel, weibischer Empfindsamkeit und revolutionären Ideen befangen, verfehlte er die so nahe liegende Pforte zur katholischen Kirche und schwärmte nun in unbefriedigter Sehnsucht an dem Grenzgebiet ihrer Mystik umher.

Geboren den 15. November 1741, war Lavater acht Jahre älter als Goethe. Wie alle begabteren Geister jener Zeit, fand er schon in früher Jugend an der Predigt und den übrigen Äußerungen des protestantischen Bekenntnisglaubens keine innere Befriedigung. Während aber ein Lessing und Goethe einer solchen Religion kurz entschlossen den Rücken kehrten und sich der Schöngeisterei und dem Lebensgenuß zuwandten, Herder nur Poesie aus seiner Bibel herauslas, wandte sich Lavater ernst und eifrig dem Gebete zu, versuchte ein inneres, geistliches Leben zu führen, glaubte an Gebetserhörung, und zwar auch an die Erhörung der eigenen Gebete, und trat 1762 in den Predigerstand, mit dem festen Entschluß: „Ich will mich demüthig vor meinem Schöpfer und Erlöser niederwerfen, ich will mich aufrichtig entschließen, nach der höchsten Vollkommenheit zu streben, niemals stille zu stehen, niemals müde zu werden, Gott in allen Dingen zu ehren, kein Knecht der Menschen noch mein eigenes Ziel zu sein."[3] In diese aszetische Richtung, die gewiß nicht verdient, von

---

[1] „Die Meisten liebten alle Menschen und Thiere, und nahmen nur die Recensenten aus; Genies mit Thränen in den Augen theilten auf der Straße Prügel aus und Scheltworte auf dem Papier", witzelte bekanntlich Jean Paul.

[2] G. Geßner, Johann Kaspar Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann, 3 Bde, Winterthur 1802—1803. — Ulrich Hegner, Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Johann Kaspar Lavaters aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgang, Leipzig 1836. — Fr. Muncker, Johann Kaspar Lavater, Stuttgart 1883. — Hedwig Waser, Johann Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen und „Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters", Zürich 1894. — H. Funck, Johann Caspar Lavater. 1741—1801. Denkschrift zur 100. Wiederkehr Seines Geburtstages. Herausgeg. von der Stiftung von Schnyder von Wartensee, Zürich 1902. — Derſ., Goethe und Lavater. Briefe und Tagebücher, Weimar 1901.

[3] G. Geßner a. a. O. I 138.

Katholiken verspottet zu werden, mischte sich jedoch ein Anflug jenes demokratisch-revolutionären Geistes, der von Westen her schon kräftig in das kleine Vaterland des „großen" citoyen de Genève herüberwehte.

Wie große und kleine Aristokraten in Frankreich und Deutschland durch Luxus, Liederlichkeit, Unglauben und Volksbedrückung wacker darauflossündigten, um sich die Revolution als Strafe zu verdienen, so hatten auch einzelne der äußeren Schweizerkantone ihre aristokratischen Duodeztyrannen. An einem solchen, dem Landvogt Grebel von Grüningen, verdiente sich Lavater die ersten Sporen. Grebel hatte sich verschiedene Bedrückungen Armer und Wehrloser zu schulden kommen lassen, die nicht zu klagen wagten, weil der Landvogt dem Patriziat der Stadt Zürich angehörte, sogar Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters war. Lavater verband sich mit dem jungen Theologen und späteren Maler Johann Heinrich Füßli, um den Bedrängten Recht zu verschaffen, verfolgte den Landvogt erst mit anonymen Drohbriefen und Zitationen, legte dann eine ebenfalls anonyme, aber mit zündender Beredsamkeit abgefaßte Klageschrift nachts an die Türen der vornehmsten Ratsmitglieder, rief so eine Untersuchung hervor und nannte sich, als der Beklagte floh, offen mit Füßli als Kläger. Sie erhielten einen obrigkeitlichen Verweis, triumphierten aber doch, indem Grebel seines Amtes entsetzt und zur Entschädigung der Beraubten verurteilt ward. Damit war Lavater zum Volksmann und zur öffentlichen Persönlichkeit geworden. „Eine solche That gilt hundert Bücher!" schreibt Goethe noch 1777[1].

Der kühne Anwalt der Volksrechte gegen aristokratische Anmaßungen durchreiste nun, 1763, mit Füßli und Felix Heß Deutschland und knüpfte mit den großen Männern des Tages, Theologen und Schöngeistern, Bekanntschaft an; so mit Gellert, Sack, Zollikofer, Spalding, Mendelssohn, Kästner, Klopstock und dem Abt Jerusalem. Er schrieb gegen Bahrdt, der damals noch den Orthodoxen spielte, und half, nach Hause zurückgekehrt, zur Hebung patriotischen Gemeinsinnes im Jahre 1776 die helvetische Gesellschaft gründen. „Schweizerlieder" machten ihn in seiner Heimat noch volkstümlicher, öffentliche Fragen an Herder über die Kraft des Gebetes, des Glaubens und die Gaben des Heiligen Geistes, vor allem aber die 1769 an Mendelssohn gerichtete Aufforderung, Bonnet zu widerlegen oder Christ zu werden, verschafften ihm in Deutschland einen literarischen Namen. In seinem Amt als Prediger der Waisen- und Strafanstalt in Zürich erwies er sich in der Tat als eifrigen und aufopferungsvollen Menschenfreund, der nicht umsonst einen hl. Karl Borromäus verehrte. Wenn er an Christus hauptsächlich den Menschenfreund hervorhob, so war er doch auch vom Glauben

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 149.

an dessen Gottheit durchdrungen und erblickte in der Vereinigung mit ihm das einzige Heil des einzelnen und der Menschheit.

Aber all dieser Glaube hatte keinen autoritativen Rückhalt, keine rationelle Stütze. Alles war Gefühlssache, wie er denn ganz und gar Gefühlsmensch war, „schwach und kühn", wie er sich selbst beschreibt, „thöricht und glücklich, kindisch und stark, sanft und hitzig, beides allemal in ausgezeichnetem Grade"[1], ein „lieber Gottesschwätzer"[2], wie ihn Herder nennt. Dennoch bezeichnet ihn letzterer seiner Braut mit verzückter Überschwenglichkeit auch als einen Menschen, „der nach Klopstock vielleicht das größte Genie in Deutschland ist, der jede alte und neue Wahrheit mit einer Anschauung erfasset, die selbst alle seine Schwärmerei übersehen macht und in Alles, auch wo er wähnt und schwärmt, eine Wahrheit des Herzens bringt, die mich bezauberte"[3].

Menschenfreund, wie er war, wollte er auch Menschenkenner sein, um helfen zu können. Die Neigung, in den Herzen zu lesen, einige Anlage zum Porträtieren, auch etwas Schöngeisterei und schöngeistige Eitelkeit führten zu dem Plan jenes großen physiognomischen Werkes, dessen Programm der Arzt Dr Zimmermann 1772 herausgab. Mit unermüdlichem Eifer begann Lavater nun, Porträts aller möglichen Menschen zu sammeln. Zeichner und Maler wurden aufgeboten. Nach allen Weltgegenden schrieb man um Bildnisse. Auch Goethe wurde um tätige Anteilnahme ersucht. Das war Wasser auf dessen Mühle; denn er gab sich noch lebhaft mit Zeichnen ab. Das ganze Unternehmen entsprach seinen weitausschauenden Kunstliebhabereien und seiner Idee, die Kunst durch Studium der Natur neu zu beleben. Eine Annäherung an Lavater war schon dadurch eingeleitet, daß dieser mit Goethes

---

[1] In einem Brief an Herder vom 13. März 1773 (H. Düntzer und G. H. v. Herder. Aus Herders Nachlaß II, Frankfurt 1857, 10 ff).

[2] Brief von Ende Dezember 1773 (ebd. 73). — „Meine Idee bleibt", schreibt Lavater am 28. Juni 1797 an Jung-Stilling, „Genuß ist der letzte Zweck von allem, frohes Selbstgefühl — denn der geistigste, uneigennützigste, Gottes Ehre suchende Trieb bei jedem Genuß und Vergnügen ist am Ende doch nur wieder Genuß." „Selbstgenuß, Daseinsgefühl: dies ist der letzte Zweck aller Genüsse und Entbehrungen. Wir sollen an Jesu glauben, nicht um Jesu willen, sondern damit wir das Leben haben, das seligste Daseinsgefühl. Lebensgenuß ohne Maaß" (H. Waser, Joh. Kaspar Lavater 14). — Lichtenberg, der mit Lavater ein Gespräch über den Spinozismus geführt hatte, schreibt am 3. Juli 1786 an Ramberg: „Er hielt bis jetzt Iesum Christum für wahren Gott, daraus fließt sein Wunderglaube; findet er den falsch, so ist das andere Extremum Spinozismus; und ich glaube, er ist auf dem Punkt jenen falsch zu finden" (A. Leitzmann und C. Schüddekopf, Lichtenbergs Briefe [3 Bde], Leipzig 1902—1904, II 283).

[3] J. G. Müller, Karoline v. Herder, Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfrieds v. Herder (2 Tle) I, Tübingen 1820, 233.

Schwager Schlosser in regem Briefwechsel stand und sich von Schlosser sogar seine Predigten für den Druck hatte korrigieren lassen[1].

„Wie ich vermuthete", lautet der zweite Brief Lavaters an Goethe vom 1. September 1773, „sind die Zwo Fragen von Ihnen. . . . Ich kann nicht aussprechen, wie meine Seele dürstet, von einem Doctor Juris — Theologie zu lernen — warum haben wir Theologen keinen Sinn? — — Ich kann nur — zittern, glühen, schweigen — aber nicht aussprechen — wie sehr ich wünsche — mehr große Winke, ausgedachte Ahndungen meiner Seele — von Ihnen zu sehen — zu empfangen — — und wie sehr ich insonderheit nach einem Christusideal von Ihrer Erfindung und Ihrer Hand — — schmachte."[2]

Nachdem Lavater Goethes Bild erhalten und sein Bruder ihm die Ähnlichkeit bezeugt, schreibt er dem Dichter am 6. November: „Ich glaub' es, Die Natur spricht. Nur die zu-lange Nase, denn das ist sie gewiß, mindert den Eindruck der Augen und der Stirne. Aber welche Naivetät — in dem Munde. Laßen Sie mich Ihnen wenigstens die Hand küßen."[3]

Bald darauf legt der Züricher Prophet dem jungen Frankfurter Advokaten die Bitte vor: „Wollen Sie mir helfen, eine aus halben, viertels, u. achtels Beobachtungen geschöpfte große, unendlich wichtige Vermuthung, durch viele ganze feste Beobachtungen bestätigen oder verwerfen?

„Die in den Augen aller Weisen u. Thoren izt noch lächerliche Vermuthung — von der allgemeinen Homogenität aller u. jeder Bildungen der Natur; so daß es möglich ist, aus jeder richtig gegebnen Lection den ganzen Umriß, aus dem Umriß den ganzen Charakter — u. aus diesem — doch nein — für einmal nichts weiter — so sicher u. bestimmt anzugeben — als sicher u. bestimmt sich aus jeder gegebenen Zirkellinie oder Ellipsis, die ganze Ellipsis, und der ganze Zirkel bestimmen läßt.

„Wäre diese Vermuthung, die jedem physiognomischen Zeichner wenigstens durch den Scheitel herunter gefallen seyn sollte, nicht mehr, als der Stein der Weisen, wann sie Gewißheit werden sollte."[4]

Goethe scheint ihm bis dahin noch nicht geantwortet zu haben. Lavater gab indes die Hoffnung nicht auf, ihn zu gewinnen. Nachdem er sich „ein paar Silhouettes" von Goethe erbeten, schreibt er in ungeduldiger Erwartung: „Stunden zähl' ich, bis — der Postwagen wir den Mischmasch bringt.

---

[1] H. Funck (Die Anfänge von Goethe's Freundschaft mit Lavater in Briefen von Lavater und Goethe, in der Beil. zur Allgem. Zeitung 1898, Nr 131) weist nach, daß Lavater bereits am 14. August 1773 brieflich mit Goethe anknüpfte und ihm schon fünfzehnmal geschrieben hatte, ehe er den ersten Brief von Goethe erhielt, den wir besitzen.

[2] H. Funck, Goethe und Lavater 4. [3] Derf. a. a. O. 6.

[4] Derf. a. a. O. 6 f.

Sey sicher, Bruder, daß ich das mißlungenste verstehen werde — u. daß ich von der Sohle bis zum Haupt ein Mensch bin, neben deßen Physiognomie sich keine Menschenphysiognomie zu-schämen hat.

„Wenn Wißenschaft Wißenschaft wird, ist nichts mehr dran. Ein Kuß auf die Lippe, die dieß flüsterte — die Hand, die es schrieb — u. die Stirn — nein, die Brust, die ihn zeügte, diesen Gedanken — aber wir sind Symbolen, u. unsere Worte u. Werke sind's mit uns. Laßt uns symbolisiren, weil wir's müßen, so lang wir können — übrigens wollen wir kein Ziel stecken."

„Nun gute Nacht, der Wächter ruft zehn — O was ist, was ist das süße namenlose Zittern, die melancholische Wollust, die Unsterblichkeits Ahndung in tiefe Todes Schauer gehüllt — die jeder Ruf des Nachtwächters über mein ganzes Wesen verbreitet. Nun ruh' ich noch einen Augenblick auf deinem Angesicht, an deiner Brust, deinem Arm, sigle mit einem Kuß, u. stehe auf." [1]

Was etwa hätte stören können, war der Feuereifer Lavaters und seines Freundes Pfenninger für das, was sie als Reich Christi betrachteten. Doch Lavater erklärte Goethe für einen Genius erster Größe, geriet über den Götz in Verzückung, mischte seine sanften Bekehrungsversuche mit soviel Lobeshonig und Toleranzsüßigkeit, daß man beiderseits auskommen konnte. Lavater umwickelte die gefühlvollen „Zeugnisse" des Christentums mit dem Gummi-Elastikum der allgemeinen Liebe, und Goethe antwortete endlich: er ließ die Frommen auch als ein Stück der vielgestaltigen Natur gelten und drückte sie an sein allumarmendes Herz. „Und dass du mich immer mit Zeugnissen packen willst!" schrieb er an Lavater und Pfenninger. „Wozu die? Brauch ich Zeugniß dass ich bin? Zeugniß dass ich fühle? — Nur so schäz, lieb, bet ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärcket. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes es mögens Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Canon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals Moses! Prophet! Evangelist! Apostel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu iedem sagen, lieber Freund geht dirs doch wie mir! Im einzelnen sentirst du kräfftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen." [2]

Lavater wagte höchstens sanft girrende Klagen: „Mein lieber Bruder, Gott weiß es, du bist's noch mehr, seit du's mir gesagt hast: Ich bin kein Christ." „Aber nun — Bruder, sage mirs, wie du's sagen kannst; was hast du wider den Christus, deßen Name ich zuverherrlichen dürfte?" [3]

---

[1] Funck, Goethe und Lavater 7 f.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 155 f.

[3] H. Funck a. a. O. 9.

Er durchschaute Goethes Schwäche mit ziemlicher Klarheit, indem er ihn durch Schilderung des eigenen ehelichen und häuslichen Glückes von seinen romantischen Liebesabenteuern in den christlichen Ehestand zu locken versuchte. Aber da kam denn auch Lavaters Christus wunderlich heraus, wie ein bloßer Hochzeitbitter, um Braut und Bräutigam mit Bibelsprüchen zu beseligen, wie ein süßer Liebesprediger, um alte und junge Jungfern männlichen und weiblichen Geschlechts in derselben religiösen Empfindsamkeit zu ertränken[1]. Die Klettenberg gab ihren Segen dazu. „Die brüderliche Verbindung und Bekanntschafft mit Lavater", schrieb sie diesem in ihrem und Goethes Namen, sei ein Geschenk ihres himmlischen Freundes. Der Brief kennzeichnet die pietistische Zeitströmung, deren Hauptvertreter Lavater und die Klettenberg waren:

„ER! Der weiter keinen Nahmen braucht, hat mich einst in einer Seeligen Stunde Versicherd, daß Er mir immer viel mehr geben wolte als ich vermuthen könte, unbeschreiblich hat er bisher sein Versprechen erfült.

„Die brüderliche Verbindung und Bekanntschafft mit Lavater ist eins von diesen Geschenken, und ein noch größeres, das nicht ausbleiben kan, wird die Nahmenlose Freude seyn einst aus dieses Bruders Munde die erklärung zu hören: nicht weill du es sagst, sondern weil ich es erfahre Glaube ich daß Gott in Christus ist.

„Er wandelt mit Lavater und mit Goethe — ich kenne Ihn am Gang, noch werden ihre Augen gehalten, daß sie Ihn nicht erkennen. Aber; ein etwas — ein sanfter Zug — eine Empfindung — die alle Empfindungen übertrifft, so lebhaft diese beyde sonst fühlen können, macht daß sie sich von dem Unbekannten nicht trennen mögen.

„Entfernt er sich manchmahlen, oder Ihr euch vielmehr von Ihm, so ruft Ihn doch gleich sehnlich zurück — ruft ihn auch in Abwege die eben nicht die schönste sind, Er komt doch. Er ist nicht zu zärtlich, auch durch die Hecken zu brechen.

„Sie! Lieber Bruder, hier zu sehn, wird ebenfalls eines Seiner die Erwartung übertreffenden Geschenke seyn; Aber Strafe — Plage — und Kummer wäre vor mich jede zärtliche freundschaftliche Verbindung, wann die gewißheit nicht mit verknüpft wäre daß sie Ewig dauern solte — Ja wir werden Ihn und unß bei Ihm ewig schauen erneuet, und viel lebhafter als jezo leben und Lieben.

„Goethe besorgt den Schattenriß — dreymahl bin ich gemahlt dreymal gezeichnet — und nie getroffen worden, ich will gerne sehen was Sie geliebts

---

[1] H. Funck a. a. O. 9, vgl. 3—29. — Vgl. Zwölf Briefe von Lavater an Goethe. Mitgeteilt von H. Funck (vom 11. Mai 1774 bis 28. Oktober 1779), in Allgem. Zeitung 1899, Beil. Nr 272 273.

Gott diesen Sommer bei Vergleichung des Originals mit dem Schattenriß sagen werden. Vielen herzlichen Danck vor die gedruckte Blätgen. Der! deß Blut der Golgatha auftranck, seegne Sie mit Seinem besten Seegen — der ist vor mein Herz, der erneuete gefühlvolle Eindruck, daß Er Mensch war, als Mensch sturbe, noch Mensch ist — und ich so gewis seyn werde was und wo Er ist als Er war was und wo ich bin. Cordata." [1]

Nachdem Lavater fast schon ein Jahr mit Goethe in brieflichem Verkehr gestanden, erfolgte auch persönliche Bekanntschaft. Lavater kam nach Deutschland, um Gesichter anzusehen, Gesichter zu sammeln, Gesichter zu studieren und auszulegen. Alle Berühmtheiten drängten sich um ihn, einen Platz in seinem Album zu erhalten. Ende Juni 1774 erschien er auch in Frankfurt [2]. „Bischt's?" rief Goethe den Ankömmling an. „Bin's", antwortete Lavater. Und nun drückten sich die Genies enthusiastisch ans Herz und ergossen sich in begeistertem Redestrom über alle ihre Angelegenheiten, Natur und Poesie, Religion und Welt, Physiognomik und Häusliches. Was Goethe im Briefwechsel abgestoßen, zerschmolz vor Lavaters gewinnender Herzlichkeit. „Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizer Dialekt, und wie manches andere was ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung." [3] Goethe taute völlig auf. Fünf Tage plauderten sie zusammen und kramten in physiognomischen Rätseln herum. Herr und Frau Rat, das ganze Haus und der Freundeskreis war für den Propheten begeistert.

Goethe begleitete ihn nach Ems, wo sie, mit Lavaters Zeichner Schmoll, am 29. Juni ankamen. „Nach dem Essen Erdbeeren miteinander", hatte Lavater in Wiesbaden aufgezeichnet. „Von der Physiognomie eines jüdischen Taschenspielers, der mich lernen wollte. Sprach mit Goethe am Fenster von der Auferstehung Christi. Um 2 Uhr reisten wir ab. Goethe rezitierte viel von seinem ewigen Juden. Ein seltsames Ding in Knittelversen." [4]

Goethe wäre gerne bei Lavater geblieben, hätte ihn nicht die Prosa eines Rechtshandels für die „Vorstadt- und Buddeischen Herren Erben"

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 160 f. — Vgl. Goethes Darstellung in „Dichtung und Wahrheit", ebd. 1. Abt. XXVIII 257 ff. Lavater trat schon bei diesem Briefverkehr mit dem Dilemma hervor: Christ oder Atheist! „Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Christenthum nicht lassen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, so könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entschließen, zumal da ich sähe, daß niemand recht wisse, was beides eigentlich heißen solle" (ebd. 259).

[2] Vgl. Lavaters Tagebuchaufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Frankfurt bei H. Funck, Goethe und Lavater 281—291.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 265.

[4] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 36.

schon am 30. nach Frankfurt zurückgerufen. Am 15. Juli war er wieder in Ems, wo sich auch der struppige Naturpädagog Basedow, über Frankfurt reisend, einfand[1]. Lavater hatte sich inzwischen nach Schloß Nassau begeben, wohin ihn die Frau des Ministers v. Stein, die ihn predigen gehört, zu Gast geladen. „Das Manuskript des Werther, dessen ersten Theil ihm der Dichter zurückgelassen, lernten auch die Damen der Familie kennen. Als Goethe dann nach Abwickelung seiner Geschäfte wiederkehrte, war er mit Lavater und Basedow Gast im Stein'schen Hause, wo er auch Frau v. La Roche traf."[2] Sodann reiste er mit seinen Begleitern die Lahn hinunter nach Koblenz. Lavater notiert: „In einem wohlbesetzten Schiff auf der Lahn — wo Basedow raucht und Grammatik doziert, Goethe Reimendungen für die Gesellschaft schreibt, Ulrich und Alsdorf den Schirm hält, hier einer einen prosaischen Gedanken in Versen oder einen poetischen in Prosa in ein Papierchen hinschreibt — Kaffee getrunken wird; — ob wir gut Wetter kriegen beim Sieden des Rindfleisches deliberiert wird — schreib ich dies."[3]

„Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerschritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten."[4]

In Koblenz wurde die Gesellschaft von Jung-Stilling in Empfang genommen und begab sich, da Frau v. La Roche von Ehrenbreitstein abwesend war, alsbald den Rhein hinab nach Düsseldorf, wo Goethe sich mit Fritz Jacobi aussöhnen wollte. Er traf ihn in Elberfeld, wo sich auch Lavater, Jung-Stilling und der frivole Romanschreiber Heinse befanden, außerdem noch Basedow und ein paar Elberfelder Theosophen, Mystiker und Philister. Goethe wurde es in dem sonderbar gemischten Kreise ganz närrisch zumute, und er gebärdete sich so toll, daß die Elberfelder fast an seiner Vernunft zu zweifeln begannen.

„Es ist die einzige Scene ihrer Art", schrieb Heinse am 13. Oktober 1774 an Klamer Schmidt, „die vielleicht noch an keinem andern Orte der Welt ihresgleichen gehabt hat." „Höret Goethen Klopstocks Messias gegen Hasenkamp vertheidigen u. Herders Urkunde, u. höret ihn mich loben u. seht ihn dann Lavatern zärtlich küssen u. seht die Gesichter voll Verwunderung u. Erstaunen darob, u. seht uns dann alle zusammen friedlich ein Glas

[1] H. Funck a. a. O. 291 ff. Vgl. Derſ., Zu Goethes Briefwechsel mit Lavater und dessen Gattin, im Euphorion VI 763. — H. Düntzer, Erläuterung zu Goethe's Dichtung und Wahrheit II 218 ff.

[2] R. Hering, Freiherr vom Stein, Goethe und die Anfänge der Monumenta Germaniae historica, im Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1907, 290.

[3] v. Biedermann a. a. O. I² 38 f.

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 281.

Wein trinken u. unserer Pferde Sattel besorgen, wieder zurückkehren u. Lavatern schon eine Betstunde halten sehen u. Abschied von ihm nehmen. Alles dies geschah zu Elberfeld." [1] Die Szene ist insofern charakteristisch, als Goethe mit seiner übersprudelnden Lustigkeit aller Herzen gewann, sich mit allen gut zu stellen wußte, von allen etwas an sich hatte und hinwieder alle narrte. Die pietistische Beschaulichkeit Stillings, die physiognomische Geschäftigkeit und menschenfreundliche Weichheit Lavaters, die überschwengliche Sentimentalität Jacobis, die ungekämmte Naturmenschlichkeit Basedows, auch das unsaubere Griechentum Heinses — all das hatte seinen Teil an ihm und gewann darum bis zu gewissem Grade seine Sympathien. Schmoll [2], der Zeichner Lavaters, aber arbeitete bis zur Ermüdung, um all die wichtigen Profile in seine Mappe zu bringen.

Zehntes Kapitel.

Spinozismus und Titanismus.

Als die Genies sich wieder trennten, begleitete Goethe die beiden Brüder Jacobi und Heinse nach Düsseldorf und machte von hier aus mit den erstern einen Ausflug nach Köln. Das alte Haus der Patrizierfamilie Jabach, das damals als Kuriosität von Rheinreisenden viel besucht wurde, erfüllte Goethe mit Begeisterung für das Familienleben dahingeschwundener Zeit.

„Unser erstes Geschäfte war", schreibt Johann Georg Jacobi am 24. Juli, „ein Gemälde von Rubens in der St. Peterskirche aufzusuchen. Dieses stellt die Kreuzigung des hl. Petrus vor. Von hier ließen wir uns in die ehemalige Wohnung der Familie v. Jabach führen, und besahen in einem gewölbten, gleich einer Kapelle gebauten Gemach eine Schilderung des Le Brun, worauf die Familie abgebildet ist. Der Gedanke, daß diejenigen, deren Bildnisse wir vor uns hatten, alle dahin wären, daß der Geist des Jabach öfter diesen Tempel besuchte, die irdische Gestalt, das Fleisch seiner Gattin und seiner Kinder anschaute, daß sein Familienstück in kurzem verkauft, aus dem Tempel herausgerissen, den Blicken der Unheiligen bloßgestellt, nichts als ein Galeriestück sein würde — dieser Gedanke machte auf unsern Fremdling einen gewaltigen Eindruck.

„Nun kehrten wir in unseren Gasthof zurück, wo Goethe uns in der Dämmerung altschottische Romanzen voll wahren Gefühls der Natur mit Geistererscheinungen vermischt in einem unübertrefflichen Tone dergestalt hersagte, daß wir bei der letzten ohne falsche Nebenempfindung der Kunst so wahrhaftig zusammenfuhren, so im Ernste bange wurden, als ehemals in

[1] H. Funck, Goethe und Lavater 426.

[2] Nicht Lips, wie Goethe irrtümlich angibt.

unseren Kinderjahren, wenn wir den abenteuerlichen Geschichten unserer Wärterinnen von ganzer Seele, mit allem möglichen Glauben daran, zuhörten." [1]

Der unvollendete Dom sprach Goethe wenig an. Der Genius hatte hier, wie er meinte, die rechte Zeit nicht gefunden, um sein Werk in einem Guß fertig wie Minerva aus Jupiters Haupt hervorspringen zu lassen. Um so mehr schwelgte er in der schönen Natur, in Poesie und geselliger Unterhaltung. Hatte er noch kaum im Frühjahr beide Jacobi „Jackerls" genannt, eine satirische Posse über sie angefangen und gesagt: „Was die Kerls von mir dencken ist mir einerley!" [2] so überströmte er jetzt von Freundschaft und Liebe. „O Liebe, Liebe!" schrieb er noch unter dem Eindruck der gemeinsamen Fahrt an Fritz Jacobi, „Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft würkts in mich, da ich im andern alles umarme was mir fehlt und ihm noch dazu schenke was ich habe." „Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander seyn, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs als wären wir Hand in Hand gangen. Einig werden wir seyn über das, was wir nicht durchgeredt haben." [3]

Friedrich Jacobi war nicht weniger begeistert für Goethe. Nach vierzig Jahren noch erinnerte er ihn an das Jabachsche Haus, das Schloß zu Bensberg, die Laube, „in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst"; an den Saal „in dem Gasthof zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung auf dem Tische sitzend uns die Romanze: ‚Es war eine Buhle frech genug' und andere hersagtest." „Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen!" [4]

Auf diesem gefühlvollen Ausflug unter Mondschein und Romanzen, Naturgenuß und enthusiastischen Freundschaftsversicherungen kam das Gespräch auch auf Philosophie. Denn Friedrich Jacobi war nicht nur Schön-

---

[1] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 44 f.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 150. „Die Iris", eine Zeitschrift, die Georg Jacobi herausgab, „ist eine kindische Entreprise, und soll ihm verziehen werden, weil er Geld dabey zu schneiden denkt. Eigentlich wollen die Jackerls den Merkur miniren, seit sie sich mit Wieland überworfen haben." — Kestner, Goethe und Werther³ 96.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 182.

[4] M. Jacobi, Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, Leipzig 1846, 260. — Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 289 f. — Vgl. Hempel XXII 428. — H. Düntzer (Erläuterung zu Goethes Dichtung und Wahrheit II 225) bemerkt hierzu: „Jene Ballade ist, wie der fehlende Schluß zeigt, für Klaudine gedichtet und fällt, wie diese, nach der Rheinreise. Wahrscheinlich trug Goethe die kurz vorher entstandene Ballade Geistesgruß vor."

geist, sondern auch, ja weit mehr, wie er wenigstens glaubte — Philosoph. Freilich war das ursprünglich nicht sein Fach. Im Jahre 1743 geboren, hatte er sich nach sehr kurzer Vorbildung der Kaufmannschaft gewidmet und nie einen philosophischen Schulkursus durchgemacht; später beschäftigte er sich als pfälzischer Hofrat mit dem Zollwesen. Allein in einer Zeit, wo junge Autodidakten die ganze Welt auf den Kopf stellten, war jener Mangel an Schulbildung kein Mangel, vielmehr ein Vorzug. In der neueren französischen Literatur war er zu Hause, schrieb selbst Französisch mit leidlicher Modeeleganz, hatte Geld, Freunde, ein überschwengliches Herz, eine rasende Phantasie, große Weltkenntnis und besonders reiche Erfahrung in Liebesabenteuern — so konnte er schon mithelfen zur Grundlegung einer neuen deutschen Kultur, Literatur und Philosophie.

Wie Hamann, Herder, Lavater und viele andere Pioniere dieses Kulturwerks, hatte Jacobi zu viel deutsches Gemüt, um sich den Haß Voltaires und der Enzyklopädisten gegen das Christentum, den krassen Materialismus Holbachs und La Mettries, kurz die französische Aufklärung in ihrer unverschleierten Folgerichtigkeit anzueignen. Diese Aufklärung ging ihm wie den andern allen zu weit. Ohne jedoch dieselbe ganz zu vernachlässigen, schlossen sie sich instinktiv mehr an Rousseau an, der nicht wie Voltaire ein bloßer Salon- und Hofschranze war, sondern ein tiefes, mächtiges Naturgefühl, energische Leidenschaft, volkstümliche Beredsamkeit, ein fürs Ideale empfängliches Herz besaß, mitten im Wirrwarr des Lasters und des Umsturzes noch von Kindesunschuld, Menschenwürde, edler Freiheit, bürgerlicher Tugend, von Religion und Vaterland träumte. Es waren bloße Träume; aber sie wiesen noch auf die ewigen Polarsterne hin, von denen das Glück des Menschen bedingt ist und zu denen die tief gesunkene Natur unwillkürlich aufseufzt.

Gerade diese wirren, dunkeln Klänge fanden in dem Gemüt der deutschen Protestanten einen Widerhall; Reste der eigenen religiösen Erziehung, Bibelerinnerungen mischten sich damit. Sie wollten weder Gott noch Tugend noch Sitte noch Religion aus der Welt schaffen; das alles sollte bleiben, nur nach etwas freierem Zuschnitt — eine ideale Welt ohne Mittelpunkt und ohne autoritativ oder rationell bestimmbare Grenzen. Jacobi entsetzte sich vor einer Weltanschauung, welche es mit der Revolution gründlich und folgerichtig nahm; aber er wollte auch keines seiner Ideale bewiesen haben. Einigermaßen Luther folgend, setzte er den philosophischen Verstand völlig ab und mit ihm alle eigentliche Philosophie und philosophische Verteidigung des Christentums. An seine Stelle ließ er für die Erkenntnis der sichtbaren Welt die bloße Erfahrung treten, für die Erkenntnis des Unsichtbaren, Göttlichen die „Vernunft", eine Fähigkeit, die weder forscht noch schließt, sondern unmittelbar schaut und aufnimmt. Gott wird gefühlt, bewiesen kann sein Dasein nicht werden.

Dieses Gottesgefühl nannte Jacobi Glauben: es war aber bloße Gefühlssache, wie sein ganzes Leben und Treiben in überschwenglichen Gefühlen aufging. Als er mit Goethe zusammentraf, hatte er sein System noch nicht ausgebaut, aber er besaß es bereits im Keime; er war von seinem Gottes- und Tugendgefühl ebenso berauscht wie von seinem Freundschafts- und Liebesgefühl, das sich in Goethes Gegenwart zur Ekstase steigerte und in Tränen verdichtete. Wäre er ein konsequenter Denker gewesen, so hätte ihn kein Philosoph mehr abstoßen müssen als der trockene Spinoza, welcher Gott zur Welt machte, diese göttliche Welt dann in eine ungeheure, halb denkende halb bewußtlose Maschine verwandelte, alle Freiheit aufhob und die Tugend geometrisch bewies. Aber ein solcher Denker war Jacobi nicht; er fand es praktischer, Spinoza zu lieben, ja sogar als „hellen reinen Kopf“ [1] zu bewundern, weil er ihn „mehr als irgend ein anderer Philosoph zu der vollkommenen Ueberzeugung geleitet hat“, daß sich gewisse Dinge — gerade die Grundfragen der Philosophie — „nicht entwickeln lassen“ [2]. Er liebte ihn, weil er eigentlich nichts bewies — und in dieser wissenschaftlichen Liebe traf er mit Goethe ganz harmonisch zusammen.

Wer übrigens die beiden „Genies“ zusammengeführt und zeitweilig versöhnt hatte, war weniger der mathematisch angelegte Philosoph Spinoza, als „die Weiber, Tanten und Schwestern der Jacobi's“, bei denen Goethe sich „einstellte“, besonders Demoiselle Johanna Fahlmer, im Jacobischen Kreise „Adelaide“, von Goethe „die Tante“ genannt, ein feingebildetes Fräulein, mit dem er häufig korrespondierte. Als Halbschwester der ersten Frau des Vaters Jacobi war sie Fritzens Tante, d. h. Stieftante, aber fast zwei Jahre jünger als er. Mit ihrer Mutter kam sie im Jahre 1766 nach längerem Aufenthalt in Mannheim nach Pempelfort, wo sich inzwischen ihr Neffe Fritz mit Betty v. Clermont vermählt hatte.

Goethe hat die Stellung der beiden Frauen Johanna und Betty in ihrem Verhältnis zu Jacobi romantischer angesehen, als sie in Wirklichkeit war. „Daß die Tante und ich unseren ebenen und graden Weg nebeneinander ohne stumpen und stolpern gehen“, versicherte ihm Betty, „ist wahr, obgleich noch immer ein Räthsel für den Herrn Doktor Göthe Lobesan.“ [3] Nicht eine „unglückliche Liebe“ der Tante zu ihrem Neffen, sondern ein Zerwürfnis Fritzens mit seinem Vater gab den Anstoß zur Trennung. Eine unselige Jugendverirrung des ersteren war diesem bekannt geworden und veranlaßte ihn, Johanna darüber aufzuklären, daß ihr Aufenthalt bei

[1] F. H. Jacobi, Ueber die Lehre des Spinoza. Werke IV, 1. Abt., Leipzig 1819, 69.

[2] Ebd. 70.

[3] L. Urlichs, Zu Goethe's Stella, in Deutsche Rundschau 1875 IV 82.

Fritz sie dem schmählichsten Verdacht ausgesetzt habe[1]. Johanna erkrankte schwer und verfiel in tiefe Melancholie. Nachdem sie im Bade Spaa Genesung gefunden hatte, zog sie 1772 mit ihrer Mutter nach Frankfurt, wo sie Goethe kennen lernte. Schon 1773 wurde Johanna indes von Betty Jacobi zum Besuch nach Pempelfort geholt und weilte dann wieder öfter daselbst, bis sie sich 1778 mit Schlosser, dem inzwischen verwitweten Schwager Goethes, verehelichte. Daß Goethe die Familienangelegenheiten der Jacobis jedenfalls weit mehr interessierten als Philosophie und Religion, geht aus mehreren Briefen hervor. „Ihre Buben", so schreibt er zum Beispiel an Betty Jacobi, „sind mir lieb, denn es sind Ihre Buben, und der lezte ist mir immer der nächste. Ob sie an Crist glauben, oder Göz oder Hamlet, das ist eins, nur an was lasst sie glauben. Wer an nichts glaubt verzweifelt an sich selber." [2]

Trotz seiner Abneigung vor schulgerechter Methode hatte sich Jacobi durch ernstes, angestrengtes Studium in das philosophische System Spinozas verhältnismäßig selbständig und gründlich hineingearbeitet. Nicht so Goethe. Seine Kenntnis des Philosophen verdankte er vermutlich zum weitaus größten Teil dem gelegentlichen Gedankenaustausch mit Jacobi. Niemand weiß indes, was und wie Goethe und Jacobi zusammen über Spinoza verhandelten. Dennoch ist es seither allgemein Brauch, von den tiefen Beziehungen Goethes zu dem jüdischen Pantheisten, dem Stammvater alles neueren Pantheismus, zu sprechen. Es wird in dunkeln, allgemeinen, ahnungsreichen Phrasen angedeutet, wie der „große" Dichter sich des „großen" Philosophen bemächtigt, dessen Allbegriff mit seinem Naturbegriff verschmolzen und so seine eigene Weltanschauung, eine der bedeutendsten Etappen auf dem Entwicklungsgang moderner Weltanschauung, gebildet habe. Danzel hat eine eigene Schrift über Goethes Spinozismus verfaßt[3]; Herman Grimm holt bei den Anfängen aller Kultur aus[4], läßt alle Kulturstufen der Menschheit Revue passieren — griechische Kultur — germanische Kultur — romanische Kultur — semitische Kultur, ernennt für alle diese Kulturstufen typische Repräsentanten, für die griechische Homer nebst Phidias und Plato, für die romanische

---

[1] W. Scherer, Aufsätze über Goethe[2] 99 144—151. — E. Martin, Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi, in Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker II, Straßburg 1874, S. 25, A. 14. — S. Schultze, Der junge Goethe 8; vgl. auch Urlichs, Zu Goethe's Stella, in Deutsche Rundschau 1875 IV 81.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 145.

[3] W. Danzel, Goethe's Spinozismus, Hamburg 1843. Er läßt nicht undeutlich durchblicken, daß Goethe weit mehr ein Anhänger Rousseaus als Spinozas war (S. 13—17).

[4] Goethe Vorlesungen I[7], Stuttgart und Berlin 1903, 227 ff.

Raffael nebst Michelangelo und Dante, für die germanische Shakespeare und Luther, für die semitische Spinoza neben den Männern des Alten und Neuen Testamentes, um Goethe auf den Gipfelpunkt all dieser Kulturstufen zu erheben und den Satz einzuleiten: „Keine Philosophie hat Goethe genügt, als die Spinoza's." [1]

Das hört und sieht sich überaus großartig an: Goethes Standbild von Homer, Raffael, Shakespeare und Spinoza getragen, die hinwieder auf den Schultern des Phidias und Plato, des Michelangelo und Dante, Luthers und der Männer des Alten und Neuen Testamentes ruhen. Nur hat das Denkmal leider wenig historisches Fundament.

Goethe ist noch weniger ein Freund der philosophischen Schule als Jacobi. Weder Leibniz noch Malebranche, weder Wolff noch Descartes hatte er je ein Leides getan. Die Logik hatte er bereits in den ersten Monaten mit „Kräpfeln" vertauscht, dagegen Bayle als ein anrüchiges Buch durchgemaust, Holbach gelesen, Rousseau und Voltaire studiert und in Giordano Bruno auch Geschmack am Pantheismus gefunden [2].

„Getrennt über Gott und Natur abhandeln", so schrieb er sich in Straßburg auf, „ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß nothwendig Alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und Alles umfaßt. Die heilige Schrift ist unserm Urtheile auch nicht entgegen, obwohl wir ihre Aussprüche einem Jeden nach seinem Urtheile zu drehen gestatten. Und das ganze Alterthum erkannte ebenso; eine Uebereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urtheil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wornach die Welt von Gott ausfließt; wenn ich

---

[1] Ebd. 235.

[2] Über den brunonischen Ursprung von Spinozas und Goethes Begriff der „Gottnatur" vgl. H. Brunnhofer, Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängnis, Leipzig 1882, 151—154. — Derf., Giordano Brunos Einfluß auf Goethe, in Goethe-Jahrbuch VII 241—250. — Derf., Goethe's Bildkraft im Lichte der ethnologischen Sprach- und Mythen-Vergleichung, Leipzig 1890. — L. Geiger, Goethe und die Renaissance, in der Zeitschrift für Kultur und Literatur der Renaissance 1887, 46 ff 297 ff. — G. Schneiderreit, Giordano Bruno und Goethe, in Nationalzeitung 1904, Nr 701 710. — L. Kuhlenbeck (Giordano Brunos Einfluß auf Goethe und Schiller, Leipzig 1907) hat sich vorgesetzt, Goethes „sehr weitgehenden, unmittelbaren und intimen geistigen Verkehr" mit Bruno klarzustellen (S. 5). — Über die Frage nach dem Abhängigkeitsverhältnis Spinozas zu Giordano Bruno vgl. St. v. Dunin-Borkowski S. J., Der junge De Spinoza. Leben und Werdegang im Lichte der Weltphilosophie, Münster 1910, 236—240 326 f 481—484 597 f.

auch zu keiner Schule schwören will und sehr bedaure, daß im Spinozismus, da auch die ärgsten Irrthümer dieselbe Quelle haben, dieser so reinen Lehre ein so böser Bruder erwachsen ist." [1]

Goethe hatte, wie diese Stelle genugsam ausweist, noch in Straßburg die sonderbarsten Begriffe über den Pantheismus im allgemeinen, wie über die Lehre des Spinoza im besondern. Er vermochte offenbar nicht den in den heiligen Büchern doch so klar ausgeführten Begriff eines persönlichen, von der Welt verschiedenen Gottes von dem Wahnbild eines pantheistischen Gottes zu unterscheiden, hielt letzteres für biblisch und vernunftgemäß, die Lehre des Spinoza dagegen für „einen bösen Bruder". Es liegt von Goethe bis zum Eintritt in Weimar keine philosophische Abhandlung, ja nicht einmal ein philosophisches Fragment vor. Was seine übrigen Schriften bekunden, ist eine bedauerliche Verworrenheit über den Begriff von Gott und Natur und eine konfuse Verschmelzung von beiden, welche sich metaphysisch nicht formulieren läßt. Ihren klassischen Ausdruck hat sie in Fausts Bekenntnis an Gretchen gefunden:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth." [2]

Mit ähnlicher verschwommener Gefühlskonfusion lobt er „das liebe Ding, das sie Gott heissen, oder wie's heisst" [3]. In seinen enthusiastischen Dithyramben über das Straßburger Münster vermengt er Gott, Natur, Genie. Nirgends legt der Dichter bedeutende Proben von einer eingehenderen Kenntnis älterer oder neuerer Philosophie an den Tag; die Faustfragmente, welche aus dieser Zeit stammen, zeugen eher von Geringschätzung der philosophischen Spekulation [4], obgleich Faust nicht ohne weiteres als identisch mit Goethe bezeichnet werden darf.

---

[1] A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe², Weimar 1857, 104 Anm.; vgl. WA 1. Abt. XXXVII 90 f. — Biehoff, Goethe's Leben I⁵ 157 f. — Vgl. auch Br. Bauch, Ueber Goethes philosophische Weltanschauung, in Preußische Jahrbücher CXV (1904 I) 518—529.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIV 174. „Mit seinem Hymnus auf das ‚Gefühl, das alles ist', wird Faust Gretchens Mörder", sagte Friedrich Vischer (Ilse Frapan, Vischer-Erinnerungen², Stuttgart 1889, 34).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 260.

[4] L'ironie, la critique, un scepticisme hautain, dominent chez Goethe, quand il se rencontre avec l'énigme des choses. Il veut se venger de ne pouvoir la résoudre en humiliant l'ambition des métaphysiciens qui prennent à coeur de la poursuivre (Caro, La philosophie de Goethe, in Revue des Deux Mondes, 2e Période LIX [1865] 870).

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!" [1]

Was die Lehre des Spinoza betrifft, so liegt ein sicherer Anhaltspunkt nicht dafür vor, daß Goethe sie um diese Zeit systematisch durchstudiert hätte[2]; seine Lebensweise selbst machte ein solches Studium nahezu unmöglich. Man mutet ihm Übermenschliches zu, wenn man annimmt, er habe zwischen all seinen Ausflügen und Zerstreuungen, Liebhabereien und Unterhaltungen, Possen und Farcen, Liebschaften und Korrespondenzen, ja mitten in einem steten Romanleben zu drei, zu vier, die Ruhe, den Ernst, die Zeit und Ausdauer gehabt, ein abstraktes System wie dasjenige Spinozas mit der ganzen Kette seiner trockenen Definitionen, Thesen und Schlußfolgerungen wissenschaftlich zu untersuchen. Daß in der Art, wie Goethe fast ohne alles Studium gewisse Momente in der Philosophie Spinozas sofort erfaßte und in ein ihm zusagendes Quasisystem brachte, seine dichterische Genialität zur Geltung kommt, soll nicht geleugnet werden. Aber dichterisches Ahnen und Gestalten ist nicht philosophisches Erkennen.

Um übrigens keinen Zweifel zu lassen, daß er sich nicht dieser mühsamen Geistesarbeit unterzogen, deutet Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" verständlich genug an, er habe an Spinozas Werken keine Kritik geübt, sondern aus der gelegentlichen Lesung derselben nur einen allgemein verschwommenen, beruhigenden Gefühlseindruck zurückbehalten.

„Nachdem ich mich", erzählt er selber, „in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehn hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben, genug, ich fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzuthun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die gränzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satz hervorleuchtete.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIV 27.

[2] Nach Riemers Mitteilungen (II, Berlin 1841, 182) hat er die Ethik erst 1784 in Weimar gelesen, als Jacobi und Mendelssohn sich über sein Gedicht „Prometheus" und Lessings Spinozismus zankten.

Jenes wunderliche Wort: ‚Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe‘ [1], mit allen den Vordersätzen, worauf es ruht, mit allen den Folgen, die daraus entspringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu sein in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung, so daß jenes freche spätere Wort: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?‘ mir recht aus dem Herzen gesprochen ist.

„Übrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contrastirte mit meinem alles aufregenden Streben, seine mathematische Methode war das Widerspiel meiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man sittlichen Gegenständen nicht angemessen finden wollte, machte mich zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und durch diese kam die Vereinigung der verschiedensten Wesen zu Stande.“ [2]

Der deutsche Dichter verehrte im Grunde mehr den „Menschenfreund“ als den Philosophen Spinoza. „Goethe erzählte mir viel von Spinosa und seinen Schriften“, bemerkt Lavater in seinem Tagebuch auf der Fahrt nach Ems. „Er behauptet, keiner hätte sich über die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrückt wie er. Alle neuere Deisten haben übrigens nur ihn ausspoliert. Er sei ein äußerst gerechter, aufrichtiger armer Mann gewesen. Homo temperatissimus. Er sei in großem Ansehen gestanden, die größten Männer haben ihn zu den wichtigsten Beratschlagungen und Kalkulationen gebraucht, ihn wegen seiner ausnehmenden Klugheit und Treu herzlich geliebt. Er habe die Prophezeiungen bestritten, und sei selbst ein Prophet gewesen. Er habe die unwahrscheinlichsten Staatsveränderungen vorhergesagt. Seine Hausleute hab' er nach der Predigt von dem Inhalte derselben gefragt. Sie vermahnet die Kirche zu besuchen und dem nachzukommen, was da gepredigt würde. Auf eine große Erbschaft, die ihm gehörte und die man ihm streitig machen wollte, hab' er um des Friedens willen Verzicht getan und sich nur seines Vaters Schlafbett ausgebeten. Er sei sehr arm gewesen, und habe sich mit Glasschleifen kümmerlich erhalten können. Sein Briefwechsel sei das

---

[1] Ethica, V 5, S. 19. Spinozas Beweis (!) für diesen Satz lautet: „Wenn der Mensch danach strebte (daß Gott ihn liebte), so würde er begehren, daß Gott, den er liebt, nicht Gott wäre, und folglich würde er wünschen, Unlust zu haben, was widersinnig ist. Ergo q. e. d.“

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 288 f. — „Eingestandenermaßen betrachtete Goethe das gelegentliche Studium Spinozas“, sagt L. Kuhlenbeck (Giordano Brunos Einfluß auf Goethe und Schiller 6, Anm.), „als eine Art freiwilliger Askese seines im Grunde ganz anders gerichteten Denkens.“

interessanteste Buch, was man in der Welt von Aufrichtigkeit, Menschenliebe lesen könne." [1]

So wenig sich feststellen läßt, was der junge Goethe aus Spinoza heraus- und in denselben hineingelesen — er wußte das als alter Mann selbst nicht mehr —, so gewiß erhellt aus seinem ganzen Leben und Treiben, daß er wenigstens die Freigeisterei, den Naturalismus und den antichristlichen Geist dieses Philosophen von Herzen teilte, soweit derselbe, namentlich unter einem gewissen Schein von Religiosität, gegen alles Übernatürliche protestierte [2]. Das Lehrgebäude Spinozas, urteilte Karl Gustav v. Brinckman am 13. Juni 1834, habe Goethe angezogen, „weil es ihn zu berechtigen schien, die Welt und die Menschen als bloße Naturerzeugnisse anzusehen und zu behandeln" [3]. Die positiven Pflichten der Religion erfüllte er nicht; in Wetzlar galt er als Freidenker; was Goethe Christentum nannte, war ein ganz bekenntnisloser, vager Naturalismus. Er liebte es indes, sich als „Naturfrommen" darzustellen, das heißt als einen, der dem Schöpfer in der sichtbaren Welt durch Betrachtung, Studium, Verehrung und Nachahmung der Natur außerordentlich viel Ehre erweise. Doch hing dies von der Stimmung ab.

Neben den zahlreichen Äußerungen dieser Naturfrömmigkeit läuft nämlich eine parallele Reihe von durchaus entgegengesetzten, in welchen der Dichter sich als „Titane" den Göttern entgegenwirft, sie als neidische, feindliche Gewalten verdonnert und ihnen zum Trotz leben, dichten und glücklich sein will. Diese wunderliche Idee schöpfte er wahrscheinlich nicht unmittelbar aus der griechischen Titanensage, welche, wie bekannt, die göttliche Gerechtigkeit über den verwegenen Aufstand der Halbgötter triumphieren läßt, sondern aus Voltaire, der in seiner Oper „Pandora" die gewaltige griechische Sage bereits im Sinne des 18. Jahrhunderts umgedichtet hatte, indem er Zeus zum neidischen Tyrannen, Prometheus zum verkannten Künstler und Aufklärer machte und den letzteren über die finstere Macht der Götter siegen ließ. In diesem Sinn riß Goethe die Prometheussage an sich und führte die revolutionären Partien derselben mit großer Begeisterung aus. Mit dem nämlichen Geist unbändigen Trotzes gegen Gott begann er auch die Faustsage zu behandeln. In einem

---

[1] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 35 f.

[2] So gab schon Voltaire dem Philosophen, der im stillen Gott absetzen wollte, aber mit seiner Philosophie wenig Glück hatte, ein Gefolge von Schöngeistern:

Ne pouvant désormais composer pour le prix
Il partit escorté de quelques beaux-esprits.

(Les systèmes. Oeuvres complètes de Voltaire, par Moland X, Paris 1877, 172.)

[3] Goethe-Jahrbuch XIII 146. Brinckman fügt hinzu: „Seine kalte Behandlung der Einzelnen ging doch eher vom Denker als vom Menschen aus, aber der erstere war auch der mächtigere in ihm — eine Heirath mit dem Gefühl war ihm unbequem, aber seine Hure, die Sinnlichkeit, bereicherte der stolze Genius fürstlich und großmüthig." — Vgl. über v. Brinckman Allgemeine deutsche Biographie XLVII 236—238.

burschikosen Fragment über den „Ewigen Juden" entwickelte sich derselbe zur krassen Gotteslästerung. Die psychologische Erklärung dieses „Titanismus" gibt Friedrich Leopold zu Stolberg in zwei Briefen vom Jahre 1776[1].

„Göthe", schrieb er an Klopstock am 8. Juni, „ist Starrkopf im allerhöchsten Grade, und seine Unbiegsamkeit, welche er, wenn es möglich wäre, gern gegen Gott behauptete, machte mich oft schon für ihn zittern. Gott, welch ein Gemisch, ein Titanenkopf gegen seinen Gott, und nun schwindelnd vor der Gunst eines Herzogs! Sagen Sie, mein Liebster, denn Sie erkannten früh seinen eisernen Nacken, dachten Sie nicht an ihn, wie Sie die ‚Warnung' machten? Und doch kann er so weich sein, ist so liebend, läßt sich in guten Stunden leiten am seidenen Faden, ist seinen Freunden so herzlich zugethan. — Gott erbarme sich über ihn und mache ihn gut, damit er trefflich werde, aber wenn Gott nicht Wunder an ihm thut, so wird er der Unseligsten einer."

In einem fast gleichzeitigen andern Briefe sagt Stolberg:

„Göthe ist nicht bloß ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz; aber es ergriff mich ein Grausen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen. Dieser unbeugsame Trotz wird, wenn er in ihm weiter wuchert, auch sein Herz kalt machen. Armer Erdenwurm! Sich den ewigen geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen, gleichsam rechten wollen mit Gott!"

Das war die Gesinnung, in welcher sich Goethe an Spinoza und an Voltaire anschloß. Es kam ihm von Herzen, wenn er grimmig zu Gott emportrotzte:

„Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

[1] J. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche⁴, Freiburg 1910, 20 f.

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!" [1]

Elftes Kapitel.

Der Lili-Roman.

(1774—1775.)

Das wirkliche Leben des Frankfurter Titanen sticht gerade in dieser Zeit sehr seltsam von der erhabenen Einsamkeit ab, in welcher sein Prometheus zornerfüllt den Göttern trotzt. Um Mitte August 1774 von seiner Rheinreise nach Hause zurückgekehrt, zeichnete, malte, tändelte, dichtete, träumte, amüsierte er sich ganz genau wie früher. Die Eltern suchten ihn endlich zum Heiraten zu bewegen, er wollte aber nicht. Der Druck des „Werther" ging unterdessen rüstig voran; im September ward er vollendet, während die Frankfurter Messe um den Dichter tobte und kreischte, Vergangenheit und Zukunft ihm wunderbar ineinander schwebten.

Von der Vergangenheit war es besonders der Lotte-Roman, der nun in seiner Phantasie wieder auflebte. Er konnte sich freilich denken, daß es Kestner und seiner Frau nicht eben angenehm sein würde, die Geschichte ihres Brautstandes und ihrer Beziehung zu Goethe, „verklebt" mit dem Selbstmord Jerusalems, vor das ganze deutsche Publikum gelangen zu sehen. Er wollte augenscheinlich dem übeln Eindruck zuvorkommen und warf sich Lotte immer von neuem in knechtischer Anbetung zu Füßen. All seine sonderbare Heiligenverehrung half indes nicht. Umsonst schrieb er zu dem Exemplar des Werther, das er ihr schickte: „Dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollsts haben Lotte, ich hab es hundertmal geküsst, habs weggeschlossen, dass es niemand berühre. O Lotte!" Aller dieser Liebesversicherungen ungeachtet zeigten sich Kestner und seine Frau über den Werther recht ungehalten, und Goethe mußte aufs neue seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um sie zu beruhigen:

„Es ist gethan, es ist ausgegeben, verzeiht mir wenn ihr könnt." „Ich will nichts, ich bitte euch, ich will nichts von euch hören, biss der Ausgang bestätigt haben wird dass eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, biss ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 77 f.

reiner an euerm Herzen gefühlt haben werdet." „Binnen hier[1] und einem Jahr versprech ich euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise alles was noch übrig seyn mögte von Verdacht, Missdeutung pp. im schwäzzenden Publikum, obgleich das eine Heerd Schwein ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Dufft. — Werther muss — muss seyn."

„Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag ihr: Ihren Nahmen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sey doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einem kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdriesen würden.

„Wenn ihr brav seyd und nicht an mir nagt; so schick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn ihr Glauben habt so glaubt dass alles wohl seyn wird, und Geschwäzz nichts ist, und beherzige deines Philosophen Brief — den ich geküsst habe.

„— O du! — hast nicht gefühlt wie der Mensch dich umfasst dich tröstet — und in deinem in Lottens Werth Trost genug findet, gegen das Elend das schon euch in der Dichtung schröckt. Lotte leb wohl — Kestner du — habt mich lieb — und nagt mich nicht" — „Das Billet keinem Menschen gezeigt! unter euch beyden! Sonst niemand sähe das!"[2]

Diesem Briefe folgte im nächsten Jahre noch ein Zettelchen an Lotte — dann versiegte die Lotte-Korrespondenz. Sie hatte ihren Dienst getan. Dem Dichter lag, bei aller Überschwenglichkeit seines Briefstils, mehr an Werther und an seinem literarischen Ruhm als an Kestner und dessen Frau und seiner früheren Liebe. Der Ruhm aber kam jetzt in steigender Fülle. Alte Freunde, wie Merck und Gotter, trafen im Laufe des Herbstes bei Goethe ein, um sich mit ihm seiner Erfolge zu freuen, vergangene Tage wieder aufleben zu lassen und neue Projekte zu besprechen. Fremde, wie der Schweizer Karl Ulysses von Salis-Marschlins, der in pädagogischen Angelegenheiten Deutschland bereiste, meldeten sich bei dem Gefeierten. Der ehrenvollste Besuch jedoch ward ihm Ende September zu teil, als Klopstock, von dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Hofrat nach Karlsruhe berufen, erst bei den Mitgliedern des Hainbundes in Göttingen vorsprach und dann auch den Verfasser des Werther zu sehen wünschte. Klopstock war, der Kritik Lessings ungeachtet, noch der gefeiertste deutsche Dichter, der einzige, zu dem eine ganze Schule stand. Sein „Messias", den er ein Jahr zuvor vollendet, wurde in England, Frankreich, Italien übersetzt; auch eine lateinische Übertragung wurde in Angriff genommen. Künstler nahmen

---

[1] Am 21. November 1774.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 199 200 207 f. — Kestner, Goethe und Werther[3] 100.

Szenen aus seinem Gedicht zum Vorwurf ihrer Gemälde. Der Literatenkreis in Göttingen, die Hölty, Voß, Stolberg, Bürger, Miller, Cramer, Leysewitz betrachteten ihn als Vater und Fürsten der deutschen Dichtkunst.

Die beiden Dichter standen zueinander in ähnlichem Gegensatz wie „Messias" und „Werther", Klopstocks Oden und Goethes Liebeslieder. Jener ein stattlicher, würdiger Mann, schon über die Vollkraft der Jahre hinaus, abgemessenen Benehmens, wie einer, der lange am Hofe gelebt, des ernsten Bewußtseins, der Sänger der Religion, der Tugend, der Vaterlandsliebe zu sein, daher väterlich, feierlich mit dem Plan beschäftigt, die jüngeren poetischen Kräfte um sich zu scharen und ihre literarische Tätigkeit durch jene Ideale zu adeln, durch Gemeinsamkeit zu stärken; dieser ein feuriger Jüngling, bald übermütig aufblitzend, bald melancholisch träumend, bis jetzt ziemlicher Verächter der konventionellen Formen, der Sänger der Natur und der „gesunden Sinnlichkeit", sich sonnend in seinen ersten Erfolgen und sich Großes versprechend für die Zukunft. Beide teilten in etwa die allgemein herrschende Empfindsamkeit, eine vage Begeisterung für Natur und Freiheit, die Ahnung einer besseren Zukunft; aber gerade über die höchsten Ziele, Religion und Tugend, gingen ihre Anschauungen so ganz auseinander, daß eine Harmonie nicht möglich war. Der eine suchte sein Glück und seine Poesie im Jenseits und in der religiösen Weihe des irdischen Lebens, der andere im Diesseits und in der möglichsten Lostrennung von den Ideen und Forderungen des Christentums.

Diese tiefliegenden Gegensätze waren indes noch nicht zur vollen Entwicklung gelangt. Goethe benahm sich gegen Klopstock achtungsvoll; dieser bezeigte Interesse für Goethes Person und Dichtung. Freundliche Berührungspunkte fanden sich sowohl in der gemeinsamen Begeisterung für deutsche Nationalität und Sprache als auch in dem „Schrittschuhlaufen" — so nannte man damals den beliebten Sport —, für das beide Dichter, der „seraphische" und der „titanische", jugendlich schwärmten. Goethe begleitete Klopstock nach Darmstadt und dichtete auf dem Rückweg am 10. Oktober im Postwagen die symbolische Ode: „An Schwager Kronos".

Spude dich, Kronos!
Fort den rasselnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Frisch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Rasch in's Leben hinein!

Nun schon wieder
Den erathmenden Schritt
Mühsam Berg hinauf!

Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Frischung verheißender Blick

Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlotternde Gebein.

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange[1].

Wichtiger für Goethes weitere Schicksale war ein anderer Besuch, der ihm am 11. Dezember zu teil wurde.

Karl Ludwig v. Knebel, seit einigen Monaten Erzieher des jüngeren Prinzen von Sachsen-Weimar-Eisenach, begleitete eben die beiden noch minorennen Prinzen Carl August und Constantin auf ihrer Reise zum Großherzog von Baden und benützte eine freie winterliche Abendstunde, um den Dichter des Götz, Clavigo und Werther kennen zu lernen. Dieser kam ihm gleich als der „beste" und „liebenswürdigste aller Menschen" vor, und Knebel konnte nicht umhin, ein solches Juwel auch den beiden Prinzen vorzustellen. Auf diese, von denen der ältere 17 Jahre alt war, machte Goethe ebenfalls den günstigsten Eindruck; Carl August lud ihn nach Mainz ein, wohin die Gesellschaft unter Leitung des Grafen Görtz weiterreiste, während Knebel in Frankfurt blieb, um „den besten aller Menschen" noch länger zu genießen. Am folgenden Tag reisten sie dann zusammen den Prinzen nach, verweilten mit diesen zwei Tage in Mainz im Gasthof zu den „drei Kronen" und gingen mit ihnen in die Komödie. Die Scheu, welche Goethe anfänglich vor den Sternen und Kreuzen empfunden, schwand schnell, da er „dadrein so mit ganz offenem Herzen herumgewebt". Er hielt die hohe Konnexion fest, empfahl sich den Prinzen nachher durch Knebel auch schriftlich und wünschte zu wissen, ob auch Graf Görtz, der Erzieher des Prinzen Carl August, etwas für ihn fühle[2].

Durch Knebel kam um diese Zeit eine vollständige Aussöhnung zwischen Herkules-Goethe und dem mit der Keule bearbeiteten Wieland zu stande; Goethe schrieb an diesen, und der Brief ward zuvorkommendst erwidert. Auch mit dem älteren der beiden Jacobi, Johann Georg, welcher die „Iris" herausgab, hatte er sich bei dem Besuch in Pempelfort ausgesöhnt. Doch war ihm dies Einlenken von der bisherigen burschikosen Ungebundenheit und Rücksichtslosigkeit auf den Pfad der konventionellen Höflichkeit noch nicht

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 65 f. Kronos = die Zeit.
[2] Ebd. 4. Abt. II 221 f.

recht nach dem Herzen. „Das ist was verfluchtes", schrieb er an Frau v. La Roche, „daß ich anfange mich mit niemand mehr mißzuverstehn." [1]

Während des Winters tummelte er sich wie ein lustiger Student auf dem Eise herum, amüsierte sich in einem Kreise von Freunden und Bekannten, in welchem Boccaccios schmutzigste Geschichten für anmutig heiter galten, mit Knittelversen, Märchen und Schachspiel, und

„Den Abend drauf, nach Schrittschuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staatskirschentort, gemeinem Bier,
Den Abend zugebracht allhier
Und Aeugelein und Lichter Glanz
Nam, Sitha, Hannemann und sein Schwanz." [2]

Über seine Beschäftigung schrieb er im Spätherbst an Merck: „Zu schicken hab ich dir nichts. Denn meine Arbeit hat bisher in Porträts im Großen und in kleinen Liebesliedern bestanden." Etwas später sandte er ihm das Gedicht „Prometheus" mit der Nachricht: „Ich hab seit drey Tagen an einer Zeichnung mit dem mir möglichsten Fleisse gearbeitet und bin noch nicht fertig. Es ist gut daß man einmal alles thue was man thun kann, um die Ehre zu haben sich näher kennen zu lernen." „Lerne an den Romanzen. Und gehe soeben nach Offenbach wenn was dran liegt." [3] Die einzige Einheit, welche um diese Zeit Goethes Leben und Treiben lose genug zusammenhielt und etwas spannte, war ein neuer Liebesroman.

Das „Lotte und Lotte und Lotte und Lotte, und Lotte und ohne Lotte nichts als Mangel und Trauer und der Todt" hatte kaum ausgeklungen, als Goethe eine neue Bekanntschaft machte, diesmal kein schlichtes Bürgermädchen, sondern eine reiche Frankfurter Patrizierstochter, erst sechzehn Jahre alt. Ihr Vater, Bankier Schönemann, war tot; die Mutter, eine geborene d'Orville, entstammte einer eingewanderten altvornehmen französischen Familie, in der die feinsten Formen Tradition waren und die Repräsentation als Pflicht betrachtet wurde. Dessenungeachtet ist es „durchaus unrichtig, daß, wie man es behauptet hat, ein fürstlicher Prunk" im Hause obwaltete. „Trotz dem äußeren Glanz wurden die Kinder mit strenger Einfachheit erzogen und zu ernster Arbeit angehalten." [4] Frau Schönemann machte ein

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 217.

[2] Düntzer, Frauenbilder 251.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 228 240.

[4] F. E. Graf Dürckheim, Lilli's Bild, geschichtlich entworfen. 2. vermehrte Aufl. von A. Bielschowsky, München 1894, 1. Danach ist Bielschowsky, Goethe I[21] 222 f, zu berichtigen, der bei Schönemanns einen kalten, geisttötenden Prunk voraussetzt, welcher zu Goethes gemütlicher Anspruchslosigkeit in schneidendem Gegensatz gestanden habe. Jedenfalls hat Goethe kurz darauf an den Lustbarkeiten des

großes Haus und sah, was damals in der Stadt noch etwas Ungewohntes war, jeden Abend einen erlesenen Kreis in ihren Salons. Elisabeth oder Lili (Lilli), wie ihr Name abgekürzt wurde, war trotz ihrer Jugend dessen Königin. Zahlreiche Bewerber bemühten sich um ihre Hand.

Goethe fühlte sich, nachdem er sie kaum gesehen, von der heftigsten Liebe zu ihr erfaßt, die auch bald glühende Erwiderung fand. Er wiederholte seinen Besuch und ward schnell Hausfreund. Lili hatte ihrem Alter entsprechend noch viel Kindliches, verband aber damit die „Vollkommenheiten" der vollendeten Weltdame und zeichnete sich bei einem wahrhaft bezaubernden Äußern durch die schönsten Anlagen des Geistes und des Herzens aus. So sehr sich Goethe durch so viele Vorzüge gefesselt fand, so schrecklich litt er durch seine Eifersucht, die ihn übersehen ließ, daß Lilis gleichmäßige Liebenswürdigkeit allen Gästen gegenüber lediglich eine Folge ihrer guten Erziehung war und mit Gefallsucht im eigentlichen Sinne nichts gemein hatte.

Denn kokett war Lili nicht. „Wer in seiner Entwickelung", schreibt Emanuel Geibel an den Grafen F. E. Dürckheim, den Verfasser von „Lilli's Bild", „eine so ungewöhnliche Charakterstärke und bei solcher weiblicher Anmuth und Liebenswürdigkeit ein solches Maß von Opfermuth und Pflichttreue zu entfalten vermochte, wie es Lilli gethan hat, in dem kann auch von Anfang her keine Ader von leichtfertigspielender Koketterie gewesen sein." [1] La verité est, berichtet Lilis Tochter, Gattin des Militärintendanten Brunck, que maman aimait Goethe de toutes les forces de sa belle âme et avec cette admiration pleine d'enthousiasme qu'elle éprouvait pour tout ce qui est noble et élevé; mais comme l'amour est aveugle, longtemps elle n'a vu dans Goethe que son génie, ses qualités aimables et

---

prachtliebenden Weimarer Hofes so großes Gefallen gefunden, daß man es E. Rod kaum verdenken kann, wenn er bemerkt: Jamais snob initié soudain aux mystères de la vie élégante et sportive ne s'y adonna plus complètement, avec une joie plus entière (Essai sur Goethe, Paris 1898, 158).

[1] Dürckheim, Lilli's Bild[2], Vorrede. Der Verfasser, ein Enkel der Dame, schreibt den Namen immer mit ll. — O. Heuer (Lise von Türckheim und Goethe's Lili, in Frankfurter Zeitung 1901, Nr 241, 1. Morgenblatt) kommt auf Grund der durch Jahrzehnte fortgesetzten Korrespondenz Lilis mit ihrem Lieblingsbruder Friedrich Schönemann zum Resultat: „Die Frau, deren starke edle Seele in diesen Briefen offen vor uns liegt, kann nimmermehr identisch sein mit dem oberflächlichen, gefallsüchtigen Mädchen, als das uns Goethes Lili immer und immer wieder geschildert wird." — „Aus den hier zum erstenmal mitgetheilten Briefen und Briefstellen", urteilt H. Funck (Briefe von Lise von Türckheim [Goethes Lili] an Lavater, in Goethe-Jahrbuch XXIV 65—75), „strahlen ausgezeichnete Eigenschaften ihrer Verfasserin uns entgegen. Und was wird immer und immer wieder von Goethebiographen aus Goethes Lili gemacht!" (S. 75.) Vgl. auch K. Heinemann, Goethe[3] 233. — Zu Dürckheim, Lilli's Bild, vgl. dagegen W. Scherer, Kleine Schriften. Gesammelt von Erich Schmidt und K. Burdach (2 Bde) II, Berlin 1893, 245.

son attachement pour elle. La jalousie de son amant, sa mauvaise humeur dans le monde qui en était la suite, sa singulière sauvagerie, ses emportements mêmes, elle supportait tout avec la patience d'un ange et parvenait, en redoublant de soins affectueux, à lui rendre moins pénible l'insupportable contrainte qu'il éprouvait dans un milieu qui n'était pas le sien[1].

Goethe hat in einer Anwandlung von Galgenhumor seine damalige Lage in einem Gedichte gezeichnet, das „Lili's Park" überschrieben ist; er vergleicht darin die Geliebte mit der Menageriebesitzerin, ihre Freier mit den verschiedenen Tieren; sich selbst teilt er die Rolle des von ihr gezähmten „Bären" zu; abwechselnd knurrt er sie an und läßt sich dann wieder streicheln. Oft wandelt es ihn auch an, sich loszureißen, aber er hat nicht die Kraft dazu.

Ist doch keine Menagerie
So bunt, als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarsten Thiere,
Und kriegt sie 'rein, weiß selbst nicht wie.
O wie sie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgestumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie gelöschter Liebesqual!

„Wie hieß die Fee? — Lili?" — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr sie nicht, so danket Gott dafür.

Welch ein Geräusch, welch ein Gegacker,
Wenn sie sich in die Thüre stellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büsche
Scheinen lebendig zu werden:
So stürzen sich ganze Heerden
Zu ihren Füßen; sogar im Bassin die Fische
Patschen ungeduldig mit den Köpfen heraus.
Und sie streut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geschweige die Bestien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an den Hacken;
Sie stürzen einander über die Nacken,
Schieben sich, drängen sich, reißen sich,
Jagen sich, ängsten sich, beißen sich,
Und das all um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den schönen Händen schmeckt,
Als hätt' es in Ambrosia gesteckt.

Aber der Blick auch! der Ton,
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!

[1] Dürckheim, Lilli's Bild, 2. Aufl. 14.

Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre, sie kämen,
Wenn sie den Ton von weitem nur vernähmen.

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewissen Punct versteht sich!
Wie schön und ach! wie gut
Schien sie zu sein! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr sagtet ich! Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, g'rad aus: Ich bin der Bär
In einem Filetschurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit:
Dazu bin ich zu wüthig heut.
Denn ha! steh' ich so an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geschnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und seh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fängt's auf einmal an zu rasen,
Ein mächt'ger Geist schnaubt aus der Nasen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Thor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken;
Ich sträube meinen borst'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt,
Ein jedes aufgestutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Grase;
Der Buchsbaum zieht mir eine Nase,
Ich flieh' in's dunkelste Gebüsche hin,
Durch's Gehäge zu dringen,
Über die Planken zu springen!
Mir versagt Klettern und Sprung,

Ein Zauber bleit mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich wider,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünstelten Cascaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Oreaden [1].
— — — — — — — — — — — — —

Während so der Titane, der den Göttern stolz Opferspende und Gebetsweihrauch verweigerte, etwa ein Jahr lang als „Bär" in „Lili's Menagerie" schmachtete, ward die Begeisterung, welche „Werthers Leiden" bei der gesamten Damenwelt, auch in den Klopstockschen Kreisen, wachgerufen, der Anlaß zu einer sentimentalen Korrespondenz mit der jungen Gräfin Auguste zu Stolberg-Stolberg. Aus den im überschwenglichsten Wertherstil gehaltenen, tagebuchartigen Briefen allein [2], die er mehrere Jahre lang ab und zu an sie richtete — meist wenn der Lili-Roman auf Sandbänke geriet —, ist kaum zu ersehen, wie weit es ihm mit seinen Galanterien gegen das ihm persönlich unbekannte Edelfräulein ernst war. Neben dem Wunsch, auch in ihren Kreisen bekannt, besprochen, gelobt und gefeiert zu werden, klingt das Bestreben durch, eine persönliche Annäherung anzubahnen und die Tochter einer so hochstehenden Familie wenn möglich in den Kreis seines Romanlebens hineinzuziehen. Während er sich bei Lili als einen „armen Jungen" hinstellte, der, durch „unschuldige" Eifersucht gefoltert, das tiefste Mitleid verdiene, führte er sich bei der Gräfin Stolberg als einen jungen Mann ein, der, harmlos wie ein Kind, sich aus der Qual einer unglücklichen Liebe zur edelsten Mannestugend emporzuringen suche, sich berufen fühle, mit den „Edelsten" seiner Zeit zu wetteifern, und vom Schicksal verfolgt, nur durch sie aus dem Abgrund der Verzweiflung errettet werden könne.

Er war es sich recht wohl bewußt, daß der „Werther" wie ein an alle Mädchen zugleich gerichteter Liebesbrief gewirkt hatte. Sie glaubten sich in Lotte mitgefeiert; alle hatten, wenn nicht eine weiß und blau gestreifte — doch eine Jacke. Sie hielten den Dichter für „unendlich" trostbedürftig und wollten ihn trösten, sie hielten ihn für „unendlich" liebenswürdig und wollten ihn lieben. Mit wenigstens einem halben Dutzend liebelte der „edle", „von unendlichen Gefühlen zermarterte", „verlassene", „am Rande der Verzweiflung schwebende", „kindlich unschuldige" Poetenjüngling, der sich gerne wohl zu den noch quasi modo geniti rechnete, teils schriftlich teils mündlich, ließ sie mitpicken an dem „unendlichen" Gänsefutter seiner „unendlichen" Leiden

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 87—90.

[2] W. Arndt, Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff², Leipzig 1881.

und Seligkeiten, studierte ihre „unendlichen" Herzchen, Siebensächelchen und Jacken und unterhielt sie mit seinen romanhaften Grillen und Einfällen. All diese Schwärmerei aber verarbeitete er dann mit großem Behagen zu Liebesliedchen, Singspielchen und Dramoletten und lebte, wie er selbst Henriette v. Knebel gesteht, „wie immer in Strudeley und Unmäsigkeit des Vergnügens und Schmerzens" [1].

„Was sind die Nahmen Freundinn Schwester, Geliebte, Braut, Gattin, oder ein Wort das einen Complex von all denen Nahmen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben" [2], so deklamierte er an Auguste zu Stolberg, während er mit dem goldenen Herzchen spielte, das ihm Lili geschenkt hatte. „Gustgen ist ein Engel", schrieb er an Augustes Bruder, „hohl's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist!" [3] — „Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniss zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte!" so meldet er ihr später. „Wenn ich Dir lebhafft — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, Du hieltest's nicht aus." [4]

Den in „Mondschein" getauchten Liebesbriefen an Auguste zu Stolberg, die nicht selten zu ganzen Tagebüchern anwachsen, geht eine mehr abgerissene, aphoristische Korrespondenz an „Tante Fahlmer" zur Seite. Sie ist die literarische Vertraute, muß alles Neue lesen und begutachten, die nicht ganz bombenfeste Freundschaft mit den Jacobis stützen, muß helfen, raten, orientieren. Auch ihr wird die ganze Lili-Geschichte mit vielen Gedankenstrichen ausgekramt [5].

Eine kurze Unterbrechung erlitt der Lili-Roman, als im Mai 1775 die beiden Grafen Friedrich Leopold und Christian zu Stolberg mit dem Freiherrn Kurt v. Haugwitz im Goetheschen Hause erschienen und den Dichter einluden, sie in die Schweiz zu begleiten. Den Plan einer Schweizerreise hatte er selbst schon lange gehegt, die Eltern waren einverstanden; so ermannte er sich, aus Lilis Menagerie auszubrechen. Die beiden jungen Hainbunddichter genossen die Reise, wie nur eine kräftige, muntere Jugend genießen kann [6]. Goethe dagegen trug den Namen seiner Lili-Liebe überallhin mit, zupfte bei seiner Schwester in Emmendingen daran herum, konnte sich auch in der Schweiz nicht davon losmachen. Den Zürichsee zu seinen Füßen, klimperte er die merkwürdigerweise noch immer bewunderten Verse:

---

[1] 3. Mai 1775. Goethes Werke, WA 4. Abt. II 261.

[2] Ebd. 230. [3] Ebd. 298. [4] Ebd. 305.

[5] Vgl. L. Urlichs, Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer, Leipzig 1875.

[6] J. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche, Freiburg 1877, 31—59.

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?"

Beim Anblick des Kirchenschatzes von Maria-Einsiedeln fiel ihm nichts Gescheiteres ein, als der Wunsch, eine für das Gnadenbild der Mutter Gottes bestimmte Krone seiner Lili aufzusetzen. Ein paar Tagreisen weiter, in Altdorf, erinnerte er sich plötzlich der Frau Lotte Kestner, geborene Buff, und schrieb ein Briefchen — das letzte — an sie, in welchem nicht viel mehr steht, als daß Tell hier seinem Knaben den Apfel vom Kopf schoß und daß sie den Briefschreiber doch noch ein bißchen lieb haben möge[1]. Er hatte sich in Einsiedeln von den Grafen Stolberg getrennt[2] und mit seinem Landsmann Passavant der inneren Schweiz und dem Gotthard zugewandt[3]. Italien war längst das Ziel von Goethes Sehnsucht gewesen. Er lud Passavant dringend ein „zu einer Wanderung nach Mailand und zur Erhebung einer Summe bei Meßfreunden", berichtet die Passavantsche Familientradition, während sein Landsmann den Plan bekämpfte. „Goethe hat in der That hier den wahren Sachverhalt unrichtig wiedergegeben, vermuthlich aus einer Art Neckerei gegen den nachmaligen Pfarrer, dem er die eigene, etwas leichtfertige Gesinnung unterschob"[4].

Über Fluelen, Küßnacht, Zug und Horgen traf er gegen Ende Juni wieder in Zürich ein, verbrachte dort noch einige Tage mit den Grafen Stolberg bei Lavater und lernte eine neue „Seelenfreundin" kennen, Frau Bäbe Schultheß zum Schönenhof, von ihm „die Herzliche", von Lavater „die Immergleiche" genannt. Sie hing fortan „in schwärmerischer Hingebung" an Goethe und verblieb in Briefwechsel mit ihm bis ins Jahr 1797 hinein. Dann machte der Bund Goethes mit Christiane, wie „all jenen Seelenbünden, die sich auf der zarten Grenzlinie zwischen Liebe und Freundschaft zu halten

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 268. — Kestner, Goethe und Werther[3] 112 f.

[2] K. Koetschau und M. Morris, Goethes Schweizer Reise 1775. Zeichnungen und Niederschriften, Weimar 1907, 26 41. — Vgl. Janssen a. a. O. 43 f.

[3] Eine von Riemer als „Tagebuch. Schweizerreise 1775" bezeichnete Reiseskizze Goethes lautet folgendermaßen: „Schweiz 1775." ... „(16) Nachts zehn in Schweiz (Schwyz!). Müd und munter vom Berg ab springen voll Durst u. lachens. Gejauchzt bis Zwölf ... (17) ... 2 Uhr aufm Lauerzer See hoher herrlicher Sonnenschein für lauter Wollust sah gar nichts (Zwey Maidlen fuhren uns) ... (21) ... Geschnen gezeichnet. Noth und Müh und schweis. Teufelsbrücke u. der teufel. Schwizen u. Matten u. Sincken biss ans Urner Loch hinaus u. belebung im Thal. an der Matte trefflicher Käss. Sauwohl u. Projecte ..." (Goethes Werke, WA 3. Abt. I 5 f).

[4] H. Dechent, Pfarrer Passavant, der Jugendfreund Goethe's 1751—1827, Frankfurt 1888, 33 f. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIX 129 f.

suchten", auch dem Verhältnis zu Bäbe ein rasches Ende. Die von Goethe an sie gerichteten Briefe hat sie kurz vor ihrem Tode vernichtet[1].

Über Basel, wo sich Goethe am 8. und 9. Juli aufhielt[2], begab er sich nach Straßburg, wo er die Bekanntschaft des Arztes Johann Georg Zimmermann machte. Dieser befaßte sich gerade damit, für das große physiognomische Werk Lavaters Silhouetten zu sammeln und zu kolportieren. Unter den hundert Nummern, welche er Goethe vorlegte, befand sich auch das Bild einer vornehmen Weimarerin, Charlotte v. Stein, für Goethe der nächste Anlaß zu einem neuen Liebesroman, ehe noch der laufende völlig ausgespielt war.

Als Goethe nach Frankfurt zurückgekehrt war, schien sich nämlich das Verhältnis zu Lili wieder zu einer Heirat anzulassen. „Denn noch fühl ich", hatte er am 5. Juni an Johanna Fahlmer geschrieben, „ist der Hauptzweck meiner Reise verfehlt, und komm ich wieder, ists dem Bären schlimmer als vorher."[3] Die beiderseitige Verwandtschaft war zwar entschiedener als je gegen eine Verbindung der zwei jungen Leute, Lili jedoch erklärte sich bereit, nötigenfalls mit ihm nach Amerika auszuwandern.[4] In Offenbach,

---

[1] Vgl. G. v. Schultheß-Rechberg, Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Goethes, im Züricher Neujahrsblatt (LXVI) für 1903, 31—48. — B. Suphan, Goethe und Barbara Schultheß, im Goethe-Jahrbuch XIII 149—162. — Siebzehn Briefe von Barbara Schultheß an Goethe, ein Brief Goethes an Barbara Schultheß usw., ebd. 10—30. — S. M. Prem, Goethe[3], Leipzig 1900, 162 f. — A. Bielschowsky, Goethe I[21] 228 411. — Koetschau und Morris, Goethes Schweizerreise 22.

[2] A. Bielschowsky a. a. O. 231 f. — J. Herzfelder, Goethe in der Schweiz, Leipzig 1891, 43. — Koetschau und Morris a. a. O. 36 f.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 266.

[4] Die endlosen Unzuträglichkeiten, die daraus entstanden, daß Goethe sich in das Schönemannsche „Milieu" nicht einzuleben vermochte, führten später die Katastrophe herbei. Ces contrariétés, berichtet Lilis Tochter, dont Goethe ne sut jamais s'affranchir entièrement, ni même en prendre son parti en philosophe, réagirent bientôt sur son entourage qui déjà n'était pas très favorable à son union; toute sa famille commença à se liguer contre ses projets et les miner peu à peu; la famille de ma mère, voyant ces dispositions hostiles, ne pouvant à la longue s'expliquer les singularités du grand homme, et fatiguée de subir ses caprices, fit de son côté tous ses efforts pour rompre une union qui semblait si peu conforme aux goûts des deux maisons et qui, en outre, ne paraissait pas présenter les garanties de bonheur réciproque que l'on avait d'abord espérées. Tout se conjurait donc pour séparer deux êtres qui s'aimaient d'un amour sincère et qui semblaient comme faits l'un pour l'autre; eux seuls restaient fermes et luttaient contre tous les obstacles dont la route de l'amour se hérissait de plus en plus pour eux. Goethe fut cependant ébranlé le premier, tout dans son récit peint l'embarras, l'ennui, l'angoisse dont il se sentait obsédé; quelque délicieux que lui apparût l'objet de sa tendresse, irrésistiblement attiré, il s'en éloignait

wo Lili bei ihrem Onkel, dem reichen Fabrikanten d'Orville, wohnte, beluſtigten ſie ſich bei dem Komponiſten André, der Goetheſche Liebeslieder an Lili in Muſik ſetzte, die ſie dann ſang, und ritten miteinander aus; ja Goethe hat ſogar in Lilis Zimmer Quaſi-Liebesbriefe an andere Damen geſchrieben.

Der Dichter litt damals noch „an der ganzen lyriſchen Zerfahrenheit der Jugend". „Bei einer dämmernden Mondnacht hat er ſich einſt in weiße Laken gehüllt und ſo, auf hohen Stelzen in dem Städtchen herumſchreitend — Goethe war nämlich in ſeiner Jugend ein ſehr geübter Stelzengänger — vielen Leuten zu den Fenſtern des erſten Stockwerkes hineingeſchaut, daß jene ein paniſcher Schrecken befiel ob der langen, weißen, geiſterhaften Geſtalt. Ein anderes mal, bei der Taufe des Anton André, ſaß die ganze Geſellſchaft bei dem Kindtaufſchmauſe. Da tritt Goethe nach kurzer Entfernung mit einem verdeckten Gerichte herein, das er ſchweigend auf den Tiſch ſetzt. Und als man ſpäter die Serviette von der Platte hob, lag der kleine Täufling, ſorgſam eingewickelt, darin." [1]

Auch die alte Not ging indes wieder an, als Lili bald in die Stadt zurückkehrte und Goethe ihr nachzog.

„Ich bin wieder . . . geſtrandet", ſchrieb er Ende Auguſt an ſeinen Freund Merck, „und möchte mir tauſend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel gieng, da ich flott war. Ich paſſe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken: nur möcht' ich wiſſen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beiſtehen wollteſt, nur zum erſten Stoß. — Allenfalls magſt du meinem Vater beim künftigen Congreß klärlich beweiſen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien ſchicken müſſe; das heißt, zu Ende dieſes Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin, auf dieſem Baſſin herum zu gondoliren, und auf die Fröſch- und Spinnenjagd mit großer Freundlichkeit auszuziehen." [2]

Als am 10. September ſein Freund, der reformierte Prediger Ewald, in Offenbach Hochzeit hielt, lieferte er ein begeiſtertes Feſtlied, war mit Lili auf der Hochzeit, ſah Mond und Welt „durch die glühendſten Thränen" der Liebe. Er bekam Luſt, auch Hochzeit zu halten.

„Liebſte Tante", ſchrieb er des folgenden Tags an Johanna Fahlmer, „ich komme von Offenbach! — kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirthſchaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das äuſſere zu innerſt, das innere zu äuſerſt gekehrt. Bitte! Bitte! — Sehen Sie ſich in der Meſſe um, nach was — für Lili!!!! Galanterie Bijouterie,

---

cependant, poussé par la crainte de se lier pour toujours (Dürckheim, Lilli's Bild [2] 15 f). Vgl. K. Jügel, Das Puppenhaus, Frankfurt 1857, 330.

[1] v. Biedermann, Goethes Geſpräche I[2] 55.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 278.

das neueste, eleganteste! — Sie fühlens allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon. Den Gerocks nichts. Ich bitte. Und schreiben Sie Was es kostet!!!!" [1]

Acht Tage nach Ewalds Hochzeit lautet sein Tagebuchbericht an Auguste zu Stolberg: „Offenbach. Sonntags, den 17ten Nachts zehen. — Ist der Tag leidlich und stumpf herumgegangen, da ich aufstund war mirs gut, ich machte eine Scene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädgen davon dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist. Aff in einer Gesellschaft ein Duzzend guter Jungens, so grad wie sie Gott erschaffen hat. Fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder, ich hab die Grille selbst fahren zu lernen. Spielte ein Paar Stunden Pharao und verträumte ein Paar mit guten Menschen. Und nun sizz ich dir gute Nacht zu sagen. Mir wars in all dem wie einer Ratte die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürpft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Essbaare das ihr in Weeg kommt und ihr innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer."

Montag, den 18., nach dieser echt modernen Sonntagsfeier, seufzt er auf: „O Gustgen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuss und Leiden, die Seeligkeit die Menschen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskrafft und überspannten Sinnlichkeit, Himmel auf und Höllen ab getrieben werden." [2]

Nachdem er diesen schönen Wunsch zu Papier gebracht, ging er aber wieder in die Stadt [3] und lief, statt zu arbeiten, Lili nach, traf sie nach Tisch, dann in der Komödie — redete nicht mit ihr, hatte auch nichts mit ihr zu reden, schwärmte umher bis nachts halb zwölf und warf dann noch ein paar Zeilen aufs Papier. Am Dienstagmorgen suchte er sich wieder zu fassen: „Gustgen! ich lasse mich treiben, und halte nur das Steuer dass ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädgen [4] nicht ab — heut früh regt sichs wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen." Obwohl Lili nicht auf den Ball kommt, beschließt er einem andern „Geschöpfe zu lieb" in leichtem Domino hinzugehen, wenn er noch einen kriege, läuft zwischen kleinen Geschäften und Müßiggang nach „Dominos und Lappenwaare", besucht die Komödie, macht abends acht Uhr Toilette zum Ball, bleibt da bis des andern Morgens sechs, tanzt aber bloß zwei Menuetts, um einem Mädchen Gesellschaft zu leisten, das den Husten hatte. Dann schlief er bis mittags ein Uhr, kleidete sich an, machte den Prinzen von Meiningen seine Aufwartung, ging in die Komödie und sagte Lili „sieben Worte" —

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 285.
[2] Ebd. 292 293. [3] Ebd. 294 f 304 f.
[4] Lili.

damit war der Roman aus, obwohl er dann und wann später noch in sentimentaler Weise darauf zurückkam.[1]

Während Goethe allmählich vor dem vereinten Ansturm der beiderseitigen Verwandtschaft zurückgewichen war, hielt Lili bis zum äußersten an ihm fest. Pour faire céder enfin cette ténacité à toute épreuve, erzählt Lilis Tochter, on prépara ma mère peu à peu à une séparation imminente et on lui révèla enfin la liaison antérieure de Goethe avec Fréderique de Sesenheim. Ce fut le coup de grâce porté, je ne dirai pas à son amour, car il survécut même à cette douleur, mais à son courage de résister plus longtemps aux volontés de sa famille[2].

Goethe bildete sich ein, er habe durch die „grose schwere Lection" sehr gewonnen. „Und doch", schreibt er, „wenn ich wieder so fühle, daß mitten in dem Nichts, sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menschen sichrer, fester, weiter wird, und doch mein innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der reinheit der sie selbst ist ausstöst und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold."[3]

---

[1] Nach einer Aufzeichnung H. G. v. Bretschneiders hielt Goethe „endlich förmlich um sie an, die Mutter bat sich Bedenkzeit aus, ließ nach einigen Wochen Goethen zum Essen bitten und deklarierte in einer großen Gesellschaft Goethes Ansuchen mit der Antwort, daß sich die Heirat wegen der Verschiedenheit der Religion nicht wohl schicke. Eine Grobheit, die Goethe freilich sehr übel nehmen mußte, weil sie ihm dieselbe ebensowohl hätte allein sagen können, die Frau sagt aber, sie hätte der Sache auf einmal ein Ende zu machen kein besseres Mittel gewußt und sich bei einer Zusammenkunft tête à tête für seinem Disputieren gefürchtet" (v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 63).

[2] Dürckheim, Lilli's Bild² 16. Son amour-propre a cru devoir jeter une vague incertitude sur le vrai motive de sa séparation d'avec ma mère et tout son récit, comme la longue hésitation à le publier, se ressentent de l'inextricable embarras dans lequel il s'est trouvé placé en ne pas disant toute la vérité (ebd. 17). Für die Zuverlässigkeit der Mitteilungen von Lilis Tochter steht Graf Dürckheim in einem Briefe an Bielschowsky vom 4. April 1881 voll und ganz ein (ebd. 151). — Die Familie Schönemann konnte sehr wohl die näheren Umstände kennen, unter welchen Goethes Bruch mit Friederike erfolgt war, weil eine in Straßburg wohnende Verwandte, Frau Daniel Scheegans, in engem Freundschaftsverhältnis zu Brions stand (G. A. Müller, Urkundliche Forschungen zu Goethes Sesenheimer Idylle und Friederikens Jugendgeschichte, Bühl o. J., 142 f). — Über den früher viel besprochenen Brief der Henriette v. Egloffstein vom 3. Dezember 1830, worin sie berichtet, Lili habe Goethe den „Schöpfer ihrer moralischen Existenz" genannt, vgl. Dürckheim a. a. O. 160; vgl. auch S. 61.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 295.

Täuschung! Noch ein paar Atemzüge zuvor kam er sich als ein „Armer verirrter verlohrner —" vor; und wenn man sein ganzes Treiben überschaut, kann man dieses Urteil wohl nur unterschreiben. Seine Radotage über innere Läuterung aber erinnert unwillkürlich an seine eigenen Worte im „Werther":

„Ich gestehe dir gern, . . . daß diejenigen die Glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen, und mit großem Respect um die Schublade umherschleichen, wo Mama das Zuckerbrot hineingeschlossen hat, und wenn sie das gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: Mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wohl gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben, und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben." [1]

Zwölftes Kapitel.

Titanenpoesie und Prosa.

(1774—1775.)

Shakespeare hatte Goethe auf den richtigen Weg geführt, um das für Deutschland zu werden, was jener für England war, ein großer, wahrhaft nationaler Dichter. Aber der wilde Sturmlauf gegen alle Kunstregeln zerstörte sogar die freiere Form, durch welche „Götz" ein abgerundetes Drama hätte werden können. Die Gewalt der modernen Aufklärung lenkte den Dichter von den lebendigen Springquellen der poetischen Vergangenheit zurück in die Sandwüste prosaischer Gegenwart, und die sentimentalen Liebeshändel, in welchen er nun die Poesie suchte, kränkelten nicht nur seinen „Götz" an: sie machten Goethe im „Werther" zum Patriarchen aller Liebes- und Weltschmerzpoesie und schädigten alle größeren Pläne, mit welchen er sich trug, soweit dieselben nicht schon von dem herrschenden Zeitgeist verdorben waren. Er wagte es nicht, über die Schwelle des Reformationszeitalters zurückzugreifen in das großartige Gebiet deutscher Geschichte. Wo nun die Helden suchen?

In Athen. Da hatte der große Schutzheilige aller uneigennützigen Philosophen und Biedermänner, der Menschenfreund Sokrates, den Giftbecher getrunken; doch der Mann war in der hausbackenen Ausgabe Mendelssohns für Goethe zu prosaisch — er blieb im Tintenfaß stecken.

Also nach Mekka und Medina! Denn auch Mahomet war einer der Lieblinge der Zeit, nicht als Patron oder Vorbild, aber doch als Typus

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIX 15.

der landläufigen Anschauungen, welche die Lehrer des Deismus über den Ursprung der positiven Religionen in Schwang gebracht hatten. Das Christentum wagte man noch nicht als tragischen Volksbetrug auf die Bühne zu bringen; an dem Propheten von Mekka aber ließ sich der ganze Humbug des christlichen Kirchen- und Priestertums, wie die Aufgeklärten ihn sich vorstellten, sehr dramatisch entwickeln — die Läuterung des polytheistischen Gottesbegriffes zu einer reineren, monotheistischen Auffassung, die sofortige Beimischung positiver Religionsformen, welche die geläuterte Naturreligion wieder verderben, der damit gegebene Religionszwang, die Religionsverfolgung — und die Religionstyrannei mit den tragischen Konflikten, welche sie für den Frei- und Edeldenkenden herbeiführt. So hatte Voltaire den Mahomet auf die Bühne gebracht. Jedermann wußte, wen der ehrgeizige, heuchlerische Tyrann eigentlich vorstellen sollte, der, Glück und Gewissen der einzelnen mit Füßen tretend, nach der Weltherrschaft ringt[1].

„Die Welt gehört Tyrannen. Herrsche du!" ruft die sterbende Palmyra[2]. „Ecrasez l'infame!" ist das Echo, welches das wohlberechnete Tendenzstück notwendig im Leser oder Hörer hervorruft. Das Christentum verdiente wirklich den Haß der ganzen Menschheit, wenn es das wäre, als was es Voltaire in seinem Mahomet hinstellt. Es ist bezeichnend, daß der „deutsche" Goethe, noch während er am „Götz" arbeitete, sich an Voltaires Mahomet zu einer Tragödie über denselben Gegenstand inspirierte. Allein Goethe hatte nicht den infernalen Gotteshaß der französischen Apostaten; er hatte nur die flaue Abneigung eines liberalen Protestanten gegen alles positive Dogma und alle religiöse Autorität. In dem Plane, welchen er in „Dichtung und Wahrheit" mitteilt, wird der Charakter Mahomets bedeutend gemildert, indem er seinen welthistorischen Religionsbetrug auf frommen Selbstbetrug und diesen selbst auf ein an sich edles, schönes Streben zurückführt.

Aufschauend zur nächtlichen Pracht des gestirnten Himmels, betet Mahomet, der Beduinenhäuptling, erst alle Sterne als Götter an, dann ausschließlich den Jupiter (Gad) als den schönsten, dann den Mond, dann die aufgehende Sonne, endlich Gott den Einzigen, Ewigen, Unsichtbaren, der Sonne und Mond und Sterne gemacht hat. Friedlich gewinnt er seine Frau und Ali für den neuen, monotheistischen Glauben; indem er ihn jedoch weiter über sein Volk zu verbreiten sucht, wird sein lauteres Bestreben von Leidenschaft, Haß, irdischer Eitelkeit und Herrschsucht verdüstert. Der

---

[1] Votre Majesté, schrieb Voltaire an Friedrich II., sait quel esprit m'animait en composant cet ouvrage: l'amour du genre humain et l'horreur du fanatisme (Œuvres complètes de Voltaire, par Moland XXXV, Paris 1880, 557).

[2] Ebd. IV, Paris 1877, 161.

religiöse Eroberungskampf führt den Propheten in alle Wirrsale irdischer Politik; er stirbt, vergiftet, als Opfer der eigenen Grausamkeit, nachdem er noch Zeit gehabt, seine Lehre zur ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Eine schon weit poetischere Auffassung als diejenige Voltaires! Ganz abweichend von diesem suchte Goethe den Mahomet im Naturleben morgenländischer Beduinenstämme auf, rang nach konkreter, historischer Gestaltung, übersetzte Stellen aus dem lateinischen Koran des Maracci, warf einige Strophen zu Papier, die in einfacher Erhabenheit und Wahrheit mehr den Geist der Bibel als den des Koran atmen. Aber nachdem der betende Mahomet zu einem aufrichtigen Gottesverehrer, zu einem edeln, monotheistischen Propheten geworden, stimmte die von Voltaire herübergenommene Verwicklung nicht mehr; an ihrem inneren Widerspruch versiegte die gestaltende Kraft und die nach dem Schönen ringende Begeisterung. Außer ein paar Fragmenten, welche ahnen lassen, welchen Zauber der Poesie Goethe aus einer ernsten und tiefen Würdigung der religiösen Wahrheit hätte schöpfen können, kam nichts zu stande.

Auch ein anderes Steckenpferd Voltaires versuchte der reichbegabte Dichter statt des Pegasus zu besteigen: Cäsar und Brutus! Doch altrömisches Metall lag bei aller Vielseitigkeit nicht in seinem unter Frauen gebildeten weichen, mehr hellenischen Geiste. Es besser zu machen als Shakespeare, war schwer. Nach einigen poetischen Träumen verzog sich das rächende Schattenbild von Philippi vor Lottens Silhouette. Die Idee aber hat Goethe noch lange verfolgt. Er erinnere sich, berichtet Wieland zum Jahre 1777, „wie sie eines Tages davon gesprochen, welch herrliches Stück Cäsar geben könne. Goethe habe sofort angefangen, die Personen zu charakterisiren und eine Szene des Stücks nach der andern vom Anfange bis zu Ende des Dramas vorzutragen“ [1]. Doch dabei blieb es. Von Cäsar liegt nicht einmal ein bedeutendes Fragment vor [2].

Eines zeigen aber diese Pläne und Versuche: der junge Dichter wollte das Größte und Gewaltigste auf Erden und im Himmel für seine Dramen erobern. Als die irdischen Themata versagten, versuchte er den Aufstieg in den Himmel — nicht in den christlichen: der war ihm durch Klopstock und die Seraphischen verleidet, sondern Voltaire nach in den griechischen Olymp, um die Titanen herabzuholen.

Prometheus — eine der erhabensten Sagen des klassischen Altertums, Keime der ältesten menschlichen Überlieferungen in sich bergend, ein großartiger Ausdruck für die unausfüllbare Kluft zwischen Geschöpf und Schöpfer,

---

[1] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 84.

[2] Vgl. Br. Wagener, Shakespeares Einfluß auf Goethe in Leben und Dichtung, 1. XI, 16—27.

für die Vermessenheit menschlicher Rebellion wider die Gottheit, für das Walten ewiger Gerechtigkeit, für die Möglichkeit und Ahnung einer stellvertretenden Sühne. Hesiod hatte die Mythe in gewaltigen Zügen ausgeführt, Äschylos sie zum majestätischen furchtbaren Drama gestaltet. Von der christlichen Offenbarung beleuchtet, bot sie dem Dichter Grundlinien der ergreifendsten tiefsten Tragik, Stoff zu einem neuen Weltgedicht. Doch Voltaire hatte den grandiosen Stoff schon für das 18., für sein Jahrhundert zubereitet, die ewige Gerechtigkeit und die unantastbare Majestät der Gottheit ausgeschaltet, Zeus zum eifersüchtigen Liebhaber und Tyrannen, Prometheus zum mißhandelten Künstler, Pandora zur göttlichen Ballettänzerin gemacht und den ganzen Götter- und Titanenkampf karnevalistisch im palais d'amour beschlossen. Da spotten die beiden aller göttlichen Strafgerichte und singen vergnügt zusammen:

Le ciel en vain sur nous rassemble
Les maux, la crainte et l'horreur de mourir.
Nous souffrirons ensemble
Et ce n'est point souffrir[1].

Das stimmte zwar zu Goethes Religion; aber für die Dichtung war es ihm doch etwas zu sehr à la mode. Um so mehr sagte ihm das andere Element zu, das Voltaire als Handlanger des Zeitgeistes in der antiken Sage hervorgekehrt: der Stolz, die Selbstgenügsamkeit, der Gotteshaß, die Rebellion der Titanen:

O Jupiter! o fureurs inhumaines!
Éternel persécuteur
De l'infortuné créateur,
Tu sentiras toutes mes peines.
Je braverai ton pouvoir:
Ta foudre épouvantable
Sera moins redoutable
Que mon amour au désespoir[2].

Dieses Rodomontieren des künstlerischen Genius war all den Helden der Genieperiode sympathisch. Jede göttliche und menschliche Autorität forderten sie zum Kampfe heraus. Sie waren Genies, niemand zur Rechenschaft verpflichtet, die Herolde der Natur, die durch sie nach langem Zwange wieder zum Rechte kommen sollte. Dieser Ton klang voll im Herzen Goethes an. Den Reim und alle Schwächen des französischen Deklamators von sich werfend, gab er ihn mächtig wieder, in kräftigem, an antikem Muster gebildeten Deutsch, in der gewaltigsten Sprache, die er bis jetzt geredet. Voltaires grinsendes

[1] Œuvres complètes de Voltaire, par Moland III, Paris 1877, 660.
[2] Ebd. 583.

entêtement wird bei Goethe gigantischer Trotz; Voltaire ist ein rebellischer Tanzmeister, Goethe ein leibhaftiger Titane. Aber der Geist, in dem die wenigen glühenden Szenen hingeworfen, ist im Wesen der Voltaires; es sind nur Variationen über dasselbe Thema, der Absagebrief des Genius an Gott:

„Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunst,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Disteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?“ [1]

Minerva sollte nun eine Vermittlung einleiten; aber Minerva blieb aus. Nachdem Goethe seinem Titanengrimm Luft gemacht, war die poetische Begeisterung verraucht; für das ewige göttliche Recht, für die Gottheit fühlte er keine. Das Stück blieb Torso.

„Der Prometheus“, schreibt Goethe an Thomas Johann Seebeck noch am 30. Dezember 1819, „nimmt sich wunderlich genug aus; ich getraute mir kaum ihn drucken zu lassen, so modern-sansculottisch sind seine Gesinnungen; wie wunderlich dieß alles seit so viel Jahren in den Geistern hin- und widerwogt!“ [2]

Aus dem Chor der himmelstürmenden Titanen stieg Goethe wieder auf die Erde nieder und stieß auf der Suche nach poetischen Stoffen auf den Ewigen Juden. Abermals ein tüchtiger Sagenstoff mit bedeutsamem religiösem Hintergrunde. Er wurzelte in alter, volkstümlicher Legende, er bot der schöpferischen Phantasie freien Spielraum, sei es zu einem epischen, sei es zu einem dramatischen Gedicht; es eröffnete sich von selbst der Ausblick in die gewaltigsten Fragen, welche von jeher den Menschengeist bewegten. Doch

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 76 f.

[2] Ebd. 4. Abt. XXXII 134. — Vgl. auch „Aus den Studien und Skizzen G. Mevissens zur neueren Literatur: 2. Goethes Prometheus (Pandora)“ (J. Hansen, Gustav von Mevissen [2 Bde] II, Berlin 1906, 13—28).

Goethe fehlte vollkommen jener tiefe christliche Glaube, welcher der merkwürdigen Legende zu Grunde lag. Der Christus, dessen Werk er am Faden derselben zu schildern gedachte, war nicht der Gottessohn, den Propheten und Evangelisten bezeugen, sondern der menschenfreundlich-revolutionäre Menschensohn, den sich die Deisten des 18. Jahrhunderts zurechtgedichtet.

Goethe versuchte zwar nach dem in „Dichtung und Wahrheit" mitgeteilten Plan[1], sich in die christliche Auffassung hineinzudenken und Christus in Ahasver eine zwar derb volkstümliche, aber die Passionsgeschichte nicht ins Lächerliche ziehende Persönlichkeit gegenüberzustellen, eine Verkörperung des rein natürlichen, sinnlichen Geistes, der nichts von dem großen Werke Gottes versteht, Christus von seinem apostolischen Leben abmahnt, in seinen Leiden nur eine verdiente Strafe für sein revolutionäres Gebaren sieht und ihn auf dem Wege zur Schädelstätte darum mit Vorwürfen überhäuft.

Christus „antwortet ihm nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt, und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart Leidenden, sondern eines herrlich Verklärten, und himmlisches Leben Ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung wendet er die Augen weg, und vernimmt die Worte: du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst. Der Betroffene kommt erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung."[2]

Ein herrlicher Zug, welcher andeutet, welche Fülle von Poesie der Geist Goethes dem Stoffe hätte abgewinnen können, wenn er wirklich an die Gottheit des Gekreuzigten geglaubt hätte. Als er jedoch an die Ausführung schritt, kam weiter nichts als eine Reihe burschikoser Knittelverse zustande, die an Zotenhaftigkeit seine ungewaschensten Farcen noch hinter sich zurücklassen. Als Probe nur der Anfang jener Szene, in welcher Gott Vater den ewigen Sohn herbeiruft, um ihn ein zweites Mal auf die Erde zu senden:

„Der Vater saß auf seinem Trohn,
Da rief er seinem lieben Sohn,
Musst zwey biss drey mal schreien.
Da kam der Sohn ganz überquer
Gestolpert über Sterne her
Und fragt was zu Befehlen.
Der Vater fragt ihn wo er stickt —
‚Ich war im Stern, der dorten blickt,
Und half dort einem Weibe
. . . . . .'

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 306 ff. [2] Ebd. 309 f.

Der Vater war ganz aufgebracht
Und sprach: ‚das hast du dumm gemacht,
Sieh einmal auf die Erde.‘
‚Es ist wohl schön und alles gut,
Du hast ein Menschenfreundlich Blut
Und hilfst Bedrängten gerne.‘“

Zu solcher Kneipenpoesie stieg das größte Genie der Genieperiode herunter, als Goethe versuchte, die merkwürdige, tiefsinnige mittelalterliche Legende im wilden Phantasierausch einer schlaflosen Nacht, wie er Jahrzehnte später sagte, „episch zu behandeln“. Im Eingang des Gedichtes selbst gesteht er:

„Um Mitternacht wohl fang ich an,
Spring aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Busen seelevoller,
Zu singen den gereisten Mann,
Der Wunder ohne Zahl gesehn,
Die trutz der Lästrer Kinderspotte
In unserm unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in Einem Punckt geschehn.
Und hab ich gleich die Gabe nicht
Von wohlgeschliffnen leichten Reimen;
So darf ich doch mich nicht versäumen
Denn es ist Drang und so ist's Pflicht.
Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne,
Den ich von Herzen Bruder nenne,
Willst gern vom Fleck und bist so faul,
Nimmst wohl auch einen Ludergaul,
Und ich, mir fehlt zur Nacht der Kiel,
Ergreiff wohl einen Besenstiel.
Drum hör' es denn, wenn dir's beliebt,
So kauderwelsch wie mir der Geist es giebt.“ [1]

Zum Glück für seinen Namen hielt der tolle Phantasierausch nicht an. Das elende Machwerk ist, wie der ursprüngliche Plan, ein bloßes Bruchstück geblieben [2].

So scheiterten die reichsten, gestaltungsfähigsten Stoffe an der religiösen Zerfahrenheit und der sittlichen Grundsatzlosigkeit des hochbegabten Dichters.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVIII 58 55.

[2] Vgl. J. Minor, Goethes Fragmente vom ewigen Juden und vom wiederkehrenden Heiland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Fragen in der Zeit Goethes, Stuttgart und Berlin 1904. Der Verfasser ist in solcher Ekstase, daß er über die Erdenfahrt des Heilandes S. 100 sagt: „Dieses Fragment, und was gleich darauf folgt, hat in der Weltliteratur nicht seinesgleichen. Dante, Milton und Klopstock, aber auch der zweite Teil des Faust haben ihm keine Stelle von gleich religiöser Gewalt an die Seite zu setzen. Das Rätsel der Menschwerdung des Gottessohnes, vor dem die Bibel geheimnisvoll stillsteht, scheint der junge Dichter spielend vor unsern Augen zu lösen.“ Hier ist ein Kommentar wirklich überflüssig!

Immer und immer wieder leitete ihn sein poetischer Genius auf Religion und Christentum als die unerschöpflichen Quellen wahrer Poesie; immer und immer wieder rissen ihn der schale Zeitgeist und seine eigene Irreligiosität zurück und zerstörten seine Pläne, so daß nichts Ganzes herauskam — nur Träume und Bruchstücke. Diesem Lose entging auch nicht der einzige Stoff, den er unter den Projekten dieser aufgeregten Zeit festhielt — der „Faust".

Gleich der Prometheussage reichte auch die Faustsage in die tiefsten Tiefen des menschlichen Geisteslebens hinein; sie war, obwohl in den Volksbüchern und im Puppentheater drollig, fastnachtsmäßig zugestutzt, doch in ihrem Kern ein Zeuge für den religiösen Ernst des deutschen Volkes. Sie zeichnete denselben titanischen Menschenstolz, den die griechische Sage im Prometheus verkörpert hatte, nur von einer andern Seite — nicht als den Stolz des schöpferischen, erfindenden Menschengeistes, sondern als jenen Wissensstolz der Menschheit, welcher Natur und Gottheit begreifen, durch Wissen Gott gleich sein will. Das war die große Versuchung, die schon im Paradies an den Menschen herangetreten: Eritis sicut dii, scientes bonum et malum. Sie wiederholte sich in der Geschichte aller Apostasien und Häresien. Der gesunde christlich-deutsche Volksgeist durchschaute sie schnell, als im Zeitalter der Renaissance und der Reformation jener dämonische Trieb, mehr zu wissen als Gott dem Menschen bestimmt hat, in häretischem Treiben, revolutionären Philosophien, magischen Künsten, Unglauben und Aberglauben unheimlich zu Tage trat. Anschließend an frühere Legenden, verkörperte er das gegen Gott rebellierende Genie in Doktor Faustus, der, von allem menschlichen Wissen unbefriedigt, sich dem Teufel verschreibt, durch magische Kunst zu allen Genüssen des Lebens gelangt und endlich nach dem Saus und Braus der tollen Weltfahrt vom Teufel geholt wird.

Goethe kannte die Sage schon von Kindheit her aus den Volksbüchern; sie verschmolz mit seinen gemütlichsten Jugenderinnerungen. In Straßburg, in Wetzlar beschäftigte er sich wieder damit, suchte sie dramatisch zu gestalten, besprach sich mit seinen Freunden darüber. Den ersten Monolog des Faust im Puppentheater hatte er selbst durchlebt, der Schulweisheit aller vier Fakultäten aufgekündigt. Wie Faust hatte er sich dem Aberglauben, der Magie und Alchimie zugewandt, mit dem Windöfelein der Klettenberg den succum silicis bereitet. Wie Faust fühlte er seinen stolzen Wissensdrang von nichts befriedigt, dichtete, sprach, träumte beständig von der „Natur", wollte ihr Geheimnis ergründen, war „mit aller Wollust und aller Pein des Titanismus tief vertraut" [1]. Das Selbsterlebte gestaltete sich in seiner

[1] Erich Schmidt, Zur Vorgeschichte des Goethe'schen Faust, in Goethe-Jahrbuch II 86. „Hätte er nur jene Macht des natürlichen Lebens, die über ihn kam, erfahren", führt W. Gwinner (Goethes Faustidee nach der ursprünglichen Con-

Phantasie ohne Mühe zu ein paar Szenen voll lebendiger Kraft und hoher Formschönheit. Den verschwommenen Pantheismus, mit dem er sich bis jetzt das Rätsel der Natur beantwortet hatte, verkörperte er in dem phantastischen Erdgeist, den der wissensdurstige Faust zuerst beschwört:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewges Meer,
Ein wechselnd Leben!
So schaff ich am sausenden Webstul der Zeit
Und würcke der Gottheit lebendiges Kleid." [1]

Ironisch setzte er diesem, ihm allerdings selbst noch ungenügenden Resultat seiner Geisterbeschwörung die pedantische Beschränktheit des landläufigen Schulwissens entgegen, das in Wagner seinen Vertreter erhält und von Faust mit den Worten gegeißelt wird:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immer fort an schaalem Zeuge klebt,
Mit gierger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist wenn er Regenwürmer findet!" [2]

Doch hier stockte das erste Fragment. Faust kam nicht zum Pakt mit dem Teufel. Was ist auch ein pantheistischer Teufel? Was ist die ganze Faustsage im pantheistischen Sinne gedacht? Wenn Gott in der Natur aufgeht, wo ist dann ein Platz für die Hölle? Und wenn es keine Hölle gibt, was ist dann der Teufel? Und welchen Sinn hat es dann, wenn Faust sich ihm für die Ewigkeit verschreibt, um hienieden im höchsten Genuß zu schwelgen?

Ohne sich selbst mit diesen Fragen abzufinden, nahm Goethe in einem andern Fragment den Mephistopheles der Volkssage in seine Dichtung hinüber, hielt in seiner Person über die Schulgelehrsamkeit seiner Zeit satirisches Gericht und leitete durch ihn — ohne diabolischen Pakt — das bedeutendste der Fragmente ein: die sog. Gretchentragödie [3]. Anstatt Faust durch Hin-

---

ception, Frankfurt 1892, 413) aus, „so wäre es nicht zu dieser ganz besonderen Conception gekommen; nein, die Hauptsache war, daß ihn zugleich die Ahndung der unvergleichlichen Gefahr des in dieses Naturleben gestellten Geisteslebens überkam; denn eben der aus dieser Hochgefahr erwachsende tragische Conflikt war es, der seinem Genius, als einem blinden Seher, vorschwebte, da er seinen Faust concipirte."

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIX 224 f. [2] Ebd. 228.

[3] Es ist hier nicht die Rede von dem ganzen Faust, wie er jetzt vorliegt, sondern von den Fragmenten, die vermutlich Goethe 1775 nach Weimar mitgebracht hat und dort vorzulesen pflegte. Vgl. Erich Schmidt, Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift herausgegeben, 4. Abdruck, Weimar 1899. Die

gebung an dämonische Macht zum Genuß aller Schätze und Herrlichkeiten der Welt gelangen zu lassen, teilt er ihm bloß die Rolle eines genußsüchtigen Verführers zu, welcher, des unbefriedigten Strebens und Ringens nach Wahrheit überdrüssig, seine Befriedigung in tollem, wildem Lebensgenusse sucht. Mephistopheles steht ihm dabei als willkommener Begleiter und Helfer zur Seite, mahnt aber den stürmischen Lebemenschen zur Vorsicht:

„Jezt ohne Schimpf und ohne Spas!
Ich sag euch, mit dem schönen Kind
Geht ein vor allemal nicht geschwind.
Mit Sturm ist da nichts einzunehmen,
Wir müssen uns zur List bequemen." [1]

Sobald Goethe aus dem philosophischen, dunkeln Hintergrunde der Sage heraus zu der konkreten, höchst einfachen Liebesgeschichte gelangt war, sprudelte die Ader wieder. Das Bild der Verführung — von dem ersten lockenden Wort

---

Handschrift wurde von demselben 1887 im Besitze der Erben der weimarischen Hofdame aufgefunden, während das Urmanuskript, welches Goethe nach Italien begleitete, wahrscheinlich um 1816 vom Dichter vernichtet worden ist. Der sog. „Urfaust" ist abgedruckt in der WA 1. Abt. XXXIX 217—319. — Vgl. Kuno Fischer, Goethes Faust (4 Bde, 4. Aufl. Heidelberg 1902—1904) II 53—66. — O. Pniower, Goethes Faust. Zeugnisse und Excurse zu seiner Entstehungsgeschichte, Berlin 1899, 1—22. — H. Baumgart, Goethes Faust als einheitliche Dichtung (2 Bde, Königsberg 1902—1903) I 82—113. — R. M. Meyer, Goethe[3], Berlin 1905, 510 ff. — Calvin Thomas, Goethe's Faust (2 Bde, Heath's Modern Language Series) I, Boston 1899, XXXIX—XLIV. — Vgl. auch J. Collin, Goethe's Faust in seiner ältesten Gestalt. Untersuchungen, Frankfurt 1896. — E. Engel (Goethe. Der Mann und das Werk 179) meint: „Der Titel Urfaust mag gelten, jedoch mit den Einschränkungen: wir wissen nicht genau, aus welcher Zeit die Abschrift stammt; wissen ebenso wenig, ob dieser abschriftliche Urfaust alles enthält, was Goethe in ganz oder halb fertiger Form nach Weimar mitnahm. Es mag manches darin sein, was erst in Weimar entstand; vieles mag fehlen, was Goethe schon angelegt oder fertig nach Weimar brachte oder später in Weimar vollendete, jedoch der Abschreiberin nicht mitzuteilen beliebte. Fraglich ist ferner, ob die Abschrift der Göchhausen genau der von Goethe beabsichtigten Reihenfolge der Auftritte entsprach." — Erich Schmidt zählt (a. a. O. XXXVIII—LIV) die 21 Szenen auf, die der Urfaust enthält, „theils in völlig abweichender Fassung, theils durch eine Menge kleiner Varianten oder nur durch ein paar Einzelheiten von dem Bekannten unterschieden", darunter die Hauptstücke: der dreiteilige Eingang: Fausts erster Monolog — die Szene mit dem Erdgeist — das Gespräch mit dem Famulus, die Schülerszene, Auerbachs Keller, die Gretchentragödie bis einschließlich der Kerkerszene. — Die Prosaform der letzteren „mußte in dem vollendeten ersten Teil des Faust von 1808 dem Verse weichen, der dann allerdings durch seine höchst gesteigerte Natürlichkeit sich selbst beinah vergessen macht", sagt treffend Engel a. a. O. 180. „Dem mittlerweile an das stilisirende Abtönen gewöhnten Weimarer Stilklassiker erschien die atemlose Prosa jenes Auftrittes im Urfaust als übertragisch, als völlig zermalmend."

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIX 254.

bis zu dem ergreifenden Moment, wo die Verführte bei den gewaltigen Klängen des Dies irae verzweifelnd unter dem Schuldbewußtsein ihres Doppelmordes zusammenbricht — diese ganze Tragödie der Sünde ist mit einer psychologischen Wahrheit und Meisterschaft, einem Reichtum zugleich der Darstellung und einer klassischen Einfachheit ausgeführt, wie sie bis dahin wohl noch kein Dichter gestaltet hatte. Sie ist, wenn auch ihres Inhaltes wegen keine Lektüre für jedermann, der Form nach eine der vollendetsten Leistungen Goethes, ein Meisterwerk. Und doch, trotz der gewaltigen Schöpferkraft, die er verrät, blieb auch dieser Teil des Faust ein Fragment, sei es, daß Goethes verschwommene Weltanschauung ihn hinderte, die Sage poetisch weiterzugestalten, oder daß die Zerfahrenheit und Zerstreuung seines äußeren Lebens ihm die nötige Sammlung des Geistes entzog und seine Kraft in kleinlicher Liebeständelei erschlaffte. Noch wahrscheinlicher ist, daß alle diese Ursachen sich vereinigten, um den Fortschritt der Dichtung zu hemmen.

Daß es bloß vorübergehend an günstiger Stimmung fehlte, ist kaum anzunehmen, da Goethe selbst später diese Zeit als die produktivste seines ganzen Lebens bezeichnet hat: „Indem ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein productives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wenn ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Theil eines schon Vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles zur frühsten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig.“ [1]

Noch aus den ersten Weimarer Jahren, unterm Jahr 1777, erzählt Wieland, „es sei wahrhaft bewunderungswürdig gewesen, wie Goethes Genie sich damals bei jeder Gelegenheit offenbart habe. Er habe nicht nur die schönsten Gedichte, sondern ganze Dramen improvisirt“. „Wenn man die Stücke, die er so improvisirt, hätte aufschreiben können, würde die Welt einige erhalten haben, die noch bewunderungswürdiger wären, als seine bekannten.“ [2]

Dieser Fülle von jugendlicher Kraft und Frische unerachtet, gelangte der Faust nicht zum Abschluß; er blieb liegen, im ganzen 20 Jahre lang, zwei Szenen abgerechnet, welche in Italien hinzutraten, die „Hexenküche“ und die Szene in „Wald und Höhle“. Vielleicht wären die Bruchstücke Bruchstücke geblieben, wenn Schiller den Dichter nicht dazu angeregt hätte, sie künstlich zu verbinden und zum poetischen Ganzen zu gestalten. Der Titanengeist brachte auch jetzt

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXVIII 311.

[2] v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 84.

einen so gewaltigen Stoff wie den Faust nicht über einige Fragmente hinaus, allerdings großartige Fragmente, welche ahnen lassen, was aus dem gigantischen Sagenstoff hätte werden können, wenn Goethe seine Kraft zusammengehalten und die Faustsage mit der ganzen Poesiefülle seiner jungen Jahre in jenem echt deutschen und christlichen Sinne weitergestaltet hätte, aus dem sie hervorging.

Die kleineren Arbeiten, an welche er seine Kraft verschwendete, bieten wenig Ersatz. Die Knittelverse, welche er an einem heitern Abend in Peter Reyniers Stammbuch schrieb, würden einen Dichter ersten Ranges nicht verraten, fast ebensowenig die Liebeslieder[1], die er Lili-Belinde widmete, und die Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella", die er um diese Zeit niederschrieb. So anmutig auch die singbaren Verslein klingen mögen, sie gehen nirgends über den Gesichtskreis einer jungen Weltdame hinaus und gipfeln in dem echten Ballett-Tutti:

„Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieser Erde Glück zu finden,
Müsset ihr zu Paaren sein." [2]

Mehr Aufsehen im weiteren Publikum machte „Stella, ein Schauspiel für Liebende", nicht als ob dieses Stück den Erwartungen entsprochen hätte, die man von dem Dichter des „Götz" und „Werther" hegte. „Mir ist sie", schrieb Freund Merck darüber, „nichts als Anlage von Situationen und gelungenen Situationen, wenigstens auf den Theaterbrettern, wo man durch den Schimmer des Détail nicht Zeit hat wahrzunehmen, daß das Grün des Hains Wasserfarbe und das Sonnenlicht Talg ist." [3] Aber das Neue und Pikante war, daß Goethe in diesen „gelungenen" Theatercoups zur Abwechslung nicht eine Doppelliebschaft, sondern geradezu eine Doppelheirat, eine wirkliche Bigamie auf die Bühne brachte, und zwar mit der begeisterten glühenden Sprache, welche die Genieperiode charakterisiert, mit einer Liebe und Überschwenglichkeit der Darstellung, welche das innigste Wohlgefallen an dieser neuen glücklichen Idee verrät.

Man pflegt das Stück gewöhnlich mit der Geschichte des Grafen von Gleichen und seiner zwei Frauen in Verbindung zu bringen und damit zu entschuldigen. Während jedoch in dieser Fabel die Doppelehe wenigstens

---

[1] Das wertvollste unter den Gedichten dieser Zeit ist der „Klaggesang von den edlen Frauen der Asan Aga", welchen er einer französischen Bearbeitung der „Reisen des Abbate Giov. Batt. Fortis in Dalmazien" entlehnte.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XI 329.

[3] K. Wolff, J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel. In Auswahl herausgegeben II 69.

durch die äußeren Umstände eine Art von Milderung und Entschuldigung erfährt, motiviert sie Goethe lediglich in jener leichtfertigen Unbeständigkeit und nie befriedigten Sinnlichkeit, mit welcher er selbst gleichzeitig mehrere Liebesverhältnisse unterhielt, mit dem „Grundsatz" der freien Liebe.

Fernando verläßt seine Frau Cäcilie und ihre gemeinschaftliche Tochter bloß aus dem Grunde, weil sie ihm zu sanft und still ist. Er flieht vor ihr wie ein Feigling, heimlich, schlechten Gewissens, ohne auch nur einen Vorwand zu suchen. Er heiratet die leidenschaftlichere Stella, weil sie seiner eigenen Leidenschaftlichkeit mehr zusagt. Cäcilie sucht den ungetreuen Gatten wieder auf. Ihre Treue und Stellas Reize rufen nun erst recht den Konflikt hervor, dem er durch schnöde Flucht entgehen wollte. Er schwankt eine Weile erbärmlich zwischen den beiden — wie der Esel des Buridan zwischen den zwei Heubündeln — und entschließt sich endlich, mit Cäcilie zu entfliehen. Da erbarmt sich diese Stellas und bietet ihr an, sich mit ihr in Fernandos Besitz zu teilen. Indem er beide umarmt, unter dem seligen Ausruf: „Mein, mein!" fällt der Vorhang.

„Ich hätte mir einen ganz andern Ausgang vorgestellt", bemerkte treffend der nüchterne Nicolai, der hier abermals die praktischen Folgerungen der Freigeisterei nicht ertragen konnte und scheu davor zurückwich, „nämlich, daß die beiden Weiber den Schurken Fernando, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, Beide würden verabschiedet haben. Beim Grafen von Gleichen war die Sache ganz anders motivirt. Doch ob ich gleich verliebt gewesen bin und noch sein kann, so mag vielleicht ein Liebender ein ganz anderes Ding und das Schauspiel nicht für mich geschrieben sein." [1]

In der Tat hatte Goethe auf diesem schlüpfrigen Gebiete umfassendere Studien angestellt als Nicolai, Lessing und deren Freunde, und wenn er gerade um diese Zeit von seinen Arbeiten sagt, sie seien „immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden" seines Lebens, so ist nicht zu zweifeln, daß ihm auch dies Stück recht von Herzen gekommen, obgleich, ohne tatsächlichen Anhalt, versichert wird, er habe dabei mehr aus Lebenserfahrungen Fritz Jacobis als aus eigenen geschöpft.

„Mit der Annahme, daß Goethe ein wirkliches oder mögliches Verhältniß nur objectiv habe hinstellen wollen und der Sittlichkeit der Zuschauer das Urtheil darüber selbst überlassen"; so erklärt auch der für Goethe sonst so begeisterte Goedeke, „reicht man hier nicht aus; weder die psychologische Motivirung berechtigt zu dieser Voraussetzung, noch die eigentliche Bedeutung der Lösung im Stück." [2]

[1] Wagner, Briefe an Merck (1835) 79 f.

[2] K. Goedeke, Goethes Leben und Schriften², Stuttgart 1877, 118. — A. Metz, (Goethe's „Stella". Eine zusammenhängende Studie, in Preußische Jahr-

Während er in seinen Briefen von Kindesunschuld, reiner Liebe und stets fortschreitender sittlicher Läuterung redete, sank der Titane wirklich so weit herab, bei einem so zweideutigen Vorwurf wie „Stella" mit dem größten Wohlgefallen zu verweilen, ihn mit leidenschaftlicher Begeisterung auszuführen, ihn zur Lektüre sogar jugendlichen Leserinnen zu empfehlen, wie seine Dichtungen denn überhaupt zu großem Teil auf die Schwächen und Neigungen des weiblichen Publikums berechnet waren. Nicht nur in der „Stella", sondern auch in seinen andern Dichtungen trat er dem sittlichen Zartgefühl bald mit unziemlichen Andeutungen, Worten, Scherzen, bald mit Ausführung verfänglicher Situationen und Vorstellungen entgegen — er rüttelte nicht bloß etwa an den hergebrachten Schranken des geselligen Anstandes, sondern ebensosehr an denjenigen des sittlichen Schamgefühls und scheute sich nicht, das Studium des Nackten mit Wohlbehagen zu pflegen und dem Publikum als ein neues, wichtiges Element fortgeschrittener Bildung zu empfehlen. Das Hohelied, das er um diese Zeit übersetzte, erschien seinem von Leidenschaft berauschten Blick als die „herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat". Wie Luther einst so weit kam, das sinnliche Gelüste zu einer unbezähmbaren Naturkraft zu erklären, so verschmolz Goethe es mit seinen verworrenen Ideen von Genie, Natur, Freiheit, Liebe zu einer Art Götzenbild, dessen Kult kein Sterblicher sich zu entziehen vermag, dessen geborener Priester der Dichter, dessen Verherrlichung die höchste Poesie ist.

Er sank — das ist vollkommen wahr — nie so tief herab, alles Ideale, gleich Voltaire, im Schmutze niedriger Leidenschaft zu begraben; aber indem er die sündhafte Liebe poetisch zu verklären und ins Reich des Idealen zu erheben suchte, hat er vielleicht nicht weniger verderblich gewirkt. Auch ihn traf bis zu einem gewissen Grade das Los der prometheischen Geister, von denen der Apostel gesagt hat: Gottes „Unschaubares wird, von der Weltschöpfung aus, durch das, was geschaffen worden, geistig wahrgenommen angeschaut, nämlich seine ewige Macht und Göttlichkeit, so daß sie unentschuldigt sind; weil, nachdem sie Gott erkannt hatten, sie ihn nicht als Gott verherrlicht oder ihm Dank gesagt haben, sondern sie wurden nichtig in ihren Gedanken und finster geworden ist ihr unverständig Herz; indes sie sagten, sie seien Weise, sind sie Toren geworden. . . . Deshalb gab sie Gott in den Gelüsten ihres Herzens dahin in Unlauterkeit." [1] Die menschliche Natur erwies sich auch an

---

bücher CXXVI 52—71) nennt (S. 53) die Lösung eine „geradezu als unsittlich" empfundene und bemerkt dazu: „Dies Gefühl ist um so lebhafter, da sie uns zwischen unsere eigenen Zustände aufgedrängt, also anscheinend als vorbildliche Lösung für ähnliche wirkliche Fälle empfohlen wird."

[1] Röm 1, 20—24 (Übersetzung Reischl).

ihrem glühendsten Anbeter und begeistertsten Propheten als eine — gefallene, die eines höheren Vermittlers bedarf, um ihr hehres, göttliches Ziel zu erreichen.

Wenig verschlägt die Entschuldigung, die Viehoff in Bezug auf „Stella" vorbringt: „Durch jene ganze Zeit ging ein Geist der Opposition gegen jede Schranke, welche die individuellen menschlichen Gefühle einengte, und so konnte auch die Monogamie nicht unangefochten bleiben." [1] Denn es handelte sich hier um Gefühle, die das Naturgesetz selbst, eingegraben in das Menschenherz, mit unauslöschlicher Sanktion verurteilt. Sogar der in sittlichen Dingen nicht eben sehr ernste Merck vermochte der Moral, die in „Stella" vorgetragen wurde, keine Billigung abzugewinnen und bezeichnete sehr richtig den Leserkreis, in welchem das Stück am verderblichsten wirken mußte: „die jungen Frauenzimmer", die „immer auf alles Uebersponnte so erpicht" sind [2].

Das Stück blieb übrigens nicht Lesedrama. In der Stadt, welche Goethe scherzend „Sodom" nennt, wurde es ein beliebtes Bühnenstück. „Wenn Göthe noch in loco ist", schrieb der Leutnant v. Warnsdorff in Potsdam am 28. Februar 1776 an Knebel [3], „so bitte ich ihm meine Empfehlung zu machen und ihm nebst meiner Ergebenheit zu versichern, daß sein zärtliches Drama Stella unaufhörlich in Berlin gespielt und bewundert wird, was auch der Hamburger Mann ohne Kopf [4] darüber schreiben mag; der Orang-

[1] Viehoff, Goethe's Leben II[5] 120.

[2] K. Wolff, J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel II 75.

[3] H. Düntzer, Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß (2 Bde) I, Nürnberg 1858, 55. Das Entzücken der Berliner teilte übrigens auch Herder: „Göthe schwimmt auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit! Welch ein paradiesisch Stück seine Stella! Das Beste was er schrieb. Der Knote ist nicht auszuhalten, und wie gnüglich endet er Alles, daß sich die Engel Gottes freuen" (E. Bodmann, Johann Georg Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben, Hannover 1878, 335 f). Welch ein Urteil des Oberhofpredigers über ein Stück, das die Bigamie verherrlicht! — Bodmer in Zürich dagegen charakterisierte diese „paradiesische" Poesie in folgenden Worten: „Zwei Weiber reißen sein Herz von zwo Seiten zu sich, mit gleicher Gewalt, daß es brechen mögte. Alle drey Bigames stehn im Begriffe, die Stärke der Göthischen Seele durch Erstechen, Erschießen, Ersäufen zu bekräftigen; denn Göthens Lehrgebäude vermeint, wenn Anstrengung Stärke ist, warum nicht auch Überspannung. Zum Glück besinnt man sich anders, Fernandos Herz ist für beide Damen genugsam, beide Damen finden es überfließend für jede von ihnen. Und so gehn sie zusammen ..." (Brief an Sulzer, 22. März 1776, in Goethe-Jahrbuch V 200 f). — Der derbe Johann Heinrich Voß aber schreibt kurzerhand an seine Erneſtine (21. März 1776): „Der Held des Stückes, dem Goethe NB. einen guten Charakter zuschreibt, ist der infamste Schurke, der sich denken läßt" (Aus ungedruckten Briefen von J. H. Voß. Mitgeteilt von H. Bräuning-Oktavio, in Frankfurter Zeitung 1910, Nr 264, 1. Morgenblatt).

[4] Das Blatt „Altonaer Postreuter".

Utang in Berlin (Nicolai) hat nicht wieder gemuckst, seitdem er in der Thiergesellschaft paradirt hat." So behandelte die Kultur der Aufklärung ihre eigenen Stammväter, wenn sie den Fortschritt nicht konsequent bis zur Bigamie und darüber hinaus mitmachen wollten. Trotz des Entzückens aber, welches das zärtliche Drama in dem Potsdamer Leutnant wachrief, fällt der englische Biograph Goethes, Lewes, über dasselbe die gerechte Kritik: „Ein armseligeres Werk ist wohl nie von einem großen Dichter geschaffen worden." [1]

Weit geringfügiger als Goethes poetische Leistungen von Herbst 1774 bis Herbst 1775 waren seine prosaischen. Er befaßte sich mit Aufzeichnungen über seine Schweizerreise, welche er im Jahre 1796 den „Briefen aus der Schweiz" im Anhang an „Werthers Leiden" zu Grunde legte [2]. Auch schrieb er im Juli 1775, in lächerlicher Weise die katholischen Stationsandachten nachahmend, seine „Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe".

Außer diesen paar Blättern, die er in einem „Genie"-Rausche dahinwühlte, brachte das Jahr nichts unter seinem Namen. Dagegen arbeitete er viel für Lavaters „Physiognomische Fragmente", deren ganzes Manuskript durch seine Hände an den Buchhändler Reich in Leipzig ging. Den wunderlichen, bald einfach treuherzigen bald dunkel prophetischen Stil, in welchem Lavater seine Orakelsprüche über die Gesichter der Menschen abgab — mit seinen kurzen, abgerissenen Sätzen, seinen unvermittelten Gedankensprüngen, seinen empfindsamen Gedankenstrichen, seinen ahnungsreichen, viel- und doch wieder nichtssagenden Andeutungen und Exklamationen hatte sich Goethe nicht nur für seinen eigenen vertraulichen Briefwechsel teilweise angeeignet, sondern ahmte ihn auch in seinen physiognomischen Beiträgen so meisterlich nach, daß es schwer geworden ist, dieselben von Lavaters eigenen Skizzen zu unter-

---

[1] G. H. Lewes (Frese), Goethe's Leben und Werke I [11], Stuttgart 1877, 316. Der Satz ist in den neueren, durch L. Geiger besorgten Auflagen gestrichen. — „Stella", sagt Friedrich Hebbel, „ist ein durchaus unsittliches Product" (Tagebücher, herausgegeben von F. Bamberg II, Berlin 1887, 192). — „Stella ist ein gesteigerter Werther", urteilt Heinemann, Goethe [3] 208; doch sei in ersterer die Atmosphäre „unreiner, unsittlicher und unwahrscheinlicher". — „Wie Stella der Zeit und der Gegenwart erscheint", sagt K. Goedeke, „ist sie das verzerrte Gegenbild zum Werther", „ein Schauspiel, dessen Konflikte nicht gelöst, sondern durch die sittlich unmögliche Zuhilfenahme einer Doppelehe nur abgeschnitten werden" (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, fortgeführt von Goetze IV [2], 1, Dresden 1891, 439). — H. Hettner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts [5], 3. Tl, 3. Buch, 1. Abschnitt, 1. Abt., Braunschweig 1909, 152) aber sieht in Stella „einen schlagenden Beweis, daß die unsittliche Lösung eines Konflikts auch künstlerisch immer unbefriedigend wirkt".

[2] Vgl. H. Düntzer in Zeitschrift f. deutsche Philologie XXXIII (1902) 519 f. — Goethes Werke, WA 3. Abt. II 40. Vgl. auch M. Hermann in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe LVII LVIII.

scheiden. Dessenungeachtet glaubt ihm jetzt E. von der Hellen 22 Nummern nachgewiesen zu haben, meist mit Erläuterungen Lavaters vermischt[1].

Für die Verbreitung von Goethes Ruf war die Teilnahme an diesem sonderbaren Werke damals unzweifelhaft sehr wichtig. Er erwarb sich dadurch eine bevorzugte Stelle im Herzen und Munde der eiteln Damen, welche den Propheten von Zürich dafür verehrten, daß er durch ihre Gesichter in ihren „schönen" Seelen las und deren gewinnende Vorzüge in die Öffentlichkeit brachte. Mit dem Namen Lavaters kursierte der seinige in der ganzen blasierten Modewelt. Silhouettenkolporteure, wie Zimmermann und andere Schöngeister, wanderten durch ganz Deutschland und verkündeten, sie hätten „bei Herrn Göthe gewohnt, einem der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je auf Erden erschienen sind"[2]. Dazu entzückte sich alle Welt

---

[1] E. von der Hellen, Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten, Frankfurt 1888. Vgl. WA 1. Abt. XXXVII 327—359. — Vgl. über E. von der Hellen das Urteil v. Oettingens in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXXIII 294. — Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit" (WA 1. Abt. XXIX 105) jeglichen positiven Anteil mit einer einzigen Ausnahme abgeleugnet. Dieser „offenkundigen Entstellung" erwähnt E. von der Hellen in der Einleitung und bemerkt dazu: „Was sollten die Fachgenossen, Freund und Feind, die über jene Aeußerung in der ‚Campagne' (WA 1. Abt. XXXIII 240) leicht mochten hinweggelesen haben, dazu sagen, wenn Goethe sich jetzt als einstig tätigen Verfechter einer seither völlig in Mißcredit geratenen Wissenschaft bekannte?" (S. 4.)

[2] Später klagte Goethe Zimmermann in „Dichtung und Wahrheit" (WA 1. Abt. XXVIII 334 ff) der schändlichsten Härte und Tyrannei gegen seine eigene Tochter an, während dieser sonst dafür galt, sie väterlich geliebt und für sie gesorgt zu haben. Vgl. Zimmermanns Brief vom 30. Januar 1775 bei R. Ischer, Johann Georg Zimmermanns Leben und Werke, Bern 1893, 136 f; vgl. S. 172. — Im Jahre 1775 hatte ihn Goethe im Briefe an die La Roche vom 11. Oktober 1775 (WA 4. Abt. II 300) „gar brav, ein gemachter Charakter" genannt. „Um so auffallender", sagt Goedeke (Goethes Leben und Schriften[2] 144), „ist es, daß Goethe in Bezug auf diesen Freund und seine Tochter, die derselbe aus einer Pension in Lausanne geholt, wo sie ihren Verlobten zurückgelassen hatte, in ‚Dichtung und Wahrheit' Dinge erzählen konnte, die nicht allein durchweg unwahr, sondern auch geradezu unmöglich waren. Alle Tatsachen, die Goethe anführt, sind theils erfunden, theils auf Zimmermanns Kosten in einen falschen Zusammenhang gebracht, theils aus der Zukunft vorweggenommen. Dieser dunkle Fleck in Goethes Selbstbiographie bedarf zwar nicht mehr der Widerlegung, wohl aber der Aufklärung." — Eine solche ist bis jetzt nicht ausreichend gegeben worden. Vgl. H. Düntzer, Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, Stuttgart 1852, 351—358. — Derf., Erläuterung zu Goethe's Dichtung und Wahrheit II 245—250. — J. L. G. v. Löper in Goethes Werken (Hempel) XXII 456. — E. Bodmann, Johann Georg Zimmermann 95. — R. Ischer a. a. O. 145 f. — P. J. Möbius, Goethe I[3] 131—134. — Hedwig Wafer, Johann Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen 23 A. 2; vgl. Dief., Ulrich Hegner, Halle 1901, 24 A. 2. — H. Düntzer (Erläuterung zu Goethe's Dichtung und Wahrheit II 249) sagt: „Seine ihn lang über-

über seine Frauenfiguren: Götzens Elisabeth, die beiden Marien und vor allem Lotte. Das gesamte Volk der Romanleserinnen und Theaterbesucherinnen fühlte aus seinen Werken heraus, daß dieses „Genie" sich ganz und gar dem „Weiblichen" verschrieben und daß alle verborgenen Leiden, Seligkeiten und Überspanntheiten des weiblichen Gefühlslebens noch von keinem so liebevoll aufgefaßt, so sorgfältig mitgelebt, so künstlerisch geschildert worden. Wie zuvor Klopstocks Name, so lispelte sich jetzt sein „heiliger Name" dankbar von Lippe zu Lippe. Mit der Karschin, der „deutschen Sappho" in Berlin, wechselte er Briefe, bei Frau v. La Roche war er Hausfreund.

Aber auch bei den Männern wuchs Goethes Ruf von Tag zu Tag. Herder betrachtete ihn als das bedeutendste der jüngeren Talente, wenn er auch nicht in die allgemeine Ruhmestrompete stieß; Wieland war versöhnt und gehörte fortan zu Goethes unbedingten Bewunderern; Fritz Jacobi schwärmte für ihn wie für einen Abgott, Georg Jacobi brachte Beiträge von ihm in der „Iris"; Lenz, Wagner, Klinger und andere junge „Genies" nahmen Goethe zu ihrem Vorbilde und ahmten ihn bis zur tollsten Überspanntheit nach; Klopstock huldigte ihm durch zwei Besuche, und fortan sahen auch die Dichter des Hainbundes mit Verehrung zu ihm auf; Sulzer endlich wallfahrtete zu ihm und schrieb in sein Reisejournal: „Dieser junge Gelehrte ist ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, sowohl in politischen als gelehrten Angelegenheiten. Er besitzt bei wirklich scharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und sehr lebhafte Empfindsamkeit. Aber seine Urtheile über Menschen, Sitten, Politik, Geschmack sind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterstützt. Im Umgang fand ich ihn angenehm und liebenswürdig." [1]

Der einzige bedeutende Schriftsteller, der sich schweigend — wie eine drohende Gewitterwolke — der olympischen Feier des ersten Goethe-Kultus ferne hielt, war Lessing, der Wolfenbütteler Bibliothekar, Deutschlands erster Kritiker, der in 20 Jahren der vielseitigsten literarischen Tätigkeit nicht so viel Ruhm erworben hatte wie der junge Frankfurter Advokat in drei Jahren mit seinem „Götz", seinem „Werther" und dem noch unvollendeten „Faust". Der einzige, der Goethe kritisierend und tadelnd entgegenzutreten wagte, war Lessings Freund, der spießbürgerliche, beschränkte Aufklärer Nicolai, der durch das glänzende, sittengefährliche Meteor seine ganze gemäßigte Aufklärung überstrahlt und bedroht sah. Seine täppischen Angriffe aber trugen nur dazu bei, den Ruhm des Gefeierten noch weiter zu verbreiten.

---

lebende zweite Frau wollte Goethe wegen der die Wahrheit verletzenden Äußerungen gerichtlich belangen, was aber unterblieb."

[1] K. Goedeke, Goethes Leben und Schriften² 139.

Schon im Februar 1775 war Goethe von den durch Frankfurt reisenden minderjährigen Prinzen von Meiningen nebst seinem Freunde Riese zur Tafel gezogen worden und hatte einen sehr günstigen Eindruck auf sie gemacht. Der ältere, Carl August, sein Nachbar bei Tische, schrieb damals über ihn an seine Schwester, die Herzogin von Gotha: „Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Natur Gotters, hat ganz seine eigene Façons, sowie er überhaupt zu einer besonderen Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigenen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter.“ [1]

Am 20. September, nach dem Ball, auf welchem er vergeblich nach Lili Umschau gehalten, meldete sich Goethe, nachdem er bis über Mittag geschlafen, zum zweitenmal bei den Prinzen von Meiningen, welche, von ihrer Schweizerreise zurückgekehrt, in Frankfurt ihre Mutter erwarteten. Diese traf am 21. ein, mit ihr die verwitwete Markgräfin von Bayreuth und der jugendliche Herzog Carl August von Sachsen-Weimar, der am 3. des Monats volljährig geworden und die Regierung angetreten hatte. In einem neuen Frack, den er sich in Lyon hatte sticken lassen, „grau mit blauer Bordüre“, und nachdem er zuvor die Tätigkeit zweier Friseure weit über eine Stunde in Anspruch genommen, stellte sich Goethe diesen sämtlichen „Alteſſen“ vor und ward von ihnen zur Tafel gezogen. Bei dem jungen Herzog von Weimar reifte der Gedanke, einen so „erstaunlich lustigen und amüsanten“ Poeten für seinen Hof zu gewinnen. Goethe ging sofort darauf ein; es scheint, daß ihn die Einladung aus einer nicht geringen Verlegenheit befreit hat.

Gerade um diese Zeit erregte Nicolai durch seine Besprechung des H. L. Wagner zugeschriebenen Pamphlets „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“ in Frankfurt „erschreckliches Aufsehen“. Die Schrift enthielt Stellen, die den weimarischen Prinzenerzieher Wieland beleidigen mußten, und wies in manchen Wendungen und Einzelheiten auf Goethe als Verfasser hin. Dieser hatte unterm 9. April folgende Erklärung abgegeben: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir wars, wie meinen Freunden, und dem Publiko, ein Räzel, wer meine Manier in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen, und von gewissen Anekdoten unterrichtet seyn konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu seyn, die mich lieben und mir auf's Wort trauen. Übrigens war mir's ganz recht, bey dieser Gelegenheit verschiedne Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen.“ [2]

[1] K. Goedeke, Goethes Leben und Schriften[2] 131.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVIII 422 (Lesarten).

Dessenungeachtet ließ sich Goethes unmittelbarer Anteil an der Herausgabe der von ihm überarbeiteten Farce nicht länger totschweigen und hatte seine Stellung in Frankfurt mit einem Schlag unhaltbar gemacht: er mußte gewärtigen, aus der Liste der geschworenen Advokaten gestrichen zu werden. Dazu scheint noch ein neues Liebesverhältnis gekommen zu sein, das ihm, wie wir aus seinem Reisetagebuch unterm 30. Oktober erfahren, große Sorgen bereitete[1]. Genug, er konnte sich in der Stadt nicht mehr sehen lassen.

Als Carl August mit seiner in Darmstadt ihm angetrauten Gemahlin Luise vom 12. auf den 13. Oktober durchgekommen war und der für Goethe und den Kammerherrn v. Kalb in Aussicht gestellte Reise-Landauer auf sich warten ließ, mußte er Zimmerarrest einhalten bis in die Nacht hinein. Darauf ging er spazieren und hörte unter Lilis Fenster stehend sie zum letztenmal ein von ihm gedichtetes Liebesliedchen singen. Noch siebzehn Tage mußte er in freiwillig-unfreiwilliger Haft verbringen. Im höchsten Grade verlegen und ärgerlich, beschloß er endlich, am 30. Oktober dem erwarteten Wagen in der Richtung nach Karlsruhe entgegenzufahren. In einem empfindsamen Stimmungsblatt nahm er von Lili den allerletzten Abschied und reiste nach Heidelberg. Hier klärte sich endlich das Mißverständnis auf. Alsbald eilte Goethe nach Frankfurt zurück und traf dann am 7. November in Weimar ein.

* * *

Mit dem Eintritt in Weimar schließt die erste Periode in Goethes Leben, die Periode überschwenglicher Empfindsamkeit und stürmischer Gefühlsschwelgerei, die Periode der Geniewut und des Titanismus, die Periode des ästhetischen Radikalismus, wie man sie vielleicht am bündigsten nennen könnte — die Sturm- und Drangperiode, wie sie gewöhnlich genannt wird. Sie muß den Eindruck einer glänzenden Jugend machen, wenn man von der religiös-sittlichen Bestimmung des Lebens absieht und dasselbe nur nach Ehre, Genuß, ungezügelter Freiheit, literarischem Erfolg, rein natürlichen Anlagen, Leistungen und Vorteilen beurteilt. Ein junger Mann von 26 Jahren tritt ohne die Anstrengungen einer wissenschaftlichen Schulung, tändelnd, spielend, ohne anderes Ziel als geistreichen Lebensgenuß, unter heitern Dilettanterien, geselligen Vergnügungen, leichtfertigen Romanabenteuern an die Spitze der deutschen Literatur, stellt Klopstock, Wieland, Lessing, Herder in den Schatten, wird als das größte Genie Deutschlands proklamiert und

[1] Vgl. J. Froitzheim, Goethe's Flucht aus Frankfurt, in Gegenwart LXIV 197—200. Froitzheim stellt hier die Behauptung auf, daß das Zustandekommen seiner Heirat mit Lili an Goethes Lebensführung gescheitert sei. — Die Stelle aus dem Reisetagebuch steht WA 3. Abt. I 9. — Vgl. auch Froitzheim, Goethe und H. L. Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goethe-Forscher, Straßburg 1889.

erobert sich mit einem regellosen Drama, dem „Götz", und einem kleinen Roman, dem „Werther", einen Ruf, der weit über Deutschlands Grenzen hinausgeht — einen Weltruf. Die Damen beten ihn an, Gelehrte ehren ihn als Zunftgenossen, Dichter wallfahrten zu ihm, Fürsten suchen ihn an ihren Hof zu ziehen. Die Sprache, die er schreibt, wird zur mustergültigen, klassischen für ganz Deutschland. Die Dichtungen, die er verfaßt, sind nahezu die einzigen, welche das bunte Gewirr der Sturm- und Drangperiode überdauern und als klassische Denkmale derselben auch von der Nachwelt bewundert werden.

Auch abgesehen von diesem blendenden Erfolg, steht der junge Goethe als eine glänzende, gewinnende Erscheinung vor uns da — ein deutscher Jüngling, den Gott mit den herrlichsten Geistesgaben ausgerüstet, dem die reichsten Quellen der Bildung sich ungesucht erschließen, dem das Glück beständig zulächelt, der nach keiner Richtung hin mit widrigen Schicksalen zu ringen hat, dem alle Mittel in verschwenderischer Fülle in den Schoß fallen, mit denen er eine bedeutende Stellung im Leben einnehmen, die höchsten Interessen der Menschheit mächtig fördern kann. Seine äußere Erscheinung selbst wirkt wie ein Zauber, der alle berückt, Neid und Abneigung zum Schweigen bringt, Andersdenkende gewinnt, Beleidigte versöhnt, alle gesellschaftlichen Schranken durchbricht und ihn zum Liebling aller Welt macht. Ohne systematisches Studium erwirbt sich sein heller, durchdringender Verstand das ausgebreitetste enzyklopädische Wissen, beherrscht die Durchschnittsbildung seiner Zeitgenossen mit selbständigem, oft treffendem Urteil, imponiert den Älteren, gewinnt bei den Jüngeren, vorab in literarisch-ästhetischen Fragen, ein maßgebendes Ansehen. Seine schöpferische Phantasie von seltener Fülle, sein jugendlich begeistertes Herz, sein feiner Sinn für alles Schöne, Harmonische, Poetische, seine Kraft der Empfindung, seine Gewandtheit des Ausdrucks machen ihn zu einem Dichter und Schriftsteller ersten Ranges. Fähig, im Kleinsten und Unscheinbarsten die Schönheit der Natur herauszuempfinden und dichterisch nachzubilden, fühlt er sich von der gewaltigen Schwungkraft seines Geistes zu den höchsten Problemen der Menschheit emporgehoben. Seine Liebe zur Poesie des Alten Testaments, zu Homer und Shakespeare beruht nicht auf anempfundener Neigung, sondern auf innerer Verwandtschaft. Er hat wirklich das, wovon viele seiner Kunstgenossen bloß reden — Genie.

Allein Genie ist noch keine Tugend, Erfolg kein Verdienst. Wenn wir auf den Gebrauch sehen, den Goethe in diesem Lebensabschnitte von seinem Genie gemacht hat, auf die wirklichen Leistungen, denen er solche Erfolge verdankt, welche Zeitvergeudung begegnet uns da, welche Tändelei, welche Zersplitterung der Kräfte!

„Götz von Berlichingen", das eine seiner Hauptwerke, ist nach Lessings Urteil ein theatralisches Unwesen, nach Wieland ein bezauberndes Ungeheuer,

nach der allgemeinen Ansicht eine zwar hochbedeutende, aber als Bühnenstück mißlungene Arbeit. Den „Werther", das zweite seiner Hauptwerke, mochte Goethe in späteren Jahren selbst nicht wieder durchlesen, um nicht abermals die quälende psychische Krankheit durchzuempfinden, aus der es hervorging. „Faust", das dritte Hauptwerk, blieb Fragment. Den „Clavigo" nannte Freund Merck mit gutem Grunde einen „Quark", und von der „Stella" urteilt Lewes mit vollem Recht: „Ein armseligeres Werk ist wohl nie von einem großen Dichter geschaffen worden." Alle bedeutenderen Entwürfe erstickten in Fragmenten.

Es ist wahr, auch diese Bruchstücke verraten zum Teil eine ungewöhnlich reiche dichterische Begabung, die selbst in den kleinen Gelegenheitspoesien, Liedern und Balladen, durchleuchtet, ja sogar in den berüchtigten Singspielen, Possen und Farcen der Leipziger und Frankfurter Geniejahre gelegentlich den Leser blitzartig bezaubert. Doch je mehr Bewunderung das Talent des Verfassers uns abnötigt, um so tiefer wird man es bedauern, daß der verschwenderisch ausgestattete Dichter seine fürstlichen Geistesgaben in einem Labyrinthe endloser Zerstreuungen, leichtfertiger Liebeleien und buntwechselnder Vergnügungen teils verzettelte, teils durch die Behandlung zweifelhafter Stoffe herabwürdigte.

Einen Ausweg aus diesem Labyrinthe hatte Herder dem jugendlichen Dichter angedeutet, als er ihn auf die Bibel, auf Homer, Shakespeare und das deutsche Volkslied hinwies — d. h. auf eine christliche Weltanschauung, welche Leben und Kunst auf die ewigen Ziele der Menschheit hinlenkte, beide mit der Gemütstiefe des deutschen Volkes erfaßte, mit der Geschichte und unterbrochenen Überlieferung des deutschen Volksgeistes wieder in Verbindung setzte, mit den Schätzen antiker Geistesbildung bereicherte und durch die glückliche Vereinigung des christlichen, deutschen und altklassischen Elements das deutsche Volk von der oberflächlichen Revolutionskultur des 18. Jahrhunderts errettete. Goethe hat, wie Herder selbst, diesen Ausweg verfehlt, indem er die tieferen Grundlagen aller christlichen Bildung verließ, sich ein Blumenchristentum zu eigenem Privatgebrauch herrichtete, deutsche Sage und Geschichte nur oberflächlich streifte, die deutsch-christliche Wissenschaft geringschätzte, von der klassischen Bildung nicht nur die schöne Form, sondern auch die heidnische Geistesrichtung an sich zog und sie mit jener Kultur verband, die durch Voltaire und Rousseau das deutsche Geistesleben beherrschte.

Wenn wir daher — wozu der hohe Ruf des Dichters gewiß berechtigt — nach dem geistigen Gehalt seiner Dichtungen fragen? Zu einer tiefen, großartigen Auffassung des Menschenlebens nur Ansätze; über Gott und Welt nur poetische Träumereien; die Leidenschaft vielfach wie eine Tugend verherrlicht, das christliche, selbst das natürliche Sittengesetz nur zu oft verachtet und verhöhnt! Der Dichter ist weder Katholik noch Protestant, weder

Jude noch Heide, weder Pietist noch Atheist, weder Theolog noch Philosoph — ein in den Tag hinein tändelnder, träumender Gefühlsmensch, dem an der Wahrheit nicht sonderlich viel gelegen ist, der in Himmel, Erde und Hölle nach Blumen sucht, um eine „Geliebte" zu schmücken; dem Christentum, Judentum und Heidentum dazu dienen, die Freuden und Qualen seiner sogenannten Liebe zum Ausdruck zu bringen. In wildem Prometheustrotz ballt er die Faust gegen den Ewigen, der durch den Ruf des Gewissens sein Treiben straft; in weibischer Empfindsamkeit liegt er seiner Geliebten zu Füßen; in studentischem Galgenhumor verspottet er sich dann selbst als „Bär" in Lilis Menagerie. Stoffe wie „Götz" und „Faust" verlaufen in romantischen Liebesgeschichten; Bibel und Homer, Shakespeare und gotische Dome, alles Große in Natur und Kunst erscheint dem verliebten Träumer als das Werk eines verliebten Genies. Poesie ist ihm undenkbar ohne romanhafte Aufregung und Liebesepisoden. Die Religion ist ihm wenig mehr als ein Gefühlsdusel: „Das liebe Ding, das sie Gott heissen oder wie's heisst!"

Wie schal und hohl erscheint aber nicht eine solche liebeskranke Auffassung der Poesie und des Lebens, wenn man von ihren „schwankenden Gestalten" aufblickt zu den klar und fest umrissenen Meisterwerken der Alten, zur Ilias und Odyssee, den Dramen eines Äschylos und Sophokles, jener wackern alten Heiden, denen die Sonne leuchtet und das Meer rauscht, denen alle Mächte der Natur die sinnigsten Mythen erzählen und denen das bunte Menschenleben hienieden voll Herrlichkeit und Poesie ist, ohne daß sie dabei an die blau und weiß gestreifte Jacke einer Lotte oder an das goldene Herzchen einer Lili zu denken brauchen! Und wie traurig wandelt Werthers Schatten einher, wenn uns Dante und Milton die Geheimnisse der übernatürlichen Welt enthüllen! Was bringen die Faustfragmente wahrhaft Neues, Erhabenes, Weltumfassendes, was nicht der Parzival und die alte Faustsage selbst schon männlicher, großartiger und ergreifender dargestellt hätten! Goethes Poesie krankt an der Vorherrschaft romanhafter Liebe, in deren Zeichen auch sein Leben steht, die seitdem einem großen Teil der deutschen Literatur zum Verhängnis geworden ist und welche sich, psychologisch analysiert, schließlich nicht zum wenigsten in Sinnlichkeit auflöst.

Zweites Buch.

Lehrjahre in Weimar.

(1775—1780.)

„Ebersstadt, d. 30. Oktober 1775.

Bittet daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath: Lies mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen! — Diesmal rief ich aus ist nun ohne mein Bitten Montag Morgends sechse, und was das übrige betrifft so fragt das liebe unsichtbaare Ding das mich leitet und schult, nicht ob und wann ich mag. Ich packte für Norden, und ziehe nach Süden; ich sagte zu, und komme nicht, ich sagte ab und komme!"

Goethe, Reisetagebuch.

Erstes Kapitel.

Das alte Weimar. Die Herzogin Anna Amalia.

(1748—1772.)

Um fünf Uhr morgens den 7. November 1775 traf „Doctor" Wolfgang Goethe, der Verfasser des „Götz" und „Werther", mit dem herzoglichen Kammerrat v. Kalb in Weimar ein. Der Abstand zwischen der Vaterstadt und der Residenz Carl Augusts war kein geringer. Frankfurt war eine geschichtlich bedeutende Stadt, deren Erinnerungen in die Zeit Karls des Großen hinaufreichen, ein wichtiger politischer Mittelpunkt, der Schauplatz der Kaiserkrönung, das Stelldichein von Nord- und Süddeutschland, der Knotenpunkt der belebtesten Handelslinien, eine Stadt reich an prächtigen Bauten, voll Leben, Regsamkeit, Handel und Verkehr; es zählte 3000 Häuser und über 30000 Einwohner.

Weimar dagegen lag einsam, außerhalb der großen Verkehrsstraßen. Die Reichspost ging noch bis 1799 von Erfurt über Buttelstädt nach Leipzig. Noch im Jahre 1786 hatte die kleine Stadt am Ufer der grünen Ilm nur 6265 Einwohner und 769 Häuser[1]. Schiller kam sie wie ein Dorf vor, Herder wie ein „unseliges Mittelding" zwischen Dorf und Hofstadt[2], während die Frau v. Staël 1803 witzelte: Weimar ce n'était point une petite ville, mais un grand château[3]. Goethe selbst bemerkte einmal später seinem Freunde Zelter, als vom Volkstheater gesprochen wurde: „Hier in Weimar, in dieser kleinen Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat, wie kann da viel von Volk die Rede sein."[4] Das alte Residenzschloß, die Wilhelmsburg, war im Jahre 1774 ein Raub der Flammen geworden. Nur ein alter Turm stand noch. Die Stadtkirche, 1494 erbaut, 1726 renoviert, glich eher einer ansehnlicheren Dorfkirche als einer „Westminsterabtei"[5]. Die Jakobskirche war eine un-

[1] Büsching, Erdbeschreibung VIII, Hamburg 1791, 601.

[2] Varnhagen von Ense und Mundt, Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel (3 Bde, Leipzig 1835—1836) II 250.

[3] De l'Allemagne, Paris 1868, 74.

[4] v. Biedermann, Goethes Gespräche III² 184.

[5] So nennt sie H. Schwerdt, Thüringen, Leipzig 1879, 136.

bedeutende Kapelle. Eine nicht sehr stattliche Ringmauer umschloß ungefähr in Form eines Rechtecks die engen und winkligen Straßen der kleinen Residenz, aus der sonst kein einziges größeres, monumentales Bauwerk auftauchte[1].

Das alte Stadthaus, nur durch seinen „Matz" berühmt, bildete das humoristische Wahrzeichen der Stadt. An dem Uhrblatt stand ein Türke mit zwei Böcken. Diese stießen beim Stundenschlag den Türken so oft in die Seite, als die Stunde zählte, worauf der Türke ebenso oft an die Glocke schlug. Vier streng bewachte Tore mit Fallgattern schlossen die Stadt ein: das Frauentor, das Erfurter Tor, das Johannistor und das Gerbertor. Bis ins 19. Jahrhundert wurden sie nach genauem strengem Reglement des Morgens je nach der Jahreszeit $3^1/_2$—6 Uhr geöffnet, 6—$9^1/_2$ Uhr des Abends geschlossen. Das Sperrgeld für Fußgänger war 6 Pfennige, für Reiter $1^1/_2$ Silbergroschen. Die wirklichen fürstlichen Räte wurden erst 1788 von dem Torsperrgeld befreit, die Domestiken des Hofes und des Adels bekamen schon seit 1764 Freizettel[2].

Die Gassen waren noch um 1756, kurz vor dem Regierungsantritt Anna Amalias, „eng und winklig, ansehnliche Bürgerhäuser gab es fast gar nicht, die meisten Gebäude waren mit Stroh oder Holzschindeln bedeckt. Einhundertfünfzig Scheunen zeigten, wie viele Einwohner noch bäuerlich lebten; der Hirt zog noch mit seiner Heerde durch die Straßen. Offene, übelriechende Kanäle und unnütze Tümpel und Teiche befanden sich in der Stadt und umgaben ihre Mauern. Pflasterung und Beleuchtung lagen im argen; wer abends ausgehen wollte, trug eine Laterne; die Fahrenden ließen sich trotz der großen Feuersgefahr von Fackelträgern begleiten." [3]

Die Polizei waltete mit zahlreichen Verordnungen über dem Wohle der Stadt. Kleidung und Wohnung, Handel und Wandel, öffentliches und privates Vergnügen waren durch hochobrigkeitliche Erlasse normiert. Die Stadt hatte ein einziges Billard; die Aufstellung eines zweiten wurde noch 1750 wegen Gefahr unnützer Ausgaben verboten. Ein Mandat vom 7. und 12. September 1757 verpönte das unnötige und unschickliche Räsonieren und Kritisieren der Zeitläufte unter verschiedenen Strafen, nach Befinden sogar unter Zuchthausstrafe[4]. Ein Gesetz vom 8. September 1758 unter-

---

[1] Weimars Beschreibung von Lewes (Frese) I[18] 205 f ist anschaulicher als das belletristische Gemälde bei R. Springer, Anna Amalia (2 Bde) I, Berlin 1875, 6—9. — Vgl. A. Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar[4], Weimar 1905. — Weimar-Album, Leipzig 1860. — W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar[2] (3 Bde). I. Das vorgoethische Weimar, Berlin 1909.

[2] C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte. 1750—1800, in Grenzboten 1871 II 645—656 701—706. [3] W. Bode a. a. O. I 16.

[4] Nach E. Behse (Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation XXVIII, Hamburg 1854, 44) lautete schon ein Reskript vom 3. November 1736: „Das viel-

sagte das Rauchen auf offener Straße bei Strafe eines Schockes. Unter dem 11. März 1761 wurde die Gewohnheit des „Dorflaufens", d. h. der Besuch der umliegenden Dörfer, mit einem halben Gulden Strafe belegt. Das durch Polizeiverordnungen und Zunftbeschränkung eingeengte Gewerbe lag kläglich danieder und bekam erst von 1775 an durch die Einführung von Warenlotterien etwas Luft.

Ein ähnlicher Druck erstickte den Handel. Weil man den Mangel an Viktualien der größeren Anzahl von Hökern zuschrieb, wurde die Zahl derselben noch 1764 auf 12 beschränkt, Hausierhandel innerhalb der Stadt wurde im Jahre 1778 nur auf drei Tage gestattet. Ein Strumpfwirker wurde noch zu Goethes Zeit (1784) gestraft, weil er einen seiner Stühle außer Landes verkauft hatte. Von den Märkten gelangte nur der Zwiebelmarkt zu größerer Bedeutung.

Wie Handel und Gewerbe, so hatten auch Bildung und Schulwesen sehr bescheidene Dimensionen. Neben einer Lateinschule, die 1712 zum Gymnasium erhoben worden war[1], bestand noch eine Freischule und eine Mägdleinschule, die von etwa 150 Kindern besucht wurde. Ein städtisches Krankenhaus war 1713 errichtet worden.

Gleich der Stadt selbst war auch das ganze Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach nicht von großem Umfang. In höchst unregelmäßigen Landstrecken, vielfach zerstückelt, lag es zwischen den ebenso zerstückelten kleinen Nachbarstaaten. Die gesamte Einwohnerzahl war kaum dreimal so groß als diejenige der Stadt Frankfurt. Im Jahre 1786 betrug sie 93360 Seelen auf einem Flächenraum von 36 Quadratmeilen. Davon fielen 62360 Einwohner und 24 Quadratmeilen auf Weimar, 31000 Einwohner und 12 Quadratmeilen auf Eisenach[2]. Obwohl unter demselben Regenten stehend,

---

fältige Räsonniren der Unterthanen wird hiermit bei halbjähriger Zuchthausstrafe verboten."

[1] „Beim Konrektor Nolten in Sekunda war nicht viel zu lernen. Seine Frau, eine geborene Daries, schien mehr zu verstehen als er, und korrigirte nicht selten die Exercitia der Schüler." „Mein Freund und nachheriger Schwager Etzdorf hatte Kost und Quartier bei Noltens und mußte im Winter abends der Frau Konrektorin rote Strümpfe für die Truthühner stricken helfen, damit diese die Beine nicht erfrören" (Ackermann, Archidiakonus in Jena, im Lebensabriß seines Vaters, des Weimarer Geheimen Justizrats E. Chr. W. Ackermann, bei A. Trinius, Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen, Berlin 1904, 32). — „Musäus, der einzige Professor außer den Klassenlehrern, war wohl in der Aesthetik zu Hause, im Griechischen dagegen verfügte er über weniger Kenntnisse als ein Sekundaner von heute" (ebd. 31).

[2] Vgl. die Angaben von J. G. Leonhardi auf Grund der Volkszählung von 1787, bei W. Bode, Stunden mit Goethe III 178. — „Größtentheils war es ein armes, seit Jahrhunderten gedrücktes Volk", sagt W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar I² 19.

hatte Eisenach seine drei eigenen Regierungskollegien, nämlich die Landesregierung, das Kammerkolleg und das Oberkonsistorium. In Weimar dagegen residierte neben den drei analogen Behörden für den Landesteil Weimar zugleich die „Geheime Rathsstube (Conseil) und Kanzlei", das heißt das Ministerium des Fürsten[1].

Die alte Wartburg bei Eisenach, seit langem in ziemlich vernachlässigtem Zustande, diente nur als Jagdschloß. In dem Landesteil Eisenach wohnten noch etliche ältere Rittergeschlechter; die Landbevölkerung beschäftigte sich teils mit Bergbau teils mit Landbau, dessen Ertrag aber für den jährlichen Bedarf nicht ausreichte. Die Stadt Eisenach hatte 8000 Einwohner, mehrere stattliche Gebäude, ein theologisches Seminar und eine ansehnliche Tuchindustrie.

Den wissenschaftlichen Mittelpunkt des vereinigten Herzogtums bildete die alte Universitätsstadt Jena an der Saale, die mit ihren Vorstädten 791 Häuser umfaßte. „1786 zählte man", wie Büsching angibt[2], „4334 Menschen, ohne ungefähr 600 Studenten." Die Universität gehörte, nebst verschiedenen andern Rechten, Ansprüchen und Titeln, nicht ausschließlich dem Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, sondern den vereinten Linien des ernestinischen Hauses.

Die Landesteile von Weimar übertrafen jene von Eisenach an Fruchtbarkeit. Sie vermochten Getreide, Gartenfrüchte, Wolle und Holz auszuführen. Zu ansehnlichem Garten-, Landbau und guter Viehzucht gesellte sich eine einträgliche Wollindustrie, auch etwas Porzellanfabrikation; doch als ausnehmend reich konnte auch dieser Teil des Herzogtums nicht gelten, alle Erwerbszweige waren zudem durch eine nachteilige Steuergesetzgebung an lebhafterem Aufschwung gehindert[3].

Das gesamte Land mit seinen 17 Städten und 220 Dörfern war in 14 Ämter geteilt und wurde von 842 Staatsbeamten verwaltet, wobei die Volksschullehrer nicht mitgerechnet sind. Die Gehälter erscheinen uns heute sehr niedrig. Das höchste Amt im Staate brachte nur 1400 Taler ein. Von 1783 an betrug die Armee 310 Mann.

Sachsen-Weimar-Eisenach war indessen immerhin ein selbständiger Staat. Der Herzog hatte Gericht über Hals und Hand, Sitz und Stimme im Rate

[1] W. Bode (Amalie, Herzogin von Weimar I[2] 50—53) führt die zahlreichen hohen und niederen Behörden auf, darunter fünf Exzellenzen als aktive Staatsdiener, wozu noch zwei Hofexzellenzen kamen. Die Advokaten waren so stark vertreten, daß z. B. im Jahre 1776 Weimar-Jena deren 77, Eisenach 38 zählte, etwa ein Advokat auf 790 Einwohner in Stadt und Land. Es sei leicht zu berechnen, fügt Bode hinzu, daß unter solchen Verhältnissen „die eigentlichen Gütererzeuger, die Bauern und Handwerker, stark ausgesogen werden mußten" (S. 53).

[2] Erdbeschreibung VIII 609.

[3] C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte, in Grenzboten 1871 II 655 ff.

der Reichsfürsten und auf den obersächsischen Kreistagen, führte ein dem kursächsischen ähnliches Wappen und war unabhängiger als heute mancher König.

Übrigens gehörte das kleine Land noch nicht seit langem wieder einem Herrscher. Denn 1672 war es unter drei Brüder verteilt worden. Der Landesteil Jena fiel nun schon 1691, Eisenach aber erst 1741 an den Erben von Weimar zurück. Herzog Ernst August, seit 1707 Mitregent seines Onkels Wilhelm Ernst, von 1728—1748 alleiniger Regent, führte 1719 die Primogenitur ein, um weitere Zerstückelungen des Landes zu verhüten, stiftete den Orden von der Wachsamkeit oder vom Weißen Falken, legte verschiedene Rechtsstreitigkeiten bei und baute die beiden Jagd- und Lustschlösser Dornburg und Belvedere, das erstere auf einem Felsen an der Saale zwischen Jena und Naumburg, das andere unfern Weimar, auf der Straße nach Berka, die mit einer herrlichen Linden- und Kastanienallee bepflanzt ward. Ein anderes Jagdschloß, Ettersburg, hatte sich schon sein Vater Wilhelm Ernst nordwestlich von Weimar, am Abhang des Ettersberges gebaut, so daß es dem Hofe nicht an Vergnügungsplätzen gebrach. Alle diese Schlösser waren von schönen Waldungen umgeben, und wenn auch nicht glänzend, doch im Modegeschmack ihrer Zeit bequem und standesgemäß eingerichtet[1].

Herzog Ernst August galt als „ein sehr gestrenger Herr, der mit Stäupen und Hängen gleich bei der Hand war; er hatte auch ungemein viel Geld gebraucht und deßhalb viele Fronen und Steuern auferlegt. Denn erstens unterhielt er eine unsinnige Anzahl Soldaten, und zweitens war ihm nicht wohl, wenn er nicht immer ein paar neue Schlösser im Bau hatte"; „außerdem reiste er sehr viel und unterhielt nicht bloß einen großen Marstall, sondern auf Belvedere neben einer Orangerie noch eine kostspielige Menagerie"[2]. „Noch in seinen letzten Regierungsjahren entwarf der Herzog einen Plan, um als formidabler Kriegsfürst dazustehen, seine Armee auf 10000 Mann mit nahezu 2000 Pferden zu bringen, was dann wohl hingereicht haben würde, seine beiden Herzogthümer innerhalb eines Lustrums aufzuzehren."[3] Ein paar Reskripte von ihm mögen an die Kulturzustände erinnern, die nur wenige Jahrzehnte vor Goethes Eintritt am Hofe von Weimar herrschten.

Dem Pfarrer Grienitz von Ranschela gebot er 1735, „sein geistlich auf Weissenfelsische Arth roth auf dem Schnitt dressirtes Stutzbärtgen abnehmen

---

[1] Den 4. März 1779 schreibt Goethe an Frau v. Stein aus Dornburg: „Auf meinem Schlößgen ist's mir sehr wohl, ich habe recht dem alten Ernst August gedanckt daß durch seine Veranstaltung an dem schönsten Plaz auf dem bösten Felsen eine warme gute Stäte zubereitet ist" (Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 15).

[2] W. Bode a. a. O. I² 11.

[3] A. Stern, Goethe als Kriegsminister, in Grenzboten, 57. Jahrg. II 338.

und solches, so lange er lebe, nicht wieder wachsen zu lassen". Dafür beschenkte der fürstliche Summus Episcopus den Diener am Worte alljährlich mit einem Klafter Eichenholz aus den Ettersburger Waldungen, nur mit der Bedingung, daß der Pfarrer auch „alljährlich zur Dankbarkeit eine wohl conditionirte Knack Wurst auf seinen Geburtstag an Uns in natura mit Ablegung eines Panegyrici in lateinischer Sprache, den miraculeusen Lebenslauf seiner eigenen Persohn und die ausnehmende Erkänntniß der Nelkenflor und Mistbethe betreffend, einliefern solle" [1].

Ein anderes Dekret vom 13. Mai 1740 weist auf verschiedene unangenehme Erfahrungen hin, welche dem Herzog sowohl die Genußsucht und Trägheit einzelner Beamten als auch seine eigene Bauluft bereitet hatten: „Denen Cavaliers ist die Fourage in natura abzuziehen und solche an Gelde anzuschlagen, welches von dato an geschehen soll, dahero dem Oberjägermeister 3 und jedem Forstmeister 2 Pferde passiren, welche sie zum Reiten halten sollen, und wird ihnen die Fourage auf dem Lande hiermit gänzlich abgeschnitten. Hätte man vorigen Herbst bey wohlfeiler Zeit vor Hafer gesorget, so müßte man solchen jetzo nicht so theuer bezahlen, allein wenn man schmaussen und bei den Pachtern Forellen und welsche Hähne fressen soll, da ist man parat, und in zehn Jahren siehet Niemand nach der Wirthschaft und Felder, welches doch der Kammer verdammte Schuldigkeit ist. Wir seynd kein Geldsch....., sonsten wir denen Cameralisten ein ziemliches Capital auf die Nase avanciren würden und haben auch Unser Geld nicht gestohlen, allein wenn die Wirthschaft bei dem Bauwesen und Küch und Keller besser eingerichtet würden, das wäre besser, und hat der Oberjägermeister darauf zu dringen, daß das sämmtliche Bauwesen dieses Jahr zu Ende gehe, maßen Wir dabei abscheulich betrogen werden und die Baumeister mit denen Handwerks- und arbeitsamen Leuten unter einer Decke stecken." [2]

---

[1] Mitgeteilt von C. A. H. Burkhardt in Grenzboten 1874 III 120. — Nach Vehse (Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation XXVIII 48 49) war der Herzog ziemlich übergläubig und abergläubisch, glaubte „das wahre Philosophenlicht der Natur" erkannt zu haben, verordnete aber zugleich als „untrügliches Mittel zum Löschen der Feuerbrände": „in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller, mit einem Feuerpfeile nach beigesetzter Zeichnung versehen, anzuschaffen, und diese Teller, Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und neuer Feder mit den Worten beschrieben: ‚An Gottes Allmacht liegts. Consummatum est', bei jeder vorfallenden Feuersbrunst im Namen Gottes in's Feuer zu werfen". — Da Vehse vielleicht mehr unliebsamer Wahrheiten als mancher „Gerüchte" und „Klatschereien" wegen sehr in Mißkredit ist, so wird er für das Folgende nicht weiter als Zeugen benützt, obgleich er jenen Mißkredit nicht in allen Punkten verdient.

[2] Mitgeteilt von C. A. H. Burkhardt a. a. O. 1875 IV 278.

Mit derselben Entrüstung wendet sich am 24. November 1738 der Fürst „von Gottes Gnaden Ernst August Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westphalen" unter anderem gegen die Einmischung der Damen in Sachen der Politik und des öffentlichen Lebens. „Gleichwie Wir nun aber als Landesherr dergleichen üble eingeführte Gewohnheit gänzlich abgeschafft wissen wollen, maßen Wir selbst nicht verlangen, daß Uns bei jetzigen Geldklemmen Zeiten ein don gratuit verwilligt werde, da Wir doch Tag und Nacht in Unruhe und Mühe zum Besten des Landes Unsere Zeit zu bringen; Also ist Unser gnädigstes Begehren, Ihr wolltet fürs künftige Euch dergleichen der Landeshoheit nachtheiligen Freiheit gänzlich entäußern und keinem Menschen, er sey wer er wolle, ohne Unsere gnädigste Genehmhaltung ein Präsent verwilligen, noch weniger eine jährliche Bestallung setzen, um so mehr, da Uns als Landesfürsten die Disposition der Landes-Einkünfte zustehe, und Wir Uns von keinem Minister, Rath oder Dames maitrisiren lassen, und obwohl die Frau Hofmeisterin eine kluge welterfahrene Hofdame ist, so hegt sie doch principia imperantia und mischet sich in Alles, welches Wir aber bey Unserem Leben nicht dulden werden, noch daß die Frauenzimmer-Seuche nach Unserem Todte einwurzele, welches Wir einer getreuen Landschaft ernstlich verbiethen, allermaßen bekannt ist, daß die meisten Höfe durch die Reif-Röcke die größten und geheimsten Affairen den Fürsten zum Schaden und zum Verderb Land und Leute zu dirigiren gesuchet, wenn zumal die Diener von deren Befehl dependiren oder dependirt haben."[1]

Herzog Ernst August verschied 1748. Sein Sohn, Ernst August Constantin, zur Zeit seines Todes 11 Jahre alt, folgte ihm erst 1755 in der Regierung, starb aber, noch nicht ganz 21 Jahre alt, an der Schwindsucht. Der ältere von dessen zwei Söhnen, Carl August, war kaum 9 Monate alt; der jüngere, Prinz Constantin, wurde erst 3 Monate nach des Vaters Tod geboren. So gelangte die Regierung schon 10 Jahre nach Ernst Augusts Ableben an die „Reifröcke", doch nicht gerade, wie er befürchtet hatte, zum vollständigen Verderb des Landes.

Die Herzogin Anna Amalia, welche durch Testament ihres Mannes als Vormünderin-Regentin eingesetzt wurde, war eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, eine Nichte Friedrichs II. von Preußen, und am 24. Oktober 1739 geboren. Als Kind von ihren Eltern nicht geliebt[2], ihren jüngeren Geschwistern nachgesetzt, wurde sie nach trüben, harten Jugendtagen schon als sechzehnjähriges Mädchen am 16. März 1756 dem Herzog Ernst August Constantin angetraut, nach ihrem eigenen Ausdruck: „so wie man gewöhniglich Fürstinnen vermählt"[3]. Sie war gesund und lebensfrisch, er schwach und

[1] Ebd. 1874 III 80.

[2] W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar I² 2 ff. [3] Ebd. 12.

schwindsüchtig. Mit 19 Jahren wurde sie schon Witwe und Regentin. Die harte Behandlung, welche sie in den Jahren ihrer Kindheit erfahren, hatte ihren Geist weder niedergedrückt und verbittert noch auch nach erlangter Freiheit in das entgegengesetzte Extrem gedrängt, wohl aber ihre Klugheit geschärft und ihrem Charakter eine muntere Elastizität gegeben.

Ihre Selbstbekenntnisse[1], nicht ohne rosiges Wohlgefallen am lieben Ich geschrieben, verraten einen feingebildeten Geist, ein gutes Herz, wohlmeinende Absichten, doch mehr Heiterkeit und Gefühl als tieferen Ernst und Charakter. So zeigt sie sich auch in ihrem Leben: sie ist das muntere fürstliche Pendant zur bürgerlichen „Frau Rath", Goethes Mutter. In Weimar bildete nicht die Kirche den Mittelpunkt, sondern das Schloß. Die Religion galt als eine hergebrachte Zuspeise des Lebens, aber nicht als dessen Kern und alles belebende Grundkraft. So war Anna Amalia keine Ungläubige; in ihren Briefen kommen vielmehr manche fromme Sprüche vor; aber es möchte ihr schwer geworden sein, den dogmatischen Inhalt ihres Christentums genau zu formulieren. Wie ihr berühmter Onkel kam sie mit wenig Dogmatik aus; die Moral bestand darin, zu leben und leben zu lassen. In frohen Tagen reichte das aus, in trüben war man freilich um Trost verlegen. „Die Catholiken", klagt ihr Freund Wieland, „haben wenigstens ihr Venerabile, das ihre Zuflucht und feste Burg in allen ihren Nöthen ist: wir armen Lutheraner hingegen haben niemand, als den lieben Gott, an den leider auch niemand glaubt, weil er zu weit von unseren Sinnen ist, und sich am Ende auch nicht viel um uns zu kümmern scheint. Wir sind also in Allwege übel dran."[2] Dieser praktische Indifferentismus, nur dürftig noch mit etwas protestantischem Formelwesen umkleidet, war längst die Religion der meisten „Gebildeten", ehe Herder seine Humanitätsreligion formulierte und Goethe die „Mutter Natur" anrief.

Wie ernst Anna Amalia ihre Aufgabe als Fürstin erfaßte, bezeugt ein schon am 8. September 1759 an den Präsidenten ihres Geheimen Konseils, v. Rehdiger, erlassenes Promemoria, worin sie es für ihre Pflicht erklärt, „alles mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören"[3].

Indem sie versprach, den Konseilssitzungen fleißig beizuwohnen, verlangte sie zugleich, auch außer denselben stets genau über alles Laufende unterrichtet und beraten zu werden, die Munda selbst zu vollziehen, die beiliegenden Konzepte zu signieren, alle Expeditiones nach bestimmtem Reglement durch ihren eigenen Kabinettssekretär an sich selbst gelangen zu lassen, von allen einlaufenden Schreiben schon vor der Konseilssitzung Einsicht zu nehmen,

[1] „Meine Gedanken", von Bode, Amalie, Herzogin von Weimar I² 145—152, nach der Handschrift veröffentlicht.

[2] Wagner, Briefe an und von Johann Heinrich Merck (1838) 178. Der Brief ist vom 10. August 1780. [3] W. Bode a. a. O. I² 49 f.

jeden Sonnabend sowohl einen Kammer- und Kassen-Extrakt als auch einen Auszug der Sitzungsprotokolle zu erhalten. Das war viel für eine junge Frau von 20 Jahren. Die Aufgabe erschien um so weniger ansprechend, als die Finanzen daniederlagen, von dem früheren Wohlstand des Hofes selbst nur dürftige Überreste vorhanden waren. Unter der langen vorausgegangenen Vormundschaft war für Erhaltung und Vermehrung der vorhandenen Kostbarkeiten, ja vielfach nicht einmal für die notwendigsten Dinge gesorgt worden, selbst ein Teil der Dienerschaft sah sich außer Tätigkeit gesetzt, wie die Gräfin Henriette v. Egloffstein erzählt[1].

„Auch in ihrem Residenzschlosse fühlte sich die junge Fürstin nicht rasch behaglich: es war ein mächtiger Bau, mehr Burg als Schloß, ganz durch die Ilm und durch künstliche Wassergräben und außerdem durch Mauern von der Außenwelt abgesperrt; nur über Brücken konnte man hineingelangen. So ein Fürstenschloß war damals noch eine Welt für sich, enthielt es doch neben den Wohn- und Prunkräumen, den Küchen und den Kammern für die Dienerschaft auch allerlei Amtszimmer der Landesverwaltung, Briefgewölbe oder Archive, ferner auch eine Kirche, ein Theater, eine Bibliothek, eine Gemäldegalerie, ja selbst die Begräbnisstätte des fürstlichen Hauses. Im Süden der Schloßbauten (da, wo jetzt das Fürstenhaus und Karl August-Denkmal stehen) war ein sehr ausgezirkelter Lustgarten; in einem Quadrat von Mauern und Staket waren sechs oder acht Kreise um den gleichen Mittelpunkt gezogen: der mittelste war ein Wasserbecken mit speiendem Delphin, die andern umschlossen Wege, Beete und schmale Wasserarme; auf den vier Eckbeeten zwischen dem letzten Kreisbogen und den Seiten des Quadrats sah man künstliche Schnörkel und Namenszüge; sie waren aber nicht aus Blumen, sondern in haltbarer Weise aus roten Ziegelsteinen gebildet, die mit Buchsbaum eingefaßt waren. In der westlichen Mauer waren zwölf Schwibbögen ausgespart, und darinnen konnte man auf grünem Grunde zwölf Gemälde bewundern. Sonst waren in der Nähe der Spaziergänge nur wenige: jenseits der Ilm eine Baumpflanzung, die wegen ihrer strahlenweise geführten Wege ‚der Stern' hieß, und an der ‚Ackerwand' der zierlich angelegte ‚wälsche Garten', in dem ‚die Schnecke' eine Merkwürdigkeit war: ein großer grünumwachsener Wendelturm, in welchem Gänge in doppelten Schneckengewinden zu zwei Altanen hinaufführten; oben hatte man einen hübschen Ueberblick über die Stadt." [2]

Brachten somit die materiellen Verhältnisse viel Ungewohntes, so befand sich die junge Herzogin nach dem Bericht der Hofdame v. Egloffstein in ähnlicher Lage, „hinsichtlich ihrer geistigen Bedürfnisse. Sie, die im Umgange

---

[1] C. Frhr v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch, Weimar 1874, 222 ff. [2] W. Bode a. a. O. I² 17 f.

feingebildeter Menschen aufgewachsen, gleichsam mit der Muttermilch die Liebe für Künste und Wissenschaften eingesogen hatte, und nur im Französischen sowohl mündlich als schriftlich mit Leichtigkeit sich auszudrücken vermogte, — weil damals die deutsche Sprache am Hofe ihres Vaters, wie in allen vornehmen Kreisen Deutschlands als das Idiom der Rohheit und Barbarei durchaus verpönt war, — sie, sage ich, mußte sich unter Halbwilde versetzt wähnen, da die meisten Weimaraner des französischen Jargons nicht mächtig und in ihren Sitten und Gebräuchen jenen Kleinstädtern zu vergleichen waren, welche Kotzebue so treffend schilderte, daß die Herzogin in spätern Jahren dadurch an die Zeit erinnert wurde, wo sie, von ähnlichen Wesen und Zuständen umringt, kaum auf eine Verbesserung ihrer Lage zu hoffen wagte." „Langeweile und die daraus entspringende Sucht zu Klatschereien herrschten in den Versammlungen der Weimar'schen Damen, von welchen sich die Männer wie überall wo Cultur und Urbanität der Sitten noch nicht heimisch sind, auf's strengste absonderten, um ihren brutalen Zeitvertreiben ungehindert nachgehen zu können." [1]

So gesellte sich zu den ernsten Regentenpflichten Anna Amalias die ungleich angenehmere Aufgabe, das gesellige Leben ihres Hofes zu heben: mit der Lösung beider Aufgaben verschmolz sich von selbst eine dritte, die höchste Herzens- und Staatsangelegenheit der Mutter und Fürstin: die Heranbildung ihrer beiden Söhne zu tüchtigen Fürsten.

Was die erste dieser drei Aufgaben betrifft, so ist es sicher nicht dem bloßen Glück, sondern auch der Klugheit und dem Scharfblick der jungen Fürstin zuzuschreiben, daß sich für die Leitung der Staatsgeschäfte ebenso gewandte und sachverständige wie treue und redliche Männer fanden. Am meisten schätzte sie unter diesen Christoph v. Greiner, einen früheren Lehrer ihres Gemahls, den sie 1761 zum Mitglied ihres Geheimen Konseils ernannte, und der, 1763 vom Kaiser geadelt, ihr bis zum Jahre 1772 als treuer Berater zur Seite stand.

„Er war", sagt sie, „nicht von den außerordentlichen, großen Köpfen; ein geraddenkender, mit viel Vernunft begabter Mann. Er hatte von unten auf angefangen zu dienen, also daß er in denen Geschäften sehr wohl unterrichtet war und sich viele Kenntnisse darin erworben hatte. Ein feines Gefühl beseelte ihn, also war er einer wahren Freundschaft fähig. Er war Freund seiner Freunde; seine Seele war zu edel und zu aufrichtig, als daß er schmeicheln konnte. Dieses war der Mann, in dessen Arme ich mich warf; ich liebte ihn als meinen Vater. Von ihm habe ich die Wahrheit kennen lernen und sie liebbekommen." [2]

---

[1] v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia 227 f.

[2] W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar I² 47.

Nach seinem Tode 1772 trat der Geheime Rat Thomas v. Fritsch, geboren 1731, seit 1756 im Staatsdienst, seit 1762 Mitglied des Konseils, als dessen Präsident an die Spitze der Geschäfte und leistete der Fürstin manche gute Dienste, besonders als allerhand Mißhelligkeiten wegen der Prinzenerziehung, Finanz- und Verwaltungsschwierigkeiten sie 1773 so entmutigten, daß sie von der Vormundschaft so bald als nur möglich zurücktreten wollte.

Die Geschäftstüchtigkeit dieser Männer vermochte es indes nicht zu hindern, daß das Land in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges hart mitgenommen wurde und auch unter dessen Folgen litt. Trotz aller schönen Gesinnungen und Vorsätze scheint die Herzogin wenig oder nichts getan zu haben, um durch Einschränkung des Hofes die Lage ihres Landes und Volkes praktisch zu erleichtern. Wenigstens stellte ihre Hofverwaltung im Jahre 1760, also noch im Kriege, einen Etat von 57 253 Talern auf und preßte dadurch dem Geheimrat Nonne die amtliche Klage ab: „Die armen Unterthanen werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt, und an dem Hof der besten Fürstin, einer wahren Mutter der Unterthanen, soll zu der Zeit Pracht und Ueberfluß herrschen?“ [1]

Einem ähnlichen Zug begegnet man öfter an den Fürstenhöfen jener Zeit: in Briefen und Aktenstücken die herrlichsten „philosophischen“ Gesinnungen von Fürstentugend, Milde, Menschlichkeit, Väterlichkeit, Mütterlichkeit — bei Hofe glänzende Lustbarkeiten, kostspielige Feste, Theater, Bälle und Redouten: gleichzeitig im Lande Steuerdruck und Not der Untertanen. In Paris war das ja auch so, und Paris galt als das Muster der Höfe.

Da die junge Herzogin keine höheren Ideale vor sich hatte — denn an die liebenswürdige Schutzheilige Thüringens, die hl. Elisabeth, dachte sie wohl nie —, so ist es leicht erklärlich, daß sie der äußeren Ausstattung und den Lustbarkeiten ihres Hofes mehr Sorgfalt zuwandte als den Interessen ihres Volkes, ja daß mit ihr gerade eine Ära größeren Aufwandes am Weimarer Hofe begann [2].

Nach Wieland war Anna Amalia „telle qu'elle est, eines der liebenswürdigsten und herrlichsten Gemische von Menschheit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit, das je auf diesem Erdenrund gesehen worden ist“ [3]. Schiller war weniger gut auf sie zu sprechen. „Ihr Geist“, schrieb er an Körner, „ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei u. dgl.

---

[1] Ebd. 43 f.

[2] Vgl. Der Hof in Weimar zu Goethes Zeit. Kultur- und Zeitbild aus den Papieren eines Hofmanns I, in Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland, 50. Jahrg, 1089—1095, wo die vorgoethische Zeit behandelt wird.

[3] Wagner, Briefe an Merck (1835) 142.

hat oder haben will."[1] Dieses Urteil ist hart, aber nicht ganz unberechtigt. Die Herzogin besaß eine heitere, sinnliche Natur, der Lebensgenuß Bedürfnis war. Sie zeichnete und musizierte, interessierte sich für Gesang und Poesie, ritt und maskierte sich, tanzte gern und gut. Erschienen ihre Züge nicht sonderlich anmutig, so wurden dafür ihre Füßchen bewundert. Fast täglich legte sie neue Schuhe an. Die Damen wetteiferten, ihr die getragenen abzukaufen und ihren eigenen Fuß in dieselben hinein zu quälen; die Herren trugen das Füßchen der Herzogin in Gold nachgebildet an der Uhrkette[2].

Ein halbes Jahr nach ihrer Verheiratung mit Herzog August Constantin, den 1. November 1756, also kurz nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, wurde in Weimar die Truppe des Schauspielers Karl Theophil Döbbelin angeworben. Nach dem Bestallungsdekret erhielt dieser 6800 Reichstaler, wofür er die ganze Schauspielergesellschaft zu stellen hatte. Die Beleuchtungskosten mußte die herzogliche Regierung übernehmen. Eine kostspielige Sache für einen Hof, dessen ganzes Haushaltsbudget 60000 Taler nicht überstieg! Als Döbbelin Ende April 1757 Weimar verließ, übernahm der Hof die Gesellschaft; ein Kammerjunker v. Dürkheim ward Intendant, das Theater zum förmlichen Hoftheater. Es war das dritte, welches Deutschland besaß. Schon im September indes geriet die Kasse in Schulden, am 20. mußten alle Gehälter auf ein Drittel reduziert werden; das „theure" Vergnügen aber wurde trotz der Kriegsnöten nicht preisgegeben, vielmehr nahm man die Schauspieler in den Hof- und Adreßkalender auf. Vom Herbst 1768 bis 1771 wirkte in Weimar die Kochsche Truppe, ihr folgten 1771 bis 1774 bei dreimal wöchentlichem Auftreten der Schauspieler Seyler und die Seinigen. So hatte Weimar durch Anna Amalia ein ständiges Theater erhalten und wurde gleichzeitig zur eigentlichen Wiege der deutschen Oper und Operette[3].

Wie man das musikalische Element auf der Bühne begünstigte, so wurde es auch sonst in Konzerten, Musikaufführungen und Abendgesellschaften eifrig gepflegt. Als Hofmusikus berief die Herzogin 1767 den Kapellmeister Ernst Wilhelm Wolff von Gotha. 1772 kam der Komponist A. Schweitzer aus Koburg von Italien zurück und vertonte Wielands „Alceste", die erste deutsche Oper, die am 28. Mai 1773 ihre Première erlebte[4].

---

[1] Schillers Briefe. Kritische Gesammtausgabe von Fr. Jonas (7 Bde) I 362. — Vgl. dazu das freilich aus späterer Zeit stammende, ähnlich lautende Urteil Elisas von der Recke bei P. Rachel, Elisa von der Recke (2 Bde, Leipzig 1900 bis 1902) II 145.

[2] Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte, in Grenzboten 1871 II 650. — Vgl. Der Hof in Weimar zu Goethes Zeit a. a. O. 1093.

[3] E. Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar I, Leipzig 1863, 10—29. — Goethe-Jahrbuch IV 111. — W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar I[2] 153 ff.

[4] Pasqué a. a. O. 353 ff. — Bode a. a. O. I[2] 164—168. — Der Hof in Weimar zu Goethes Zeit a. a. O. 1089 f.

Neben den regelmäßigen Theatervorstellungen und Konzerten fanden glänzende Hoffeste, Bälle, Redouten, Picknicks und Lustfahrten statt. An Sonntagen und Festtagen ließ sich die Herzogin auf der Esplanade sehen; vor ihr ging der Hofmarschall einher, ein Page trug die Schleppe, dann folgten die übrigen Pagen, Läufer und Haiducken, auch ein Zwerg fehlte nicht[1]. Bei Vergnügungsritten begleitete sie ein größeres glänzendes Gefolge. Im Winter wurden große Schlittenpartien veranstaltet; buntbemalte zweispännige Schlitten stellten Muscheln, Schwäne, Drachen vor. Im Schlitten saß gewöhnlich nur eine Dame in großer Toilette, während vom hinteren Sitze aus der Kavalier die reichbehangenen Pferde lenkte. Zwischen den Schlitten ritten je nach Rang und Stand der Dame zwei bis drei Kavaliere, Haiducken und Läufer knallten mit ihren Peitschen[2]. Ein Reisender, der Weimar 1770 besuchte, erzählt[3]:

„Diesen selben Abend war Redoute auf dem Rathhause, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr um acht Uhr hin. Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch sonst mit ihrem Schmuck von Juwelen. Sie tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand; die jüngeren Prinzen, die en Zéphir und en Amour maskirt waren, tanzten auch sehr gut. Die ganze Maskerade war sehr voll, animirt und eine Menge artiger Masken. Es war auch ein Pharaotisch da, der geringste Point war ein halber Gulden. Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or." „Da sie aber sehr gern tanzt, so spielte sie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm, und blieb bis früh um drei, da fast alles aus war."

Von einer andern Redoute erzählt derselbe Reisende:

„Die Herzogin war en reine grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr wie Alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, brillant und belebt auf der Redoute, und waren auch einige Studenten da von Jena. Zu der letzten Redoute schickte mir die Herzogin eine ihr eigene Savoyarden-Maske; ich wurde bei der Gräfin von Görtz angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Grafen Görtz, der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute; sie dauerte bis sechs Uhr."

Die Stadt Weimar wollte nicht hinter dem Hofe zurückstehen und bereitete schon am 24. Juli 1765 der von ihrem Aachener Badeaufenthalte wiederkehrenden Herzogin einen glänzenden Empfang. Es gab „Umzüge, Ehrenpforten, Illuminationen, Konzerte von Jagdhörnern, Trompeten und Geigen.

---

[1] Der Hof in Weimar zu Goethes Zeit a. a. O. 1092 f.

[2] Burkhardt a. a. O. 1871 II 651 ff. Vgl. Der Hof in Weimar zu Goethes Zeit a. a. O. 1092.

[3] Lewes (Frese) I[18] 217 f. — Ausführlicher bei Vehse, Geschichte der deutschen Höfe XXVIII 61 ff.

Und die Herzogin ging und fuhr zwei Tage lang in ihrer geschmückten und jubilirenden Residenz herum.“ [1]

Während die Herzogin dem kleinen Weimar einen für seine Verhältnisse glänzenden und amüsanten Hof verschaffte, trug sie auch für die Erziehung ihrer beiden Söhne entsprechende Sorge, und zwar ganz der Richtung und dem Geiste der Zeit gemäß.

Sobald der Erbprinz drei Jahre alt war, berief sie den Gymnasiallehrer Johann Wilhelm Seidler aus Braunschweig, um dessen Heranbildung zu leiten. Herzog Karl hatte ihr denselben als ein „sehr brauchbares Möbel“ empfohlen [2]. Seidler kam demgemäß im Frühjahr 1761 nach Weimar [3]. Er scheint es gut gemeint zu haben, wollte einen rechten Vater des Vaterlandes aus seinem jungen Zögling machen: „Er muß sich klar werden, daß er der Vater seines Landes, er muß ein Herz, das nur die Religion bildet, für alle seine Kinder haben, ihm muß die harte und saure Arbeit des Bauernstandes ebenso bemerkenswerth sein, als das künstliche schönste Meisterwerk.“ So meinte der brave würdige Scholarche und gab sich redliche Mühe, seinen Prinzen nach sokratischer Methode, auf religiöser Grundlage, vor allem im Latein, in der Geschichte und im Rechnen voranzubringen, nährte indes in ihm allzusehr das prinzliche Bewußtsein, was später der Mutter und den andern Erziehern Schwierigkeiten bereitete.

Noch im selben Frühjahr sah sich Anna Amalia nach einem andern Pädagogen für den kleinen Carl August um. Ihre Wahl fiel auf den Grafen Görtz. Dieser, ein tüchtiger Hofkavalier, hatte in Leyden studiert, dann im Haag und in Straßburg sich für die diplomatische Tätigkeit herangebildet. Mit 24 Jahren wurde er Regierungsassessor in Weimar, kam aber mit dem mürrischen Minister v. Bünau nicht aus und siedelte deshalb nach Gotha über, von wo er erst 1759 wieder nach Weimar zurückkehrte. Auch er faßte das Erziehungswerk ernst auf, visierte indes nur etwas zu hoch für einen Prinzen von vier Jahren und acht Monaten.

„Ehrfurcht und zärtliche Liebe gegen die Mutter, gleiche gegen Alle, die ihn umgeben und unter ihm stehen, deren Wohl zu fördern die höchste Aufgabe sein muß, erklärte er als höchstes Ziel, das nur mit wahrem religiösen Sinn, der sich in der Wirklichkeit an jeder Stelle offenbaren müsse, zu erstreben sei. Der Prinz müsse zunächst in Demuth inne werden, daß die Vorzüge seiner Stellung dem Glück und der göttlichen Vorsehung zu verdanken und daß vor Allem das Gefühl für das Recht wach zu halten, Schmeichelei,

---

[1] W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar I² 139 f.

[2] Ebd. 27 f.

[3] Burkhardt, Jugend und Erziehung Karl Augusts von Weimar, in Westermanns Monatsheften 1865, Februar, 460 ff.

Ohrenbläserei als das schädlichste Gift und als die Pest der Fürsten fern zu halten seien." [1]

Hohe Gedanken für den Kleinen, der bald rot und weiß, bald blau und lila gekleidet, mit seinen polnischen Orden, seiner grünen ungarischen Weste, seinen dreifach mit Silber bordierten Beinkleidern, mit Säbel und Säbeltasche, Dolman und Quastenmütze im Hof von Belvedere umherstolzierte!

Tracht, Einrichtung und Sitten des Hofes entsprachen sonst bis dahin dem von Paris aus diktierten Modegeschmack der Zeit. Die Hofsprache war noch vorzugsweise das Französische. Anna Amalia selbst schrieb besser französisch als deutsch. Bei Hofversammlungen war Carl August als Prinz noch ausstaffiert wie die Prinzen am Hofe Ludwigs XV. Die Kleidung bestand aus einem starr gestickten Rocke mit langen Schößen und Aufschlägen, einer ebenso gestickten langen Weste, einem Degen mit einer Menge Bandschleifen, einem großen Federhut unter dem Arme, seidenen Strümpfen und abgestumpften Schuhen mit großen silbernen Schnallen; der Kopf war mit einem hohen, wohlgekräuselten Toupet und zwei dicken Locken, beide mit Pomade und Puder reichlich durchknetet, geziert, und den ganzen Staat vollendete ein großer Haarbeutel, der in zwei breiten schwarzen Bändern, einem sog. Postillon d'amour, vorn über die Brust weglief.

Carl August entwickelte sich rasch und war bald seinem Bruder weit voraus. Er konnte mit fünf Jahren schon gut lesen, las viel und bunt durcheinander, schrieb früher französisch als deutsch und schloß sich lieber an Ältere und Erwachsene an als an Altersgenossen.

Die Prinzen hatten ihre eigene Hofhaltung in einem Pavillon des Schlosses Belvedere. Nur abends 6—$7\frac{1}{2}$ Uhr hatten sie frei, um die Mutter aufzusuchen. 400 Taler waren jährlich dem Erbprinzen zugeteilt, um davon Almosen zu geben. So gut es Graf Görtz meinen mochte und so strenge er die Prinzen hielt, es fehlte doch beim Unterricht die stramme gleichmäßige Methode, und seine Erziehungskunst ging über die verschwommenen Sentimentalitäts- und Humanitätsideen Basedows nicht hinaus, die damals gerade Epoche machten. Ovid wurde vor Eutrop gelesen, Genealogie und Heraldik der Geschichte vorausgeschickt. Vom siebten Jahre an zeigte sich Carl August so wild und unbändig, daß Görtz fast seiner Aufgabe zu erliegen glaubte. Mit dem neunten Jahre ward es indes wieder etwas besser. Der Knabe übersetzte mit Leichtigkeit die schwersten Stellen aus Livius, machte in Mathematik und Physik gute Fortschritte, trieb vor allem mit Eifer Ernestinische Geschichte und las mit zwölf Jahren Voltaire und Molière mit ziemlicher

[1] Ebd. 466. — Vgl. auch seinen Brief an die Herzogin vom 20. Juni 1762 in Freundesgaben für C. A. H. Burkhardt zum siebenzigsten Geburtstag, 6. Juli 1900, Weimar 1900, 41—46.

Geläufigkeit in der Ursprache. Während er sich noch an Robinsonaden erfreute, fielen ihm Wielands Schriften in die Hände und machten großen Eindruck auf ihn. Gerne hätte er den Aufenthalt gewechselt, um fremde Städte und Länder zu sehen; doch die Mutter ging auf diese jugendlichen Wünsche nicht ein.

Als der Prinz 1771 nach vorhergehender Prüfung die Konfirmation erhalten hatte, entsprach die Herzogin dem dringenden Vorschlag des Grafen Görtz, das Studium der Philosophie in Angriff nehmen zu lassen. Man dachte an Mayr in Jena und an den Geheimrat Schmidt. Anna Amalia wollte den Abt Jerusalem in Braunschweig als Lehrer für ihren Sohn gewinnen; doch dieser lehnte ab. Statt seiner wurde Christoph Martin Wieland angeworben und traf am 20. September 1772 in Weimar ein. Sein fürstlicher Schüler Carl August zählte fünfzehn Jahre.

Mit Wielands Eintritt beginnt Weimars sog. klassische Periode, obgleich er weder ein überragender Geistesmann noch viel weniger ein tiefgehender Philosoph war.

Zweites Kapitel.

Wieland und der junge Herzog Carl August.

(1772—1775.)

Der Pfarrerssohn Christoph Martin Wieland von Biberach, geboren am 5. September 1733, war Goethe um sechzehn Lebensjahre voraus und stellte schon ein ansehnliches Kapitel deutscher Literaturgeschichte dar, als er in Weimar einzog. Seine durchaus pietistische Erziehung in Klosterbergen und Erfurt wurde schon frühe durch eine bunte Allerlei-Lektüre durchkreuzt. Der Mystizismus siegte anfänglich über die Versuchungen zur Freidenkerei, zu heidnischer Philosophie und lockerer Lebensanschauung. Das Liebesverhältnis, welches der siebzehnjährige Gymnasiast mit Sophie v. Gutermann, der spätern Frau v. La Roche, anfing, hielt sich in platonischen Grenzen. In Tübingen, wo er dann unter dem Titel juristischer Studien poetisierte, schrieb er ein Lehrgedicht über die „Natur der Dinge", einen „Anti-Ovid" und „Moralische Erzählungen". Von Bodmer in Zürich 1752 mit Liebe aufgenommen, schloß Wieland sich ganz dessen ernster Richtung an, dichtete die „Prüfung Abrahams", schwelgte in süßlich-frommen Empfindungen und Betrachtungen, verurteilte Ovid, Petrarca, Gleim und brachte es in der ästhetischen Entsagung so weit, zu behaupten: „daß ein jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, auch die schlechteste Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen sollte" [1].

[1] J. G. Gruber, Christoph Martin Wieland (2 Tle, Leipzig und Altenburg 1815—1816) I 87 f.

Dieser übertriebene Rigorismus hatte jedoch keinen Rückhalt, weder in klaren, festen Grundsätzen noch in einem kräftigen, energischen Charakter. Wieland besaß eine weiche, empfindsame, sinnliche Natur. Seine Frömmigkeit war ein unklarer Gefühlsdusel, seine poetische Tugendstrenge jugendliche Schwärmerei. Je kühner er in seraphischen Welten geschwärmt hatte, desto schroffer wendete sich das Blatt, als ihm das Auge für die Schönheiten des lachenden Diesseits aufging und er von seinen Jugendsympathien und aus den Träumen „unschuldiger Menschen" erwachte. Nun schüttete er das Kind mit dem Bade aus und ward ein erotischer Dichter. Die Seraphim und Cherubim verwandelten sich in Musen und Grazien, die tugendschwärmerischen Engelsseelen in griechische Kupplerinnen und Hetären; er vertauschte Sokrates und Plato mit Lucian und Epikur und wurde nicht müde, das Glück seiner „Bekehrung" in Versen und Prosa, kleinen Dramen und langausgesponnenen Romanen, mit altgriechischer, orientalischer, spanischer und deutscher Staffage, weich, lüstern, verführerisch, in allen Tonarten, aber immer mit demselben Refrain zu beschreiben. Dieser Refrain ist das Lob der richtigen altheidnischen Göttin Venus, die mit ihren Musen und Grazien das eigentliche Glück dieses Lebens bilden soll. In den verschiedensten Ballettfiguren wird sie immer und immer wieder aufgespielt; nur gegen den Schluß hin übergibt der Dichter gewöhnlich seinen Rosa-Farbentopf dem Tizian und läßt den Vorhang fallen. Eine Fülle sprudelnder Phantasie, geistreichen Witzes, trefflichen Erzählertalentes und poetischer Eingebung wurde fürder an das unsauberste Geschäft verschwendet.

Wieland soll nicht ganz so schlecht gewesen sein, als seine erotischen Dichtungen ihn erscheinen lassen[1]. Allerdings spricht er davon, daß er sich in Zürich „ein Serail gehalten"; dann liebelte er in Bern mit der Pfarrerstochter Julie Bondeli, der späteren Freundin Rousseaus, und machte in Biberach der unterdessen verheirateten Sophie v. La Roche von neuem den Hof[2]. Sein Verhältnis zu Christine Hagel, von 1762 bis 1764, blieb nicht

[1] So urteilt Friedrich Leopold zu Stolberg, der in einem Briefe vom 27. November 1775 an seine Schwester Henriette sagt: „Glaube nicht, daß ich Wielands vertrauter Freund sein möchte, dazu werde ich immer zu viele griefs gegen ihn haben, aber für einen ebenso interessanten als angenehmen Mann, und für einen Mann, dessen Herz viele gute Seiten hat, muß ich ihn halten" (Janssen, Stolberg I 62). Doch bezeugt Wielands Privatkorrespondenz deutlich genug, daß er an allem Gemeinen und Unlauteren die herzlichste Freude hatte und im Sinnengenuß das höchste Glück des Lebens sah.

[2] Sie hat ihn später, im Jahre 1799, auf seinem Gute Osmannstädt besucht und daselbst mehrere Wochen lang seine Gastfreundschaft genossen. In den höchsten Tönen der Empfindsamkeit schildert sie das Wiedersehen, die großen Augenblicke, als sie, beider Hände haltend, zwischen dem Ehepaar saß oder mit Wieland am Fenster stand. Vgl. ihre Tagebuchaufzeichnungen bei J. G. Gruber, Wielands Leben 4. Tl,

ohne Folgen; doch scheint Wielands Forderung, sie möge protestantisch werden, wenn er sie heiraten solle, an ihrer streng katholischen Erziehung gescheitert zu sein[1]. „Schon im gleichen Jahre erörtert er in ziemlich frivolem Ton das Projekt, Sophie v. La Roche möge ihm ihre älteste Tochter, Maximiliane, die damals noch in den Kinderschuhen steckte, als Gattin aufheben.“[2] Er heiratete indes schließlich im Herbst 1765 die Augsburger Kaufmannstochter, Dorothea von Hillenbrand, eine ganz schlichte Person ohne romantisch-literarische Vorzüge, und lebte mit ihr in langer, ungetrübter Ehe, ohne galante Abenteuer, als würdiges Haupt eines zahlreichen Familienkreises. Nach 20 Jahren hatten sie schon vierzehn Kinder, und der Patriarch plagte sich redlich, um durch rastlose Tätigkeit für Aller Erziehung und Zukunft zu sorgen. Ein Gemälde auf der Bibliothek in Weimar hat das Andenken dieses respektabeln und gemütlichen Familienkreises in lebendigen Zügen erhalten. Wer sollte in dem soliden Familienvater den frivolsten der deutschen Klassiker vermuten?[3]

Während der gutherzige Schwabe alle Pflichten eines braven Ehegatten und Vaters erfüllte, kramte er als Gelehrter und Literat mit unermüdlichem Fleiße nicht nur in den wahren Schätzen des klassischen Altertums, sondern auch in allem Schmutz der antiken Mythologie, Poesie, Geschichte und Philosophie, in allem Quark französischer Freidenkerei und Romanliteratur herum, holte sich auch bei Engländern, Spaniern und Italienern mehr das Schlechte und Unsaubere als das Gute und Schöne zum literarischen Gebrauch zusammen und destillierte aus dem bunten Mischmasch seiner Belesenheit eine Lebensphilosophie des heitern Genusses, die weder recht hellenisch noch ganz modern französisch, weder grundheidnisch noch auch christlich, weder stoisch noch ganz epikureisch, einen bequemen, heitern Mittelweg einschlägt, um möglichst wenig zu leiden und möglichst viel zu genießen. Die Sinnlichkeit muß im Zaum gehalten werden, damit sie nicht durch Ausschreitungen ihren Träger selbst zerstört und den Genuß des Lebens hindert, Geist und Gemüt müssen gepflegt werden, um die Sinnlichkeit zu heben und zu veredeln; Leib und Geist sollen sich nicht aszetisch bekämpfen, sondern ein gemütliches

---

Leipzig 1828, 313—320. — Als sie wieder abfuhr, saß auf dem Kutschbock ihr Enkel Klemens Brentano; er schlug die Zither und sang dazu, daß die Bauern auf den Feldern zusammenliefen. (Bode, Amalie, Herzogin von Weimar III[2] 72).

[1] R. Hassencamp, Neue Briefe Christ. Mart. Wielands vornehmlich an Sophie von La Roche, Stuttgart 1894, x f. — Vgl. Derf., Ein Liebesroman des Dichters Christ. Mart. Wieland, in Nord und Süd LXI (1892) 76 ff.

[2] R. Hassencamp, Neue Briefe Christ. Mart. Wielands 94 f.

[3] Wieland wollte den Leser „in eine erträumte Welt“ führen, sagt Heinemann, Goethe[3] 215. „Hier konnte sich der Dichter um so mehr der Leidenschaft, den Trieben des Herzens, auch der Sinnlichkeit hingeben, je deutlicher er durch sein Leben die Absicht einer Darstellung phantastisch erdichteter Zustände bewies.“

Kompromiß schließen, bei dem jeder auf seine Rechnung kommt, und dieses Kompromiß bietet die sinnlich-geistige „Liebe", die Verschmelzung des Schönen mit dem Guten, die harmonische Verbindung des Genusses und der Pflicht. Aus all den langen Philosophiekapiteln seiner Romane schaut schließlich immer der lächelnde Epikureer heraus, welcher in seiner Jugend der Stoiker so gut wie der überirdischen Schönheit Venus Uranias überdrüssig geworden und sich nun spottend an ihnen rächt.

In manchen Produkten seiner Muse aber, wie im „Musarion", in der „Geschichte des Agathon", den „Abenteuern des Don Sylvio", in „Idris" und „Zenide", dem „Neuen Amadis", den „Grazien", dem „Verklagten Amor", tritt der schlüpfrige Kern seiner Lebensweisheit so unverhüllt zu Tage, daß man sich billig verwundern könnte, wie Anna Amalia einem solchen „Christen" und „Philosophen" die ethische Bildung ihres Erbprinzen anvertrauen mochte. Der jungen Herzogin dürfte man dies schließlich nachsehen; daß aber der greise Erzbischof-Kurfürst Joseph Emmerich ein paar Jahre zuvor (1769) den „bekehrten" Wieland zum Professor primarius der Philosophie und zum Kurmainzischen Regierungsrat in Erfurt ernannt hatte, ist ein bedenkliches Merkmal jener Zeit.

In Erfurt schrieb Wieland den „Nachlaß des Diogenes von Sinope", das berüchtigte Gedicht „Kombabus", die „Reisen und Bekenntnisse des Priesters Abulfanaris", den kleinen Roman „Koxkox und Kikequetzel", und stellte dann in seinem „Goldenen Spiegel der Könige von Scheschian" den Regenten Deutschlands sein Fürstenideal auf. Diese von Fürstentugend und Menschenwohl überströmende Schrift scheint bei der Herzogin Amalia zunächst für die Berufung Wielands den Ausschlag gegeben zu haben. Wieland hatte unterdessen Gelegenheit gehabt, den Prinzen am Weimarer Hofe Anfang März 1772 näher kennen zu lernen und schrieb am 22. an die Herzogin:

„Der Prinz wird nicht leicht gerührt; die Eindrücke die er empfängt, zeigen sich wenig nach außen, und es ist nicht sehr leicht seine Seele zu erschüttern. Es ist dieß keineswegs etwa die Sucht sich über die anderen Sterblichen zu erheben; es ist wohl mehr ein Fehler seines Temperaments; aber dieser Fehler hängt mit großen Tugenden zusammen; — — es ist dieser hohe Grad von gesunder Vernunft, diese natürliche Richtigkeit des Verstandes, diese Begierde, sich zu unterrichten, diese Liebe zur Wahrheit, dieser Widerwille gegen die Schmeichelei, die der Prinz ohne alle Frage im höchsten Maße besitzt. — — Das sind lauter vortreffliche Anlagen. Man mache aus ihm einen aufgeklärten Fürsten, und ich stehe für sein Herz ein." [1]

[1] v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia 41.

Anna Amalia war ganz entzückt über den herzenskundigen Philosophen, tat die nötigen Schritte beim Kurfürsten, um Wielands Entlassung zu erwirken und empfing ihn aufs huldvollste an ihrem Hofe. Es wurde ihm ein Jahresgehalt von 1000 Talern und eine lebenslängliche Pension von 600 Talern zugesichert[1]. Görtz, der schon früher für ihn tätig gewesen, war bald sein innigster Freund.

Wieland suchte sich in seinem pädagogischen Wirken freie Hand zu bewahren. Aus seinem Briefe an den Grafen Görtz aus Erfurt vom 11. Juni 1772 ergibt sich, daß er nicht im geringsten daran dachte, „thätig in die Erziehung einzugreifen“[2]. „Ueber die Art und Weise meines Unterrichts und Vortrags“, heißt es in einem von Wieland gezeichneten, am 4. Oktober von Görtz eingereichten untertänigsten Promemoria, „werde ich, wiewohl dies gerade die Hauptsache ist, mich hier um so weniger ausführlich erklären können, da Methode und Vortrag sich vornehmlich nach der besondern Fähigkeit und dem Bedürfniß der Lernenden richten müssen. Ich kenne mehr als einen Weg zum Tempel der Weisheit.“[3]

Zu diesen Wegen gehörte am wenigsten die Religion, aber vor allem das Theater. Indem er seiner sonstigen Tugendlehre eine offiziell-frömmere Wendung gab, bearbeitete der unermüdlich schreibselige Literat nach Xenophon die „Wahl des Herkules“ für die Weimarer Bühne und ließ sie durch seinen Freund, den Kapellmeister Anton Schweitzer, in Musik setzen. Die beiden Frauenzimmer, Arete, die Tugend, und Kakia, die wollüstige Untätigkeit, streiten sich in rührendem Duett um den jungen Prinzen Herkules:

Kakia: In meinen Armen
Winkt dir der Liebe Glück,
Und du entfliehest?
Arete: Dir winket Götterglück,
Und du verziehest?

Nur mit Mühe entschließt sich der Götterjüngling, die Sirene Kakia zu entlassen, worauf ihm Arete eine lange Tugendarie vorsingt und zuletzt ihren Sopran mit seinem Tenor vereint:

Beide: Dich hab' ich mir erkoren,
Du bist / Ich bin } dazu geboren,
Den Göttern gleich / Auf ewig dein } zu sein[4].

[1] Wieland hatte sich auch Hoffnungen auf Wien hingegeben. Aber vergeblich. Schon Ende 1771 machte ihm Maria Theresia einen Strich durch die Rechnung (Seuffert, Wielands Berufung nach Weimar, in Seufferts Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte I, Weimar 1888, 394).

[2] Seuffert a. a. O. 370. [3] Ebd. 405 406.

[4] Wielands Werke (Hempel) XXIX 145—160.

Das tugendselige Festspiel, am Geburtstag des Prinzen mit Gesang und Musik aufgeführt, kam dem Geschmack sowohl als der Lebensphilosophie der Herzogin-Mutter sehr anmutig entgegen[1]. Aber schon nach Jahresfrist war sie von der Pädagogik ihres Haus-, Hof- und Staatsphilosophen vollständig ernüchtert.

„Ich komme jetzt auf Wieland", schreibt sie am 9. Dezember 1773 an den Minister v. Fritsch; „er ist ein Mann von gefühlvollem Herzen und ehrenwerther Gesinnung; aber ein schwacher Enthousiast, viel Eitelkeit und Eigenliebe; ich erkenne leider zu spät, daß er nicht gemacht ist für die Stellung in der er sich befindet; er ist zu schwärmerisch für die jungen Leute, zu schwach um ihnen die Spitze zu bieten, und zu unvorsichtig, in seiner Lebhaftigkeit hat er das Herz auf der Zunge; wenn er sich verfehlt, so ist das mehr aus Schwachheit als aus bösem Willen; so sehr er durch seine Schriften gezeigt hat, daß er das menschliche Herz im Allgemeinen kennt, so wenig kennt er das einzelne Herz und die Individuen; er hört zu sehr auf die Schmeichler und überläßt sich ihnen; daher stammt die große Freundschaft zwischen ihm und dem Grafen Goertz, der ihm in der unerhörtesten Weise schmeichelt; Wieland von seiner Seite schmeichelt wieder dem Grafen, und beide vereinigt schmeicheln meinem Sohne, — so daß nichts als Schmeichelei oben bei meinen Kindern herrscht."[2]

Gern hätte die Herzogin die beiden Erzieher entlassen, sie fürchtete aber den Eklat. Niedergedrückt und des Hofzwanges müde, dachte sie daran, die Regentschaft niederzulegen, sobald Carl August das siebzehnte Jahr erreicht hätte. Fritsch hielt sie davon ab, bestimmte sie aber, den Prinzen durch Eintritt ins Konseil allmählich in die Regierungsangelegenheiten einzuweihen und ihm zugleich eine besondere militärische Erziehung zu teil werden zu lassen.

Als militärischer Erzieher wurde noch im selben Jahre Karl Ludwig v. Knebel, geboren 1744, angeworben, ein geistreicher, vielseitig gebildeter Offizier, der zehn Jahre zu Potsdam in Diensten gestanden[3]. Der Prinz von Preußen hatte ihn an die Herzogin empfohlen. Knebel kam im Juli des Jahres 1774, zu spät indes, um dem einmal verpfuschten Erziehungswerk eine bessere Wendung zu geben.

Weimar war inzwischen von einem harten Unglück betroffen worden. Am 4. bis 6. Mai wurde das ganze herzogliche Residenzschloß ein Raub der Flammen[4]. Bibliothek, Theater und die wertvolle Bildergalerie

---

[1] Wie Wieland durch das Repertoire auf die Prinzen zu wirken suchte, zeigt Seuffert a. a. O. 396.

[2] v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia 57.

[3] Als „blauer Sklave", wie Düntzer bemerkt. (Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette [1774—1813], Jena 1858, 1.)

[4] Der Brand entstand während eines Gewitters vermutlich infolge eines Blitzschlags. Vgl. F. Bornhak, Anna Amalia, Berlin 1892, 86.

brannten nieder, das Archiv konnte nur teilweise gerettet werden. Ein Rest der herzoglichen Gelder in eisernen Kassetten wurde wieder aufgefunden, aber das Silber war in den Holztruhen geschmolzen. Den ganzen Verlust schlug man auf 300 000 Taler an[1].

Die Herzogin bezog vorläufig ein stattliches Wohnhaus an der Esplanade, welches der Minister v. Fritsch, erst kürzlich verheiratet, für sich selbst eingerichtet hatte. Das Haus heißt noch heute das Wittums-Palais. Um für den Erbprinzen eine passende Wohnung zu finden, gab sich Anna Amalia selbst alle erdenkliche Mühe, da es mit dem Bau eines neuen Schlosses voraussichtlich lange dauern konnte. Aber der Prinz hatte sich in den Kopf gesetzt, die Frage selbst zu entscheiden, und er entschied sie auch.

Seine Wahl war die törichteste, die er treffen konnte. Er wählte das noch nicht fertig ausgebaute Landschaftshaus, das spätere Fürstenhaus, welches für die Bureaus der Landesregierung, aber ganz und gar nicht zu einem fürstlichen Wohnhaus eingerichtet war und seinen hohen Einwohnern selbst später die größten Unannehmlichkeiten verursachte[2]. Doch es sah nun einmal etwas vornehmer aus, der Prinz bestand auf seinem Willen — und Mama mußte nachgeben. Ein solches Resultat hatte sie von so vielen Erziehungsexperimenten und Tugendprogrammen nicht erwartet. Aber den Erziehern lag mehr an der Huld der „aufgehenden herzoglichen Sonne" als an der Gunst der nun bald abtretenden Vormünderin. Sie hatten Carl August sogar beizubringen gewußt, daß er von Rechts wegen nicht als „Erbprinz", sondern schon formell als „Herzog" zum Konseil hätte beigezogen werden müssen. Der siebzehnjährige Prinz merkte sich das und spielte den Verletzten. Die Mutter fühlte sich darob tief gekränkt und beobachtete die Erzieher mit Verdruß und Mißtrauen.

Eine Ablenkung brachte die schon lange geplante Reise der beiden Prinzen, welche dieselben in die Welt einführen und ihre Erziehung vollenden sollte.

---

[1] R. Springer, Anna Amalia und ihre poetische Tafelrunde I, Berlin 1875, 9. — Vgl. den Brief Wielands vom 8. Mai an Baron Bechtolsheim. (C. Graf Oberndorff, Erinnerungen einer Urgroßmutter Katharina Freifrau von Bechtolsheim, geb. Gräfin Bueil 1787—1825, Berlin 1902, 213—216.) — A. Trinius, Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen 32.

[2] „Endlich", schrieb Carl August den 9. Juli 1781 an Merck, „sind auch ad tempus oder vor der Hand die Reparaturen im Hause, das wir bewohnen, fertig geworden. Das Haus steht ohngefähr 12 Jahre, und schon zwei Jahre hintereinander haben wir Köpfe an Hauptbalken ausschneiden müssen, die verfault waren. Dieses Jahr fiel eine Decke ein, und der große Saal mußte erst jetzt berohrt werden, da er vordem bloß mit geweißtem Leimen bedeckt war. Können Sie sich so eine Raserei vorstellen!" „In dem Zimmer, wo die Decke einfiel, fanden sich alle Balken gesenkt und gebogen; der eine war von einem Kamin, das auf ihm ohne weiteren Halt stand„ 9 Zoll gesenkt worden" (K. Wagner, Briefe an Merck 297).

Carl August wünschte dabei zugleich die für ihn erkorene Braut, Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, die damals am Hofe zu Karlsruhe verweilte, kennen zu lernen. Anfang Dezember traten die Prinzen unter Leitung des Grafen Görtz, des Hauptmanns v. Knebel und des Oberstallmeisters v. Stein die Reise an und machten auf Knebels Veranlassung ihre erste Bekanntschaft mit Goethe zu Frankfurt, am 10. Dezember. In den nächsten Tagen trafen sie in Karlsruhe ein. Noch vor Weihnachten sollte die Vermählung des Erbprinzen mit der Prinzessin Luise eine ausgemachte Sache werden. Nachdem der wichtigste Reisezweck erledigt, ging es rasch weiter nach Straßburg und Paris, wo die beiden Prinzen sich alle Merkwürdigkeiten, Anstalten und Kunstsammlungen ansahen, auch bei Hofe vorgestellt wurden und in den Salons der Weltstadt die hervorragendsten Berühmtheiten Frankreichs kennen lernten. Erst gegen Ende Juni kehrten sie wieder nach Weimar zurück, nachdem sie in Karlsruhe nochmals mit Goethe zusammengetroffen waren[1].

Bald darauf, Anfang Juli, wurde ihr Erzieher, Graf Görtz, mit einer Pension von 1500 Talern seines Amtes enthoben. Die Herzogin-Mutter faßte ihr Urteil über ihn in die Worte zusammen: „Ich bin überzeugt, daß er meinen Sohn verzogen hat, und zwar gründlich.“[2] In der Tat hatte der junge Herzog zwar einen bunten Vorrat von enzyklopädischen Kenntnissen erworben, aber keine gründliche, methodische Schulung durchgemacht. Statt ernster religiöser Bildung brachte er nur eine flaue, bekenntnislose Aufklärung, statt klarer, philosophischer Anschauungen nur die seichte Lebensweisheit Wielands mit ins Leben. Doch war er militärisch abgehärtet, und seine derbe, kräftige Natur glich in etwa manche Nachteile seiner Erziehung aus.

Am 4. September 1775 brach für Weimar eine neue Ära an. Der achtzehnjährige Prinz bestieg unter dem lauten Jubel und den herzlichsten Segenswünschen des ganzen Landes den herzoglichen Thron von Sachsen-Weimar-Eisenach. Bald sollte das Land auch eine junge Fürstin erhalten, obwohl die „alte“ Herzogin erst 35 Jahre zählte.

Die erwählte Braut Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, war die Tochter der Landgräfin Karoline, zu welcher Mercks schöngeistiger Kreis in einiger Beziehung stand. Karoline war eine begeisterte Verehrerin Klopstocks, so auch die Tochter Luise, eine stille, ernste, religiös gestimmte junge Dame. Görtz wußte „die erhabene Denkungsart, den lebendigsten Sinn für Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit, die festen Grundsätze, den

---

[1] Vgl. O. Frhr v. Stotzingen, Beiträge zur Jugendgeschichte des Herzogs Carl August. I. Die Cavalierreise des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, in Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1909, 312—371.

[2] v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia 98.

Geschmack für Wissenschaft und Kunst und ganz vorzüglich die unerschütterliche Wahrhaftigkeit“ [1] der jungen Prinzessin nicht genug zu rühmen. Unter allen Gestalten des berühmten Weimarer Kreises steht sie am tadellosesten da und bewährte in der Stunde der Not jenen Mut, der all den gefeierten Heroen abging und selbst Napoleon Bewunderung einflößte.

Bald nach seinem Regierungsantritt reiste Herzog Carl August nach Karlsruhe, um von dort seine Braut heimzuholen. Unter dem erneuten Jubel der Bevölkerung zog das junge Ehepaar am 17. Oktober 1775 in Weimar ein. An der fürstlichen Festtafel nahm auch der noch jugendliche Statthalter von Erfurt teil, Karl v. Dalberg, der als Ehestifter fungiert hatte [2].

Weimar hatte jetzt einen doppelten Hof. Anna Amalia residierte in ihrem kleinen Palais an der Esplanade, Carl August in dem notdürftig als Residenz eingerichteten Landschaftshaus. Um von den beiden Hofhaltungen ein Bild zu geben, mögen einige statistische Notizen folgen [3].

Die Schatullenrechnung der Herzogin-Mutter von Michaelis 1775 bis Michaelis 1776 notiert 30783 Tlr. 16 Gr. Einnahmen, 28982 Tlr. 21 Gr. Ausgaben. Von diesen Ausgaben fielen 5263 Tlr. auf die fürstliche Garderobe, 4869 Besoldung des Hofstaats, 479 die Livree, 128 die Silberkammer, 3853 die fürstliche Küche, 822 die Konditorei, 2263 die fürstliche Kellerei, 1183 die Lichtkammer, 907 Heizung usw., 387 Anschaffung von Möbeln, 766 die fürstliche Bibliothek, 116 die Musik, 223 Reise- und Postspesen. Dem Arzt gab die kerngesunde Herzogin nur 69 Tlr. zu verdienen, dagegen spendete sie an „Praesenten und Verehrungen“ 2017 Tlr. 15 Gr.

Der ganze Hofstaat Anna Amalias bestand aus 22 Personen. Die Gehälter waren ebenso bescheiden wie das Personal. Die Oberhofmeisterin, Frau zu Putbus, bezog 1200 Tlr., die beiden Hofdamen, Luitgarde v. Nostiz und Charlotte v. Stein, je 330 Tlr., der Hofsekretär Ludecus 466, die beiden Kammerfrauen v. Kotzebue und v. Benda je 80 Tlr., der Bibliothekar Christian Joseph Jagemann 243 Tlr.

Der Kammerdiener und Leibschneider Christian Berner erhielt mehr als der Bibliothekar, nämlich 260 Tlr., der Kammerdiener und Friseur Johann Ernst Burkmann 246 Tlr., der Mundkoch Karl Weibel 150 Tlr.

Auch die übrigen Bediensteten mögen erwähnt werden; sie haben in ihrer Weise ebenfalls zur Blüteperiode der klassischen Literatur mitgewirkt. Die Hofjungfern Karoline Piererin und Philippine Franzenbergerin erhielten je

[1] F. Bornhak, Aus Alt-Weimar, Breslau und Leipzig 1908, 15.

[2] Eleonore v. Bojanowski, Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen 2 46 51 ff.

[3] Nach den im Großherzoglich Sächsischen Hausarchiv befindlichen Rechnungen (A. 922 und A. 1231).

20 Tlr., der Kammerlakai Siegrott 120, der Silberdiener Schrötter 165, der Hofkonditor Justus Debus 140, der Tafeldecker Christian Bickschmitt 140 Tlr. Dazu kamen noch zwei Lakaien mit je 96, einer mit 88, ein Laufer mit 96, ein Küchenbursch mit 34 und ein Garderobemädchen mit 24 Tlr. Besoldung.

Die von Bertuch geführte Privatrechnung des Herzogs Carl August vom 10. September 1775 bis 1. Oktober 1776 notiert 25434 Tlr. 9 Gr. 4 Pf. Einnahmen, 24151 Tlr. 11 Gr. 8 Pf. Ausgaben[1]. Von letzteren seien nur einige charakteristische hervorgehoben.

Am 2. Dezember 1775 zahlte der Herzog an den Hofmarschall v. Stein 600 Tlr. Spielverlust, am 14. Dezember verspielte er abermals 69 Tlr. Zwei Paar lederne Beinkleider für Serenissimus kosteten 19 Tlr. 16 Gr. sechs Paar Damenhandschuhe, welche er der Hofdame Frl. v. Waldner kaufte, 3 Tlr. 18 Gr. Den Gebrüdern Ferraris zahlte er für Gipsstatuen 122 Tlr. 14 Gr. Zwei Pfund Canaster für Serenissimus kosteten 5 Tlr. 8 Gr. Ein Besuch in Rudolstadt kam auf 203 Tlr., eine Reise des Hofes nach Gotha auf 412 Tlr.

Sämtliche Kosten des herzoglichen Privattheaters betrugen in dieser Jahresfrist 631 Tlr. 2 Gr. 3 Pf.; für landwirtschaftliche Zwecke wurden in derselben Zeit 639 Tlr. verausgabt. Für Licht und Heizung bei den Komödienproben erhielt der Professor Musäus 4 Tlr. 4 Gr. Wieland bekam vom Herzog eine Jahrespension von 400 Tlr., von der Herzogin-Mutter 600 Tlr.

Die Ausgaben beider Hofhaltungen zusammen beliefen sich auf 53133 Taler, 4000 Taler weniger, als der Finanzminister 15 Jahre zuvor für eine unerschwingliche Last des Landes gehalten hatte.

Während Graf Görtz bei der Herzogin Anna Amalia völlig in Ungnade fiel, söhnte sie sich mit Wieland, trotz seiner unbefriedigenden Pädagogik, bald wieder aus, blieb ihm zeitlebens gewogen und unterstützte die literarische Tätigkeit, welche der Dichter in Weimar mit unermüdlichem Fleiße fortsetzte. Nachdem er zum Geburtstage des Prinzen 1773 „Die Wahl des Herkules" auf die Bühne gebracht hatte, schrieb er im selben Jahr die „Geschichte des weisen Danischmend" und die „Geschichte der Abderiten", dichtete das erste deutsche Original-Singspiel „Alceste" und unternahm die Gründung einer literarischen Monatsschrift, des „Teutschen Merkur". Die erste Auflage dieser Zeitschrift, 2000 Exemplare stark, war schon in kurzer Zeit vergriffen.

---

[1] Über das Heiratsgut der jungen Herzogin vgl. Eleonore v. Bojanowski a. a. O. 67 f. „Weimarischerseits erhielt die Herzogin eine als Leibrente zu betrachtende Morgengabe von 5000 Thlr. und außerdem 6000 Thlr. als Hand- und Spielgeld." Vgl. ebd. über ihren Hofstaat.

Mit dem Eintritt in Weimar war ein wahrer Musenfrühling über ihn gekommen. Auch als bald darauf die Redaktion des „Teutschen Merkur" ihn in unerquickliche Fehden verstrickte, Goethe seine „Alceste" dem Gespötte von ganz Deutschland preisgab, der Hainbund sein Bildnis und seine komischen Erzählungen verbrannte und im „Göttinger Almanach" 1775 gegen seine „Buhlerromane und ländervergiftende Schandgesänge" zu Felde zog, blieb Anna Amalia ihm treu gewogen; sie und Carl August sicherten seine Existenz und zahlten ihm zusammen sein volles früheres Gehalt, 1000 Taler, als Pension aus. Er war und blieb mit seinen Verdiensten um deutsche Literatur und Sprache, aber auch mit seiner griechisch-französischen Lebensphilosophie, mit seinem unterhaltenden Erzählertalent, aber auch mit seiner Liebe zum Frivolen und Obszönen, mit seiner schwäbischen Gemütlichkeit, aber auch mit seinem epikureischen Sensualismus der eigentliche Patriarch und Grundstein des klassischen Musenhofes von Weimar.

Außer Wieland, der damals 42 Jahre zählte, besaß der Hof bis dahin keine bedeutendere Persönlichkeit. Ihren Planetenglanz dankten seine sog. „Berühmtheiten" erst den nun allmählich auftauchenden großen Gestirnen. An sich waren es mittelmäßige Kavaliere, die an einem größeren Hofe wohl ziemlich unbemerkt geblieben wären. Der mit den Preußen zerfallene Hauptmann v. Knebel hatte bisher mit der Prinzenerziehung genug zu tun gehabt; zu literarischen Leistungen war ihm keine Zeit geblieben. Der Regierungsassessor Hildebrand von Einsiedel machte als „lustige Person" Knittelverse und närrische Streiche, die an sich weder in die Welt- noch in die Literaturgeschichte gehören. Von dem Kammerherrn v. Wedel wird gerühmt, daß er „ein bloßer Sohn der Natur" war und dieser seiner Mutter Ehre machte. Der Oberstallmeister Friedrich v. Stein war wie viele andere Stallmeister eine „stattliche Erscheinung", ein guter Ökonom und Pferdekenner, aber so wenig literarisch gebildet, daß er seiner eigenen schöngeistigen Frau Charlotte nach wenigen Jahren sehr langweilig wurde. Der Kammerherr v. Kalb zeichnete sich nur durch „frohen Übermuth" aus. Um sich von den Plagen der Schulmeisterei zu erholen, ließ sich der fidele Gymnasialprofessor Musäus, ein mißglückter Theologe, von alten und jungen Damen Volksmärchen erzählen und redigierte sie dann, nachdem er sich zuvor durch seinen „Deutschen Grandison", erst Grandison II., in Verspottung der sentimentalen Romane einigen literarischen Ruf verschafft. Der Legationsrat und Bibliothekar Gottlob Ephraim Heermann schrieb Operetten, die auch außer Weimar aufgeführt wurden; der Kapellmeister E. W. Wolff komponierte für Hoffeste und Konzerte.

Zu den talentvolleren und gebildeteren Leuten bei Hofe gehörte der Kammerherr Siegmund Leo Freiherr v. Seckendorff, früher Offizier in kaiserlichen und dann in königlich sardinischen Diensten. Letztere quittierte er mit

dem Rang eines Obristlieutnants. Er war erst 31 Jahre alt, als er im Dezember 1775 nach Weimar kam, in alten und neuen Literaturen wohl bewandert, hatte Goethes „Werther" ins Französische übersetzt und war mit italienischer Opernmusik wohl vertraut. Einen weiteren Repräsentanten fand das italienische Element an Christian Joseph Jagemann, einem abenteuernden Eichsfelder, der als Novize dem Augustinerorden entlaufen war. Als Hauslehrer trieb er sich dann in Dänemark herum, reiste nach Rom, um Absolution zu erhalten, ward in Florenz Priester und Beichtvater für die Deutschen daselbst, kehrte nach Deutschland zurück und wurde Direktor des katholischen Gymnasiums in Erfurt. Von hier berief ihn Anna Amalia 1775 als ihren Privatbibliothekar nach Weimar, wo er, schon über 40 Jahre alt, sich sakrilegischer Weise noch beweibte. Ein Sohn von ihm ward später Hofmaler, eine Tochter die erste Schauspielerin der Weimarer Bühne und als „Freundin" des Herzogs Frau v. Heygendorff. Jagemann verfaßte das bekannte vielverbreitete italienische Wörterbuch und eine Übersetzung von Tiraboschis italienischer Literaturgeschichte, ja er gab sogar von 1787 bis 1788 eine italienische Zeitung, die Gazzetta di Weimar, heraus[1]. Das spanische Element fand seinen Vertreter an Friedrich Justin Bertuch, einem geborenen Weimaraner, der es erst mit Theologie, dann mit Juristerei versucht hatte, darauf wie die meisten „Genies" jener Zeit Hofmeister ward und bei seinem Herrn, Baron Bachof v. Echt, früheren dänischen Gesandten in Madrid, Spanisch gelernt hatte. Er übersetzte 1775 und 1776 den Don Quijote mit der Fortsetzung des Avellaneda in sechs Bänden, wurde 1775 von dem jungen Herzog zu seinem Kabinettssekretär und Rechnungsführer ernannt und besorgte, obwohl sonst ein ziemlich prosaisches Faktotum, zugleich auch die dringlichste Gelegenheitspoesie.

Durch den Grafen und die Gräfin Werthern, eine geborene Baronin v. Stein aus Nassau, war der Frankfurter Maler Georg Melchior Kraus schon 1774 nach ihrem Schloß Neunheiligen in Thüringen berufen worden, kam von hier aus nach Weimar und ließ sich als Zeichenlehrer daselbst nieder. Er hatte sich in Paris nach Boucher, dem ersten Maler Ludwigs XV., und Greuze, dem Genremaler der untergehenden Rokokozeit, gebildet. Obwohl er kein Künstler höheren Ranges war, so machten seine Mappen in Weimar doch das größte Aufsehen, und er blieb für geraume Zeit daselbst der Hauptvertreter der Malerei.

Als einen sehr wichtigen Freund und Adlatus des Hofes muß man endlich Karl Theodor Anton Maria Freiherrn v. Dalberg betrachten. Am 8. Februar 1744 zu Mannheim geboren, wurde derselbe schon als zehnjähriger Gymnasiast „Domicellar zu Würzburg" und „Domicellar zu Mainz",

[1] W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar II² 55.

mit 18 Jahren Doctor iuris utriusque zu Heidelberg, mit 24 Jahren Domkapitular zu Mainz, 1770 Domherr zu Worms und 1771 Statthalter zu Erfurt. Obwohl er bei einem Besuch in Rom auf Papst Klemens XIII. durch den äußeren Glanz seiner wissenschaftlichen und hofmännischen Weltbildung einen sehr vorteilhaften Eindruck gemacht hatte, war er doch weit mehr ein geistlicher Hofmann als ein juristisch gebildeter Geistlicher, wartete mit dem Empfang der höheren Weihen noch viele Jahre, bis die Bischofsweihe sie unumgänglich notwendig machen würde [1], und begnügte sich damit, in geistlicher Tracht der höchste weltliche Beamte des Kurfürsten von Mainz in Erfurt zu sein.

Je weniger er durch seine Erziehung mit der Kirche und der eigentlich kirchlichen Wissenschaft bekannt geworden war, desto mehr schwärmte sein lebhafter, wohlwollender Geist für alle Ideale, welche die damalige Aufklärungsperiode beschäftigten, für Licht und Freiheit, reine Menschlichkeit und sog. bürgerliche Tugend, für nationalökonomische Fortschritte, Förderung der Naturwissenschaft und der sog. nützlichen Kenntnisse, Verbesserung aller polizeilichen und merkantilen Einrichtungen, Hebung der Armenpflege, der Bodenkultur, des Handels, der Industrie, für Abschaffung der Tortur, allgemeine Volksbildung, schöne Literatur und Theater [2]. Dieses mehr auf die irdischen als die ewigen Ziele der Menschheit gerichtete Streben führte ihn der längst kirchlich verpönten Freimaurerei in die Arme, und statt ein segensreicher Reformator im Sinne und Geiste der katholischen Kirche zu werden, sank er zu einem humanitären Reformer, einem schwachen, gefügigen Werkzeug der destruktiven Geheimbünde herab und half jener Bildung die Wege bereiten, die sich nach und nach völlig vom positiven Christentum emanzipierte.

Aus dem weiblichen Hofpersonal ragte keine einzige durch schriftstellerische Bedeutung, wie Madame de Staël, oder durch Gelehrsamkeit, wie die Fürstin v. Gallitzin, über das Niveau des Mittelmäßigen empor. Die gefühlvolle

---

[1] Erst am 3. Februar 1788 empfing er die heilige Priesterweihe, um sich am 31. August zu Bamberg als Erzbischof von Tarsus i. p. konsekrieren zu lassen (Hergenröther, Kirchengesch. II 830).

[2] Er beschäftigte sich mit den verschiedensten Studien: Jurisprudenz, Ethik, Philosophie, Chemie, Poesie, Archäologie, Pädagogik, Geschichte (A. Krämer, Gedächtnißschrift, Gotha 1817; v. Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit [2 Bde] II, Weimar 1879, 298 ff). Von seiner ersten größeren 1777 erschienenen Schrift: „Betrachtungen über das Universum", schreibt ein anonymer Freimaurer 1787, „daß selbst die achtungswürdigsten Schriftsteller, z. B. ein Herder, sie benützt und weiter ausgeführt haben" (Logenrede in Erfurt bei der Erhebung Dalbergs zum Coadjutor: I. d. □ C. z. d. d. R. i., den 19. Juni 1787 vom Bruder Redner: Herders Werke [Hempel] XVII 457 ff). — Durch zwei Chemiker ließ er 1783 nachweisen, daß das Wasser sich nicht in Erde verwandeln lasse (v. Beaulieu-Marconnay a. a. O. 316).

Charlotte v. Stein dichtete ein wenig, aber nur im verborgenen. Das verwachsene Fräulein Luise v. Göchhausen, Thusnelde genannt [1], selbst humoristisch, gab zu lustigen Streichen Anlaß, hinterließ der Nachwelt aber nichts als ein paar Briefe. Die beiden Fräulein v. Ilten, Fräulein v. Waldner, „die kleine Schardt" waren leichtangelegte Hofdamen, und von der schönen Gräfin Werthern weiß man nicht viel mehr, als daß Herzog Carl August sich in sie verliebt und Goethe die „Gräfin" im „Wilhelm Meister" nach ihr gezeichnet hat. Romane aller Sorten hatten diese Damen sämtlich gelesen und wußten von „Liebe", Literatur, Musik und Theater genug, um das literarische Durcheinander der sog. Genieperiode mitzugenießen und als hilfreiche Musen und Grazien, Nymphen und Oreaden weiter entwickeln zu helfen. Tiefen Wissens und durchdringenden Geistes bedurfte es hierzu nicht, sondern nur heiterer Genußfähigkeit und Lebenslust. Das Losungswort war noch immer „Natur"; die Kunst sollte sich erst aus der Natur allmählich entpuppen. Besondere Züchtigkeit aber konnte kaum herrschen, wo Wieland der angesehenste Schriftsteller war [2].

Während die Herzogin-Mutter sofort nach Niederlegung der Regentschaft ihren vollständigen kleinen Hofstaat konstituierte, vollzog Carl August nur vorläufig die notwendigsten Ernennungen. Noch im Januar 1776 waren die Kammerherrenwürden nicht fixiert. Seckendorff, der zum wenigsten Geheimer Legationsrat werden wollte, mußte sich mit einem Kammerherrntitel und 600 Taler Gehalt begnügen, zu welchen er erst nach vielen Klagen noch eine Zulage von 500 Talern aus des Herzogs Privatschatulle erhielt. Carl August trug sich mit keinem geringeren Plan, als das ganze bisherige Regiment auf den Kopf zu stellen, die alten Beamten zu verabschieden und sich mit neuen Männern zu umgeben.

An Intrigen und Kabalen konnte es da natürlich nicht fehlen. Der über seine Entlassung unzufriedene Graf Görtz riet dem Herzog die weitgehendsten Veränderungen in der Organisation und im Beamtenpersonal an. Sein Freund Wieland berichtete alles konfidentiell an den Statthalter Dalberg. Auf Umwegen kamen die Projekte wieder zu den Ohren der Herzogin-Mutter, die sich durch diesen Mangel an Vertrauen von seiten ihres Sohnes

---

[1] Wie „Frau Aja" in Frankfurt, dankte sie diesen Namen den beiden Grafen Stolberg.

[2] Mochte es mit der Sittlichkeit auch besser stehen als an andern kleinen Höfen, so kamen doch wunderliche Dinge vor. So heiratete z. B. eine jüngere Schwester der Frau v. Stein, Luise v. Schardt, den Major Imhoff, der seine erste Frau Marianne, eine Feldwebelstochter, für eine ungeheure Summe an den englischen Generalgouverneur von Indien, den berüchtigten Warren-Hastings, verkauft hatte und als „Nabob" nach Weimar kam (Düntzer, Charlotte v. Stein I, Stuttgart 1874, 21 22. — W. Bode, Charlotte v. Stein, Berlin 1910, 63 f 206—208.)

gekränkt fühlen mußte. Sie ging flehentlich Dalberg um Hilfe an. Dieser mahnte Görtz von seinen liberalen Neuerungsratschlägen ab; aber Görtz intrigierte ruhig weiter. Dalberg beurteilte das Gefährliche einer stillen Palastrevolution sehr richtig. „Ich bin auf's Innigste überzeugt", schrieb er an die Herzogin-Mutter, „daß ein Fürst beim Antritt seiner Regierung damit beginnen muß, die Geschäfte und das Beamtenpersonal kennen zu lernen. Wenn er schon handeln will, bevor er gründlich überlegt hat, können daraus nur sehr große Verdrießlichkeiten entstehen." [1] An Görtz schrieb er in gleichem Sinn. Da er indes mit diesem befreundet war, suchte er mit guter Manier aus den Händeln des Weimarer Hofes sich herauszuziehen. Erst auf dringende Bitten der Herzogin kam er im September 1775 selbst nach Weimar und machte bei Carl August persönlich den Einfluß geltend, den sie ihm auf ihren Sohn und Nachfolger zuschrieb [2]. In der Tat war nach seinem Besuch von tiefergehenden Reformplänen nicht mehr die Rede. Die bisherigen Beamten führten im gewohnten Schritte die Verwaltung weiter. Anna Amalia beruhigte sich. Doch gab der junge Fürst seine Neuerungsideen keineswegs ganz auf und unterhandelte bereits mit Dalberg über Personalveränderungen im Ministerium, als der erwartete „Doctor" Goethe aus Frankfurt endlich auf der Bildfläche erschien. Er kam sehr gelegen.

Carl August war ein talentvoller, feuriger, lebenslustiger Jüngling — gradaus, gutmütig, etwas unbändig, nicht ohne Selbstbewußtsein und Eigensinn, aber doch wieder empfänglich für Rat und Leitung. Eine tiefere religiöse Bildung hatte er nicht genossen, war aber auch kein schroffer Ungläubiger. Er dachte noch nicht viel über solche Fragen nach. Doch freute er sich, auf eigenen Füßen zu stehen. Pädagogische Obhut und Beaufsichtigung, ängstliches Zeremoniell und steife Philisterei waren ihm verhaßt geworden. Er hoffte, frei endlich ein wenig des Lebens und der „Natur" zu genießen. Denn Rousseaus Einwirkung machte sich noch stark bemerklich.

Die stille sanfte Art seiner jungen Frau stand in einem auffallenden Gegensatz zu Carl Augusts brausendem Jugendmute. Was man ihm von Tugend gesagt, war an ihr in sehr liebenswürdiger Weise verkörpert. Alle Welt, die Frommen wie die Leichtsinnigen, waren ihres Lobes voll. Sie hieß allgemein: der „Engel Luise". Carl August liebte sie. Das ganze

---

[1] v. Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit I 46.

[2] Vgl. v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia 101—103, und Derſ., Karl v. Dalberg I 44—50. — An Fritsch schrieb die Herzogin: Wenn der Statthalter sich nicht mit dem Arrangement befasse, befürchte sie ernstlich, „daß der ganze Plan von Görtz zur Ausführung kommt, und dann wird Niemand den Muth haben, meinem Sohn in's Gesicht zu sagen, daß er eine Dummheit macht; der Statthalter ist der Einzige, der das Vertrauen meines Sohnes hat und der ihm offen die Wahrheit sagen darf" (ebd. 49).

Volk jauchzte dem jungen Paare zu. Aber schon in den ersten Wochen machte sich der allzu schroffe Gegensatz geltend. Das stille, häusliche Glück, für das die junge Fürstin geschaffen war, befriedigte ihren lebhaften Gemahl nicht. Er hatte nicht Gelegenheit gehabt, seine stürmische Jugendkraft, sein rasches Temperament mit andern Altersgenossen auszutoben. Aus der Vormundschaft seiner Pädagogen trat er übergangslos in den Vollgenuß fürstlicher Selbständigkeit und Macht ein: nur eine zarte Frau nahm mild und freundlich die Zügel der bisherigen Einflüsse auf. Carl August war durchaus nicht dazu angetan, noch gesonnen, sich diese Zügel gefallen zu lassen.

In diesem wichtigen Augenblick erschien nun der „amüsante" Dr Goethe an seiner Seite, acht Jahre älter, aber noch so jugendlich, lebenslustig, wild und munter, wie er, blitzend von Geist und Laune, ein köstlicher Erzähler, ein fröhlicher Kumpan, ein Poet voll der drolligsten Einfälle, ein Natursohn, der mit der eisernen Hand des Götz der ganzen höfischen Konvenienz und Literatur die Fenster eingeschlagen hatte, und frisch, bombendick, natürlich, von der Leber weg redete — wie der alte Götz.

Er hatte schon neun Liebesromane durchgemacht: „Gretchen", Friederike Oeser, Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Lotte Buff, Maximiliane v. La Roche, Antoinette Gerock, Sibylle Münch, Lili Schönemann, und dazu noch verschiedene „unbekannte" Mägdlichkeiten entzückt und gefesselt, hatte abwechselnd getändelt, geschmollt, geeifersüchtelt, diese sitzen lassen, jene verzweifelt aufgegeben, an dieser sich wieder getröstet, mit jener Mariage gespielt: er war mit allen „himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt" gewesen und hatte seine Erfahrungen in dem gelesensten Liebesroman „Werther" stürmisch in die Welt geschleudert — und doch, obwohl er alle Leiden Werthers durchgelitten, den Schatten Ossians heraufbeschworen und die Wertherpistolen schon in der Hand gehabt — war er erst 26 Jahre alt, noch ledig, ganz Student, „das fidelste aller Häuser" — ein Götterjüngling, dessen schmachtender Blick Mädchen und Damen entzückte und der mit seinen Kraftausdrücken das Zwerchfell eines Stallknechts zu erschüttern vermochte.

Ganz im Gegensatz zu den Scholarchen, die alle Wissenschaft schon zu besitzen glaubten, gab er auf sein eigenes Wissen wie auf das aller vier Fakultäten nichts, wollte erst lernen, sehen, erfahren, beobachten, leben, die unerschöpfliche Natur in allen ihren bunten Erscheinungen durchdringen und spielend genießen. Das Studium sollte zugleich Leben und das Leben frohes Spiel sein. Nichts schloß er aus, weder alte Folianten noch schäkernde Mädchen, weder juristische Akten noch wilde Pferde. Bibel, Homer, Ossian, Volkslied, Komödie, Tragödie, Bergbau, Jagd, Schlittschuhfahren, Erotik, Ökonomie, Militär, Musik, Gartenbau, Romanliteratur, Malerei, Skulptur, Bienenzucht, Kult schöner Sängerinnen, Verkehr mit

bedeutenden Literaten, Forstwesen, Obstkultur, alles, alles interessierte ihn. Über alles wußte er geistreich zu reden — wie ein „Genie". Allen Leuten verstand er sich anzupassen und in ihrer Sprache sich auszudrücken.

Immer zerstreut, hatte er doch auf alles ein Auge und vergab sich nichts. Er wußte, wie weit er gehen konnte und gewöhnte die Leute, ihm vieles nachzusehen. Von Konvenienz und Etikette beobachtete er soviel ihm gut schien, verstattete sich aber als „Genie" auch gelegentlich die schreiendsten Extravaganzen. Eine eiserne Gesundheit erlaubte ihm die tollsten Streiche und die härtesten Strapazen. Als Schwimmer, Reiter, Jäger nahm er's mit jedem auf. Wenn es ihm einfiel, badete er nachts im Flusse — auch bei winterlicher Kälte. Beim wütendsten Sturm und Regen tobte er in Feld und Wald umher. Den Komfort des Lebens wußte er zu genießen, brauchte ihn aber nicht; denn er war abgehärtet wie ein Militär oder ein Förster. Die Gelehrten staunten über seine Belesenheit, Gärtner, Bergleute, Köhler über sein Interesse und Verständnis für ihre praktischen Manipulationen. Während er Wielands „Oberon" mit dem Scharfblick des Kenners kritisierte, fand ihn dieser „amusable, wie ein Mädchen von sechszehn" [1]. Kurz, Goethe war ein Genie — und wenn Minerva selbst des Herzogs Mentor hätte werden wollen, sie konnte wohl kaum eine gewinnendere Gestalt annehmen.

Drittes Kapitel.

Eine sanfte Palastrevolution.

(1775.)

„Wie ein schöner Stern", so melden die Verehrer des Dichters, „ging Goethe in Weimar auf." Nach Lewes erschien er „im vollen Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhmes: der Jugend, die nach dem Ausdrucke der Griechen ‚der Herold der Venus' ist; der Schönheit, welche die Griechen als das Abbild der Wahrheit vergötterten; des Ruhmes, der die Augen der Sterblichen zu allen Zeiten wie ein überirdischer Glanz geblendet hat" [2].

In Wirklichkeit verlief die Übersiedelung weniger astronomisch und mythologisch glänzend. Es war eine Hedschra, eine Flucht, deren Notwendigkeit schon länger in Aussicht genommen war. Die von Knebel vorbereitete Einladung nach Weimar enthob Goethe einer äußerst peinlichen Lage. Was er sich von dem Maler Kraus über Stadt, Land, Herzog, Herzogin-Mutter,

---

[1] K. Wolff, Mercks Schriften und Briefwechsel. In Auswahl herausgegeben II 140. — K. Wagner, Briefe an Merck 169.

[2] Lewes (Frese) I[18] 225. — K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung[2], fortgesetzt von E. Götze IV, 1, Dresden 1891, 443 f.

Hof und Hofleben erzählen ließ, erweckte zudem die Aussicht auf eine freiere, glänzendere Stellung[1].

Das einzige Hindernis, welches seitens des Hofes hätte im Wege stehen können, scheint sein Zerwürfnis mit Wieland gewesen zu sein. Herzog und Herzogin-Mutter hingen an dem Verfasser der „Alceste"; der Hof hatte Freude an dieser Oper gehabt, und man scheute den rücksichtslosen Spötter, der sie so ganz ohne Erbarmen in Grund gebohrt. Diese Scheu mehrte sich, als im März Wagners Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" erschien und ziemlich allgemein Goethe zugeschrieben wurde. Doch Goethe lehnte feierlich die Autorschaft ab, nannte Wagner als Verfasser, schrieb freundlich an Wieland, bat Knebel, ihm viel von sich und vom „theuern Herzog" zu schreiben und „diesen in Liebe seiner zu erinnern", und Knebel wirkte eifrig in Goethes Sinn[2]. Die Sache war also aufs beste eingefädelt. Als daher im Spätherbst in Frankfurt und Umgegend bekannt wurde, daß Goethe trotz seiner Ableugnung unmittelbaren Anteil an der letzten Redaktion und Herausgabe des Pamphlets gehabt, fiel das in Weimar nicht mehr weiter ins Gewicht: die Einladung war erlassen — und Goethe kam.

Er stieg bei der Familie seines Reisebegleiters, des Kammerherrn v. Kalb, ab, dessen Vater, der Kammerpräsident Karl Alexander, zu den einflußreicheren Leuten gehörte. Man rechnete es sich zur Ehre, einen jungen Dichter aufzunehmen, der durch seinen „Götz" und „Werther" in ganz Deutschland Aufsehen gemacht, den noch jüngeren Herzog gleich bei der ersten Begegnung völlig für sich gewonnen hatte, und der, falls er in Weimar blieb, eine Zukunft haben mußte. An der artigen Tochter des Hauses, die später den Herrn v. Seckendorff heiratete, fand er einigen Trost für sein noch Lili-träumendes, obwohl keineswegs gebrochenes Herz[3]. Zum Mittagessen

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIX 170 f.

[2] H. Düntzer, Goethe und Karl August (2 Bde, Leipzig 1861 1865) I 7. — Da die Neuauflage (3 Teile in einem Band, Leipzig 1888) sich auf eine regestenartige Aneinanderreihung von Tatsachen beschränkt, muß öfter auf die erste Auflage zurückgegriffen werden, von der übrigens Düntzer selbst sagt, daß sie für den Forscher auch neben der neuen ihren Wert behalte (2. Aufl., Vorwort S. v).

[3] Böttiger (Literarische Zustände und Zeitgenossen I, Leipzig 1838, 52) erzählt, es sei gleich zu Liebeleien gekommen; der alte Herr habe aber die Tochter rechtzeitig gewarnt: „Mädchen, mit Rath!" und so sei sie vor einem intimeren Verhältnis bewahrt geblieben. Zu Goethes bisherigem Leben steht diese Nachricht nicht im mindesten Widerspruch; sie ist mehr als wahrscheinlich. Da indes Böttiger bei den Literaturhistorikern einen sehr übeln Ruf genießt — er gilt nur als Chronist der Weimarer Klatschereien —, so mag sie dahingestellt bleiben, und es wird auch für das Folgende auf Böttigers Zeugnisse verzichtet, obwohl seine angeblichen „Klatschereien" psychologisch meist sehr gut zu dem stimmen, was aus den Korrespondenzen feststeht.

wurden einige Notabilitäten, darunter Wieland, eingeladen. Abends war eine Freiredoute, wo Goethe den ganzen Hof beisammen traf. Am folgenden Tag speiste er schon bei Hofe, mußte sich aber mit einem Platz an der Marschallstafel begnügen. Festlicher Empfang wurde ihm nicht zu teil. Auch die folgende Zeit hindurch mußte er sich der Etikette unterwerfen, gemäß welcher kein Bürgerlicher an die Fürstentafel gezogen ward.

Wer ihn am begeistertsten, ja mit jugendlichem, fast kindischem Enthusiasmus willkommen hieß, war der Mann, von dem er es am wenigsten verdient hatte: der von ihm verspottete, zerzauste, mit satirischer Lauge übergossene Wieland[1]. Angesichts des schönen, lebhaften, geistreichen Dichterbruders vergaß der gutmütige Schwabe aller Unbill, die ihm widerfahren war, und begrüßte seinen herkulischen Zuchtmeister wie einen Engel des Himmels, ja er dankte förmlich seinen bisherigen literarischen Primat bei Hofe ab, um ihn dem neuen Ankömmling zu Füßen zu legen. Das Gefühl, daß ein Stärkerer über ihn gekommen, mag zu dieser Demut auch beigetragen haben. Goethes einnehmende Jugendlichkeit, studentische Genialität und joviales Wesen erleichterte die freiwillig-unfreiwillige Thronentsagung.

„O mein bestes Brüderchen", schrieb Wieland schon am 10. November an Fritz Jacobi, „was soll ich Dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath K., wo er wohnt, am nehmlichen Tage an der Seite

[1] „Wir werden nun bald hören", hatte Petersen am 20. Oktober 1775 an Nicolai geschrieben, „was für Auftritte zwischen Wieland und Goethe vorgefallen, ob der vorige Kaltsinn oder Haß fortdauern oder sich in ein Schutz- und Trutzbündniß auflösen möge" (H. Bräuning-Oktavio, Aus Briefen der Wertherzeit III, in Grenzboten 70. Jahrg. [1911], Nr 12, S. 561). „Goethes Kopf ist sehr viel mit Wielands Schriften beschäftigt", schrieb Knebel am 14. Dezember 1776 an Bertuch. „Daher kommt es, daß sie sich reiben. Goethe lebt in einem beständigen innerlichen Krieg und Aufruhr, da alle Gegenstände auf's heftigste auf ihn wirken. Daher kommen die Ausfälle seines Geistes, der Mutwillen, der gewiß nicht aus bösem Herzen, sondern aus der Ueppigkeit seines Genies fließt. Es ist ein Bedürfniß seines Geistes, sich Feinde zu machen, mit denen er streiten kann; und dazu wird er nun freilich die schlechtesten nicht aussuchen. Er hat mir von allen denen Personen, auf die er losgezogen ist, mit ganz besonderer empfundener Hochachtung gesprochen. Aber der Bube ist kampflustig, er hat den Geist eines Athleten. Wie er der allereigenste Mensch ist, der vielleicht nur gewesen sein mag, so fing er mir einmal abends in Mainz ganz traurig an: Nun bin ich mit all den Leuten wieder gut Freund, den Jacobis, Wieland — das ist mir gar nicht recht. Es ist der Zustand meiner Seele, daß, so wie ich etwas haben muß, auf das ich eine Zeitlang das Ideal des vortrefflichen lege, so auch wieder etwas für das Ideal meines Zorns. Ich weiß, das sind lauter vortreffliche Leute; aber just deshalb; was kann ich ihnen schaden? Was nicht Stroh ist, bleibt doch, und die Woge des Beifalls, wenn sie sich auch eine Zeitlang abgewendet hat, fällt doch wieder zurück" (v. Biedermann, Goethes Gespräche I² 50).

des herrlichen Jünglings zu Tische saß!“ [1] Doch behauptete sich dieser erste Liebesrausch nicht ohne kritische Reflexion. „Alles, was ich Ihnen“, so fährt Wieland fort, „nach mehr als Einer Krisis, die dieser Tage in mir vorging, sagen kann, ist dieß: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne.“ „Sie können sich völlig darauf verlassen, daß es zwischen ihm und mir schon so weit gekommen ist, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können.“ [2]

Für den bürgerlichen Platz an der Marschallstafel wurde Goethe dadurch entschädigt, daß ihn Carl August mitunter bei sich auf seinem Zimmer speisen ließ. Auch bei der Herzogin-Mutter, bei Knebel und andern Hofleuten wurde er zu Gast geladen. Von dem vergnügungslustigen Herzog zu allen Partien, Ausflügen, Unterhaltungen zugezogen, war er bald bei den Hofherren, Hofdamen und Hoffräulein wohlgelitten, ein munterer Genosse der allgemeinen Heiterkeit. Nur die höheren Staatsbeamten, namentlich der bis dahin ziemlich allvermögende Thomas v. Fritsch, blieben zugeknöpft, und die ernste Herzogin Luise sah es nicht gerne, daß das studentische Wesen und Treiben ihres Gemahls einen neuen Förderer fand. Carl August dagegen stand mit Goethe gleich auf „Du“, und dieser brauchte nicht bemüht zu sein, dem „Sie“ oder wohl auch dem „Du“ viele Titel anzuhängen. Der Stil, in dem sie miteinander verkehrten, entsprach mehr dem „Du“ als dem „Sie“. Der Fürst war bald in alle Herzensgeheimnisse des älteren Freundes eingeweiht und sprach sich bei ihm flott und rückhaltlos aus, wie ein lustiger Korpsbruder beim andern. Goethe war mit seiner vita nuova wohl zufrieden. Er schrieb an Tante Fahlmer:

„Lieb Täntgen! Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenirend auf und ab. Gott weis wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese giebt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden. Ich kann nichts von meiner Wirthschaft sagen, sie ist zu verwickelt, aber alles geht erwünscht, wunderlich Aufsehen machts hier, wie natürlich. Schreiben Sie mir ein Wort. Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen, und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav, und gleicht der la Roche.“ [3]

---

[1] F. W. Riemer, Mittheilungen über Goethe II, 18.

[2] H. Viehoff, Goethe's Leben, Geistesentwickelung und Werke II[5] 130.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 1. — H. Düntzer, Goethe's Leben[2], Leipzig 1883, 261. — „Ich höre nun auch, Herr Goethe sei zu Weimar: alles läuft nach Witz und niemand nach Wahrheit“, schrieb Haller am 18. November 1775 an Gemmingen (H. Fischer, Briefwechsel zwischen Haller und Gemmingen 86).

Bei Jagd, Tanz, Ausfahrten und Maskerade blieb wenig Zeit zum Schreiben. Für Auguste zu Stolberg, die Vertraute seines Lili-Romans, warf Goethe am 22. November einige Zeilen hin, wohl nur, um geschrieben zu haben:

„Ich erwarte deine Brüder, o Gustgen! was ist die Zeit alles mit mir vorgegangen. Schon fast vierzehn Tage[1] hier, im Treiben und Weben des Hofs. Adieu bald mehr. Vereint mit unsern Brüdern! Dies Blättel sollst indeß haben."[2] Auch dieser Zettel blieb übrigens liegen, so daß Christian etliche Tage nachher auf der Rückseite desselben der Schwester die Ankunft der beiden Brüder vermelden konnte: „Hier wird's uns recht wohl! Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus, und gehen auf die Maskerade."[3]

Als Friedrich Leopold und Christian zu Stolberg am Abend des 26. November in Weimar ankamen, war Wolf-Goethe eben mit dem Herzog zur Jagd geritten. Er übernachtete mit diesem bei dem Statthalter Dalberg in Erfurt, der ihn in Weimar verfehlt hatte. Die beiden Grafen holten nun mit dem Hofe den Herzog und Goethe in Erfurt ab und verweilten dann bis zum 3. Dezember in Weimar.

Die Skizze, welche Friedrich Leopold in einem Briefe an seine Schwester Henriette von dem Hofe und seinem Leben gibt, kennzeichnet die Hauptpersonen sehr anschaulich, obwohl nicht ohne einen gewissen enthusiastischen Anhauch. Am meisten sympathisch scheint ihm die junge Herzogin gewesen zu sein.

„Es ist eine gar vortreffliche junge Frau! Verstand wie ein Engel und durch ihre anscheinende, nach und nach sich entnebelnde Kälte leuchtet das liebenswürdigste Herz hervor. Sie gab uns einen Brief von Lavater an uns, den er an sie eingeschlossen hatte." „Mit der Herzogin von Lavater zu sprechen, war mir inniger Genuß. Sie hat ihn in Zürich besucht und liebt ihn, wie man ihn lieben muß."

Am 6. Dezember faßte Friedrich Leopold seine Weimarer Eindrücke also zusammen:

„Auf dieser ganzen Reise hat mir, außer der Schweiz, und freilich auch Hamburg ausgenommen, kein Ort so gefallen, wie Weimar. Ich will Dir die Hauptpersonen beschreiben. Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuer, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand. Engel Luischen ist Engel Luischen. Die verwittwete Herzogin,

---

[1] Die 14 Tage waren längst voll am 22. November.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. II 306.

[3] H. Viehoff, Goethe's Leben II[5] 131. — Riemer, Mittheilungen über Goethe II 18.

eine noch schöne Frau von 36 Jahren, hat viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte, so ganz ungleich den fürstlichen Personen, die im Steifsein Würde suchen; sie ist charmant im Umgang, spricht sehr gut, scherzt fein und weiß auf die schönste Art Einem etwas Angenehmes zu sagen. Prinz Constantin ist ein herziges feines Bübchen. Eine Frau von Stein, Oberstallmeisterin, ist ein allerliebstes, schönes Weibchen. Wir waren gleich auf dem angenehmsten Fuß dort; es ward uns sehr wohl und ihnen ward auch wohl bei uns. Den Vormittag waren wir entweder bei Göthe oder Wieland, oder ritten mit dem Herzog auf die Jagd oder spazieren. Von zwei bis fünf Uhr waren wir bei Hofe. Nach Tisch wurden kleine Spiele gespielt, blinde Kuh und Plumpsack. Von sieben bis neun Uhr war Concert oder ward vingt-un gespielt. Einmal war Maskerade. Einen Nachmittag las Göthe seinen halbfertigen Faust vor. Es ist ein herrliches Stück. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Scenen. Den vorletzten Abend (den 2.) waren wir bei Prinz Constantin; der Herzog, der Statthalter von Erfurt, ein trefflicher Mann von Verstand, und viele Cavaliere vom Hofe aßen mit uns. Da wir bald abgegessen hatten und recht guter Dinge waren, öffnete sich plötzlich die Thüre, und siehe, die Herzogin-Mutter mit der schönen Frau von Stein traten feierlich in die Stube, jede ein drei Ellen langes Schwert aus dem Zeughause in der Hand, um uns zu Rittern zu schlagen. Wir setzten uns nieder, und die beiden Damen gingen vertraut um den Tisch herum, von Einem zum Andern. Nach Tisch wurde lange blinde Kuh gespielt. Einigen steifen Hofleuten waren wir, glaub' ich, ein Dorn im Auge, aber alle guten waren uns herzlich gut. Den letzten Abend, nachdem wir uns schon bei Hofe beurlaubt hatten, aßen wir mit Göthe und Wieland allein. Unterdessen hatte Jemand dem Herzog bei Tisch ein Exemplar des Freiheitsgesangs gezeigt, welcher ihm sehr gefiel. Er schickte mir das Exemplar und ließ mich fragen, ob ich's nicht dem ‚großen Friedrich' dediciren wollte. Ich schrieb auf der einen Seite des Titelblattes eine ziemlich bittere Dedication an ‚den großen Friedrich' in Knittelversen, welche gut soll aufgenommen worden sein, obgleich die Herzogin-Mutter leibliche Nichte des ‚großen Friedrich' ist. Wieland haben wir versprechen müssen, zuweilen Gedichte in den Merkur zu geben, dagegen versprach er, künftig kein schlechtes Zeug in den Merkur zu nehmen. Göthe hab ich dießmal noch lieber gekriegt." [1]

---

[1] Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg I 62—64. Vgl. den gleichzeitigen Brief Christians zu Stolberg, bei Düntzer, Goethe's Leben[2] 262. Über studentische Tollheiten und Exzesse, welche die jungen Poeten zusammen getrieben haben sollen, enthält ihre Korrespondenz keine Anhaltspunkte. Wohl richtig nimmt Düntzer an (Goethe und Karl August I [1861] 11), daß den hierüber zirkulierenden

Gerne hätten die beiden Stolberg den Freund mit sich nach Dessau und Hamburg genommen; doch wollte der Herzog ihn nicht gehen lassen. Er blieb also, lehnte indes die Einladung Carl Augusts ab, mit ihm den Hof Rudolstadt zu besuchen und pilgerte nach Kochberg, dem Landsitz der „schönen" Frau v. Stein, mit der er bereits nähere Bekanntschaft angeknüpft hatte. Am 6. Dezember schrieb er seinen Namen auf die innere Platte ihres Schreibtisches — eine „unsterbliche" Reliquie, die heute noch, zu Nutz und Frommen aller verliebten Touristen, in Kochberg gezeigt wird.

Während dies neue Verhältnis ihn stark beschäftigte und fesselte, zog ihn der Herzog immer mehr in sein Vertrauen und befestigte dadurch die Freundschaftsbeziehung, die den vorübergehenden Besuch in eine bleibende Stellung verwandeln sollte. Für den Posten eines Superintendenten, für welchen Carl August einen freundlichen, humanen Geistlichen suchte, schlug Goethe schon Anfang Dezember Herder vor und empfahl ihn aufs beste, während er anderseits auch alles aufbot, diesen für die Annahme der Stelle zu gewinnen[1]. Der Statthalter Dalberg unterstützte ihn hierbei. Bei Hofe und namentlich bei der orthodoxen Klerisei erhob sich aber entschiedener Widerstand. Der letzteren war Herder zu freisinnig und aufgeklärt; der Hof hingegen fühlte sich verletzt, daß ein fremder, bürgerlicher Besucher in so wichtigen Dingen maßgebende Vorschläge machen sollte. Während man von der einen Seite mit Eingaben und Protesten arbeitete, von der andern mit diplomatischen Künsten, nahmen sich der Herzog und Goethe die Ernennung ihres künftigen Bischofs oder Papstes nicht allzusehr zu Herzen, ritten lustig über Land, erfreuten sich am Eislauf und an der Jagd und trieben allerhand wilde, muntere Streiche.

Auf Weihnachten ging der Herzog nach Gotha und wollte auch Goethe mitnehmen. Dieser lehnte indes ab; denn dort kommandierte der französisierende Gotter, einst in Wetzlar sein Freund, Literatur und Theater, und das war ihm nicht gemütlich. Er zog es vor, mit Einsiedel, Kalb und Bertuch nach Waldeck zu reiten, einem einsamen Dorf hinter Jena. Da wohnte der Förster Slevoigt mit zwei artigen Töchtern, deren eine Bertuch, die andere der Zeichenlehrer Kraus sich zur Frau ausersehen[2]. Noch am

---

Gerüchten dieser oder jener Scherz zu Grunde lag, denen sich dann aber Entstellungen und Übertreibungen ankrusteten.

[1] „Herder kam hierher durch Göthe", berichtet Chr. Fr. Rinck, Studienreise 1783/84, herausgeg. von M. Geyer, Altenburg 1897, 68, unterm 9. November 1783, „nur einen gelinden Beicht Vater zu haben, der dem Herzog nie ins Gewissen redet, damit Göthe thun kann, was er will." Rinck stützt sich auf die Mitteilung des Geheimkanzlisten Roth, eines „59jährigen ehrlichen Mannes", der freilich auf Weimar wegen erlittener Zurücksetzungen nicht gut zu sprechen war.

[2] Viehoff, Goethe's Leben II[5] 131.

Abend schrieb Goethe an den Herzog einen kleinen Brief, der mit dem Zigeunerlied im „Götz von Berlichingen" anhebt und dann fortfährt:

„Daß mir in diesem Winckel der Welt, Nachts, in dieser Jahrszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist eben so natürlich lieber gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsezze es Ihnen aufzuschreiben, und hinter drein einen Brief zu sudeln, denn ich vermisse Sie warrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind.

„Drunten sizzen sie noch, nach aufgehobnem Tische, und schmauchen, und schwazzen daß ich's durch den Boden höre, Einsiedels klingende Stimme voraus. Ich bin heraufgangen, es ist halb neune.

„Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was dran hängt. Die Klufft nach Jena hinein hat mich in glücklichem Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt. Die Lage von Jena selbst mich erfreut, der Ort mich gedruckt, und zwischen da und hier war nicht viel Gaffens, es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem Schubekarrn an uns vorbeyfuhr." „Hier liegen wir recht in den Fichten drein. Bey natürlich guten Menschen." „Unterwegs haben wir in den Schencken den gedruckten Karl August gegrüst, und haben gefühlt, wie Lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Nahme auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief, Kaffee und Brandwein wolltens nicht bessern. Ich will auch gehn. Gute, herzliche Nacht.

„Noch ein Wort eh ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebürg ritt; kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksaals, und meiner Liebe über mich, und sang so bey mir selber:

„Holde Lili warst so lang
All mein Lust und all mein Sang
Bist ach nun all mein Schmerz und doch
All mein Sang bist du noch." [1]

Am andern Morgen kamen die alten Straßburger Liebhabereien über ihn. Er ließ sich bei dem Rektor in Bürgel die Odyssee holen, um in der patriarchalischen Waldwohnung Homer zu lesen. Bis diese eintraf, vertrieb er sich die Zeit mit der Lektüre poetischer Stellen aus der Bibel. Dann wurde wieder Schlittschuh gelaufen. Der heilige Abend ward „mit Würfeln und Karten vervagabundet". Am ersten Christtag ritten sie nach Bürgel, nicht in die Kirche, sondern um das dortige Amtshaus anzusehen. Nachdem sie wacker gezecht, vermummten sie sich, so gut es ging, indem sie gegenseitig die Kleider wechselten.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 7 f.

„Kraus war auch gekommen und sah in Bertuchs weißen Tressen-Rocke und einer alten Perrucke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bürschgen, und ich in Kalbs blauem Rock mit gelben Knöpfen rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Kapital-Spitzbube aus.“ [1]

Der Herzog fühlte gleich, daß die „Genies“ bei ihrer Weihnachtsfeier den besseren Teil erwählt.

„Lieber Goethe“, antwortete er, „ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel ward. — Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf Dich.“ [2]

Goethe folgte diesem Rufe nicht, traf aber am 29. wieder mit dem herzoglichen Freund in Weimar zusammen, wo inzwischen eine neue Größe aufgetaucht war, Freiherr Siegmund Leo v. Seckendorff, der nichts Geringeres erwartet hatte, als selbst der vertraute Ratgeber und Günstling Carl Augusts zu werden. Er war etwas verblüfft, als er diesen Ehrenplatz schon vergeben fand [3].

Die zwei letzten Tage des Jahres 1775 brachte Goethe mit dem Herzog bei Dalberg in Erfurt zu, der an der neuen Literatur-Ära das größte Interesse nahm, des Herzogs Freundschaft für Goethe teilte und förderte und auch Herders Berufung aufs nachdrücklichste anempfahl. Das neue Jahr wurde in Weimar begonnen, ganz im selben Stil, wie das alte begraben worden. „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See.“ [4] So schloß ein kurzer Neujahrsgruß an Lavater.

„Ist mir auch sauwohl geworden“, schrieb er am 5. Januar an Merck, „Dich in dem freiweg Humor zu sehn. Ihr werdet wohl zusammenfahren, und so auch was singen, daß der König und die Königin ꝛc. Ich treib's hier freilich toll genug, und denk oft an Dich, will Dir auch nun Deine Bücher schicken, und bitte Dich, Vater und Mutter ein bissel zu laben. Habe dich auch herzlich lieb. Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß

---

[1] Diezmann, Weimar-Album 19. — Goethes Werke, WA 4. Abt. III 12.

[2] Riemer, Mittheilungen über Goethe II 19 f.

[3] Über seine Unzufriedenheit berichtet ausführlich Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 15 ff.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 12.

ich auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage. Addio."[1]

Das lustige Leben der zwei ersten Monate hatte indes schon fast alles Geld verschlungen, das Goethe von Frankfurt mitgebracht. Er mußte noch am selben Tag Tante Fahlmer angehen: „Liebe Tante, ich sollt an meine Mutter schreiben, drum schreib ich an Sie daß ihr zusammen meinen Brief genießt und verdaut. Ich bin immer fort in der wünschenswerthsten Lage der Welt. Schwebe über all den innsten größten Verhältnissen, habe glücklichen Einfluß, und genieße und lerne und so weiter. Jezt nun aber brauch ich Geld — denn niemand lebt vom Winde — so wollt ich nur sagen Täntgen überleg sie's mit der Mutter, ob der Vater Sinn und Gefühl, ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes hat, mir 200 f zu geben oder einen Theil davon. Mag das nicht gehn so soll die Mutter Mercken schreiben daß der mir's schickt. Das schicklichste wär, in Golde mit dem Postwagen, unter andern Sachen — Nimm Sie liebe Tante das auf die Schultern. Und macht mirs richtig. Denn ich muß seyn in dem was meines Vaters ist."[2]

Die klugen Frauen scheinen es nicht für angezeigt erachtet zu haben, den gestrengen Herrn Rat für ihren lieben Wolfgang anzupumpen. Das Geld wurde bei Freund Merck aufgenommen. Goethe meldete diesem die Ankunft am 22. Januar[3].

„Ich hab das Geld, lieber Bruder, erst den 19. Januar kriegt! Was Du mir länger als März lassen kannst, das thu; was Du aber wieder brauchst, sollst Du haben. Hier hast Du einen Schein.

„Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Gnüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung seyn, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Sche . . ige dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen."

„Wir machen des Teufels Zeug", meldet er dem Freund anderthalb Monate später, „doch ich weniger als der Bursche, der nun ein herrlich Dram auf unsern Leib schreibt. Es geht mit uns allen gut, denn was schlimm geht laß ich mich nicht anfechten. Den Hof hab ich nun probirt nun will ich auch das Regiment probiren, und so immer fort. Ich bin gesund, biß auf 'n Einfluß des fatalen Wetters, streiche was ehrlichs in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch spaas ein Land so auswendig zu kennen."[4]

---

[1] Ebd. 15 f. [2] Eb. 14. [3] Ebd. 21. [4] Ebd. 38.

Auch auf dem Gebiete des Regiments hatte Goethe übrigens gleich anfangs seine Gegner mattgesetzt. Die Berufung Herders war inzwischen vollendete Tatsache geworden. Nach am 31. Dezember 1775 hatte er diesen zu mutigem Ausharren auffordern müssen. Doch schon am 2. Januar konnte er ihm schreiben:

„Heut kann ich dir schon Hoffnung geben, was ich vorgestern nicht konnte. Und das thu ich gleich, nicht um dein, sondern der Frau willen. Ich bin mit Wielanden hier bey liebenden Menschen. Du mußt ihm auch helfen seinen Merckur stärcken davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt. Er wünscht dich her, hatte eh die Idee als ich. Weis aber nicht was iezt vorgeht. Ich hoffe du sollsts allein durch mich, und aus freyer Wahl des Herzogs haben; — der Statthalter von Erfurt hat das beste von dir gesagt, und bestätigt dem iungen Fürsten deinen Geist und Kraft, ich habe für deine politische Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt, denn der Herzog will absolut keine Pfaffen Trakasserien über Orthodoxie und den Teufel, und da haben die Bahrdte euer Geschlecht stinckend gemacht. — Ich wünsche dich meinem Herzog und ihn dir. Es wird euch beyden wohl thun, und — ia lieber Bruder, ich muß das stifften eh ich scheide. Leb wohl! Wie die Sache rückt sollst du Nachricht haben. Zerreiß meine Zettel wie ich gewissenhafft die deinigen." [1]

Bald darauf wünscht er doch, daß Abt Jerusalem in Wolfenbüttel Herder empfehle:

„Ein guter Brief von ihm würde viel thun. Lieber Bruder, wir habens von ieher mit den Sch . . . kerlen verdorben, und die Sch . . . kerle sizzen überall auf dem Fasse. Der Herzog will und wünscht dich, aber alles ist hier gegen dich. Indeß ist hier die Rede von Einrichtung auf ein gut Leben und 2000 Reichsthaler Einkünfte. Ich laß nit los, wenns nit gar dumm geht." [2]

Wie es scheint, wünschte der Herzog die Ernennung dennoch auf irgend ein günstiges Zeugnis stützen zu können. Wenigstens mahnt Goethe:

„Lieber Bruder, nenne mir nur einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Nahmen hat und gut für dich ist. der wenn man ihn fragte, guts von dir sagte." Es folgt die Schlußbemerkung: „ich hab mir bey

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 13.

[2] Ebd. 17. So wurde die Stelle eingeschätzt, doch brachte sie nur etwa 1200 Taler ein. — Man verzeihe die Mitteilung der salonwidrigen Kraftausdrücke, in welchen sich die größten deutschen Klassiker zu dieser Zeit gefielen. Aber sie ist absolut nötig, um die sog. Genieperiode quellenmäßig zu charakterisieren, wie sie war und der Schönfärberei gegenüberzutreten, welche manchen wohlmeinenden Leuten den Glauben beibringen möchte, in Weimar habe man allzeit so fein gesprochen wie Tasso mit den beiden Leonoren.

der Schlittenfahrt mit der Peitsche höllisch übers Aug gehaun — drum schreib ich so quir." [1]

Auch dies eine Zeugnis wurde indes überflüssig gemacht. Der Herzog wies die Herren vom Konsistorium schließlich an Goethe, und dieser konnte Ende Januar schreiben:

„Bruder sey ruhig, ich brauch der Zeugnisse nicht, habe mit trefflichen Hezpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lang mehr stocken, so hast du den Ruf." „Vielleicht bleib ich auch eine Zeitlang da." „Unser Herzog ist ein goldner Junge. Die Herzoginnen wünschen dich auch." [2]

Am 19. Februar verkündete Wieland seinem Freunde Merck, „der Messias Herder werde am Palmarum auf 150 Eseln (d. h. auf der ihm untergeordneten Geistlichkeit) in Weimar einreiten". Goethe aber meldete dem künftigen Generalsuperintendenten von Weimar seine Ernennung, mit Beibehaltung desselben Bildes, in folgenden Knittelversen:

„Hochwürdiger
's ist eine alte Schrift
Dass die Ehen werden im Himmel gestifft
Seyd also vielmehr zu eurem Orden
Vom Himmel grad rab gestifftet worden.
Es uns auch allen herzlich frommt
Dass ihr bald mit der Peitsche kommt —
Und wie dann unser Herr und Crist
Auf einem Esel geritten ist
So werdet ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und funfzig Esel reiten
Die in Ew Herrlichkeit Diöces
Erlauern sich die Rippen flös'."

Zum Schluß noch die tröstliche Versicherung:

„Und im Grund weder Luther noch Crist
Im mindesten hier gemeynet ist
Sondern was in dem Schöpsen Geist
Eben Lutherisch und kristlich heist." [3]

Das Resultat des burschikosen kanonischen Prozesses zeigte der Herzog am 23. Februar 1776 kurz und bündig dem Oberkonsistorium an, indem er ihm bedeutete, daß Herder ihm „wegen seiner Gelehrsamkeit und Stärke in der geistlichen Beredtsamkeit, auch sonstigen guten Eigenschaften ganz besonders angerühmet und empfohlen worden" [4] — der Orthodoxie wurde nicht gedacht —, es sei ihm also die Stelle als Oberhofprediger, Vize-

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 16.
[2] Ebd. 22. [3] Ebd. 31 33.
[4] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 16.

präsident des Oberkonsistoriums und Kirchenrat, auch Generalsuperintendent anzutragen. Das betreffende Dokument ging zwei Tage darauf an Herder ab. Da dessen Annahme schon sicher stand, so war damit Goethes erste Regierungsmaßregel siegreich durchgefochten. Er bekam nun auch Lust, selbst in Weimar zu bleiben.

„Herder hat den Ruf als Generalsuperintendent angenommen", so schreibt er am 14. Februar an Tante Fahlmer. „Ich werd wohl auch dableiben und meine Rolle so gut spielen als ich kann und so lang als mir's und dem Schicksaal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause wo ich mit der grösten Lust nichts thun kann. Hier hab ich doch ein paar Herzogthümer vor mir. Jezt bin ich dran das Land nur kennen zu lernen, das macht mir schon viel spaas. Und der Herzog kriegt auch dadurch Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne bin ich über viel Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führ ich ein liebes häusliches Leben, esse Mittags und Abends mit ihm wenn ich nicht bey Hofe bin. Die Mägdlein sind hier gar hübsch und artig, ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele ist die Frau von Stein, an die ich so was man sagen mögte geheftet und genistelt bin. Louise und ich leben nur in Blicken und Sylben zusammen. sie ist und bleibt ein Engel. Mit der Herzoginn Mutter hab ich sehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerley Schwänck und Schabernack. Sie sollten nicht glauben wie viel gute Jungens und gute Köpfe beysammen sind, wir halten zusammen, sind herzlich untereins und dramatisiren einander, und halten den Hof uns vom Leibe." [1]

So war nach kaum einem Vierteljahr Goethes Bleiben eine ziemlich ausgemachte Sache. Das Hofleben gefiel ihm, ein neuer Liebesroman war angesponnen. Was für eine Stellung er einnehmen sollte, das war ihm freilich nicht recht klar. Dichter? Schriftsteller? Hofmann? Beamter? Alles das zugleich? Das Hofleben kam ihm wie ein Schauspiel vor, in diesem Schauspiel glaubte er aber immer als Wirkungskreis „ein paar Herzogthümer" vor sich zu haben. Carl August faßte die Frage praktischer und bestimmter auf.

Schon einen Monat nach Goethes Ankunft, den 9. Dezember, hatte der bisherige Minister v. Fritsch den Herzog gebeten, ihn seiner Stelle als Minister zu entheben und ihm dafür diejenige eines Regierungspräsidenten zu übertragen, und sein Gesuch sehr charakteristisch also motiviert:

„Ich finde immer mehr Eigenschaften an mir, welche mich in meinen eigenen Augen als zu diesem Platz untüchtig darstellen. Der erste Mann in Ew. D. Ministerio sollte viel um Ihro Person, viel an ihrem Hofe sein,

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 28 f.

um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische gränzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack ist, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günstige Aufnahme mir versprechen können?"

Fritsch traf hier unzweifelhaft den Kernpunkt, der den früheren Reformplänen des Herzogs zu Grunde lag und auch seine Freundschaft für Goethe inspirierte. War der lustige, feine, gesellige, biegsame und schmiegsame Minister, der dem herrschenden Geschmack Rechnung zu tragen wußte, nicht schon da?

Der Herzog ließ indes Fritsch auf Antwort warten. Erst Mitte Februar eröffnete er ihm vertraulich, daß er ihn als ersten Minister in seinem Konseil behalten wolle. Der bisherige Geheimrat Schmid solle Regierungspräsident werden, an seine Stelle im Konseil der Herr v. Tabor treten, das Präsidium des Kammerkollegs solle der Herr v. Kalb übernehmen. Endlich sei seine Intention: „den sich dermahlen allhier aufhaltenden D. Goethe unter dem ihm beyzulegenden Character eines Geheimen Assistenz Rathes in das Geh. Conseil zu placiren und ihm die 4te und letzte Stelle in selbigem zu übertragen".

Fritsch nahm sich die Freiheit, „ad 3) gegen die Anstellung des D. Goethe beim Geh. Consilio geziemende Vorstellung zu thun, und theils auf deßen Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten, theils aber darauf appuyirt, daß die intendirende Placirung dieses Mannes vor eine Menge rechtschaffener langgedienter Diener, welche auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten und sich also zurückgesetzt sehen würden, niederschlagend seyn müßte" [1].

Der Herzog blieb auf seiner Meinung und führte für Goethe eine Menge Gründe ins Feld, die Fritsch vergeblich zu widerlegen suchte. Doch kam es vorläufig zu keinem Entscheide. Ausflüge und Spritzfahrten, Jagden und Ritte, häusliche Unterhaltungen und Hofbelustigungen dauerten fort. Ein kleines Theater, das man schon im November herzurichten begonnen hatte, war auf Neujahr fertig geworden. Nach langer Unterbrechung wurden im Januar die drei ersten Vorstellungen gegeben. Statt Schauspieler kommen zu lassen, spielte der Hof selbst. Dazwischen fanden Bälle und Konzerte statt. Des Verkleidens und Probierens, Spielens und Tanzens war kein Ende. In Cumberlands „Westindier", der im März wiederholt aufgeführt wurde, gab Goethe die Hauptrolle, der Herzog übernahm die Rolle des Major O'Flaherty, ein Teil des Hofes spielte mit. Ein kleineres Stück,

[1] v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia 143—146.

das am 1. März auf der Redoute zur Aufführung kam, hat Goethes Kammerdiener, Philipp Seidel, naiv beschrieben[1]:

„Es war sehenswerth. Die Verwünschungen des heiligen Antonius stellte es vor, der in einer Höhle vor Buch und Todtenkopf saß; dann kam ein Teufel nach dem andern und ängstete ihn und suchte ihn zu quälen und irre zu machen; jeder Teufel stellte ein Laster vor, von dem er Teufel war; mein Doctor war der Hochmuthsteufel, kam mit Pfauenschwanzflügeln und aufgeblasen auf Stelzen herein. Das letzte war die Wollust, die zwischen den Bocksfüssigen Teufeln hertrat und ihn mit Bitten und Kniefallen zu bewegen suchte. Umsonst. Sie warfen ihn mit Feuer, umzingelten ihn, und tanzten mit großen Gebärden um ihn herum, der vergeblich zu entfliehen suchte, sie aber doch zuletzt durch Darzeichung eines Spruches wegscheuchte. Alles war natürlich und schauerlich, nicht leichtfertig. So gut wie zwei Komödien."

Der Spaß, den Goethe selbst nach einem alten Antoniusbilde arrangiert hatte, kostete 150 Taler. Die starkgewürzte, aszetische Burleske bot eine pikante Abwechslung zwischen Glashüttenballett und Blumenballett und wie die gewohnten Ballette alle hießen. Weiter bemühte man sich aber nicht, die Väter der Wüste zu studieren.

Während der lustigen Faschingssaison, welche seine Beliebtheit erhöhte, traf Goethe die ersten Maßregeln, sich bleibend in Weimar niederzulassen, indem er die Gastfreundschaft derer v. Kalb nicht länger in Anspruch nahm, sondern sich eine eigene Wohnung mietete. Es war das burgartige sog. kleine Jägerhaus, damals das letzte Haus vor dem Frauentor. Welche öffentliche Stelle Goethe bekleiden sollte, war im April noch nicht bekannt; doch vermutete Wieland, daß er wohl Geheimer Legationsrat werden würde[2]. Goethe selbst schrieb am 6. März an Zimmermann: „Mir ist wohl darauf verlass dich. Von meinen Wahren Verhältnissen, wird dir kein Reisender was erzählen können, kaum ein Mitwohnender. Ich bin fest entschlossen nichts zu hören, was man von mir sagt, noch was man mir rathen kann — — Wie's ausgeht[3] daran ist auch nichts gelegen. Der

---

[1] Grenzboten 1874 I 376. Der Brief ist vom 1. März. — „Diese Maskerade fand man sehr anstößig", erzählt der ehemalige Weimarer Page v. Lyncker, „und man sprach den lautesten Tadel über Goethe aus, der sie veranstaltet hatte" (Marie Scheller, Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Weimar und sein Hof in den Jahren 1777—1783. Aus den hinterlassenen Papieren des Obersten Carl Frhr v. Lyncker, in Velhagen und Klasings Monatsheften 25. Jahrg., 6. Hft, Februar 1911, S. 291).

[2] Brief an Merck vom 12. April 1776. Wagner, Briefe an und von Merck 64.

[3] „Reisender" und „ausgeht" a. a. O. fett gedruckt.

Pöbel sieht auf den Ausgang sagt ein Grieche. Und die Glücklichen scheinen weise den Menschen." [1]

„Verlass dich — Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt", meldet er Anfang März an Lavater, „voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Lufft zu sprengen." [2]

Für seine Entdeckungsreisen brauchte er Geld. Er wandte sich darum am 6. März wieder an die liebe Tante, die für ihn „pumpen" sollte:

„Ich bleibe hier, hab ein schön Logis gemieth, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind seyn, da ich Bruder und alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder 100 Dukaten geschenckt. Gegeben Wie ihr wollt — ich bin ihm was ich ihm seyn kann, er mir was er seyn kann — das mag nun fortgehn wie und so lang das kann." [3]

Daß der Herzog ihm das nötige Mobiliar selbst stellte, verschwieg er, um eher vom Vater Geld zu bekommen. Allein dieser hatte es noch nicht verschmerzt, daß der Herr Sohn alle seine Advokatur- und Magistratsträume vernichtet hatte; dazu mußte er für denselben noch Schulden zahlen und blieb darum taub gegen seine Bitten. Dagegen erlöste der Herzog seinen Freund endlich von der Marschallstafel, an der Goethe nicht gern saß, weshalb er auch nicht oft bei Hofe speisen wollte, und zog ihn während einer Abwesenheit der Herzogin an die Fürstentafel.

Die nächste Sorge des herzoglichen Freundes ging dahin, dem Dichter ein poetisches Nest zu schaffen, wo er als echter Anhänger Rousseaus in einsam freier Natur Sonnenschein und Regen, Wolken und Nebel, Waldeshauch und Blumenduft, Mondenschein und Sternefunkeln ohne Störung genießen könnte. An dem sog. „Rosenberg", unweit der Ilm, lag zwischen verworrenem Gestrüpp ein kleines, einsames Haus mit einem Garten. Dieses ließ der Herzog durch Bertuch ankaufen und übergab es dann Goethe als Geschenk. Der Kauf des Grundstückes fand am 22. April statt; 600 Taler wurden gleich ausbezahlt, das übrige einstweilen verzinst. Da alles sehr verwahrlost war, ließ der Herzog auf seine Kosten die nötigen Reparaturen vornehmen, die Zimmer malen und möblieren. Ankauf und Ausstattung kamen zusammen auf 1294 Taler 16 Groschen.

Obwohl Goethe nicht gleich einziehen konnte, so war das Haus ihm doch ein willkommenes Spielzeug. Fast jeden Tag ging er hin, um alles anzusehen und die Reparaturen zu beaufsichtigen. Der Herzog, die Herzoginnen und der

---

[1] B. Suphan, Briefe von Goethe und Frau von Stein an Joh. Georg Zimmermann, in Wartburgstimmen 2. Jahrg., Nr 3, 1. Hft, S. 174.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 37. [3] Ebd.

ganze Hof wandelten auch hinaus, um die Neuigkeit zu schauen. Von Ende April bis Ende Juli waren zahlreiche Arbeiter, mitunter 25, mit der Beurbarung und Verschönerung des Gartens beschäftigt. Es mußte viel Erde, Rasen und Gestein zugefahren werden. Ohne die Vollendung abzuwarten, zog Goethe am 20. Mai in sein neues Königreich ein und leitete mit dem Hofgärtner Reichardt die Anlage des Gartens. Da träumte er des Abends, bald allein, bald mit Lenz oder Klinger. Da schlief er auch wohl, wenn ihn nicht der Herzog oder andere Freunde einluden. Schon Anfang Juni speiste Carl August bei ihm im Garten, etwas später kam auch die Herzogin mit Frau v. Stein zum Frühstück.

Die Ausstattung war nicht glänzend, doch nach damaligen Verhältnissen behaglich genug. Nur vier Zimmer waren in Farbe gesetzt, das übrige bloß mit Leimfarbe ausgeweißt, die Türschlösser hatten keinen Anstrich. Der beste Möbelschreiner der Residenz, Mieding, der zugleich auch „Director der Natur", d. h. Obermaschinist des Theaters war, verfertigte die Möbel „nach antiker Form", wie er in seiner Rechnung sagt, gut, solid, schön und so viele, als das kleine Gartenhaus fassen konnte [1].

Am 22. April 1776 war das Gartenhaus gekauft worden; am 23. eröffnete der Herzog seinem Minister, Herrn v. Fritsch, schriftlich, daß er auf seinem früheren Vorhaben beharre: er solle die erste Stelle im Konseil behalten, Schmid Regierungspräsident und Kanzler, Kalb Kammerpräsident werden, Dr Goethe „den letzten Platz im Conseil, mit dem titul eines Geheimden

---

[1] Das meiste ist noch vorhanden, aber wegen der devoten „Raubsucht" der Goethe-Verehrer, die auf Reliquien ausgehen, hinter Schloß und Riegel gelegt. Vgl. C. A. H. Burkhardt, Kritische Bemerkungen zu Goethe's Biographieen. I. Die Erwerbung des Gartens, in Grenzboten 1873 II 142 ff. „Da steht noch der alte schöne Schreibtisch nach Wiener Art, dort in regelloser Ordnung die 6 Tafelstühle, das dreisitzige Kanapee, die beiden niedlichen Fauteuils, das ursprüngliche Bettgestell." — „Außer dem Erwähnten bestand das Ameublement in 1 Kleiderschrank, 1 Kanapee von Kienbaum, 1 Aktenschrank braun gebeizt, 1 spanischen Wand, 6 Stühlen mit Rücklehnen von Rohr mit rothen Leinwandkissen, 2 von Nußbaumholz fournirten Tischen, Nachtstuhl mit Nachtgeschirr, 1 großen Postament für 1 Gipsfigur, weiß angestrichen, 2 leeren Bänken im Hause, 2 Strohstühlen und 1 Bettgestell, 2 Tischen und 6 alten Stühlen mit rother Leinwand überzogen. Letztere wurden nur alt gekauft." Karl August stiftete ein großes Tafelmesser mit Futteral, der Hof von Gotha schenkte ein vollständiges Tafelservice für 12 Personen mit 8 Fruchtkörben, der von Weimar das nötige Silberzeug. Die Küche wurde natürlich auch nicht vergessen — — und zum Schießen waren zwei Scheiben da. Die Anschaffungen im Hause kosteten 354 Tlr 4 Gr. 11 Pf. — „Im Jahre 1778 war allein von Wäsche vorhanden: 34 Tischtücher, 267 Servietten, 58 Betttücher, 108 Handtücher, 194 Hemden mit und 82 ohne Manschetten, mehrere Schock Taschentücher und eine Unmasse Barchend und Leinen für die Dienerschaft" (Th. Lessing, Goethes Haus- und Finanzwirtschaft, in Frankfurter Zeitung 1902, Nr 215, 1. Morgenblatt).

Legations Rath" erhalten. Dann bestimmte der Herzog für die Konseils-sitzungen einen Tag mehr als bisher, so daß fürder wöchentlich drei gehalten werden sollten, eine für Justiz- und Kriminalwesen, eine für die Finanzen, eine für sämtliche übrige Geschäfte.

Fritsch fühlte sich verdonnert. Er war ein Mann von 44 Jahren und ein adeliger, vielseitig gebildeter Herr, hatte schon die Universität bezogen, ehe Goethe geboren war, kannte Land, Leute, Gesetze und Verwaltung von A bis Z, hatte zwanzig Jahre alles mitregiert. Seit vier Jahren war er Vorsitzender des Konseil, d. i. erster Minister. Und nun sollte er sich neben den siebenundzwanzigjährigen Frankfurter Advokaten setzen, der von ungefähr im November ins Land geschneit kam, noch nicht einmal ein eigenes Haus zu verwalten gehabt hatte, nur Verse und Romane machte und sich noch aufführte wie ein loser Student. Das war zu viel für den soliden Mann vom alten Regime. Er reichte am 24. dem Herzog seine Entlassung ein und sprach den Grund klar und deutlich aus:

„So bleibt mir nichts mehr übrig, als gegen Ihro mit aller Ihnen schuldigen Ehrerbietung, zugleich aber auch mit aller Entschlossenheit eines von dem, was Ew. H. D., andern, und sich selbst schuldig ist, tief durchdrungenen Mannes zu declariren, daß ich in einem Collegio dessen Mitglied gedachter D. Goethe anjetzt werden soll, länger nicht sizen kann."

Carl August ließ den grämlichen Herrn zwei Wochen warten; dann schrieb er ihm:

„Ich habe Ihren Brief Herr Geheimer Rath vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem so rechtschaffenen Manne wie Sie sind, erwartete. Sie fordern in eben demselben Ihre Dienstentlaßung, weil, sagen Sie: Sie nicht länger in einem Collegio, wovon der D. Göthe ein Mitglied ist, sitzen können. dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sejn, Ihnen diesen Entschluß faßen zu machen: Wäre der D. Göthe ein Mann eines zwejdeütigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen, Göthe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentl. guten und fühlbaren Hertzen; nicht alleine ich sondern einsichtsvolle Männer, wünschen mir Glück diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, und Genie ist bekannt. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und Mechanische Arbeit, in einem Landes Collegio von untenauf zu dienen außhalten. Einem Mann von Genie, nicht an den Ort gebrauchen, wo er seine außerordentl. Talente nicht gebrauchen kan, heißt denselben mißbrauchen, ich hoffe Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeügt. Was den Punkt daß dadurch vielen verdienten Leuten, welche auf diesen Posten Ansprüche machten anbetrift, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines wißens darauf hofte; zwejtens werde ich nie einen

Platz welcher in so genauer verbindung mit mir, mit dem wol und weh meiner Unterthanen stehet, nach anciennetät, sondern nach vertraun vergeben. Was das Urtheil der Welt betrift, welche mißbilligen würde daß ich den D. Göthe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Cammer oder Regierungs Rath war, dieses verändert gar nichts, die Welt urtheilt nach vorurtheilen, ich aber, u. jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott, u. seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, u. suchet auch ohne den Beyfall der Welt zu handeln." [1]

Auch alle übrigen Einwendungen des Herrn v. Fritsch wies der Herzog rund ab, bestand auf der Ernennung des Herrn v. Kalb für das Kammerpräsidium und auf der Veränderung der Geschäftsordnung und forderte von Fritsch, daß er dennoch bleiben sollte. Die Pille war bitter. Doch Anna Amalia trat jetzt für den Herzog ein, beschwor ihren lieben alten Fritsch am 13. Mai, zu bleiben, suchte ihm seine Abneigung gegen Goethe auszureden und versicherte ihm, daß dieser der neuen Stellung gewachsen und wert sei:

„Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen: ich rede nur von seiner Moral, seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen; das ist doch der erste hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers." [2]

Nachdem es Fritsch klar geworden, daß Goethe nicht mehr wegzudrücken sei, ergab auch er sich in die herzoglichen Schöpfungszwecke und zog seine Entlassung zurück.

Der Hof, der in seinen traditionellen Formen, Gevatterschaften, Gunstbeziehungen befangen war, konnte sich indes an der Mentorwahl des Herzogs und an der Bevorzugung Goethes unmöglich erbauen. Das Treiben der beiden Freunde sah nicht anders denn wie eine tolle Studentenwirtschaft aus, die alle bisherigen Verhältnisse umzustürzen drohte. Man klagte, murrte, intrigierte. Der Herr v. Seckendorff und die Hofleute jammerten, daß die Stellung des Adels bedroht sei. Der Herr v. Fritsch und die verdientesten, würdigsten Beamten bedauerten die Zurücksetzung ihres Standes. Ungünstige Berichte gingen nach allen Seiten aus. Zimmermann erhielt von Frau v. Stein folgende Schilderung der stattgefundenen Veränderungen:

---

[1] v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia 157 ff.

[2] Sie schrieb, wie immer, französisch: Sa religion est d'un vrai et bon Chrétien, qui lui fait aimer Son prochain et tache à le rendre heureux, voilà bien le point principal de la volonté de notre Créateur (v. Beaulieu Marconnay a. a. O. 170 254). Theater, Oper, Operette, Pläsier, sich und seinen Nächsten gut amüsieren — das war die Hauptsache bei diesem Christentum.

Goethe cause ici un grand bouleversement; s'il sçait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr, qu'il y va de bonne intention: cependant trop de jeunesse et peu d'experience — mais attendons la fin. Tout notre bonheur a disparu ici: notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, son frère encore plus fluet, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille[1].

Klopstock fühlte sich endlich verpflichtet, dem jüngeren Bruder in Apoll einen ernsten Mahnbrief zu schreiben[2]:

„Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in Diesem oder Jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben; was

[1] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 27. Vgl. Suphan, Briefe von Goethe und Frau von Stein an Joh. Georg Zimmermann, in Wartburgstimmen 2. Jahrg., Nr 3, 1. Hft, S. 180.

[2] H. Döring, Klopstocks Biographie², Jena 1853, 97 98. — Biehoff, Goethe's Leben II⁵ 149. — J. Janssen, Stolberg⁴ 19 f.

soll ich ihm schreiben? — Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider; im Gegentheil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will."

Um Goethe gegen diesen Brief und zugleich Klopstocks Ehre zu retten, hat man den Grafen Görtz als Sündenbock hingestellt, dessen „Verleumdungen und Uebertreibungen" Klopstock als bare Münze genommen haben soll. Richtig ist, daß Görtz als abgedankter Erzieher und zurückgesetzter Edelmann mit zu den Mißvergnügten zählte. Doch ist es mit den Übertreibungen, welche Klopstocks Brief voraussetzen soll, nicht so weit her.

Es war ein Leben völliger Ungebundenheit, dem sich der Herzog und sein Freund hingaben,[1] wie aus Goethes Tagebüchern und den gleichzeitigen Briefen ganz unzweideutig, in dem berühmten Gedicht „Ilmenau" aber aus einem Rückblick auf das Jahr 1776 künstlerisch „verklärt" genügend erhellt:

„Wo bin ich? ist's ein Zaubermährchen-Land?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen bald geleeret
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.

Sagt, wem vergleich' ich diese muntre Schaar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.

[1] Vgl. die Schilderung, die Lewes (Frese) I[18] 225 ff von diesen ersten „wilden Wochen" gibt und welche meist auf sehr genauer Information beruht. Goedeke (Goethe's Leben und Schriften, Stuttgart 1877, 156) sucht die Sache damit zu beschönigen, daß er Goethe mit einem „Löwenbändiger" vergleicht, „der so lange gut bändigen hat, wie der Löwe will". Goethe selbst fand später die Gegend von Ilmenau durch „unangenehme Erinnerungen befleckt". — R. Hildebrand (Zu dem Gedichte Ilmenau, 3. September 1783, in Goethe-Jahrbuch XV 146) sagt, man sähe in der Mahnung Klopstocks gewöhnlich „einen unverantwortlichen Uebergriff". „Aber vom Standpunkt unseres Gedichts aus sieht jene Mahnung doch wohl anders aus. Gibt es ihr denn nicht einfach sachlich Recht?

„Ich brachte reines Feuer vom Altar,
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr,
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme."

Ist's der Ägyptier verdächtger Aufenthalt?
Ist es ein flüchtger Fürst wie im Ardenner-Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
Die Geister Shakespeare's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten."

Neben Jagden durch dünn und dick, halsbrecherischen Kletterpartien, Kirmessen und Bauerntänzen, drolligen Picknicks und romantischen Mondscheinfahrten, durchpolterten Nächten und abenteuerlichen Parforceritten figurieren in diesen Annalen auch Rheumatismus und Magenweh, Zahnschmerzen, Katzenjammer und Rhabarber. Goethe, der noch den Wertherfrack trug und darin viele Nachahmer fand, hieß Wolf oder Hätschelhans; auch die übrigen lustigen Gesellen hatten ihre Spitznamen. Wie die Studenten hatten sie ihre eigene Terminologie. „Wüthig" war ein Hauptadjektiv für ihr wildes Treiben. Poetisch-träumerische Stimmung hieß „Dumpfigkeit", toller Ulk „Genie". Liebe, Herz, Sehnsucht, auch die Würste waren „unendlich". Statt einer Kneipzeitung hielten die Genies jeden Samstag eine humoristische Sitzung, worin sie einander in Knüttelversen — Matinées genannt — aufzogen. Da wurden Goethe und der Herzog folgendermaßen durch Einsiedel besungen:

„Dem Ausbund Aller dort von Weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten.
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
'S ist ein Genie von Geist und Kraft
(Wie eb'n unser Herrgott Kurzweil schafft)
Meint, er könnt uns all übersehen,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehen,
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier in's Angesicht,
Glaubt, er könnt's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ein'm albern Tropf,
Der mit heiler Haut sich schießt vorn Kopf;
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn ihr einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt sich drauf als Doktor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graust.
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen
(Thät mich hinter meinen Damm verschanzen);

Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt. —
Nun denk' man sich 'nen Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron,
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen,
Die thun, als wär'n sie seines Gleichen,
Die ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen,
Die des Bruders Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn Bruder Herz thun nennen,
Glaub'n, es wohne der Menschenverstand,
Wo man alle Etikette verbannt.[1]"

Wenn die lustigen Herren auf ihren Exkursionen auf der Streu kampierten, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß sie sich im Notfall brüderlich mit Wäsche und Kleidern aushalfen. An Durst konnte es bei ihren tollen Wanderfahrten nicht fehlen, und gegen die gewöhnlichen Gesundheitsregeln sündigten sie tapfer. Selbst Lebensgefahren setzten sie sich leichtsinnig aus. Bei einer Eberjagd kam Goethe in die größte Gefahr, bei einem der vielen Vogelschießen fiel beim fünfzigsten Schuß ein Bursche tot nieder. „Und", sagt Goethe ganz lustig, „hätte nach den Umständen jeder von uns können todt schießen und todt geschossen werden", und unmittelbar weiter: „Morgen habe ich Misels (Mädchen) heraufgebeten. Sie versichern mir alle, daß sie mich lieb haben und ich versichere sie, sie seien charmant. Eigentlich aber möchte jede so einen von uns, wer er auch sei, haben, und dadrüber werden sie keinen kriegen."[2]

Klopstock war also im wesentlichen recht berichtet, wenn man ihm diese Wirtschaft als eine arg liederliche geschildert hatte[3]. Die sanitären Folgen

---

[1] Biehoff, Goethe's Leben II[5] 136.

[2] H. Düntzer, Goethes Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre (1776—1782) in lesbarer Gestalt herausgegeben und sachlich erläutert, Leipzig 1889, 109 u. 92. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 60 u. 47. — Vgl. auch seinen Brief an Frau v. Stein ebd. 4. Abt. III 177 f. — Herbst, J. H. Voß I, Leipzig 1872, 301. — Goethe selbst hörte später nicht gerne von diesen Zeiten reden. Knebels Briefe aus der Genieperiode verbrannte er. Die Goetheverehrer suchen alle Exzesse bestmöglich zu verschleiern, und wo das nicht ausreicht, muß Goethes eigenes Trostwort aushelfen:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein."

Über Bertuchs Mißhandlung s. Goethe-Jahrbuch IV 201: „In der Weimarischen Genieperiode war Goethe Bertuchs Plagegeist, der ihm auch in der Brautnacht einen solchen muthwilligen Streich spielte, daß Bertuch gefährlich krank darauf wurde. Bertuchs Frau gestand ein, daß sie mehrere Jahre Goethen nicht habe begegnen können, ohne entweder blaß oder roth zu werden."

[3] Am 18. Juni 1776 schreibt Boie an J. H. Voß: „Von den Geniestreichen in Weimar hören Sie nicht so viel als ich. Der Herzog macht alles nach, was Goethe

faßte er etwas zu ängstlich auf, die moralischen nahm er dagegen eher zu leicht. Eine ernstere religiöse Lebensauffassung konnte bei solchem Treiben nicht aufkommen; das Familienleben des Fürsten erfuhr bedauerliche Störung, Zucht und Sitte litten darunter, und für das Volk war es kein heilsames Beispiel, wenn der Herzog seine junge Gemahlin schon in den ersten Monaten sich selbst überließ, um mit Bauernmädels zu tanzen.

Am 20. Mai wohnte Goethe dem Einzug des Prinzen Constantin in das Schlößchen Tiefurt bei, der von den Landleuten mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerk, Serenaden gefeiert wurde. Tags darauf schrieb er an Klopstock:

„Verschonen Sie uns ins Künftige mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen nichts, und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst daß ich nichts darauf zu antworten habe. Entweder müßte ich als Schul Knabe ein pater peccavi anstimmen, oder mich sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und dann käm vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf all' solche Briefe, auf all' solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog thats einen Augen Blick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie. Von mir wissen und fühlen Sie eben das. — Graf Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser, als er uns selbst gesehen hat.

G." [1]

Klopstock antwortete nicht sogleich; er wird sich wohl nochmals nach dem Weimarer „Genieleben" erkundigt haben. Erst den 29. August 1776 kündigte er Goethe entschieden seine Freundschaft auf:

„Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, wenn er sich selbst hört.

Klopstock." [2]

---

thut. Der letztere ist Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Conseil. Er wird im Lande unglaublich gehaßt. Ich glaube meist ohne Grund" (H. Bräuning-Oktavio, Aus Briefen der Wertherzeit, in Grenzboten 70. Jahrg. (1911) III Nr 12, S. 562.

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 63 f.

[2] H. Döring, Klopstocks Biographie [2] 99.

Hiermit waren Goethe und Klopstock für immer geschiedene Leute. Friedrich Leopold zu Stolberg, der schon den Entschluß gefaßt hatte, sich ebenfalls in Weimar niederzulassen, kam nicht[1].

Goethe hatte unterdessen am 11. Juni seine definitive Ernennung erhalten[2]:

„Von Gottes Gnaden, Wir Carl August, Herzog zu Sachsen ꝛc. ꝛc. Urkunden hiermit: Nachdem Wir den Doctorem juris[3] Johann Wolfgang Goethe wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit, daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er, bei dem von Uns ihm vertrauten Posten Treue und nützliche Dienste zu leisten, eifrigst beflissen seyn werde, zu Unserm Geheimden Legationsrath, mit Sitz und Stimme in Unserm geheimden Consilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thalern auszusetzen, die Entschließung gefaßt haben: Als ist demselben hierüber gegenwärtiges Decret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unserm fürstlichen Insiegel bedrucken lassen, ausgefertigt und zugestellt worden.

So geschehen und geben Weimar den 11. Juni 1776.

Carl August."

Wie die Haruspices im alten Rom, wußten sich die beiden jovialen Freunde nach all ihren Studentenstreichen offiziell ganz feierlich zu gebärden. Um Goethes übelbestellter Börse aufzuhelfen, zahlte der Herzog ihm aus seiner Privatschatulle noch die Besoldung für das verflossene Halbjahr nach. Am 19. Juli erhielt Goethe sein Anstellungsdekret, am 25. wurde er ins Konseil eingeführt und als Minister vereidet. Mittags speiste er bei Hof — und so war die kleine Palastrevolution, welche der Herzog im Schilde geführt, wenigstens teilweise vollzogen.

---

[1] Wie Friedrich Leopold zu Stolberg unterm 17. Februar 1776 berichtet, war alles schon brieflich festgemacht; er sollte in Weimar 600 Taler Gehalt und freie Tafel haben (Goethe-Jahrbuch XXIX 28). — „In Weimar wär's ohnehin nichts mit des Grafen Beförderung gewesen", schrieb J. H. Voß am 14. Juli. „Es geht da erschrecklich zu. Der Herzog läuft mit Goethe wie ein wilder Pursche auf den Dörfern herum und besäuft sich und genießet brüderlich einerlei Mädchen mit ihm. Ein Minister, der's gewagt hat, ihm seiner Gesundheit halber die Ausschweifungen abzuraten, hat zur Antwort gekriegt, er müßte es tun, sich zu stärken. Er ist sehr schwach von Körper und sein Vater ist vom Trinken gestorben." „Klopstock glaubt, es werde ein blutiges Ende für Goethe nehmen, denn der Adel ist aufs äußerste gegen ihn erbittert" (Aus ungedruckten Briefen von J. H. Voß. Mitgetheilt von H. Bräuning-Oktavio in Frankfurter Zeitung 1910, Nr 264, 1. Morgenblatt).

[2] C. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen, Jena 1834, 2 3.

[3] Er war bekanntlich nicht Doktor, sondern Lizentiat.

Viertes Kapitel.

Charlotte von Stein, die Erbin aller Geliebten.

(1775—1776.)

Herzensromane waren es bis dahin gewesen, welche in Goethes Leben als leitendes Element hervortraten und seinem bunten Literatentreiben eine gewisse Einheit gaben. Schon als Kind schloß er sich inniger an Mutter und Schwester an als an den Vater. Nicht bedeutende Männer, nicht interessante Freunde, nicht Rousseau, nicht Spinoza bildeten die Leitsterne seines Entwicklungsganges: „Liebe" war der stete Traum seiner Jugendjahre, das Gemütsleben der Frauen seine Lieblingsatmosphäre, junge Mädchen verkörperten ihm die Musen und machten den Hauptgegenstand seines Dichtens aus. Zu ihnen flüchtete er aus dem Wirrwarr seines fragmentarischen Studiums, wie aus dem unbefriedigenden Gewühl tollen Studententreibens. Seine Lyrik setzte sich fast aus lauter Liebespoesie zusammen, sein „Werther" enthält die Klagen seiner eigenen Liebesqual, die Rittertaten eines „Götz" laufen bei ihm in Liebesgeschichten aus, „Faust" stockte, als die Gretchentragödie zum Abschluß gelangte, „Clavigo", „Stella" und die kleinen Singspiele waren nur der Widerhall neuer Liebesphantasien. „Liebe" bildete den eigentlichen Quell seiner Poesie[1].

Wie die große Grundkraft seiner Seele, die Phantasie, so waren auch seine Neigungen lebhaft, mannigfaltig, leicht beweglich, aber nicht ernst und selten nachhaltig. Löste sich ein Verhältnis, so spann er wohlgemut ein anderes an, verwertete das erste poetisch und teilte sein Herz auch wohl großmütig zwischen zwei oder mehrere Geliebte. Als er darum, nach dem Abschluß des Lili-Romans aus Frankfurt gescheucht, nach Weimar floh, wäre es ein wahres Wunder gewesen, wenn er sich nicht nach einem neuen Roman umgesehen hätte.

Wie Knebel erzählt, hingen sich die Damen gleich an ihn, der wie ein Stern in der Residenz Carl Augusts aufging, und Schiller berichtet aus Weimar: „Die hiesigen Damen sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte. Erobern möchten sie gern alle. Da ist zum Beispiel eine Frau von Schardt, die Du in jeder andern Gesellschaft für eine ausgelernte fille de joie erklären würdest." „Man kann hie sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen,

[1] W. Scherer, Ueber die Anordnung Goethe'scher Schriften, in Goethe-Jahrbuch IV 64—68. — Unter dem Titel „Goethes Liebschaften und Liebesbriefe" hat A. Diezmann (Leipzig 1868) versucht, „eine Geschichte seines Herzens zu geben, die ebenso unterhaltend für den gewöhnlichen Leser, als belehrend für denjenigen sein muß, welcher sein Wesen und Sein gründlich kennen lernen will" (S. 4).

welche aber freilich bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert."[1] An Auswahl konnte es also nicht fehlen.

Die Wahl, welche Goethe diesmal traf, war bereits auf der Schweizerreise vorbereitet worden. In Straßburg hatte ihm nämlich der großbritannische Leibarzt und Silhouettensammler Zimmermann unter hundert andern Silhouetten diejenige einer Weimarer Hofdame, Charlotte v. Stein, gezeigt, deren Anblick den Dichter für drei Nächte schlaflos machte. Er schrieb unter das Bild: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftmuth der allgemeine Eindruck." Während Zimmermann sich beeilte, das alles an Frau v. Stein zu berichten[2], lieferte Goethe die Silhouette an Freund Lavater für die große Physiognomik ein und begleitete sie mit dem wohlberechneten Text:

„Festigkeit. Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevolle Gefälligkeit. Naivetät und Güte, selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollen. Treu bleibend. Siegt mit Netzen."

Das alles erkannte er aus dem Profil einer bloßen Silhouette — nachdem ihm Zimmermann zuvor das Nötige gesagt. Die Damen nahmen solche Orakel für bare Münze. Der Frau v. Stein setzte Goethe eine vielberühmte Schönheit, die Frau v. Branconi, „Freundin" des Erbprinzen von Braunschweig, entgegen, mit dem Schlußsatz: „Siegt mit Pfeilen." Wieder ein elegantes Kompliment. Die Bekanntschaft war damit eingeleitet[3].

Charlotte Albertine Erneſtine v. Stein war zu Eisenach am 25. Dezember 1742 geboren, also sieben Jahre älter als Goethe. Ihr Vater war der Hofmarschall v. Schardt, die Mutter entstammte dem schottischen Geschlecht der Irving of Drum. Sanften und milden Charakters, sehr streng erzogen, trat Charlotte schon mit fünfzehn Jahren als Hofdame in den Dienst der Herzogin Amalia und heiratete sieben Jahre später den herzoglichen Oberstallmeister Gottlob Ernst Josias Friedrich Freiherrn v. Stein, der von seinem Vater, einem kaiserlichen Reichshofrat, das ansehnliche Rittergut Großkochberg ererbt hatte. Als Goethe nach Weimar kam, war sie schon Mutter von sieben Kindern, von denen aber vier Töchter bereits im Grabe ruhten. Neben diesen Verlusten hatten mannigfache andere Leiden das Jugendliche ihrer

---

[1] Jonas, Schillers Briefe I 425.

[2] Vous voulés que je vous parle de Göthe, vous désirés de le voir? hatte er ihr am 19. Januar 1775 geschrieben. Je vous en parlerai tantot. — Mais pauvre amie, vous n'y pensés pas, vous desirés de le voir, et vous ne savés pas à quel point cet homme aimable et charmant pourroit vous devenir dangereux! (Euphorion V 596).

[3] H. Düntzer, Charlotte von Stein (2 Bde) I, Stuttgart 1874, 26 f.

Schönheit bedeutend vermindert. Sie machte indes auf Goethe den Eindruck eines Engels, die Grafen Christian und Leopold zu Stolberg fanden sie „schön", in allen Schilderungen des Hofes tritt sie neben den beiden Herzoginnen als die hervorragendste Frau auf. Schiller, der sie erst zehn Jahre später kennen lernte, kam die adelige Gesellschaft von Weimar langweilig vor: nur sie machte auf ihn Eindruck unter den vielen „flachen Creaturen". „Die beste unter allen", sagt er, „war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene, interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." [1] Johann Georg Zimmermann, der sie unterm 25. November bzw. 12. Dezember 1774 Lavater aufs eingehendste schildert, kommt zum Endergebnis: „ihr ganzes Wesen elegant mit Simplicität" [2].

Ihre Ehe mit dem Freiherrn v. Stein war nicht gerade eine unglückliche. Charlotte zeigte sich als liebevolle Mutter und kam auch mit ihrem sehr gutherzigen Gatten erträglich aus [3]; doch herrschte nicht jene Seelenharmonie und vollendete Gleichheit unter ihnen, von denen romantische Gefühlsmenschen das eheliche Glück abhängig machen. Er gehörte als schöner, stattlicher Kavalier ganz der äußeren Hofwelt an, sie beschäftigte sich viel mit Poesie, innerlicher Gefühlsschwärmerei und Träumen. Er trieb Landwirtschaft, verstand sich auf Ochsen, Kühe, Kälber; sie interessierte sich mehr für zarte Angelegenheiten, für Romane, dramatische und lyrische Gedichte. Er war ein derber Landjunker, sie eine ätherische „schöne Seele". Sie liebte die Musik, hatte große Fertigkeit in künstlichen Tänzen, spielte gut Theater und machte Verse; der Ernst des Lebens hatte diese schöngeistigen Anlagen nicht zerstört, aber mit einer zarten, ideellen Beschaulichkeit verbunden. Sie entbehrte nicht eines gewissen religiösen Zuges, ging zur Kirche, beschäftigte sich mit frommen Träumereien, konnte aber auch die kräftigsten Religionsspöttereien ertragen und las mit Andacht Rousseau, Voltaire, Diderot und was das Aufklärungszeitalter an buntem Ideenwirrwarr hervorbrachte. Rauschende Vergnügungen liebte sie nicht.

Das war die Frau Baronin, zu der Goethe jetzt seine Blicke erhob.

Es machte ihm keine Sorgen, daß das Liebesverhältnis mit einer verheirateten Frau nicht nur allen christlichen Moralbegriffen, der Würde und Heiligkeit der Ehe, jedem sittlichen Zartgefühl, sondern auch den unabweisbaren Forderungen des Naturgesetzes ins Gesicht schlug. Es war nun einmal ein durchaus neues Abenteuer. Er hatte bis jetzt nur junge Mädchen geliebt,

---

[1] Jonas, Schillers Briefe I 383.

[2] W. Bode, Charlotte von Stein, Berlin 1910, 53. [3] Ebd. 39.

die an Geist und Bildung weit unter ihm standen und mit Gretchen bewundernd zu ihm aufblickten:

„Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm, unwissend Kind,
Begreif nicht, was er an mir find't."

Goethe selbst mag des Liebesgeflüsters dieser Bürgers-, Wirts- und Pfarrerstöchterlein endlich überdrüssig geworden sein, zumal nachdem sein Genius aus dem Schönemannschen Salon nicht als Sieger hervorgegangen. Er suchte mehr: einen seiner geistigen Bedeutung würdigen Verkehr, den die Liebe poetisch verklären, eine Liebe, die ihn geistig bereichern sollte. Dazu kam ein tiefinnerer Drang, zu beichten, d. h. sich über all seine Gemütsstimmungen, Pläne, Arbeiten auszusprechen und Belehrung und Ermutigung zu suchen — unverkennbar die Äußerung tiefer Sehnsucht nach einem idealeren Geistesleben, nach religiösem Trost, nach jenem inneren Frieden, den er selbst in unruhiger Schattenleidenschaft fort und fort untergrub, indem er beim Geschöpfe suchte, was der Schöpfer allein gewähren kann. Nun hatte er aber mit seinen vertraulichen Ergießungen bei seinen Freunden vielfach nicht sonderliches Glück gehabt. Manche mißbrauchten sogar sein Vertrauen so weit, daß sie ihn auszubeuten suchten, um seine Mitteilungen dann literarisch zu verwerten. Er war zudem nicht umsonst so lange Jahre der „Hätschelhans" der Frau Rat gewesen: er suchte unwillkürlich eine Geliebte, die etwas Mütterliches, Schwesterliches hätte, die ihn ganz verstände, leitete, tröstete, ihm wie ein Schutzgeist zur Seite stehen sollte.

Daß sich in diesen ideelleren Zug seines Wesens auch praktische Motive gemischt haben, ja daß diese letzteren wohl vorherrschend waren, als Goethe sich um die Intimität mit der sieben Jahre älteren ersten Dame am Weimarer Hofe bewarb, läßt sich wohl nicht bestreiten. Er mußte sich davon ähnliche Vorteile versprechen wie von der Familiarität Carl Augusts, obwohl letztere für Goethes Stellung an sich genügenden Halt bot[1].

Genug, das Verhältnis entspann sich diesmal nicht so rasch wie die bisherigen Romane. Nachdem der Herzog seinen Freund selbst der Frau Oberstallmeisterin vorgestellt, sahen sie sich zunächst nur in öffentlicher Gesellschaft. Erst nach einem Monat ging er nach Kochberg und zeichnete seinen Namen auf Charlottens Schreibtisch ein. Dann erfolgte wieder eine mehrwöchentliche Pause, bis am 29. Dezember Zimmermann seinen Freund der Frau Baronin in der eindringlichsten Weise zum Geliebten anempfahl.

[1] E. Höfer, Goethe und Charlotte von Stein, Stuttgart 1878, 35.

„Ich bin durchaus nicht erstaunt", schrieb er, „daß Goethe in Weimar allgemein gefallen hat. Bei einem so glänzenden und allgemein anerkannten Erfolge wie der seinige, bei seinem im ersten Anblicke aus seinen Augen leuchtenden Blitze, mußte er alle Herzen durch seine liebenswürdige Gutherzigkeit und seine Biederkeit treffen, die gleichen Schritt mit seinem hohen und erhabenen Genie hält. Ach, wenn Sie gesehen hätten, wie dieser große Mann seinem Vater und seiner Mutter gegenüber der beste und liebenswürdigste Sohn ist, so würde es Ihnen schwer halten, um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen. Tadeln wir die großen Männer nicht! Fehlte dem, was sie gethan haben, nur ein Zug, so würde zugleich alles Große fehlen, was wir an ihnen bewundern."

Der prophetische Schweizer verkündete ihr sogar Weimars künftige Größe: „Herrn Goethe wünsche ich alles Zutrauen an ihrem Hofe. Höflinge (verzeihen Sie den unedeln Ausdruck!) von dieser Art können unter einem so weisen, verständigen und aufgeklärten Fürsten, wie der Herzog ist, ein neues Goldenes Zeitalter bei Ihnen hervorrufen, das in der Geschichte Epoche machen und bei der Nachwelt die sogenannten Großthaten der großen Höfe und großen Völker auslöschen wird." [1]

Unter dem Einfluß des „Mediums der Liebe" eröffnete Goethe im Januar eine Korrespondenz mit Frau v. Stein, die zehn volle Jahre fortdauerte. Seine Briefchen folgten einander oft Tag für Tag, ja zuweilen sogar mehrere unter demselben Datum. Als Schiller 1787 nach Weimar kam, war es dort öffentliches Geheimnis, daß sie über 1000 Briefe von Goethe besäße, und daß er ihr noch immer von Italien aus schreibe. Diese Liebesbilletts, die sich zeitweilig, namentlich wenn Goethe auf Reisen war, zu Tagebuchabschnitten erweiterten, bilden die biographische Hauptquelle für seine ersten zehn Jahre in Weimar.

Die romantische Billettsammlung beginnt schon im Januar 1776, kaum ein paar Tage nachdem in Waldeck die letzten Seufzer nach Lili verklungen. Bereits im ersten dieser verliebten Zettel findet sich die Versicherung: „Wie ich Ihnen meine Liebe nie sagen kann, kann ich Ihnen auch meine Freude nicht sagen." [2] Darauf gleich der Wunsch, Frau v. Stein zu sehen und zu treffen: „Gehen Sie in die Comödie? Ich bitte nur um ein Wort. Besänftigerinn! Ich komme wahrscheinlich heute noch." Da Frau v. Stein, sei es aus moralischen Bedenken, sei es aus Rücksicht auf die vornehme Gesellschaft, den neuen Anbeter etwas kurz hielt, ihn sichtlich mied, wurde er ganz unglücklich. Am 27. Januar fehlte sie auf der Redoute. Da schrieb er ihr zudringlicher:

---

[1] H. Düntzer, Charlotte von Stein I 33.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 14.

„Liebe Frau ich war heut Nacht von einem Teufels Humor zu Anfange. Es drückte mich und Louisen daß Sie fehlten. Die Keller und die niedliche Bechtolsheim konnten mich nicht in Schwung bringen. Carl gab mir das Zettelgen, das machte die Sache ärger, mich brannt es unter den Sohlen zu Ihnen zu laufen. Endlich fing ich an zu miseln, und da gings besser. Die Liebeley ist doch das probatste Palliativ in solchen Umständen. Ich log und trog mich bey allen hübschen Gesichtern herum, und hatte den Vorteil, immer im Augenblick zu glauben was ich sagte. Das Milchmädgen gefiel mir wohl, mit etwas mehr Jugend und Gesundheit wäre sie mir gefährlich." „Die Herzoginn Mutter war lieb und gut, Louise ein Engel, ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müssen! Aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog hefftig — doch macht ich sie nachher lachen. Wir dachten an dich liebe liebe Frau! Kommst doch heut Abend." [1]

Den folgenden Tag schrieb er:

„Lieber Engel, ich komme nicht ins Conzert. Denn ich bin so wohl, daß ich nicht sehen kann das Volck! lieber Engel Ich lies meine Briefe holen und es verdroß mich daß kein Wort drinn war von dir, kein Wort mit Bleystifft, kein guter Abend. Liebe Frau, leide daß ich dich so lieb habe. Wenn ich iemand lieber haben kann, will ich dir's sagen. Will ich dich ungeplagt lassen. Adieu Gold. du begreiffst nicht wie ich dich lieb habe." [2]

Am 29. schickte er ihr seine „Stella", die eben gedruckt angekommen war und die Liebe zu Dreien poetisch anempfahl, dazu die Bitte: „Sollst mich auch ein Bissgen liebhaben. Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz ob ich bleibe oder gehe."

Es war ihm aber doch mehr ums Bleiben. Er erzählte Wieland seine letzte Jahresgeschichte und versprach sie auch Charlotten:

„Wenn ihr mich warm haltet; so schreib ichs wohl für euch ganz allein. Denn es ist mehr als Beichte wenn man auch das bekennt worüber man nicht Absolution bedarf. Adieu Engel, ich werde eben nie klüger, und muß Gott dancken dafür. Adieu. Und mich verdriesst's doch auch daß ich dich so lieb habe und just dich!" [3]

Als der Herzog ihn vorläufig als Hospitanten mit ins Konseil nahm, versprach Goethe, ihrer auch bei seinen Geschäften zu gedenken, schickte ihr Blumen, besuchte sie während der Sitzung, schrieb ihr Zettel und befürchtete schon jetzt eine Billettkrankheit. Noch im Februar und März wurden die Liebesversicherungen heftiger und zudringlicher. Am 23. Februar schrieb er:

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 23 f. [2] Ebd. 24.
[3] Ebd. 26 f.

„Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüst habe das erstemal seit vierzehn Tagen mit freyem Herzen, und wie voll Dancks gegen dich Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin. Ich muss dir's sagen du einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe in's Herz gab die mich glücklich macht. Nicht eher als auf der Redoute seh ich dich wieder! Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte — Nein will brav seyn — Ich liege zu deinen Füssen ich küsse deine Hände." [1]

In der folgenden Nacht fuhr er fort:

„Du Einzige die ich so lieben kann, ohne dass mich's plagt — Und doch leb ich immer halb in Furcht — Nun mag's. All mein Vertrauen hast du, und sollst so Gott will auch nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder irgend wie ich an dir eine Schwester habe. Denck an mich und drück deine Hand an die Lippen, denn du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grab enden. Gute Nacht. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur deine Augen gesehen — Und da ist mir die Mücke um's Licht eingefallen." [2]

Von Erfurt aus bat er sie, nach Ettersburg zu kommen und ihm dort mit einem Ring ins Fenster oder mit Bleistift an die Wand ein Zeichen zu machen, daß sie dagewesen:

„Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe, und du einziges das mir glückwünschen würde wenn ich was lieber haben könnte als dich. — — Wie glücklich müsst ich da seyn! — oder wie unglücklich! Adieu! — komm! und lass nur niemand meine Briefe sehen. — Nur — NB — das NB will ich dir mündlich sagen, weils zu sagen eigentlich unnötig ist — Ade Engel." [3]

Anstatt solche Billetts und ihren Verfasser rundweg abzuweisen, wie es die Pflicht einer redlichen Gattin gewesen wäre, nahm der „Engel" dieselben huldvollst auf, hielt sie sorgfältig geheim, erwiderte sie mit Antworten, die mehr lockten als abwehrten, und begnügte sich, den Flug der lieben Mücke etwas zu dämpfen und zu mäßigen. Charlotte sah sie gern um sich herumfliegen, besorgte aber „Aergerniß". Darauf die Antwort vom 20. März:

„Sie irrten sich Engel. Unter allem was mir auf Erden schädlich und tödlich seyn könnte ist Ärgerniss das lezte. An Stoff dazu fehlts freylich niemals, nur verarbeit ich ihn nicht." „Lassen Sie's gut seyn, weil ich doch nun einmal die Schwachheit für die Weiber haben muss, will ich sie lieber für Sie haben als für eine andre. Adieu Engel." [4]

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 33. [2] Ebd. 34. [3] Ebd. 35.
[4] Ebd. 41.

Er nahm keinen Anstand, auf seine Schwachheit auch noch den Segen Gottes herabzurufen und Frau v. Stein fürder mit dem astronomischen Zeichen der Sonne ☉ in sein Tagebuch einzutragen.

Als das „Novitiat der Liebe" bei der verheirateten Dame sich allzusehr in die Länge zog, säumte Goethe nicht, den Roman zu erweitern und eine zweite Schöne darin auftreten zu lassen. Nachdem er der lustigen Weimarer Gesellschaft an Herder einen galanten und „menschlichen" Oberhofprediger verschrieben hatte, bedurfte man auch noch einer weiblichen Nachtigall, das ist einer ersten Hofsängerin. Goethe brachte eine seiner Leipziger Göttinnen in Vorschlag, Corona Schröter, die berühmte Sängerin und Schauspielerin, der er schon als Student in Versen gehuldigt hatte. Und da der Herzog und die Herzoginnen einverstanden waren, reiste er selbst Ende März nach Leipzig, um sie für weimarische Dienste zu gewinnen.

In Leipzig, wo er den 25. März ankam, suchte er sein „erstes Mädchen" auf; Käthchen Schönkopf war aber Frau Kanne geworden: Ce n'est plus Julie, meinte er. Auch sonst wurde ihm „sonderlich".

„Kann nicht genug sagen", schrieb er dem Herzog, „wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, steifröckigen, krummbeinigen, Perrückengeklebten, Degenschwänzlichen Magisters, gegen die Feyertags berockte, Altmodische, schlanckliche, vieldünckliche Studenten Buben, gegen die Zuckende, krinsende, schnäbelnde, und schwumelende Mägdlein, und gegen die Hurenhaffte, strozzliche, schwänzliche und finzliche Junge Mägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Thoren als an Marien Tags Feste entgegnet sind. Dagegen preservirt mein äuseres und inneres der Engel die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen." [1]

Er fühlte sich seit 24 Stunden nicht bei Sinnen, d. h. „bey zu vielen Sinnen, über und unsinnlich" [2]. An Frau v. Stein berichtete er noch am selben Abend:

„Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte dass ich euch könnt in Frieden lassen — Doch sie sieht dir nicht ähnlich genug. Ade." [3]

Am andern Tage, den 26., meinte er, Erziehung könnte noch nachhelfen:

„Ich bin bey der Schrötern — ein edel Geschöpf in seiner Art, — ach wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! beste Frau, was sollte aus der werden! Gute Nacht." [4]

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 46.

[2] Ebd. 46. — Wenn nicht eine Reminiszenz aus Don Quijote (1. Buch, 1. Kap.), so doch eine ebenbürtige Perle von Unsinn, wie sie den fahrenden Ritter bei Feliciano de Silva entzückte: „Das Tiefsinnige des Unsinnlichen, das meinen Sinnen sich darbeut, erschüttert also meinen Sinn, daß ich über Euere Schönheit eine vielsinnige Klage führe."

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 45 f. [4] Ebd. 47.

Während Goethe alle Schritte tat, um Corona Schröter diesen Vorteil zu verschaffen, indem er sie als Kammersängerin der Herzogin Anna Amalia anwarb, wurde Frau v. Stein nun doch etwas unruhig und eifersüchtig. Um sie zu beschwichtigen, schrieb er ihr den 31. März:

„Liebe Frau. Ihr Brief hat mich doch ein wenig gedrückt. Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele, an die tausende glauben sollten um seelig zu werden. — Man soll eben in der Welt nichts begreifen, seh ich ie länger ie mehr. — Ihr Traum Liebste! und Ihre Trähnen! — Es ist nun so! Das Würckliche kann ich so ziemlich meist tragen; Träume können mich weich machen wenns ihnen beliebt. — Ich habe mein erstes Mädgen wieder gesehen. — Was das Schicksaal mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge lies es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarheit sehn! Es ist als wenn diese Reise sollt mit meinem vergangenen Leben saldiren. Und gleich knüpfts wieder neu an. Hab ich euch doch alle. Bald komm ich. Noch kann ich nicht von der Schrötern weg. Ade! Ade!“ [1]

Als Goethe aus dem gefährlichen Leipzig am 5. April nach Weimar zurückgekehrt war, nahm das Zettelschreiben wieder seinen gewöhnlichen Lauf. Goethe seufzte nach Liebe und Liebe und mehr Liebe. Frau v. Stein konnte es nicht übers Herz bringen, auf einen so einzigartigen Anbeter zu verzichten. Die weibliche Eitelkeit sprach eben auch ein gewichtiges Wort mit [2]. Schwankend zwischen Pflicht und Neigung, entzog sie dem Liebenden die Gunst ihrer Augen nicht ganz, predigte ihm aber Entsagung und Mäßigung und suchte ein platonisches Verhältnis herbeizuführen, das äußerlich ihre Stellung als Gattin intakt erhielt, während sie im geheimen die Herzenskönigin des Dichters blieb [3]. Es war derselbe Platonismus, den Goethe an Wieland verspottet hatte und den dieser in einer ganzen Serie von Werken als verrückte und ungesunde Seelenquälerei zu brandmarken bemüht war.

[1] Ebd. 48.

[2] „Bei Anlaß von Frau von Steins Leben von Düntzer“, meint Fanny Lewald, „kommt es mir eben wieder recht in den Sinn, wie sich förmlich eine Theorie des Sichliebenlassens in den aristokratischen Frauen gegenüber berühmten Männern ausgebildet hat, die nie und nirgends etwas anderes gewesen ist, als das eitele Verlangen, sich von den großen Genien mit möglichst wenig persönlicher Leistung und oft ohne jedes wirkliche Verständniß für deren Bedeutung einen Namen zu machen und sich eine Fortdauer in der Zukunft zu sichern“ (Gefühltes und Gedachtes, herausgeg. von L. Geiger, Dresden und Leipzig 1900, 193).

[3] „Ich bin durch unßern lieben Goethe ins deutsch schreiben gekommen wie Sie sehen, und ich danks ihm, was wird er wohl noch mehr aus mir machen?“ schrieb sie am 10. Mai an Zimmermann. „Den wen er hier, lebt er immer um mich herum: jetzt nenn ich ihn meinen Heiligen.“ B. Suphan, Briefe von Goethe und Frau von Stein an Joh. Georg Zimmermann, in Wartburgstimmen 2. Jahrg., Nr 3, 1. Hft, S. 175.

Ersatz für eine Ehe oder auch nur für ein realistisches Liebesverhältnis vermochte eine solche Seelengeschwisterschaft, Mondscheinsehnsucht und Billettpost unmöglich zu gewähren, am wenigsten einem so leidenschaftlichen Charakter wie Goethe. Er konnte den „Engel" oft tage-, ja wochen- und monatelang nicht sehen; war er in Weimar anwesend, so mußten im Verkehr hundert kleine Vorsichtsmaßregeln angewandt werden, um den Herzensaustausch zu maskieren. Die Pädagogik des „Engels" war im Anfang sehr streng und verstattete auch in literarischer Hinsicht nur einen eng begrenzten Austausch der Ansichten und Empfindungen. Der Mann, der „titanisch" das christliche Sittengesetz abgeschüttelt hatte, mußte es sich gefallen lassen, als Bär in „Lili's Menagerie" abwechselnd geschmeichelt und gerupft, am Seil herumgezogen und zum Tanzen beordert zu werden. Die Gegenwart der Frau Baronin machte ihn selig, ihre Abwesenheit riß in einem Augenblick den ganzen Himmel ein:

„Ach wie bist du mir,
Wie bin ich dir geblieben!
Nein an der Wahrheit
Verzweifl ich nicht mehr.
Ach wenn du da bist,
Fühl ich, ich soll dich nicht lieben
Ach wenn du fern bist,
Fühl ich ich lieb dich so sehr." [1]

Dies ewige Hin- und Herschaukeln zwischen leerem Phantasieglück und ebenso törichtem Herzeleid macht seine Liebesbilletts, abgesehen von ihrem sonst meistens schalen Inhalt, zu einer faden literarischen Kost[2]. Den ganzen Mai, Juni, Juli 1776 enthalten sie fast nichts als unaufhörliche Klagen über unnütze Selbstqual, vergebliches Ringen nach Resignation, Überdruß an weiterem Herzteilen, Sehnsucht nach Charlottens Gegenwart, die allein „würkt, tröstet und erbaut".

„Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich ausser meiner Schwester ie zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Ich war drauf vorbereitet, ich litt nur unendlich für das Vergangne und das Zukünftige." „Ich will Sie nicht sehn, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblicke des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräfftiget alles. Der Abwesende kommt mit seiner Sprüzze wenn das Feuer

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 93.

[2] Auch E. Höfer (Goethe und Charlotte von Stein, 41) findet, daß diese Lektüre ein „im Ganzen ziemlich einförmiger, ja durch zahllose Wiederholungen ermüdender Weg ist", und: „man könnte im ‚süßen Einerlei' des Daseins zuweilen wirklich ein wenig ungeduldig werden".

nieder ist — — und das alles um der Welt willen! Die Welt die mir nichts seyn kann will auch nicht dass du mir was seyn sollst."

„Hier bildend in der reinen stillen
Natur, ist ach mein Herz der alten Schmerzen voll
Leb ich doch stets um derentwillen
Um derentwillen ich nicht leben soll." [1]

So lebte er denn wieder in der vollendetsten Wertherei, selbstgemachter Herzensqual und nutzloser Empfindelei, nur daß das bunte, lustige Hoftreiben dieselbe auf sehr geringe Zeit zurückdrängte und fast wie eine Komödie erscheinen läßt, was sie auch gewiß mehr oder weniger zuweilen war. Der so namenlos unglückliche Liebhaber jagte mit dem Herzog im ganzen Land herum, spielte Theater, trieb alle erdenklichen Possen, zeichnete, dichtete, baute den Garten an, welchen ihm Carl August geschenkt, wohnte als Legationsrat dem Konseil bei, machte allen jungen Damen den Hof und führte jenes tolle Studentenleben, das als „Geniewirtschaft" so oft schon gepriesen und geschildert worden ist. In den Stunden des Rückschlags, in katzenjämmerlicher Ermüdung und Abspannung blickte er dann wieder zum Mond und zu den Sternen auf, sah Charlottens Bild über die nebelverschleierten Wiesen gleiten oder gar als Madonna zum Himmel schweben:

„Sie kommen mir eine Zeither vor wie Madonna die gen Himmel fährt, vergebens dass ein rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens dass sein scheidender trähnenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in der Glanz versuncken der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone die ihr überm Haupt schwebt. Adieu doch Liebe!" [2] „So offt Sie Selzer Wasser trincken gedencken Sie an mich!" [3]

Der Frau v. Stein war es nicht so himmlisch zumute. Vor einer Scheidung bebte sie zurück und von der einmal genährten Leidenschaft vermochte sie sich ebensowenig loszureißen. Auf die Rückseite des Blattes, worauf sie in elender Profanation mit der gen Himmel fahrenden Madonna verglichen wurde, schrieb sie die zweifelsvollen Verse:

„Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es Himmel du, wenn mich's je könnt' anklagen." [4]

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 70 f 83. Vgl. S. 54 f 88 77.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 114. [3] Ebd. 103.

[4] A. Schöll, Briefe Goethe's an Frau von Stein, 3. Aufl. besorgt von J. Wahle (2 Bde, Frankfurt 1899—1900) I 54. — „Mir gehts mit Goethen wunderbar", schreibt sie am 10. Mai an Zimmermann, „nach acht Tagen, wie er mich so hefftig verlaßen hat komt er mit einen Uebermaas von Liebe wieder. Ich hab zu mancherley Betrachtungen durch Goethen Anlaß bekommen; je mehr ein Mensch faßen kan,

Der Doktor Goethe nahm es mit der Gewissensfrage weniger genau. Für ihn war „Liebe" und Poesie das höchste Gesetz: „Liebste ich habe viel gezeichnet sehe nur aber zu wohl daß ich nie Künstler werde. Die Liebe giebt mir alles und wo die nicht ist, dresch ich Stroh. Das mahlerischte Fleck geräth mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich." [1] Als Künstler und Poet glaubte er sich blindlings dem Zepter der Leidenschaft unterwerfen zu müssen, schickte der Geliebten Verse, Bücher, Rosen, andere Blumen, auch Spargel, dazu Billetts ohne Ende, dankend, lockend, schmollend, neckend, klagend, hoffend, sehnend, himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt. Wahre Töne einer unbefriedigten Sehnsucht mischen sich darin mit dem Jammer literarischer Phantasterei, mit wohlgezielten Seufzern und dem schalsten Liebesgirren. Zur „rechten Zeit" kam am 9. Juli 1776 die Nachricht, daß Lili Braut geworden sei: „Gestern Nachts lieg ich im Bette schlafe schon halb, Philip bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les ich — daß Lili eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. — — Wie ich das Schicksaal anbete daß es so mit mir verfährt! — So alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel gute nacht." „Übrigens", so fügt er bei, „gehts so entsezlich durcheinander mit mir daß es eine Freud ist. Ade." [2]

Wurde ihm die melancholische Seufzerkost bei Frau v. Stein zu langweilig, so fehlte es am Hofe nicht an Abwechslung, um sich zu trösten. Jetzt mußte er seine Augen vor der Herzogin Luise bewahren, die „ein unendlicher Engel" ist, jetzt fand er „die Waldnern recht lieb" und schäkerte mit ihr herum [3], jetzt führte er Fräulein v. Ilten, „das holde Geschöpf", in seinem Garten spazieren; auf den Streifzügen über Land aber war Gelegenheit genug, auch mit weniger ätherischen Wesen, d. h. mit drallen Bauerndirnen, zu „miseln". Er drohte der strengen Erzieherin sogar mit dieser Rivalität: „Sie fehlen mir an allen Ecken und Enden und wenn Sie nicht bald wieder kommen, mach ich dumme Streiche. Gestern auf dem Vogelschiesen zu Apolde hab ich mich in die Cristel von Artern verliebt ppp." [4]

---

daucht mir, je dunckler anstößger wird ihn das Ganze je eher fehlt man den ruhigen Weg, gewiß hatten die gefallnen Engel mehr Verstand wie die übrigen" (B. Suphan, Briefe von Goethe und Frau von Stein an Joh. Georg Zimmermann, in Wartburgstimmen 2. Jahrg., Nr 3, 1. Hft, S. 174).

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 89. [2] Ebd. 85.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 107. „Gestern war ich in Belveder", schreibt er am 12. September 1776 an Frau v. Stein. „Louise ist eben ein unendlicher Engel, ich habe meine Augen bewahren müssen nicht über Tisch nach ihr zu sehn — die Götter werden uns allen beystehn — die Waldnern ist recht lieb, ich war früh bey ihr, wir haben uns herumgeschäckert. Abends alle Durchlauchten in Tiefurt. Ihr Mann war guter Humor, machte possierliche Streiche mit der Oberhofmeisterinn. Ich hab die Hofleute bedauert, mich wundert daß nicht die meisten gar Kröten und Basilisken werden." [4] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 87.

Den weiteren Kommentar gibt das Gedicht „Christel“:

„Hab' oft einen dumpfen düstern Sinn,
Ein gar so schweres Blut!
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist alles wieder gut.
Ich seh' sie dort, ich seh' sie hier
Und weiß nicht auf der Welt,
Und wie und wo und wann sie mir
Warum sie mir gefällt.“ [1]

Dann folgen alle weiteren Affekte eines leichtfertigen Bauerntanzes.

Die „Christel von Artern“ war aber nicht die einzige ländliche Dulzinea, welche in das „unendliche“ Herz des allumfassenden Dichters Zutritt fand und sich mit einer Herzogin, Gräfinnen und Baroninnen darin teilte. Die Tagebücher erwähnen dieser „Volkspoesie“ mehr als einmal, neben den Miseleien, zu denen bei Hof Gelegenheit war, und den Tanzbelustigungen, welche die ganze Nacht hindurch dauerten. Um sich von solchem Leichtsinn dann zu „läutern“, kehrte er im Mondschein wieder zur Frau v. Stein zurück, kaperte ihr ein Armband weg, klagte sich weinerlich des Diebstahls an, schickte wieder eine Rose, zeichnete für sie in der Hermannstädter Höhle, grub ein S dort ein, küßte es und erinnerte die ätherische Geliebte in familiärster Weise, daß ohne „Basia und was sonst dazu gehört“, die „Liebe“ eigentlich ein trostloses Geschäft sei. Er konnte kaum deutlicher werden, als in dem Gedichte: „An den Geist des Johannes Sekundus“, das er einem seiner Zettel an die verheiratete Dame beizulegen wagte. Das Gedicht beginnt in der älteren Fassung mit den Worten:

„Lieber, heiliger, grosser Küsser,
Der du mir's in lechzend athmender
Glückseeligkeit fast vorgethan hast!
Wem soll ich's klagen? klagt ich dir's nicht!“

Frau von Stein scheute sich nicht, das Erotikon für „Herrn von Knebel“ selbst abzuschreiben und es ihm mit dem Begleitwort zu übersenden: „Hier ist das verlangte, so zusammen trefend mit den original als der 70 Dol-

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 18 f. — H. Düntzer, Goethe's Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre 28. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 16. — Das Gedicht ist zwar schon früher, spätestens 1774 verfaßt; aber wie Daniel Jacoby bemerkt: „Die Farbe des Erlebten trägt dieses Bild glühender Sinnlichkeit an sich. Es ist dem jungen Goethe eigen, wie den geistigsten Gefühlen hochgespannter Idealität, so den derberen der Sinnlichkeit Ausdruck zu geben. Neben Werthers Leiden stehen die Briefe aus der Schweiz, neben Pedro in ‚Claudine‘ erfreut uns der stark sinnliche Crugantino“ (Goethe-Jahrbuch V 327).

metscher ihre Übersetzung der Heiligenschrifft." [1] Die Dichtung des Jan Nicolai Everard, auf welche Goethe darin anspielte und von welcher er so begeistert war, daß er den Dichter „groß, lieb und heilig" nannte, gehört, „ihres Schmutzes wegen kaum ihres Gleichen suchend", der gemeinsten, schamlosesten und verworfensten Erotik an[2]. Ihr Inhalt und Charakter, ihre verfängliche Anwendung, Goethes Temperament und sein ganzes Treiben lassen keinen Zweifel darüber, daß es ihm nicht immer um ein platonisches Verhältnis zu tun war, daß er vielmehr die volle Wahrheit sprach, wenn er kurz darauf gestand:

„Ach die acht Wochen haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleib immer der ganz sinnliche Mensch." [3]

Fünftes Kapitel.

Genieleben.

(1776. 1777.)

In dem Briefwechsel mit Frau v. Stein findet Goethes Leben für die nächsten zehn Jahre einigermaßen die Einheit eines Liebesromans; sonst aber geht es in krausester Buntheit nach allen Seiten auseinander: so bunt, daß es keinem der Biographen gelungen ist, es zugleich allseitig und übersichtlich darzustellen. Die Annalisten kommen an kein Ende, sie ertrinken in Einzelheiten; jeder Versuch künstlerischer Gruppierung aber weicht notwendig von dem eigentlichen Charakter der Wirklichkeit ab. Goethe selbst hat aus naheliegenden Gründen die sog. „Genieperiode" nicht zu schildern versucht. Er durfte es nicht wagen, den Herzog und die Herzoginnen, wie Gretchen und Lavater, als Deuteragonisten und Statisten um sich gruppiert, in seiner Biographie auftreten zu lassen und all die Kindereien zu erzählen, die er jahrelang mit ihnen trieb. Doch hat er sehr deutlich formuliert, was man damals unter „Genie" verstand:

„Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche, durch Handeln und Thun, Gesetz und Regel gibt. Damals manifestirte sich's nur indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für gränzenlos erklärte. Daher war es leicht genialisch zu sein, und

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 316 317 (Lesarten). In gemilderter Fassung ist das Gedicht unter dem Titel „Liebebedürfniß" in die Gesammelten Werke aufgenommen (WA 1. Abt. II 92).

[2] So urteilt Gräße (Literärgeschichte II, 3. Abt., 2. Hälfte, Dresden und Leipzig 1843, 737), den wohl niemand der Prüderie beschuldigen wird.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 119.

nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen.

„Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes, ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich.“ [1] Goethe erklärte später „gegen Freunde und Theilnehmer, daß die Erzählung jener Zustände und dessen, was darin geschehen und geleistet worden, *märchenhaft* und *unglaublich* vorkommen und erscheinen würde“ [2].

Um aus dem bunten Rausche wenigstens etwas für die eigene Erinnerung zu retten, hielt er es selbst für nötig, ein gedrängtes, aphoristisches Tagebuch zu führen, das durch Abschriften sehr spät erst in die Öffentlichkeit gelangt ist [3]. Es ergänzt in sehr bedeutendem Umfang die Korrespondenz mit Frau v. Stein und zeigt Goethe nach einer ganz andern Seite hin. Dort waltet die weiche Gefühlsüberschwenglichkeit, hier das studentische Wesen der Genieperiode vor, aber bereits von einem berechnenden, diplomatischen Geist gedämpft, der weiß, daß er „Geniestreiche“ macht und warum er sie macht [4]. Zeugt es auch von einer „genialen“ Urwüchsigkeit, Indigestionen und Katzenjammer neben herzoglichen Audienzen und verliebten Damenvisiten zu notieren, so tritt das Verhältnis des Dichters zum Hofe doch von Jahr zu Jahr

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIX 146 f.

[2] *Riemer*, Mittheilungen über Goethe II 12.

[3] H. *Düntzer*, Goethe's Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre (1776 bis 1782) in lesbarer Gestalt herausgegeben und sachlich erläutert, Leipzig 1889. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 11 ff. — Das Tagebuch fließt während der ersten fünf Jahre ziemlich reichhaltig, dann magerer und lückenhafter und versiegt im Sommer 1782 zunächst vollständig, gibt aber ungeachtet seiner zeitweiligen Unterbrechungen eine viel genauere Vorstellung von Goethes verworrenem Treiben, seiner Zeitvergeudung, seiner Ausgelassenheit, seinen melancholischen Träumereien, seinem mühsamen Übergang in ein ernsteres Geschäftsleben, als irgend ein anderes Dokument. Obwohl Goethe auch hier sich manchmal wohlgefällig selbst bespiegelt, schminkt er sich doch nicht, wie in gar vielen seiner Briefe, auch in denen an Frau v. Stein. Anstatt der traumhaften Phantasien seiner Biographen hat man die leibhaftige Kleinkrämerei vor sich, an deren Sandbänken sein großer Dichtergeist Jahre lang fast untätig vor Anker lag. — „Merkwürdig ist dieses Tagebuch“, sagt H. *Baumgart* (Goethes Faust als einheitliche Dichtung I, Königsberg 1893, 78), „in dem man dichterisch geniale Expectorationen erwarten möchte und in dem weitaus die Betonung des ökonomischen Gesichtspunktes überwiegt.“

[4] „Seine Jünger begingen die lächerlichsten Ausschweifungen, indessen er immer seiner selbst Meister war und das Eigensinnige seines Betragens durch eine Uebereinstimmung desselben mit seinen Grundsätzen, durch eine gewisse Mäßigung und durch eine Umgänglichkeit mit allen Menschen rechtfertigte“ (Briefe eines Reisenden Franzosen [Riesbeck] über Deutschland, übersetzt von K. R. [2 Bde] II, Zürich 1783, 84). — Der Verfasser gibt S. 80 ff eine ausführliche Schilderung des Genietreibens, die er urkundlich zu belegen sich bereit erklärt.

deutlicher als der Schwerpunkt des bunten Lebens und Treibens hervor. Wie in seiner Korrespondenz, so verrät er auch hier Lust am „Regiment". In den späteren Jahren kommen immer häufigere und längere politische Betrachtungen; im Anfang waltet entschieden der Student oder das „Genie" vor.

Die erhaltenen Abschriften dieser Tagebücher beginnen erst mit dem 11. März 1776. Alles ist sehr lakonisch. Der Herzog Carl August wird kürzehalber mit dem Planetenzeichen des Jupiter 4, Anna Amalia mit dem des Mondes ☽, Frau v. Stein mit dem der Sonne ☉ bezeichnet. Die Freimaurerloge Anna Amalia in Weimar hat das bekannte Viereck □, die „schöne" Gräfin Werthern auf Neunheiligen das Zeichen der Venus ♀.

Und nun wenigstens einige Bruchstücke aus diesen Tagebüchern, die, wenn auch nur andeutungsweise, doch lebhafter als alle andern Berichte das bunte Durcheinander dieser Tage vergegenwärtigen[1].

Das wichtigste Ereignis des Jahres 1776, Goethes Einführung ins Ministerium am 25. Juni, ist sehr kurz skizziert:

„25. Einführung. Schwur. Bei Hofe gessen. Abends Wieland, Kalb, Lenz, Klinger[2]. Morgens ☉ weg.

27. Nachts bei 4 geschlafen.

28. Session. Bei Herzog gessen. Abends [nach] Belvedere mit der Herzogin Mutter und [der] Imhoff. Bei der Herzogin zu Nacht gessen.

29. Wieland und Sie morgens im Garten. Dazu Bechtolsheim. Mittag allein. Die Gothische Herrschaft war seit 10 Uhr da. Abends bei Hof. Harfenspieler. Nachts Klinger.

30. Morgens Akten. Mittag Tiefurt. Den ganzen Nachmittag dort. Nachts hereingefahren mit den Damen.

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 26 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 15 ff. Der Text ist hier unwesentlich verschieden.

[2] Auf die Kunde, daß es ihrem Freunde Wolfgang in Weimar so gut gehe, waren auch zwei andere Genies, die exzentrischen Poeten und Abenteurer Reinhold Lenz (geb. 1750) und der noch jüngere Frankfurter Max Klinger (geb. 1752) zu ihm gekommen und phantasierten, so lang es ging, in Thüringen herum. Am 25. abends hatte sie Goethe mit Wieland und dem neuen Finanzminister v. Kalb beisammen. Klinger war wie betrunken von Wonne. Am 12. Juni schrieb er an Kayser: „Hier bin ich seit zwey Tagen unter den großen Himmels Göttern.... Am Montag kam ich hier an, lag an Göthe's Hals, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe." „Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm." „Toller Junge! und immer mehr Liebe.... Was von Göthe ist zu sagen! ich wollte eher Sonn und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch, den ich nach Göthe gesehen hab!... Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen!" (M. Rieger, Fr. M. Klinger, 2 Theile und Zugabe zum 2. Theil, Darmstadt 1880—1896, I 386 387.)

Juli.

1. Apollonius. Allein mittags zu Hause[1]. [Zur] Herzogin Mutter. Bechtolsheims Erklärung in Wielands Garten. Nach Hause.
11. Erster Tag des Vogelschießens. Aufspannung über Kalb.
12. Zweiter Tag des Vogelschießens. Gessen mit den Schützen ꝛc.
13. Früh Eröffnung der Kommission. Mittag Denstedt Einsiedels Igelheit. Nachts zurück.
14. Gemalt bei Kraus. Bei ♀ gessen. Gemalt. Im Garten. Früh zu Bett.
15. Vogelschießen zu Apolda. Christel ꝛc. Beim 4 geschlafen.
16. Bei Kästner und 4. Gessen. Nachts gebadt.
17. Nachmittags Oberstallmeisterkünste[2]. Conseil. Im Garten gessen. Abends nach Berka. Lenz. Einsamkeit. Schweigen.
18. Nach Stadt Ilm. Gefuttert, gefrühstückt in Bücheloh. Holte Staff und Trebra ein. Gegen 1 in Ilmenau. Gegessen. Mit Einsiedel spazieren. Diarrhee die Nacht hindurch.
19. Rhabarber! Dummheit! Nach Tisch auf Manebach, Hermannstein. Zurück.
20. Früh in Treue-Friedrichschacht[3] mit dem Herzog, Prinz von Darmstadt, Trebra. Nach Tisch mit Fritsch spazieren. Abend unterschrieben.
21. Früh gezeichnet an der Aussicht nach der Frohnfeste. Nach Tische bei Staff geschossen. Tanz des leidigen Geschlechts[4]. Nachts Staffen Serenade.
22. Früh nach Kammerberg. Gezeichnet mit und ohne Liebe. Betrachtungen drüber. Gegen Mittag auf den Hermannstein. Der ☉ in der Höhle geschrieben. Auf dem Kickelhahn. Gezeichnet. Zurück. Mit Einsiedel und dem Kommissionsrate in der Fülle malerischer Gefühle geschwätzt. Mit Einsiedel auf dem Berg vor der Stadt zum Abendessen. Zu Bett.

---

[1] Vom 2. bis 10. stockt das Tagebuch, wird aber durch Briefe an Frau v. Stein ergänzt. Am 2. seufzte er nach ihr, hatte aber mit Wieland „göttlich reine" Stunden. Am 5. amüsierte er sich an den beiden jungen Indiern, Lauf und Hudan, und schrieb der Frau v. Stein von ihrem Zimmer und ihrem Kanapee aus. Am 9. tanzte er im welschen Garten.

[2] Baron v. Stein gab sich sogar mit der Kunstreiterei ab (Der Hof zu Weimar zu Goethe's Zeit I, in Allgemeine Konservative Monatsschrift für das christliche Deutschland, 50. Jahrg., 1093).

[3] In dem vernachlässigten Bergwerk zu Ilmenau, das der Herzog wieder in Gang bringen wollte. Der kursächsische Beamte v. Trebra war als Experte berufen worden.

[4] „Tanz des leidigen Geschlechts scheint auf den Plan zu einem Gedichte über die wunderlichen Schicksale der Menschen zu deuten", bemerkt hierzu Düntzer.

23. Den Morgen das Gebürgstück ausgezeichnet. Abends nach dem Gabelbach. Mich verirrt.
24. Politische Abhandlungen. Aufs Treiben. Nichts geschossen und nichts gezeichnet. Mit Professor Wahl auf der Neuhoffnungshalde.
25. Früh der Herzog nach Frauenwald und Schleusingen. Ich nachmittags nach Stützerbach mit Einsiedel. Nachts bei Gundelach.
26. Gezeichnet früh. Der Herzog kam, die Gesellschaft auch. Wirtschaft bei Glasern[1].
27. Treiben im Sächsischen. Hesselbarts Revier. Hirsch geschossen. Gehetzt. In der Eile gessen. Geschossen. Glas geschliffen. Zurück nach Ilmenau.

---

[1] Näheres über die Exzesse, in welchen sich die „Froheit" der Gesellschaft hier Luft machte, berichtet sehr anschaulich der als Augenzeuge anwesende Herr v. Trebra. Vgl. Lebensverhältnisse mit Ober-Berghauptmann von Trebra (1813), im Goethe-Jahrbuch IX 12 ff. — Glaser war ein wohlhabender Krämer in Stützerbach, bei dem die Gesellschaft nach Besichtigung des Glasmachens zu Mittag speiste. Trebra schildert denselben in seiner „Handelsmanns Wichtigkeit" und gedenkt dabei auch seines philiströsen Ölporträts, welchem man den Ehrenplatz im Eßzimmer angewiesen hatte. Als die Tafel aufgehoben wurde, fährt er fort, „suchte man das Original im unteren Theil seines Hauses, in seinen Waarengewölbern auf, und da, um es auch an handgreiflicher Verspottung nicht fehlen zu lassen, wurden ihm von der Gesellschaft manche leere und volle Tonnen, Kisten und Kästen Waaren, die mit Pfeffer und Ingwer, Zucker und Coffee und Toback überschrieben, und mannichfachen kaufmännischen Bezeichnungen von Ankern und Triangeln geziert waren, vors Haus getragen und manches gar den Berg hinuntergekollert. In diese, etwas weit getriebenen zudringlichen Späße der frohreichen Gesellschaft hatte sich der ernstere Geselle (Goethe) nicht eingelassen. Dieser hatte während des Unfugs im Handelsmagazin der untern Region des Hauses ein Gemälde in dem oberen Zimmer vorbereitet, das sehr eigen in seiner Art, ganz darauf abgemessen war, die höchste Lächerlichkeit darzustellen. Von jenem bürgerlichen eleganten Kaufherrns Portrait hatte er das breite, blonde, fade Gesicht ausgeschnitten; durch die hiermit erlangte Oeffnung schob er sein eigenes männlich braunes, geistiges Gesicht mit den flammenden schwarzen Augen zwischen der weißen dicken Perrüke durch; setzte sich auf einen Lehnstuhl, stellte das Gemälde in goldenen Rahmen vor sich auf die Knie und verhing die Beine mit einem weißen Tuche. Sowie die lustige Gesellschaft endlich wieder herauf getobt war, um in dem Speisezimmer Caffee zu trinken, öffnete sich die Thür der dranstoßenden Kammer und das Contrastportrait zog überraschend hin, beides zum Gelächter und zum Denken zugleich" (S. 13 f). — „Gewiß sind dies seine Neigungen nicht", hatte Frau v. Stein am 6. März über Goethe an Zimmermann geschrieben, „aber eine Weile muß ers so treiben um den Herzog zu gewinnen und dann gutes zu stifften, so denck ich davon; er gab mir den Grund nicht an, vertheitigte sich mit wunderbahren Gründen, mir bliebs als hätt er unrecht" (B. Suphan, Briefe von Goethe und Frau von Stein an Joh. Georg Zimmermann, in Wartburgstimmen, 2. Jahrg., Nr 3 (Mai 1904), 1. Hft, S. 173). — Der Vorfall könnte sich auch am 14. April 1778 zugetragen haben, wo das Tagebuch verzeichnet: „Glasern geschunden." Düntzer setzt ihn unter den 26. Juli 1776.

28. Früh gebadt. Abends Pirschen aufm Gabelbach. Nachts bei den Köhlern.
29. Ueber Manebach. Abends gebadt.
30. Gebadt. Zum Vogelschießen. Abends im Teiche gebadt. Forellen gebacken.
31. Bei Löfflern auf dem Hammer. Gebadt. Bergmusik. Statthalter nachts.

August.

1. Mit dem Herzog, Dalberg, Trebra, Lyncker nach dem Kammerberger Kohlenwerke. Eingefahren. Dann oben nach dem Karl-August-Schacht, der etwa anderthalb Lachter abgeteuft war. Gefrühstückt hunten. Zu Tische. Viel von Bergwerksachen geschwatzt. Nach Tische Scheibenschießen. Viel Guts mit Dalberg. Abends ins Eisenwerk. Nachts bis halb 11 mit Dalberg von Zeichnung, Gefühl der Anfärbung, Dichtkunst, Komposition.
2. Silberprobe bei Häckern. Trebras Abschied. Abends mit Dalberg und 4 nach Stützerbach. Gezeichnet. Nachts Dalberg noch weg von Stützerbach.
3. Früh aufm Schloßberg gezeichnet. Gesang des dumpfen Lebens[1]. Der Herzog auf die Jagd. 3 Uhr erst zurück. Geheime Kanzlei-Expedition. Herzog fort. Ich gezeichnet.
4. Früh die Hennebergische Bergordnung. Zu Tische nach Ilmenau. Silberprobe bei Häckern selbst gemacht. Unruhe. Gewitter.
5. Zu Hause. An Fritsch geschrieben. Gekegelt. Obermarschall kam. Berbisdorf aß mit. Der Habicht kam. Auf der Wiese versucht. Abends die Stein.
6. Früh nach Kammerberg. In den Stollen zum Karl-August-Schacht. Nach dem Hermannstein. In die Höhle. Zurück auf die Mühle. In die Stadt. Nach Unterpörlitz zu Tische. Zeichnen. Tanz. Gänsehatze. Nach Haus. Gegen Abend zu Staff. Ins Amtshaus. Illumination. Musik. Trennung.
7. Früh Regen. Gegen 9 auf Elgersburg. Gessen. Mit Miseln gekittert[2]. Nach Tisch hohen Felsweg! Allein; dann Kraus, dann der Herzog. Unser Klettern durch die Schlucht. Gespräch und Bemerkung, daß wir, die wir von Ostentation gegen uns selbst und andere nicht frei wären, doch nie gegeneinander uns ihrer

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 394 (Lesarten); als erste Fassung des Gedichtes „Einschränkung".

[2] Gekichert (Düntzer).

schuldig gemacht hätten. Abends auf dem Rückweg ♃ mit Geistern, ich mit Husaren[1].

8. Aufm Hermannstein. Die Höhle gezeichnet. Aufm Gabelbach, wo gessen wurde erst gegen 3. Gegen Abend auf Stützerbach. Ich zeichnete noch ein wenig.
9. Des Herzogs Bein ward schlimm die Nacht. Verduselter, verzeichneter, verwarteter, verschlafener Morgen. Gegen 1 gebadet. Gegessen gegen 2. Abends hereingefahren.
10. Meist zu Hause. Chymie gelesen. Einsiedeln vom Falken erzählt. Abends Büchse probiert.
11. Zu Hause. Den Vortrag des Falken erfunden; gleich zur Probe geschrieben. Mittags der Obristwachtmeister des Prinzen Josephs. Nach Tisch im Pharo verloren. Abends mit Wedell auf die Sturmheide und den Schwalbenstein.
12. Den ganzen Tag zu Hause. Am Falken geschrieben. Nachts mit Einsiedel eine gute Stunde.
13. Früh. Des Herzogs Wunde immer gleich. Resolviert nach Tische den Aufbruch. Gepackt.
14. Den Tag über gefahren. Abends angelangt.
20. Mit ☉ und der Werthern.
21. Session. Des Herzogs Fuß viel besser. In ☉ Stube. Abends [zu] ☽†.
22. Belvedere. Tiefurt. Mit ♃ und ☽. Abend [zu] ☉.
23. Belvedere. Prinz Konstantin zum erstenmal hier. Abends im Garten.
24. Früh im Garten. Bei ☉ gessen. Die Silhouette der Gräfin gemacht. Bei der Imhoff. Beim Herzog. Mit Wieland zu Nacht gessen.
25. Früh im Garten. Mit dem ♃ gessen. Nachmittag und Abend bei ☉. Englisch gelehrt. Grammatikalischer Spaß.
26. Mit Wieland und Einsiedel bei Kalb. Lebenslinie. Abends bei der Imhoff. Postzug.
27. Akten. Session. Mit ♃ allein gessen. Vor Tisch bei Stein. In Garten. Enten geschossen. ☉ mit Gesellschaft im Garten. [Nach] Oberweimar zurück. Mond.

---

[1] Düntzer schreibt hierzu in einer Fußnote: „Auf dem Rückweg, wohl von Stützerbach, wohin der Herzog die ihn stets auf Reisen begleitenden Husaren bestellt hatte, vielleicht schon in der Absicht, sich einen Scherz in seiner Weise zu machen. Er selbst führte den einen Theil derselben, der, wie er selbst, durch ein umgeworfenes Hemd beim raschen Vorbeisausen den Wanderern als Gespenster erscheinen sollte. Goethe ritt mit den übrigen Husaren ruhig nach und war Zeuge der Angst, welche die Geister erregt hatten."

28. Nach Enten. Alte Kalb. Lichtenbergs Dejeuner. Nach Enten. Mit dem Herzog gessen. In ⊙ Zimmer. Abends [im] Garten. Wielands Frau und Kinder. Nachts Lenz.
29. Jagd mit Prinz Joseph. Entschlossen. Im Haus. Bei ⊙ gessen. Abends im Garten.
30. Morgens beim Herzog und zu Tische. Nachmittag in Tiefurt.
31. Session. Mit 4 gespeist. Zu ⊙. Mit ihr und der Imhoff zu Nacht gessen. Nacht noch zum Herzog. Ueber Seebachs Affäre."

So verliefen die ersten zwei Amtsmonate des neuen Geheimen Legationsrates und Ministers. Vom 2. bis 6. September war er wieder in Ilmenau, am 7. im Konseil, am 8. September streifte er mit der Flinte in Oberweimar umher, am 10. war wieder Session. Am selben Tag hatte er großen Verdruß mit dem Poeten Lenz, welcher Goethes Liebschaft mit Friederike zu Sesenheim nachgeahmt hatte und auch den Roman mit Frau v. Stein nachspielen und sie deshalb in Kochberg besuchen wollte. Am 11. erholte sich Goethe von dieser „reinen[1] Trauer des Lebens" in Belvedere und Tiefurt, den 12. zeichnete er glücklich in der Frühe und bekam abends einen Brief von Corona Schröter.

„13. Morgens kam 4, rein und lieb, dann Wieland. Abhandlung über den Brief. Mit 4 gessen. Nach Tisch gefürstenkindert[2]. Jagd im Garten. Nachts Ball. War unfähig, die Natur zu fühlen ut —

14. Früh der Herzog. Rein. Durch den Stern[3]. Tantalus gelesen. Session bis 1. Bei Herzogin Mutter gessen. Nach Tische alle in meinem Garten, die Sternscheibe abzuschießen. Dazu [die] Imhoff und Ilten. Abends mit Kalb Diskurs 2c."

Am 15. schrieb er an Corona Schröter; am 16. bekam der Herzog die Gelbsucht; es wurde aber doch Husarenparade gehalten und abends „Die heimliche Heirath" aufgeführt. Am 17. war Erntefest in Tiefurt, vom 18. bis 21. war der Prinz von Darmstadt auf Besuch da, am 24. kam Dalberg wieder und Goethe hatte eine herrliche Nacht mit Kaufmann. Am 27. und 28. finden wir den nimmermüden Minister zweimal in Belvedere, am 29. war er in Nöten wegen einer ausgebrochenen Viehseuche, am 30. bummelte

---

[1] „Reinheit" und „Dumpfigkeit" sind die beiden Prädikate, die jeden Augenblick wiederkehren. Weder das eine noch das andere bezeichnet eine christliche Tugend, sondern bloß einen Gefühlszustand: die „Dumpfigkeit" jene Art von Trunkenheit, welche dieses enthusiastische Denken, Reden und Treiben notwendig hervorbringen mußte, „Reinheit" die lucida intervalla des geistigen Rausches.

[2] Diese Lesart scheint jetzt gesichert gegenüber dem vielumstrittenen „gebürstenbindert". Düntzer bemerkt dazu: „Allerlei tolles Zeug getrieben, wie es Fürstenkinder zu thun pflegen."

[3] Alte Parkanlage jenseits der Ilm. Vgl. S. 187.

er mit Lichtenberg und Kaufmann nach Schwansee und von da über Alperstädt, Harsleben, Ringleben, Gebesee, Tennstedt und Riethnortsen zurück nach Schwansee. Den 1. Oktober besuchte er mit Carl August den Statthalter in Erfurt. Abends 9 Uhr an diesem Tage traf der neue Hofprediger und Generalsuperintendent Herder mit seiner Frau und zwei Kindern in Weimar ein, was aber an dem lustigen Leben des jungen Ministers gar nichts änderte. Goethe machte seinen Besuch, Herder wurde dem Herzog vorgestellt, dann war wieder Pirsch, Konseil, Wieland im Garten, kommissarische Session, Wedel, Einsiedel und abends Klarinette. Am 12. früh verkehrte Goethe mit Reichert, Griesheim und Herder, speiste unter seltsamen Diskursen bei Wieland zu Mittag und besuchte den Herzog. Abends wurde bei Musäus „getanzt und gemiselt bis sieben Uhr morgens". Darauf natürlich

„13. Lang geschlafen. Signiert. Zu 4. Neues Tigerkleid. Seit Tagen so rein, wahr, in allem[1]. Zu Wedell. Frau von Werther. Nach Belvedere. Janitsch. Viel über Konzertmusik. Hoffnungsgefühl. Hof. Nachts wider den Schlagbaum gerennt und gestürzt."

Tags darauf wurde im Garten die Sternscheibe völlig abgeschossen und abends geschwätzt, den 15. war Feuerwerk, den 16. ging's nach Dornburg, Camburg, Naumburg, den 17. über Apolda zurück. Am 18. gelangten dumme Briefe nach Belvedere und wurden Depeschen an Dalberg expediert, am 19. wurde in Weimar Konseil gehalten und für Herder gesorgt. Am 20. hielt der neue Hofprediger seinen ersten Sermon, der bei Hof und Stadt größten Anklang fand. An den darauf folgenden herrlichen Herbsttagen genoß Goethe mit Herder seinen Garten, am 24. begleitete er die Herzogin nach Jena. Den 25. und 26. war Jagd. Auf der Rückkehr erfand der Minister ein kleines Drama: „Die Geschwister". Den 27. predigte Herder zum zweitenmal. Am 29. vollendete Goethe schon in seinem Gartenhause „Die Geschwister"; am 30. diktierte er sie und am 31. war die Abschrift im Reinen.

Den Monat November fing er in seinem Garten an; die junge Herzogin besuchte ihn da, während die alte mit „Thusnelda" auf der Wiese spazieren

[1] Das viele Gerede Goethes von seiner eigenen „Reinheit" und „Wahrheit" und „reinen Wahrheit" und „wahren Reinheit" muß anfänglich fast jedermann berücken, da man ja immer geneigt ist, von seinem Nächsten das Beste zu denken; aber wenn die „Reinheit" die ganze Nacht durch bis 7 Uhr morgens tanzt und miselt, und die „Wahrheit" schon in der nächsten Nacht wider den Schlagbaum rennt, was soll man da von all diesen schönen Worten denken? Es muß ihm „kannibalisch wohl" gewesen sein. Denn was Lewes (Frese) I[18] 206 von gänzlichem Mangel an Straßenbeleuchtung berichtet, ist durch Burkhardt (Grenzboten 1871 II 646) widerlegt. Heiter ist es, neben diesem Studenten-Tagebuch das feierliche Dekret zu lesen, womit Goethe den 16. Januar 1821 zwei Studenten von der Zeichenschule relegierte, weil sie etwas geschwätzt hatten. Vgl. Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen 331.

ging. Mit Lenz speiste er im Garten, am Abend schlenderte er noch nach Tiefurt hinaus. Am Allerseelentag war Konseil und Diner beim Herzog. Dann machte Goethe in seinem Garten das Gedicht auf Johannes Sekundus. Darauf ging er zu Herder, dann zur Herzogin-Mutter, wo Punsch getrunken, gelesen und gesungen wurde. Nachts badete er noch. Bei andauernd schönem Wetter ging er den 3. nach Erfurt, kam am 4. wieder nach Weimar, hielt am 5. Konseil, ging nach Tiefurt und begleitete die Damen zurück.

„d. 7. Mit den Bienen beschäftigt und sie zur Winterruhe gebracht. Mit ☉ gessen. Was ist der Mensch daß du sein gedenkst und das Menschenkind daß du dich sein annimmst. Abends Baugrillen im Garten und Feldzug gegen die Jahrszeit."

Während Goethe sein Gartenhaus auf den Winter einrichtete, schickte ihm Dalberg einen Homer. Am 12. zeichnete er, am 13. war Zeichnen, Konseil, Theaterprobe. Nachts besuchte er noch die Herzogin und las den „Barbier von Sevilla". Am 15. war wieder Konseil, Theaterprobe (der „Mitschuldigen"), Feuerlärm und hinterher noch Tanz bis Mitternacht. Am 16. heißt es: „Bei Wieland gessen. Zu Schmidt. Probe. Zum Misel. Probe. Nachts Korone! — — —"

Das Ausrufungszeichen und die drei Gedankenstriche bezeichnen das wichtigste Ereignis, welches seit Herders Ankunft das gewöhnliche Leben unterbrach. Die langerwartete und vielgefeierte Sängerin Corona Elisabeth Wilhelmine Schröter kam endlich, in Begleitung ihrer Freundin Wilhelmine Probst, in Weimar an. Sie eroberte alsbald die Herzen, alles war entzückt: der Herzog, die Herzoginnen, Hofleute, Hofdamen — nicht am wenigsten der Geheime Legationsrat Goethe, der ihre Berufung nach Weimar vermittelt hatte [1].

Und so geht es weiter, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr — nicht so „märchenhaft und unglaublich", wie Goethe meinte, daß eine Schilderung dieser Periode ausfallen müßte, sondern vielfach langweilig und inhaltlos. Kein größeres literarisches Unternehmen, keine bedeutsame Aufgabe! Die Launen eines jungen verwöhnten Fürsten mischen sich mit den sprunghaften Einfällen eines Poeten und mit den seichten Vergnügungen eines kleinen Hofes zu einer Art Potpourri. Zarte Liebesaffären wechseln mit rauhen Parforce-Touren, kurze Anläufe zum Studium mit Gesang- und Schauspielproben, literarische Projekte mit sentimentaler Naturbetrachtung, stärkende Leibesübung, Reiten und Schwimmen mit Tändeleien, Besuche und kleine Geschäftchen mit mondscheintrunkener Träumerei, Zeichnen und Malen mit Schießübung und Jagd, unruhiges Hoftreiben mit ländlicher Gartenseinsamkeit, toller Rausch mit unausbleiblichem Katzenjammer.

[1] R. Keil, Corona Schröter, Leipzig 1857, 98.

Um dieses Durcheinander nun denn doch etwas schmackhafter zu machen, haben die Goethe-Biographen verschiedene Künste angewendet. Ihr Patriarch, der biedere Dr Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzoglich Sächsischer Hofrat und Oberbibliothekar, dem das biographische Material in reichster Fülle zur Verfügung stand, hielt es für das beste, all den Unsinn, der bei Hofe getrieben wurde, alle Züge des Leichtsinns, der Genußsucht, der Ausgelassenheit, und all die Bagatellen, welche den größeren Teil dieses Zeitraumes ausfüllen, mit beherzter „historischer Objektivität" beiseite zu lassen, und aus den lichten Augenblicken der närrischen Zeit und der darauffolgenden Übergangsperiode, aus ernsteren und liebenswürdigeren Lebensäußerungen Goethes und seiner Korrespondenten zwei Bände zusammenzustellen, von denen der eine philosophisch, der andere chronologisch geordnet ist[1].

Im ersten Band findet man nach den Schablonen einer unendlichen Lobrede alles beisammen, was man braucht, um Goethe kindlich bewundern und gegen alle bösen Zungen verteidigen zu können. Nach zwei zürnenden Seitenblickkapiteln gegen Johannes Falk und Bettina Brentano marschiert die ewige Ruhmesassekuranz mit steifem Hemdkragen aus der guten alten Zeit in folgenden Kapiteln auf:

IV. Persönlichkeit. V. Gesundheit. VI. Charakter. VII. Gesinnung (a. Sensibilität, b. Ruhe, c. Uneigennützigkeit, d. Dankbarkeit, e. Wohlthätigkeit, f. Aberglaube, g. Religiosität, h. Aristocratismus, i. Deutschheit). VIII. Thätigkeit (a. Gegenständlichkeit des Denkens, b. Benutzung zufälliger Ereignisse, c. Benutzung Anderer, d. Nachahmer). IX. Totalität. X. Eigenheiten (a. Incognito, b. Discretion, c. Laune, d. Witz, e. Humor, f. Ironie, g. Unmuth). XI. Fehler (a. Eitelkeit, b. Selbsturtheil, c. Parteilichkeit für, d. Parteilichkeit wider, e. Neidsucht, f. Bequemlichkeit). XII. Häuslicher Zustand (a. Besitz, b. Oeconomisches, c. Erwerb). XIII. Reisen. XIV. Fremde. XV. Juden. XVI. Freunde (Goethe und Schiller). XVII. Umgebung (Verehrer). XVIII. Ruhm. XIX. Publikum.

Man hat hier Goethe echt pedantisch in neunzehn gut numerierten Schubladen beisammen; allen, sogar Nr XI, entströmt lieblicher Weihrauchduft, und niemand möchte ahnen, daß dieser würdevolle, systematisch geordnete Halbgott eine ganze Reihe von Jahren in studentischem Treiben zugebracht hätte. Im zweiten Band ist der große Minister-Dichter dann nach Jahren auseinandergelegt, alle Schubladen sind wieder schön numeriert und aus den Jahren 1775—1780 wird alles ausgeschaltet, was an durchschwärmte Nächte, tolle Studentenstreiche, nichtswürdige Lektüre, vornehme Tagedieberei, bei den folgenden Nummern aber, was an das Tohuwabohu erinnern könnte. Wer sich an Riemer hält, der kann getrost zu Goethe wie zu einem seligen Halbgott

[1] Fr. W. Riemer, Mittheilungen über Goethe (2 Bde), Berlin 1841.

emporblicken; er ist hier für solide Professoren und für Studiosen, welche alle belegten Fächer hören, trefflich präpariert.

Da aber seit dem Jahre 1848 die Welt nicht mehr recht solid ist, so hat der Engländer Lewes einen andern Weg eingeschlagen, um das „Genieleben" zu Ehren zu bringen. Fein ästhetisch gebildet, ein Meister der Charakteristik und Beschreibung, auch kein übler Kunstkritiker, hat er aus dem bunten Knäuel mit großer Mühe eine Anzahl Fäden herausgewickelt und sie zu artigen Miniaturbildchen verwoben: „Die ersten wilden Wochen. Das Gartenhaus. Liebhabertheater. Bunte Fäden. Der wahre Menschenfreund." Man bekommt hier ein viel wahreres und anschaulicheres Bild als durch Riemer. Allein wie Lewes nicht in allen Einzelheiten verläßlich ist, so hat er in einzelnen Punkten ganz willkürlich idealisiert und aus dem Studenten-Minister, der mit Schulden behaftet in Weimar ankam, einen „wahren Menschenfreund" herausgezaubert, ganz nach heutigem Geschmack, aber eben gar nicht der Wirklichkeit entsprechend[1].

Die folgenden Biographen Viehoff, Schäfer, Düntzer haben die feinen Miniaturen Lewes' teils durch langweilige Kritik, teils durch Abschwächung des Kolorits, teils durch geschmacklose Erweiterungen geschädigt, ohne dadurch die Gesamtdarstellung der Wirklichkeit näher zu bringen. M. Bernays hat Goethes sämtlichen Torheiten den Mantel „grenzenloser Uneigennützigkeit" übergeworfen, H. Grimm aber das Gedicht „Ilmenau" und den „Tasso" als Zauberspiegel angewendet, um das ganze törichte Hoftreiben im Glanze idealer Verklärung erstrahlen zu lassen. Gödeke besaß, trotz der zunehmenden Goethe-Verehrung, den anerkennenswerten Mut, die „lustigen Tage" nicht bengalisch zu beleuchten, sondern ziemlich nüchtern tolle Ungebundenheit und unruhige Zerfahrenheit in den Vordergrund zu stellen; aber anstatt dem „Löwenbändiger" Goethe schreibt er nun alles Unheil dem „Löwen" Carl August zu.

In der neueren Literatur über den Olympier findet das Genieleben meist nur eine gelegentliche Erwähnung. Witkowski erzählt, wie Goethe sich nach dem „ersten Aufjauchzen" den „Kreis für seine Wirksamkeit" gesucht habe. Bielschowsky rühmt, wie der Dichter seine Zeit und die Liebe des Fürsten zu ihm benützt habe, „um diesen segensreich zu beeinflussen"; das Erziehungswerk, das er an ihm vollbracht, sei „ebenso anziehend wie lehrreich". Nach Eugen Wolff „erzog er den Herzog, indem er sich selbst erzog".

[1] Rev. F. F. Cornish wendet sich (Transactions of the Manchester Goethe Society 1886—1893, Warrington 1894, 1—20: Goethes Weimar life 1775—1786) gegen Lewes und versteigt sich (S. 19) zum Ausspruch: The more we know about him (Goethe) the more it becomes evident, that those early years were years of high ideals and stern self-discipline, to which in their then form his visit to Rome put an end.

Sucht er nach E. Engel seine Aufgabe darin, der „Seelenführer" Carl Augusts zu werden, so erblickt Heinemann in ihm „den leitenden Schutzgeist der Gesellschaft", der den Fürsten „unmerklich und leise zu den höheren Vergnügungen des Geistes" führt. R. M. Meyer aber stellt ihn auf eine Stufe mit Minerva, dem weiblichen Mentor Telemachs, und erklärt kurz und bündig: „Nie erscheint Goethe größer als hier."

In Wirklichkeit gibt es keinen Mittelpunkt, der in dieser Zeit das Leben Goethes zusammenhielte, als nur seine Person und sein Name.

Trotz aller Studentenstreiche hatte Goethe im Grunde übrigens viel vom Philister, wandte allen Bedürfnissen und Kleinigkeiten des leiblichen Daseins feminine Sorgfalt und zärtliche Aufmerksamkeit zu und huldigte in seinen Experimenten „praktisch-industriellen Richtungen der nüchternsten und geistig unfruchtbarsten Art" [1]. Das ist eines der Geheimnisse, weshalb Goethe allen Philistern und blasierten Lebemenschen unserer Zeit so gut gefällt. Sie fühlen es, er ist einer von ihnen. Aber wahrhaft poetische Völker und Zeiten legten auf diesen prosaischen Alltagströdel so wenig Gewicht, daß wir zum großen Verdruß aller Philologen fast nichts Genaueres über das vegetative, animalische, häusliche und bürgerliche Leben von Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare und Calderon wissen. Horaz und andere alte Römer benützten solchen Kleinigkeitskram wohl in geistreicher Weise zu heitern Episteln und Satiren; aber Speisezettel, Wäsche, Kleidung und alle sonstige Prosa des Alltagslebens feierlich als Poesie zu verklären, blieb einer Zeit vorbehalten, in welcher Louis Philipp der „größte König" und Goethe der „größte Dichter" war.

Wie eine Art Heiligtum wird heute das „Gartenhaus" Goethes verehrt. Lewes und andern hat es Stoff zu einer rührenden Idylle geboten [2]. Schade nur, daß schon die Ankaufsgeschichte, wie sie dieselbe erzählen, auf einer Fabel beruht [3]. Hier soll er im innigsten Kontakt mit der Natur gelebt und jene Naturerkenntnis erlangt haben, die man heute über alles preist. Aber wann hat denn Goethe je auch nur einen ganzen Monat als poetischer Einsiedler ungestört in diesem Gartenhaus zugebracht? Kaum hatte er es im Besitz, da strich er schon mit dem Herzog in Ilmenau herum, nachher drängte eine Spritzpartie die andere, im Dezember fuhr er nach Leipzig, ritt mit Carl August Kurier zurück — und so ging es Jahr für Jahr weiter. Das Gartenhaus war bloß das Absteigequartier, wo er von Jagden und

---

[1] v. Radowitz (Gesammelte Schriften V 321) fühlte diesen Zug Goethes aus den Wanderjahren und aus Faust II. heraus; der Keim desselben zeigt sich aber schon in den ersten Weimarer Jahren.

[2] Vgl. W. Bode, Goethes Leben im Garten am Stern², Berlin 1910.

[3] Vgl. ebd. 26 ff.

Strapazen ausschlief, wo er sich von durchtanzten und durchschwärmten Nächten erholte; der Schmollwinkel, wohin er sich bei Verdrießlichkeiten zurückzog; das Laboratorium für seine plötzlich auftauchenden und ebenso rasch verrauchten naturhistorischen Grillen; ein Frühstückspavillon, um sich in der schönen Jahreszeit dem Hof und vor allem den Damen interessant zu machen; ein Plätzchen für vornehme Rendezvous und für ästhetische Teevisiten. Da pflanzte und pfropfte er Bäume, züchtete Bienen und trieb etwas Gartenbaukunst. Unten floß die Ilm vorbei, ein artiger Bach. Aber sonst bot die ganze Gegend wenig Interessantes, weder großartige Naturschönheiten noch historische Erinnerungen und Merkwürdigkeiten[1].

In der Tat machte sich Goethe jedes Jahr ein paar Mal auf und davon, nur um anderswo wieder Ideen zu schöpfen. Kein größeres Werk gedieh in dem prosaischen Kleinstädtchen. Erst in Italien ging ihm wieder ein wenig Welt auf.

In ähnlicher poetischer Verklärung wie das Gartenhaus erscheinen die Sturm- und Drangpoeten, die sich in den ersten Monaten daselbst einfanden, um den Mond anzuschmachten und außer sentimentalem Unsinn alle möglichen Exzesse zu treiben.

„Wieland, Goethe und ich", schrieb Lenz, wahrscheinlich an Zimmermann, „leben in einer seligen Gemeinschaft, (die) ersten beide Morgens in ihren Gärten, ich auf der Wiese, wo die Soldaten exercieren, nachmittags treffen wir uns oben beim Herzoge, der mit einer auserlesenen Gesellschaft guter Leute an seinem Hofe, die alle (so wie auch wir) eine besondere Art Kleidung tragen und die er die Weltgeister nennt, seine meisten und angenehmsten Abende zubringt. Goethe ist unser Hauptmann."[2] „Klopstock erzählt mir", berichtet J. H. Voß am 21. Juli 1776, „daß Bode mit dem Herzog von Weimar, Goethe, Wieland und Lenz gespeist habe. Goethe hätte u. a. bei der Suppe geflucht: Das Donner und das Wetter, wie heiß ist die Suppe! vermutlich seine Größe vor Bode zu zeigen. Und der Herzog hatte Devisen nebst dem Papier klein gekrümelt, Wein darauf gegossen und Lenzen gereicht, der es auch angenommen und getrunken. Kurz, sie sollen da leben wie unerzogene Jungen."[3]

---

[1] So arm Weimar an poetischen Erinnerungen war, so reich wäre Thüringen gewesen, wenn Goethe gleich W. Scott die Geschichte der katholischen Vergangenheit an sich zu reißen verstanden hätte. Vgl. A. Baumgartner S. J., Reisebilder aus Schottland[3], Freiburg 1906, 243—303.

[2] M. N. Rosanow, Jakob M. R. Lenz, deutsch von E. v. Gütschow, 346.

[3] Ungedruckte Briefe von J. H. Voß, mitgeteilt von H. Bräuning-Oktavio in Frankfurter Zeitung 1910, Nr 264, 1. Morgenblatt. — „Ich habe erstaunlich viel auf meinen Hertzen daß ich den Unmenschen sagen muß", hatte Frau v. Stein am 8. März über Goethe an Zimmermann geschrieben. „Es ist nicht möglich mit seinen

Aus dem trunkenen Enthusiasmus, der sich in den Briefen dieser Poeten[1] kundgibt, hat man ganze Romankapitelchen ausgesponnen. Da sitzen um den Götterjüngling Goethe Lenz, Klinger, Kaufmann, gelegentlich auch Herder und Wieland, von ferne hört man ein Waldhorn, und der Mond hat nichts Dringenderes zu tun, als das phantasieselige Konziliabulum anzuscheinen. „Sehen Sie, meine Herren! hier haben wir die Anfänge unserer unsterblichen deutschen Nationalliteratur, welche alle bisherigen Literaturen und Culturen eminent in sich begreift, wie der erwachsene Mann alle frühern Stadien des Lebens!!" Favete linguis!

Aber leider ist das Übertreibung. Der Schweizer A. Kaufmann zunächst war gar kein Poet, sondern einer jener Glücksritter und Streber, an denen das Zeitalter der Aufklärung keinen Mangel litt, die an allen Höfen herum eine noch undefinierbare Naturphilosophie, Skandalgeschichten, Silhouetten und Revolutionsideen kolportierten und so zu guten Soupers, Diners und Liebesabenteuern gelangten. Er und seinesgleichen hatten auf die deutsche Literatur nur insofern Einfluß, als sie die damalige höhere Gesellschaft bei ihrem schwachen Punkt: Gefühlsseligkeit, Neigung zum Aberglauben und zu nebelhafter Spekulation, faßten, ihre Ideen verwirrten und sie verhinderten, ihren gesunden Menschenverstand nützlicher anzuwenden[2].

Betragen kömt er nicht durch die Welt; Wenn unßer sanfftter Sittenlehrer gekreutzget wurde, so wird dieser bittere zerhackt. Warum sein beständiges pasquilliren, es sind ja alles Geschöpfe des grosen Wesens das duldet sie ja, und nun sein unanständiges betragen mit Fluchen mit pöbelhafften niedern Ausdrücken. Auf sein moralisches so bald es aufs Handeln ankomt, wirds vielleicht keinen Einfluß haben, aber er verdirbt andre; der Herzog hat sich wunderbahr geändert, gestern war er bey mir behaubtete daß alle Leute mit Anstand mit Manieren nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könten, wohl gab ich ihn zu daß mann in den rauhen Wesen offt den ehrlichen Mann fände aber doch wohl eben so offt in den gesitteten; daher er auch niemanden mehr leiden mag der nicht etwas ungeschliffnes an sich habe" (B. Suphan, Briefe von Goethe und Frau von Stein an Joh. Georg Zimmermann, in Wartburgstimmen 2. Jahrg., Nr 3, 1. Hft, S. 173 f).

[1] R. Keil, Frau Rath, Leipzig 1871, 56 ff. Vgl. Briefe aus der Sturm- und Drangperiode. Aus den Papieren des Kanzlers v. Müller, herausgeg. von C. A. H. Burkhardt in Grenzboten 1870 IV 421 454 498. — Die „Genies" selbst knüpften aneinander die glänzendsten Hoffnungen. „Claudius, Göthe, Wieland, Lenz, Stolberg, Herder in Einer Person, sollten die nicht Großes thun, nicht uns verirrte Schäflein auf Naturweide zusammentreiben können? Der Teutsche läßt alles mit sich machen; nur Nasenstüber verträgt er nicht." So schreibt Schubert an Kayser im Mai 1776. Grenzboten 1870 IV 461.

[2] Über den Schwindler Kaufmann schrieb Miller in Ulm an den Musiker Kayser: „Kaufmann hat alle meine Erwartungen, so hochgespannt auch diese waren, übertroffen. . . . Ich habe noch keinen Menschen gefunden, den ich gleich vom ersten Augenblick an so ganz verstanden hätte. . . . Er ist Abgesandter Gottes an die Menschen; bevollmächtigter Erforscher des Guten, Schönen, Großen, an jedem Ort

Der Livländer Reinhold Lenz war zwar ein reichbegabter junger Mensch, aber ein armer Teufel, ohne Vermögen und Stellung, über tollem Phantasieleben halb verrückt geworden. Der Frankfurter Max Klinger schrieb noch wütendere Schauerstücke: „Die Zwillinge", „Otto", „Das leidende Weib". Beide wollten, wie Goethe, deutsche Shakespeares werden. Es fehlte ihnen nichts als der Verstand, der Shakespeares Phantasie regierte, und das großartige öffentliche Leben, an dem sich der Geist des britischen Dramatikers einst entfaltet hat, d. h. ungefähr alles. Da man sie deswegen in Frankfurt, Straßburg und anderswo schlecht bezahlte und wenig ehrte, kamen sie nach Weimar, um gleich Goethe ihr Glück zu versuchen und allenfalls auch Geheime Legationsräte zu werden[1]. Es glückte aber nicht. Weimar bot nicht Raum für so viele Shakespeares, und die beiden Stürmer hatten nicht die diplomatischen Anlagen Goethes. Nachdem sie ein paar Monate bei Goethe, Wieland und am Hof herumgelungert, gedichtet und sich amüsiert hatten, machte Lenz Torheiten, die die Geduld des Hofes auf harte Proben stellten. „So erschien er z. B. auf einem Hofball im Domino, in einer Maske und einem Hute, und als sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte und alle vor Erstaunen außer sich waren, ging er ruhig auf eine bekannte Dame zu und engagirte sie zum Tanz. Der junge Herzog war ein Freund von Scherzen und amüsirte sich über diesen ergötzlichen Auftritt, der ihm das Vergnügen eines herzlichen

---

und in jedem Stand. So viel Wahrheit ohne Affektation, tiefer Seherblick, der auf einmal den ganzen Menschen durchschaut und versteht, so viel Güte, Liebe, kurz alles, was ich mir aus einem Engel, der nicht fern vom Throne Gottes steht, denke, hab' ich noch in keinem Menschenbild vereint gefunden. . . . Der Zuruf eines solchen Menschen muntert auf wie ein unmittelbarer göttlicher Beruf. Gesegnet sei ewig der Tag, da er in meine Arme sank und mein ward!" (Grenzboten 1870 IV 502.) „Vergnügter Abend durch Kaufmanns πανουργεια", heißt es in Goethes Tagebuch am 25. Dezember 1776 (Düntzer, Goethe's Tagebücher 59). Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 29. — Drei Jahre später widmete ihm Goethe das Epigramm (Goethes Werke, WA 1. Abt. V 162):

„Als Gottes Spürhund hat er frei
Manch Schelmenstück getrieben,
Die Gottesspur ist nun vorbei,
Der Hund ist ihm geblieben."

Vgl. über Kaufmann H. Düntzer, Christoph Kaufmann, Leipzig 1882. — J. Baechtold, Der Apostel der Geniezeit. Nachträge zu H. Düntzers „Christoph Kaufmann", in Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte XV, Leipzig 1887, 161—193.

[1] Lenz besuchte unterwegs Klinger in Frankfurt. Dieser ritt ihm in Werther-Uniform entgegen und begleitete dann den Wagen feierlich in die Stadt, so daß allgemeines Aufsehen entstand. „Jeder Kerl blieb stehen und gaffte sie an", erzählt Agnes, Klingers Schwester (Grenzboten 1870 IV 463). Daß es mit Klingers Finanzen „dumm" stand, berichtet Keil, Frau Rath 58.

Gelächters verschaffte; aber die Herren und Damen des Weimarer Hofes hätten den frechen L. am liebsten gleich geköpft. — Gleich nach seiner Ankunft zeigte sich L. in alle jungen hübschen Damen verliebt und verfaßte auf jedes von ihnen Liebeslieder. Die junge Herzogin trauerte damals über den Tod ihrer Schwester; bei diesem Anlaß dichtete er herrliche Verse, konnte aber dabei nicht unterlassen, sich mit Ixion zu vergleichen, der es gewagt hatte, zu Juppiters Gattin seine Augen zu erheben. — Einmal begegnete er der Herzogin vor der Stadt und statt sich ehrfurchtsvoll zu verbeugen, fiel er mit emporgehobenen Armen auf die Kniee und ließ sie so an sich vorbeifahren. Am anderen Tage sandte L. an alle seine Bekannten ein Blatt, auf welchem die Herzogin und er in dieser Situation abgebildet waren." [1]

Lenz überwarf sich schließlich mit Goethe und erhielt die Vergünstigung, schleunigst abziehen zu dürfen [2]. Goethe erwirkte ihm noch einigen Aufschub. Aber fort mußte er, und brachte nichts mehr zu stande als ein schmutziges Drama, „Die Soldaten", in welchem er das verkommene Leben in den Garnisonen darstellte. Zwei Jahre später (1778) wurde er vollständig verrückt [3]. Als Klinger aber sah, daß man ihn in Weimar nicht zum Minister haben wollte, ging er nach Leipzig und ward dort Theaterdichter [4].

Da die Poesie der beiden Sturm- und Drangpoeten sich hauptsächlich in der Analyse der gemeinsten und wütendsten Leidenschaften, toller Liebe,

---

[1] Aus dem Brief Karamsins an Pleschtschejew aus Weimar vom 22. Juli 1789, in Baltische Monatsschrift, 35. Jahrg., XL (Reval 1893) 530 f („Briefe eines russischen Reisenden").

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 124. — Düntzer, Goethe's Tagebücher 55 56. Vgl. WA 3. Abt. I 28. — Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und seine Schriften, Baden 1857, 169—171. — O. F. Gruppe, R. Lenz, Leben und Werke, Berlin 1861, 129—144. — M. N. Rosanow, Jakob M. R. Lenz, deutsch von C. v. Gütschow 363 ff. Der Verfasser verbreitet sich S. 368—370 über Lenzens „Eselei", wie Goethe sich ausdrückt, und nimmt an, es handele sich dabei wahrscheinlich um ein Pasquill auf letzteren, das denselben tief gekränkt habe. — Düntzer (Des Dichters Jakob Lenz Flucht von Straßburg an den Weimarer Hof, in Westermanns Monatsheften, 37. Jahrg., LXXIV 272) sagt: „Trotz der Warnungen Goethes, sein Verhältniß zu Frau von Stein zu schonen, von dem er manches erkundschaftet haben wird, ließ er sich verleiten, im Hofkreise darüber zu spotten; er machte ohne Arg ‚Pasquille' auf ihn." Die Einzelheiten werde wohl ewiges Dunkel decken, „sollte nicht das großherzogliche Archiv, das manches Bedenkliche birgt, einmal seine geheimen Fächer öffnen". — Vgl. auch J. Froitzheim, Lenz und Goethe, Stuttgart 1891, 46 ff. — Th. Zolling, Die Wahrheit über Goethe's Friederike, in Gegenwart XLI 375 — H. Düntzer, Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit 116 ff.

[3] F. Waldmann, Lenz in Briefen 80 ff. — Rosanow a. a. O. 389 ff.

[4] Nach M. Rieger (Klinger in der Sturm- und Drangperiode dargestellt, Darmstadt 1880, 170 ff) wurde Klingers Bruch mit Goethe durch Kaufmann herbeigeführt.

Eifersucht, Unzucht, Kindesmord und anderer schauerlichen Greuel bewegte und da sie in Sprache und Ausdruck keine Grenzen kannten, so läßt sich denken, was sie in halben und ganzen Nächten in Goethes Gartenhaus verhandelt haben mögen. Gevatter Wieland hatte an solchen Kapiteln auch seinen Spaß.

Mit Wieland dauerte übrigens Goethes erste Familiarität nur ein Jahr. Dann knöpfte der Minister sich allmählich zu, verlor sich ganz ins Hofleben und überließ den geplagten Redakteur des „Teutschen Merkur" seinem Schicksal. Von nachhaltiger Unterstützung der Zeitschrift war keine Rede. Goethe nannte sie gelegentlich den „Sau Merkur", eine Kloake, und wetterte darüber, daß Wieland die erzählenden Feuilletons zerhacke, was sich doch bei einer Zeitschrift entschuldigen ließ[1]. An Wielands Werken hat er so gut wie keinen Anteil. Auf den „Oberon", das formvollendetste Werk Wielands, sah er damals sehr vornehm von oben herab, obgleich er, außer der ersten Skizze der „Iphigenie", um diese Zeit selbst nichts hervorbrachte, was sich irgendwie damit messen konnte. „Es ist ein schätzbar Werk für Kinder und Kenner. So was macht ihm niemand nach. Es ist große Kunst in dem Ganzen, so weit ichs gehört habe, und im einzelnen. Es setzt eine unsägliche Uebung voraus, und ist mit einem großen Dichterverstand, Wahrheit der Charaktere, der Empfindungen, der Beschreibungen, der Folge der Dinge und Lüge der Formen, Begebenheiten, Märchen, Fratzen und Plattheiten zusammengewoben, daß es an ihm nicht liegt, wenn es nicht unterhält und vergnügt. Nur wehe dem Stück, wenns einer außer Laune und Lage oder einer, der für dies Wesen taub ist, hört; so einer, der fragt: A quoi bon?"[2]

Für Herder, dem Goethe, nicht ohne politische Gründe, die Stelle eines Generalsuperintendenten verschafft hatte, mußte er schon anstandshalber ein wenig sorgen. Er richtete ihm die Wohnung ein, ließ für seine Ankunft sogar die Kirche ein wenig scheuern und reparieren, was nicht ohne Schwierigkeiten abging — denn der Gotteskasten hatte kein Geld und die Verwalter wollten anfänglich keine neuen Fenster machen lassen; er gab ihm auch gute Räte für die erste Predigt, nämlich recht einfach und verständlich zu sein, und witzelte über das „junge Faunchen", d. h. über Herders drittes Kind, dessen Geburt nahe bevorstand[3]. Der Witz ist, wenn man ihn mit Goethes

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 238. „In dem Sau Merkur ist's doch, als ob man was in eine Cloake würfe, es ist recht der Vergessenheit gewidmet und so schnitzelweis genießt kein Mensch was." — Freilich bat auch Wieland seinerseits Merck um etwas „philosophischen Teufelsdreck" als Beigabe (Wagner, Briefe an Merck 285).

[2] Düntzer, Goethe's Tagebücher 161 f. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 91.

[3] Düntzer, Aus Herders Nachlaß I 60 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. III 79 f.

„Satyros" zusammenhält, nichts weniger als anständig[1]. Als indes nach Herders Ankunft das Oberkonsistorium die Erklärung erließ, der Hofgemeinde, d. h. der ersten Klasse der Einwohner, stehe es frei, bei Herder zu beichten oder nicht, stand Goethe beim Herzog für ihn ein und erwirkte eine Verfügung, daß die Hofgemeinde wie bisher bei dem Hofprediger, also jetzt beim Herrn Generalsuperintendenten Herder, zu beichten habe. Wieland rief begeistert aus: „So oft ich ihn ansehe, möcht' ich ihn zum Statthalter Christi und Oberhaupt der ganzen Ecclesia Catholica machen können!" „Und wenn Göthens Idee stattfindet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt."[2]

Pius VI. dankte indes nicht ab, Rom unterwarf sich nicht. Die Weimarer Damen mochten in Herders Predigten gehen; Goethe selbst aber ging nicht hinein und ließ die Kirche Kirche sein. Auch Herder selbst ließ er nach den ersten Wochen des Wiedersehens ziemlich links liegen. Dieser seinerseits machte bei Hofe und beim Volk einen günstigen Eindruck, erkrankte aber um Weihnachten am Gallenfieber. Im Frühjahr hatte er schon wieder mit der Galle zu schaffen und mußte ins Bad, während Goethe sein Talent in den Eitelkeiten des Hoflebens begrub.

Das geistige Leben des Dichters sank dabei immer mehr. Kein Gebet, kein Gottesdienst, keine religiösen Anregungen lenkten ihn auf die tieferen Ideen zurück, mit denen er sich früher beschäftigt hatte. An ein eigentliches Studium nie gewöhnt, fand er nur Zeit zu flüchtiger Lektüre von zweifelhaften Büchern, wie Cardans „Selbstbiographie", Jan Nicolai Everard, Voltaires schändlicher „Pucelle"[3]. Wie Spott klingt es, wenn er dazwischen einmal in seinem Tagebuch einen Bibelspruch bringt oder das Schicksal, zu dem er aufseufzt, gelegentlich Gott nennt. Die einzigen bedeutenden Gedichte aus den drei Jahren 1776 bis 1778 sind: „Wanderers Nachtlied", die „Seefahrt", die „Harzreise im Winter", das Lied „An den Mond" und etwa noch das anmutige „Jägers Abendlied":

„Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild
Dein süßes Bild mir vor.

---

[1] W. Scherer, Aus Goethe's Frühzeit, Straßburg 1879, 43 ff.

[2] Wagner, Briefe an und von Merck 77 78.

[3] Vgl. über seine Lektüre Düntzer, Goethe's Tagebücher 27 35 65 75 84 86 111 117 127 135. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 15 19 26 32 38 42 43 44 62 65 68 72. — Um diese Zeit entfallen einmal auf Goethes Bücherankäufe im Jahr nur 10 Tlr, während für Kleider 100 Tlr und auch für Wein ein ziemlich hoher Posten in Rechnung kommt (Th. Lessing, Goethe's Haus- und Finanzwirtschaft, in Frankfurter Zeitung 1902, Nr 215, 1. Morgenblatt). Das Jahr (1776?) ließ sich aus dem Kontext nicht genau feststellen.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn." [1]

Sechstes Kapitel.

Die lustigen Tage von Weimar und das Liebhabertheater.

(1776—1778.)

So klein auch der Hof von Weimar war, es war ein Hof, verwandt mit den andern kleinen sächsischen Höfen, verschwägert mit den Höfen von Berlin, Darmstadt und Braunschweig, nicht ganz außer Fühlung mit denjenigen von Wien und Paris. Es thronte hier eine der hundert kleinen Souveränitäten, aus denen die Maschinerie des alten deutschen Reiches bestand, umgeben von ordensbesternten Grafen, Gräfinnen, Baronen, Baroninnen, Herren und Frauen „von", Hofherren, Hofdamen, Kammerdienern, Dienern, Zofen, Läufern, Leibhusaren, Pagen und Lakaien — wenigstens ein Miniaturstück aus der großen Welt — vom theatrum mundi. Das auswärtige Amt hatte freilich wenig Einfluß auf die Weltpolitik. Die Reichskorrespondenz war bloß für die Papierfabrikanten von entscheidender Bedeutung. Die innere Politik des kleinen Ländchens gab ebenfalls nicht viel zu tun: eine Schar von achthundert Beamten erledigte sie nach den althergebrachten Formeln. Von Mätressenwirtschaft und Soldatenherrschaft war das Ländchen bis dahin verschont geblieben. Die Klatschsucht der Weimarer Damen und die rohe Jagdlust der Weimarer Herren, über welche sich die Gräfin Egloffstein beklagt, erscheinen als sehr geringe Übel gegen die Mißstände, die damals an andern Höfen herrschten. Daß aber in Weimar mitten im Sittenverdernis des 18. Jahrhunderts die reinste paradiesische Unschuld gewaltet haben soll, ist kaum anzunehmen, wenn man an Wieland, Heinse und die andern beliebtesten Schriftsteller jener Zeit denkt und mit in Rechnung zieht, daß sie auf ihr Publikum achteten und ihm gefallen wollten.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 99.

Je weniger der Hof von Weimar sich um die großen Fragen der Zeit kümmerte, desto mehr mußte die Aufmerksamkeit auf fröhliche Unterhaltung, heitern Lebensgenuß, angenehme Zerstreuung gerichtet sein. Rotangestrichene Tage im Kalender waren die Geburtstage der hohen Herrschaften und Freunde, große Hoffeste und Galatage, Besuche fremder Herrschaften, Fürsten, Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen von Geblüte. Die wichtigste Zeit war die Faschingszeit, die in lustigen Präludien und fröhlichen Nachklängen Ausgelassenheit über das ganze Jahr verbreitete. Spazierfahrten und Ausflüge, Schlittenpartien und Eisfeste, improvisierte Maskeraden und Tanzbelustigungen, Jagden und ländliche Abenteuer kürzten abwechselnd die immer wohlfeile und vor Langeweile zu behütende Zeit. Die Herren ritten, jagten, fochten, politisierten, lasen Romane, trieben eine oder die andere schöne Kunst, auch wohl Pferde- und Hundezucht, Parkkultur und Ökonomie. „In Gold und Silber gestickten Sammt- und Atlaskleidern", berichtet ein zeitgenössischer Adliger, „machten die hiesigen Cavaliere einen großen Aufwand." „Hierzu kam, daß sich so viele dieser Herren Postzüge und sehr elegante sog. Phaëtons anschafften. Auch waren die Hazard- und hohen Commercespiele sehr an der Tagesordnung, daher denn, was kommen mußte, kam, und sie alle mit Ausnahme weniger Wohlhabenden in die Hände des Juden Ulemann fielen, der ihrem Vermögen den Garaus machte." [1] Die Damen beschäftigten sich neben dem Hauptfache der Toilette mit Romanlesen, Briefschreiben, Zeichnen, Malen, Silhouettieren, Singen, Musik, Vogel- und Blumenzucht und all dem kleinen Schnickschnack der Tagesmode.

„Die goethischen und andere gefühlvolle Schriften erweckten bei vielen schönen jungen Damen den Geist der Empfindsamkeit; der silberne Mond, vom Ritter Gluck besungen, die rauschenden Wasserfälle, der Ton der Nachtigall, die Blumen der grünen Wiesen waren von diesen zarten Gemütern noch nie so verehrt worden als damals. Goethe dichtete und Siegmund von Seckendorf komponierte und sang den Schönen die gefühlvollsten Lieder; einige der jungen Damen übten sich selbst in der Poesie wie in der Musik, deklamierten ihre Gedichte, und wenn man bei Sommernächten durch die Straßen ging, ertönten aus vielen Fenstern die lieblichsten Melodien." [2]

Eine Art schöngeistigen Salons hatte Herzogin Anna Amalia eingeführt. Wieland, Goethe, auch die mindern Poeten, lasen in elegantem Kreise ihre älteren oder auch neuesten Dichtungen vor [3].

---

[1] Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmanns III, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., 501.

[2] So berichtet der junge Lyncker (Marie Scheller, Vom Schreibtisch und aus dem Atelier a. a. O. 292).

[3] „Nos soi-disans beaux-esprits", schrieb am 29. Juli 1776 der derzeitige Oberhofmeister Anna Amalias, Moritz Ulrich Graf zu Putbus, „quelque fois assez laids,

Eine anschauliche Schilderung eines solchen Rezitationsabends verdanken wir dem Dichter Gleim, der Ende Juni 1777 in Weimar verweilte: „Kurz darauf, nachdem Goethe seinen Werther geschrieben hatte, kam ich nach Weimar und wollte ihn kennen lernen. Ich war abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten Göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich eins und das andere der Gesellschaft mitteilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen aufgeschlagenen Jagdrocke unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzender, italienischer Augen, die er im Kopfe hatte, wüßte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urteil abgaben, und eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener feine Jägersmann — dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot sich in demselben Augenblicke, wo er sich auf eine verbindliche Weise gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir so beliebte, im Vorlesen, damit ich nicht allzusehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechseln wollte. Ich konnte nicht umhin, diesen höflichen Vorschlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Musen, die drei Grazien nicht zu vergessen, was habe ich da zuletzt hören müssen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:

Die Zephir'n lauschten,
Die Bäche rauschten,
Die Sonne
Verbreitet' ihr Licht mit Wonne.

Auch die etwas kräftigere Kost von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde so vorgetragen, daß sich keiner darüber zu beschweren hatte. Auf einmal aber war es, als ob den Vorleser der Satan des Übermutes beim Schopfe nehme und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Gestalt vor mir zu sehen. Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus. Hexameter, Jamben,

font un objet de curiosité pour un observateur philosophe. Quelque fois génies ou du moins prétendans de cette couronne dans leurs écrits, ils ne prouvent pas la même ambition dans leurs conversations. Immer herablassend, an allem Theil nehmend, alles mitmachend, sind sie kindisch, schwärmend, und wenn ihre Laune auf das Höchste gestiegen, studentisch." „Plus infaillibles qu'un Pape, ils lancent des anathèmes et des bans contre tous ceux qui leur refusent l'admiration" (Goethe-Jahrbuch XVIII 102).

Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte. Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte.

„Was hat er nicht alles mit seinem Humor an diesem Abend zusammenphantasiert! Mitunter kamen so prächtige, wiewohl nur ebenso flüchtig hingeworfene, als abgerissene Gedanken, daß die Autoren, denen er sie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müssen, wenn sie ihnen vor ihrem Schreibpulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete sich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er versetzte allen Anwesenden irgend etwas. Auch meiner Mäzenschaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künstler für eine Pflicht gehalten habe — so sehr er sie auf der einen Seite belobte, so vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen bei den Individuen, denen ich diese Unterstützung zuteil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelversen gedichteten Fabel mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn (!), der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet, dem es aber en passant wohl auch einmal begegnet, und der es nicht übelnimmt, wenn man ihm ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt.

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel! rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. Beides — gab mir dieser zur Antwort; — er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man tut wohl, ihm nicht allzunahe zu kommen.“ [1]

Das Hauptinstitut zum Schutz gegen Langeweile, das herzogliche Hoftheater, war leider mit dem Schloß niedergebrannt. Während der Prinzenreise und des Regierungswechsels konnte noch nicht an den Bau eines neuen Thaliatempels gedacht werden. Doch sorgte die Regentin mütterlich für die Fortsetzung der Redouten, und kaum war der junge Herzog auf dem Thron, da erstand auch das Theater in neuer Gestalt, noch lustiger und unterhaltender als bisher — als Liebhabertheater [2].

---

[1] v. Biedermann, Goethes Gespräche I³ 86—88.

[2] Die Vorgeschichte desselben gibt Ernst Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar I, Leipzig 1863, 3—30. Vgl. Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmanns II, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., 405 f. Eine sehr verläßliche und anschauliche Darstellung des Liebhabertheaters selbst schrieb C. A. H. Burkhardt, Das herzogliche Liebhabertheater, in Grenzboten 1873 III 1 ff. Vgl. dazu: A. Schöll, Goethe's Verhältniß zum Theater. Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst, Weimar 1865. — E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters, Weimar 1865. — „Goethe's Theaterintendantur“, in Unsere Zeit 1866 II 561—582. — R. Keil, Corona Schröter. — Düntzer, Charlotte von Stein und

Mit Hilfe des Malers Schumann und des Schreiners Mieding fing der Hofjäger, Gastwirt, Fuhr- und Bauunternehmer Hauptmann im November 1775 an, in seinem Hause an der Esplanade, wo die Redouten gehalten wurden, eine kleine Bühne aufzuschlagen. Sie war nur 11 Fuß breit, die Kulissen hatten $6^1/_2$ Fuß Höhe, $2^1/_2$ Fuß Breite. Anna Amalia steuerte 80 Taler bei; die andern Herrschaften spendeten ähnliche Beiträge; das ganze Institut kam auf 350 Taler zu stehen. Im Januar wurden schon drei Stücke gegeben: den 21. „Adelaide", den 25. „Der Postzug oder die nobeln Passionen" von Ayrenhoff und dazu das „Milchmädchen" von Duni. Im Februar gab man das „Glashüttenballett", „Minna von Barnhelm", „Die kleine Noblesse" und „Nanine". Im provisorischen Palais des Herzogs leitete gleichzeitig der Oberhofmarschall Graf zu Putbus die Aufführung französischer Konversationsstücke und Operetten, bei welchen sich bald der Konsistorialrat v. Lyncker und der Oberstallmeister v. Stein durch ihr gewandtes Spiel und ihren guten Akzent Lorbeeren verdienten.

Die herzogliche Familie begnügte sich anfangs, im Zuschauerraum zu erscheinen; doch bald wich das fürstliche Selbstbewußtsein der Lust, sich mitzuverkleiden und mitaufzutreten. Schon im März erschien der junge Herzog als Major O'Flaherty an Goethe-Belcours Seite, und damit war das Eis gebrochen. Der Hof spielte nun herzhaft mit und fand an Proben und Aufführungen unendliches Vergnügen. Vom Herzog herab bis auf Gärtner und Lakaien, alles mußte mithelfen Theater spielen. Auch aus der Stadt zog man die Leute herbei. Das erste Jahr mußte jeder selbst für seine Garderobe aufkommen, dann übernahm der Herzog die Ausstattung. Aus den Sälen der kleinen Residenz rollte der Thespiskarren hinaus aufs Land, Gartenhecken und Büsche wurden in Naturszenerien verwandelt, das Leben selbst wurde zur lustigen Komödie.

Pekuniär war es eine gewisse Ersparnis, daß der Hof keine Schauspieler und Schauspielerinnen zu bezahlen brauchte, sondern sich mit seinen eigenen Kräften bestens unterhielt[1]. Für die Hofleute selbst hätten die dramatischen

---

Corona Schröter, Stuttgart 1876. — R. Gottschall, Frauenbilder aus unserer classischen Zeit, in Unsere Zeit 1875 II 880 ff. — R. Keil, Frau Rath, passim. — Wagner, Briefe an Merck (1835) und Briefe an und von Merck (1838). — W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar II² 170 ff. — A. Doebber, Lauchstädt und Weimar. Eine theaterbaugeschichtliche Studie, Berlin 1908, 8 ff.

[1] Karl Theophil Döbbelin, der am 1. November 1756 zum Theaterdirektor ernannt wurde, erhielt 6800 Rtlr, womit er für die ganze Schauspielergesellschaft aufkommen mußte (Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar I 10). — Carl August gab für das Theater vom 1. Oktober 1776 bis 1. Oktober 1777 nur 1064 Tlr 9 Ngr. aus, vom 1. Oktober 1778 bis 1. Oktober 1779 noch weniger: 611 Tlr 16 Gr. (Burkhardt in Grenzboten 1873 III 1 ff). — Ein großer Unterschied!

Übungen, bei Wahl bedeutender Stücke, eine sehr bildende Unterhaltung werden können. Auch so boten sie immerhin noch mehr geistigen Bildungsstoff als sonstige Zerstreuungen, dazu eine reiche Fülle von Anregung für anderweitige Unterhaltung, Witz, Humor, persönliche Anspielungen. Die Theaternamen griffen als lustige Spitznamen ins Leben hinüber; die Rolle gab dem Spieler eine romantische oder humoristische Färbung; die Stücke wurden in scherzhafter Konversation, in neckischen Streichen und Abenteuern weitergesponnen und liehen der prosaischen Wirklichkeit stets neue Würze.

„Es ist bekannt", sagt Herman Grimm, „daß es sich bei solchen Gelegenheiten meist mehr um die Proben als um die Aufführungen selber handelt. Jeder, der einmal dabei war, weiß, daß nichts die Menschen gesellig so durcheinander und in so intime Berührung bringt, als Theaterproben von Dilettanten. Vieles ist erlaubt und das Tollste natürlich, weil die Sache es zu verlangen scheint." [1] Bei diesen Proben löste sich aller Zwang der Etikette. Der Herzog und die Herzoginnen, die adligen Hofherren und die bürgerlichen Poeten, die vornehmen Hofdamen und die Kammersängerinnen, der ganze Hof verschmolz zu einer lustigen Schauspielergesellschaft, die in Bezug auf Humor und Schabernack al pari stand. Prinz Constantin mußte auf Goethes Schlagwort achten, Amalie Kotzebue redete den Herzog mit Du an, der Herr v. Seckendorff vergaß auf seine Ahnenreihe, um den närrischen Professor Musäus im Ulk zu übertreffen [2]; selbst Goethes Diener Philipp Seidel und der Schreiner Mieding, der „Director der Natur", durften hinter den Felsen von Pappe mit den fürstlichen Herrschaften ab und zu etwas fraternisieren. Daß sich da auch galante Abenteuer entwickeln mußten, versteht sich von selbst. Es gab kein Stück ohne Liebschaft, und Goethe bevorzugte entschieden verfängliche Situationen.

Was den literarischen Wert des Ulks betrifft, der an dem Liebhabertheater zu Weimar zu Tage gefördert wurde, so hat Gervinus wohl nicht unrecht, wenn er denselben ziemlich gering anschlägt. Manche Proben davon haben sich noch erhalten. Sie überragen nicht viel das Mittelmaß des Ulks, der seit 1775 bis heute auf hundert andern Liebhaberbühnen getrieben worden ist. Man vergleiche die folgende Einladung, die sich in Familienpapieren findet:

---

[1] Goethe Vorlesungen I[7] 318 f. Man behalte diese Bemerkung für das Folgende im Auge.

[2] Wenn Musäus „am Abend zuvor auf dem von Goethe geleiteten Liebhabertheater aufgetreten war, so kam es sehr oft vor, daß er am andern Morgen mit noch geschminkten Backen zum Gaudium seiner Schüler in der Klasse erschien" (A. Trinius, Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen, Berlin 1904, 29).

„Wir der thränenreichen Melpomene und der freudebringenden Thalia Söhne und Töchter vermelden unserm viel und hochgeehrten Compan und Mitgenossen, dem Geh. Rath von Lyncker unsern freundlichen Gruß zum Voraus.

„Nachdem wir Endesunterschriebene uns entschlossen haben, unsern Ur-ur-ur- und Pflegemüttern obbenannten beyden Musen göttlichen Andenkens ein schuldiges Opfer zu bringen und deren zeithero leider so sehr vernachlässigtes Andenken auf eine stattliche und geziemende Weise zu erneuern; zu dem Ende auch Einer aus unsern Mitteln von uns befehligt und ermuntert worden ist die Feder zu ergreifen und ein taugliches präsentables Theaterstück an den Tag zu bringen, so hegen wir zu unserm eingangs erwähnten Compan und Mitgenossen das gegründete Vertrauen: Er werde sich rückerinnernd seines vormals bezeugten Eifers und des so reichlich dafür empfangenen Dankes und Beyfalls gerne und willigst bewegen lassen, an unserem so löblichen Vorhaben Theil zu nehmen, sich in unsern Reihen anzuschließen oder passender uns auszudrücken dieselben anführen zu wollen. Solches hoffend und voraussehend haben wir gegenwärtiges Schreiben abgefaßt und persönlich eigenhändig sammt und sonders unterschrieben.

Amelie, Herz. zu S.
Carl August, H. zu S. quâ tutor.
v. Goechhausen. Moritz Brühl Gastwirth.
Christine Brühl.
C. J. M. v. Wedel.
v. Hendrich. v. Staff.
von Einsiedel coll." [1]

Da das Entstehen der Liebhaberbühne mit Goethes Ankunft in Weimar zusammenfällt, so ist nichts natürlicher, als daß man ihn als deren Urheber betrachtet hat. Doch ist das nicht ganz zutreffend. Die eigentliche Patronin und Gründerin des Weimarer Theaters ist die Herzogin Anna Amalia. Unter ihr waren Schauspiel, Operette und Oper schon längst aufgeblüht, ehe Goethe nach Weimar kam. Als er erschien, wich allerdings Wieland mit seinen Operntexten in den Schatten zurück, aber dafür trat der musikalisch gebildete Herr v. Seckendorff auf, um an Goethes Seite als Regisseur, Theaterpoet, Musiker und Schauspieler mitzuwirken, während die allgemeine Jovialität der Hofgesellschaft und die Gunst der Herzogin-Mutter rasch alle nur irgendwie geeigneten Kräfte in Bewegung setzten. Mit seinem lebhaften Humor, seiner reichen Dichterphantasie, seiner urwüchsigen Gemütlichkeit war Goethe freilich ganz wie gemacht, in dieser vornehmen Schauspielergesellschaft

[1] C. A. H. Burkhardt, Das herzogliche Liebhabertheater 1775—1784, in Grenzboten 1873 III 3 4.

hervorragend tätig zu sein und allmählich ihr Hauptregisseur zu werden. Er spielte zwar anfangs etwas ungestüm und wenn er sich mäßigen wollte, zu steif, memorierte auch nicht genau; doch in humoristischen Rollen fand man ihn unübertrefflich, und wo das Gedächtnis versagte, wußte er sich mit Erfindungen aller Art aus der Klemme zu ziehen.

Als Theaterdichter hatte er weniger Glück. Denn in dem Durcheinander der ersten Monate kam er nicht dazu, etwas Neues zu produzieren. Nach einem Vierteljahr nahm er deshalb seine Zuflucht zu seiner alten Mappe und zog daraus die „Mitschuldigen" hervor, jene traurig-komische Ehebruchsfarce, die er während seines „etwas wüsten" Leipziger Studententreibens geschrieben hatte[1]. Er übernahm selbst den „Alceste", Musäus den „Wirth zum schwarzen Bären", Einsiedel sollte den „Söller" spielen. Doch diesem scheint das Stück nicht sonderlich gefallen zu haben; er wollte die Rolle nicht übernehmen.

„Du mußt in einer verfluchten Hypochondrie stecken", schrieb ihm Goethe. „Ich wollte schwören, dir wärs gut, wenn du dich nur ein bissel angriffst. Ich weis nun nicht, was ich mache. Die Andern spielen brav und ich weis absolut keinen Söller — Und weis, daß du ihn gewiß gut spielen würdest. Vielleicht besuch' ich dich heut."[2]

Einsiedel ließ sich nicht bereden. Bertuch übernahm nun die Rolle. Doch half es Goethe wenig, sein Stück durchgesetzt zu haben. Es wurde, wie ein Anwesender berichtet, „als ganz unmoralisch angesprochen"[3] und machte einen „bänglichen" Eindruck. Um die Scharte auszuwetzen, übte Goethe jetzt rasch das Singspiel „Erwin und Elmire" ein. Schon Mitte Mai waren die Arien dafür gedruckt, und der zierlich gereimte Klingklang der Liebe versöhnte am 24. vollständig das Publikum.

„Erwin.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht.
Blühtet, ach! dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht.

---

[1] Vgl. R. v. Gottschall: „Der junge Goethe ergab sich einem etwas wüsten Leben, das seinen Körper auf lange Jahre hinaus zerrüttete" (Unsere Zeit 1875 II 894). Der Ästhetiker Friedrich Vischer (Goethe-Jahrbuch IV 38) sagt: „Mit achtzehn Jahren ‚die Mitschuldigen', ein so früher Blick hinter die Kouliſſen des Familienlebens, solche Weltkenntniß, Komisches mit solcher, mit so unkomischer Grundlage: das ist unheimlich."

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 120.

[3] Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmanns II, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., 406.

Jener Tage denk' ich traurend,
Als ich, Engel, an dir hing;
Auf das erste Knöspchen laurend,
Früh zu meinem Garten ging,
Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angesichte
Hoffnungsvoll die Seele schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht,
Blühtet, ach! dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht." [1]

Da die Hofleute keine Schauspieler von Fach waren, so konnte nicht jede Woche ein neues Stück gegeben werden. Das Einstudieren nahm viel Zeit und Mühe in Anspruch. Von Mitte Mai bis Mitte Juli wurde nur sechsmal gespielt; im August wiederholte man den „Postzug" und das „Milchmädchen", am 10. September „Erwin und Elmire"; erst am 16. September kam wieder ein neu eingeübtes, obwohl nicht neues Stück „Die heimliche Heirath", leichte Ware, wie alles, was bis dahin gegeben worden war. Darauf wurde etwas pausiert.

Inzwischen Geheimer Legationsrat geworden, erinnerte sich Goethe seiner „Mitschuldigen", nahm einige Veränderungen daran vor und ließ sie Mitte November im Hause des Professor Musäus wieder einüben. Diesmal setzte er sie mit Erfolg durch: sie wurden ein paarmal wiederholt, was aber nicht eben für eine Besserung des Geschmacks zeugt. Erst jetzt, nachdem er über ein Jahr als dramatischer Dichter nichts Neues geleistet, fiel ihm auf einer Jagd in Waldeck ein, wieder einmal ein Stück zu schreiben [2]. In drei Tagen warf er „Die Geschwister" [3] aufs Papier, in zwei Tagen waren sie abgeschrieben. Das Stück ist ein weinerliches Lustspiel und ein lächerliches Tränenspiel, ein Anhang zu „Clavigo" und „Stella" und zugleich ein kondensierter Abguß der Gefühlsschwärmerei, welche seine Liebesbilletts an Frau v. Stein durchatmet. Zwischen Vollendung und Aufführung des Stückes erhielt sie seine Verse an den Geist des „lieben heiligen großen Küssers" Johannes Sekundus, ein Zusammentreffen, das wohl nicht ganz zufällig ist und den Goethe-Psychologen zu denken geben könnte [4].

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVIII 90.

[2] Der früher erwähnte Vortrag vom „Falken" erstickte im Gestrüpp von Ilmenau.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. IX 117—145.

[4] A. Schöll (Goethes Briefe an Frau von Stein, 3. Aufl. von J. Wahle [2 Bde] I, Frankfurt 1899, 15) gesteht von diesem Gefühlsdrama, daß „dessen naive Form auf unnaivem Grunde zu ruhen scheint und, in seiner delikaten Ent-

Mag er es nun auch keineswegs beabsichtigt haben, sein Verhältnis zu ihr vor dem ganzen Hof auf die Bühne zu bringen, so ist das Stück doch unverkennbar aus dem trüben Gefühlsdurcheinander dieser Neigung hervorgegangen. Er hatte dem Verhältnis den anscheinenden Charakter eines brüderlich-schwesterlichen gegeben, er nannte es im Mai „das reinste, schönste, wahrste, das ich ausser meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt“ [1]. Unter diesem Titel hatte Frau v. Stein es sich weiter gefallen lassen. Doch Goethes langgenährte Leidenschaft verlangte zeitweilig mehr: er wollte nicht schwesterliche, sondern bräutliche Liebe, und hauptsächlich darum interessierte er sich für das psychologische Problem, welches der kleinen Comédie larmoyante zu Grunde liegt. Die Handschrift gelangte auch gleich an die wirkliche Adressatin [2] und wurde ihr zum Aufbewahren anvertraut, nachdem Goethe als „Wilhelm“ auf der Bühne Fräulein Amalie v. Kotzebue [3] als „Marianne“ umarmt hatte.

Der Dichter schildert hier zum Teil eigene Erlebnisse und macht in der Person Wilhelms unter anderem folgendes Geständnis: „Du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst du da? Und du? Just in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es ist lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich schien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und machte euch elend!“ [4]

Dieses Stück ist das einzige Drama, das im ersten der „lustigen Jahre“ zu stande kam. Nun bedenke man, daß ein so groß und herrlich beanlagter Geist wie derjenige Goethes sich wochenlang in Theaterproben mit so leichter Ware wie „Die Mitschuldigen“ und „Die Geschwister“ herumschlug, vor den jugendlichen Hofleuten eines zwanzigjährigen Fürsten den Ehebruch zum Gegenstand der Komik nahm, junge Damen stundenlang einübte, um ein „am Unsittlichen um Haaresbreite“ vorbeistreifendes Stück zu geben — und vergleiche dazu das Urteil Bielschowskys: „Man kann sagen, daß Goethe in dem Jahrzehnt von 1776 bis 1786 fast Tag für Tag darüber nachgedacht, wie er den Herzog zum Guten lenke.“ [5]

---

wicklung am Unsittlichen um Haaresbreite vorbeigeführt, etwas Peinliches für ein gesundes Gefühl haben kann“.

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 70.

[2] „Es muss uns bleiben“, schrieb er ihr am 2. Dezember (Goethes Werke, WA 4. Abt. III 125 f). Wenn sich das auch bloß auf die Handschrift bezieht, wie Düntzer meint (Charlotte von Stein I 70), so ist das genug, um die gegebene psychologische Erklärung zu bestätigen.

[3] Schwester des berüchtigten Dichters, dessen Komik im Grunde nicht viel niedriger steht als die der „Mitschuldigen“. Der Abstand ist nur „Haaresbreite“.

[4] Goethes Werke, WA 1. Abt. IX 139.

[5] Goethe I[21] 316.

Bald zeigten sich denn auch die naturgemäßen Früchte. Törichte Liebeleien, Eifersüchteleien, Unzufriedenheit und Verdruß durchkreuzten den geräuschvollen Taumel anscheinender Freude. Wie Goethe trotz aller Versicherungen ungeteilter Liebe an Frau v. Stein fast tagtäglich mit „Misels" verkehrte, bald in seinem Garten, bald in Tanz- und Musikproben mit ihnen zusammenkam, fand auch der junge Herzog diese Theatermoral ganz allerliebst und überließ seine brave Gattin immer mehr sich selbst. Wie Klopstock vorausgesehen, nahm die tieffühlende, edle Fürstin sich diese Vernachlässigung sehr zu Herzen. Sie zog sich trauernd zurück und hing ihrem Gram nach. Der Herzog ärgerte sich dann wieder über ihre Stille und Eingezogenheit und suchte um so mehr geräuschvolle Freuden auf. Prinz Constantin, obwohl erst siebzehn Jahre alt, wollte hinter dem allgemeinen Fortschritt nicht zurückbleiben, sondern sofort heiraten, und zwar keine andere als das Hoffräulein Karoline v. Ilten, das aber nicht ebenbürtig befunden ward und sich nun ebenso unglücklich fühlte wie er.

Den ersten sonnigen Kapiteln des Romanlebens folgten notwendig die Kapitel der Verwicklung. Die „Misels" wurden nicht nur bekomplimentiert, sondern auch gedrillt. Die Proben wurden auf die Dauer langweilig. Regisseur, Musikdirigent und Ballettmeister mußten, wohl oder übel, schulmeistern und repetieren. Das Dämonium des Neides richtete bei den Rittern wie bei ihren Schönen mancherlei Verwirrungen an. Goethe hatte schon nicht mehr die Kraft, sich und die andern aus dem kleinlichen Hof- und Alltagsleben zu höheren Ideen zu erheben. Er suchte seine Leute durch leichte satirische Poesie bei Humor zu erhalten.

Um vor allem Herzogin Luise mit dem Faschingstreiben des Hofes wo möglich auszusöhnen, sollte ihr Geburtstag, der 30. Januar 1777, recht feierlich begangen werden. Auf diesen Tag wurde das ganze Theater neu und besser eingerichtet, der Zuschauerraum gleichmäßig erhöht, Quergalerie und Saal mit schwarzen Tüchern ausgeschlagen, alles bis herab auf die Theaterbilletts vornehmer ausgestattet. Schreiner, Maler, Musiker, Kopisten hatten den ganzen Monat Januar vollauf zu tun. Eine Probe drängte die andere. Sämtliche Vorbereitungen kamen auf 516 Taler zu stehen.

Charakteristisch für die Macht und den Einfluß Goethes ist es, daß er in seinem sonst unbedeutenden Feststück „Lila" nicht nur Anzüglichkeiten auf viele Persönlichkeiten sich erlaubte, sondern es sogar wagen durfte, die vermeintlichen „Skrupel", d. h. die wohlbegründete Abneigung der Herzogin gegen das ganze leichte Treiben, verkappt, in nur schwach verblümter Weise, direkt anzugreifen. In der jetzigen Fassung, die das Stück später in Italien erhielt, tritt diese Absicht deutlicher hervor.

Lila, die sanfte empfindsame Gattin des Barons Sternthal, ist völlig gemütskrank geworden, zieht sich von ihrer Familie ganz zurück und verkehrt

in einer einsamen Waldhütte mit Geistern, Feen und Gespenstern. Auf den Rat des Doktor Verazio gehen die betrübten Familienglieder auf die Ideen der Gemütsleidenden ein, verkleiden sich in Feen und Gespenster, tanzen ihr einige Balletts vor und heilen sie auf diese Weise von ihrer Überspanntheit und Absonderungssucht. Vollständig hergestellt kehrt sie in ihre Familie zurück. — Das ging auf Herzogin Luise, welche an dem wilden Treiben ihres jungen Gemahls keinen Geschmack fand und, freilich ohne jegliche Gemütskrankheit, sich ihm und dem Hofleben entfremdet hatte[1].

Um nicht allzu deutlich zu werden, hatte Goethe bei der ersten Bearbeitung die Rollen Sternthals und Lilas getauscht. Die lebensfrohe Gattin kuriert den an melancholischer Gespensterseherei leidenden Gemahl durch die entsprechende Feenkomödie mit reizenden Balletten. Das kleine Feenspiel besitzt übrigens weder den romantischen Zauber echter Märchendichtung noch die derb-urwüchsige Volkskomik, die in Shakespeares „Sommernachtstraum" so köstlich vereint sind. Die Hauptaufgabe fiel dem Ballett zu. Herzogin Luise aber, vereinsamt und von niemand beraten, mußte den Unsinn des Frankfurter Götterjünglings über sich ergehen lassen und fand es schließlich am klügsten, um Lieb und Friedens willen die Waffen zu strecken. Der Hof erklärte dann natürlich, daß Goethe recht gehabt und daß er alles aufs beste geleitet habe und daß er ein göttlicher Mensch sei.

Als Herzog und Herzogin sich wieder in gemütlicher Stimmung zusammengefunden hatten, jammerte Wieland, daß Goethe ihm nichts mehr sei.

„Von meinen hiesigen sogenannten oder auch würklich guten Freunden ist auch nicht ein einziger, der mir nur so viel Licht und Wärme mittheilte, als vonnöthen ist, um ein paar Eier dabei lind zu sieden. Sogar Göthe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit jenem — was für herrliche Stunden, und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun ists, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausgieng, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit — und es ist Nichts mit ihm anzufangen." [2]

Goethes Produktivität war wirklich wie erloschen. Frühling, Sommer, Herbst gingen vorüber, ohne daß er etwas Neues geschaffen hätte. Im März wiederholte man seine „Lila", im April etliche andere Stücke. Dann siedelte der Hof auf die Ettersburg über, wo man mehr im Freien lebte und das Theater mit ländlichen Erholungen vertauschte.

Dieses Jagdschloß liegt nur anderthalb Stunden nordwestlich von Weimar am waldigen Abhang des Ettersberges. Hier wurden nun Alleen angelegt,

---

[1] Goethes Werke (Hempel) IX 101 ff. [2] Wagner, Briefe an Merck 102 f.

Waldnischen ausgehauen, künstliche Balkone in die großen Bäume hinaufgezimmert, damit die poetische Gesellschaft es den Vögeln gleichtun konnte. An der Hottelstädter Ecke, wo eine schöne Fernsicht war, legte man ein Lusthaus an, im Walde eine anmutige Kaffee-Einsiedelei; dazu Rasenhütten, eine Kegelbahn, endlich auch ein kleines Naturtheater. Improvisationen, Schattenspiele und kleinere Szenen hielten das Dilettantenkollegium in mimischer Übung, bis im Winter wieder die eigentliche Theatersaison begann. Während Musäus sich Stücke von Gotha verschrieb, ließ Goethe seine „Mitschuldigen" wiederholen. Etwas Neues brachte er erst wieder auf der Herzogin Geburtstag 1778. Am 12. September 1777 hatte er an Frau v. Stein geschrieben: „Eine Tollheit hab ich erfunden, eine komische Oper die Empfindsamen, so toll und grob als möglich. Wenn Seckendorf sie komponieren will kan sie den Winter gespielt werden ich hab angefangen, Philippen zu dictiren." [1] Das Stück, „Die geflickte Braut" [2], maskierte, nur wieder in anderer Gestalt, die Lektion, die Goethe das Jahr zuvor der Herzogin wegen ihrer noch immer nicht überwundenen ernsteren Geistesrichtung gegeben hatte. In der späteren Ausgabe heißt der Schwank: „Der Triumph der Empfindsamkeit." [3]

Der gefühlskranke Prinz Oronaro führt einen vollständigen Apparat der empfindsamen Poesie mit sich im Land herum: Mondschein, Nachtigallengesang und sprudelnde Quellen, alles in eigenen Kasten, dazu eine Laube und eine Puppe, welche in allen Stücken seiner Geliebten Mandandane, der Frau des Königs Andrason, gleicht. So kommt er an den Hof Andrasons, wo die neugierigen Hoffräulein alle Geheimnisse seiner Liebespoesie ergründen, die Puppe aufschneiden und darin den Kern seiner Liebe entdecken — es ist ein leinener Sack mit den empfindsamen Romanen der Zeit: Sternes „Sentimentale Reise durch Frankreich und Italien", Johann Martin Millers „Siegwart", Rousseaus „Héloise", Goethes „Werther". — Nachdem die Mädchen ihre Neugier befriedigt, flicken sie die Puppe wieder zu: daher der Titel „Die geflickte

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVII 311 (Lesarten).

[2] Urkundlich läßt sich der Titel nicht nachweisen. Vgl. a. a. O.

[3] Vgl. K. W. Böttiger, Carl August Böttiger. Eine biographische Skizze, Leipzig 1837, 133 f. — Vgl. auch Fragment d'une lettre originale de M. W. Schlegel sur le Triomphe de Sensibilité, bei Erich Schmidt, Ein verschollener Aufsatz A. W. Schlegels über Goethe's „Triumph der Empfindsamkeit" (J. Zupitza, Festschrift zur Begrüßung des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentags zu Berlin 1892, Berlin 1892, 77—92). Schlegel sieht in dem Stück den Ausfluß der unvermeidlichen Reaktion gegen das durch „Werther", „Stella" und „Clavigo" entfachte Empfindsamkeitsfieber (S. 87 f). — A. Köster (in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe VII 373—376) vertritt die Ansicht, daß sich der „Triumph der Empfindsamkeit" nicht auf das eheliche Leben des Herzogspaares beziehe, sondern Lenz in seiner Liebe zu Henriette v. Waldner parodiere.

Braut". Statt ihrer setzt sich aber die wirkliche Mandandane in die Laube. Der Prinz erscheint — und siehe da, seine empfindsame Liebe ist entflohen. Erst die Puppe, die nun hergebracht und der wirklichen Mandandane gegenübergestellt wird, erweckt wieder seine überspannten Gefühle. Zwischen Weib und Puppe, lebender Natur und Mechanismus wählend, zieht er begeistert seine Puppe vor, überläßt Andrason seine Mandandane und erfüllt so das Orakel, mit dem humoristisch-geheimnisvoll die Farce beginnt:

„Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,
Und der leinene Sack seine Geweide verleiht,
Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über dein Haus."

Zum Hohn auf das „deutsche Theater", auf dem alles möglich ist, bekommt das Stück zu den fünf Akten noch einen sechsten. Der Prinz singt seine Puppe an:

„Was Menschen zu erfreuen
Die Götter je gesandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!" [1]

König Andrason aber hebt vor dem großen Schlußballett aus „hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten", besonders diese hervor, „daß ein Thor erst dann recht angeführt ist, wenn er sich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern".

Als Ballast in das leichte Schiffchen dieses Lustspiels legte Goethe an geeigneter Stelle das Monodrama „Proserpina", eine geniale, schwungvolle Dichtung im Stile des „Prometheus" [2], deren hohes Pathos, vor- und nachher persifliert, wunderlich von der fastnachtsmäßigen Einrahmung abstechen mußte. Goethe übernahm die Rolle des Andrason, Corona Schröter die der Mandandane-Proserpina.

(Proserpina „bricht den Granatapfel ab.)

Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergessen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVII 9 72.

[2] M. Bernays (Deutsche Biographie IX 448) findet, daß dasselbe „zu den herrlichsten Productionen Goethe's zählt" und in der „Geflickten Braut" „einen durchaus ungeziemenden Platz erhielt". Auch Alexander v. Weilen (Chronik des Wiener Goethe-Vereins XVI 18) urteilt, in der „Proserpina" lebe der echte Genius Goethes und sie habe ihren wahrhaft poetischen Wert.

In der vertaumelten
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmlischen Blüthen,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward!

(Sie ißt einige Körner.)

Labend! labend!
Wie greift's auf einmal
Durch diese Freuden,
Durch diese offne Wonne
Mit entsetzlichen Schmerzen,
Mit eisernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach warum schafft
Die erste Freude hier mir Qual?
Was ist's? was ist's? —
Ihr Felsen scheint hier schrecklicher herabzuwinken
Mich fester zu umfassen!
Ihr Wolken mich tiefer zu drücken!
Im fernen Schooße des Abgrunds
Dumpfe Gewitter sich tosend zu erzeugen!
Und ihr weiten Reiche der Parzen
Mir zuzurufen:
Du bist unser!" [1]

Die Spitze des vorausgehenden und folgenden burlesken Unsinnes kehrte sich sowohl gegen die Herzogin und ihre Lieblingsdichter, Klopstock und seine Jünger, als auch gegen den Verfasser selbst, soweit seine Dichtung früher, trotz aller Entgleisungen, noch einen höheren Aufflug genommen hatte. „Proserpina" ist nämlich ganz antik gedacht und ausgeführt, ein Seitenstück zum „Prometheus" und zu den erhabenen Oden, die Goethe früher gedichtet, doch nicht mehr so kraftgenialisch, sondern schon mehr hinüberleitend zu „Iphigenie" [2]. Auch der „Werther" besitzt, ungeachtet seines unmoralischen Charakters, doch weit mehr idealen Gehalt und Wert als der Faschingsulk, dem er geopfert wurde. Diese Selbstverspottung berührt um so unerquicklicher, wenn man auf die psychologischen Momente achtet, die für Goethe persönlich in Betracht

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVII 46 f.

[2] Auf Grund neuerer Forschungen erscheint es nicht ausgeschlossen, daß wir in der „Proserpina" das auf den Tod einer Nichte Glucks verfaßte Trauergedicht Goethes vor uns haben, welches bisher als verschollen galt.

kamen und auf die er bei seinem Publikum spekulierte. Als Bekenntnis seines eigenen Innenlebens besagt die Farce, daß er die nebelhafte Herzensquälerei des „Werther" satt habe und nach einer wirklichen Mandandane verlange. Als Vortrag ans Publikum aber eröffnet sie demselben das täuschende Spiel, das der Dichter im „Werther" getrieben hatte. Gerade die Verquickung niedriger Leidenschaft mit idealer Träumerei und scheinbar religiösen Anwandlungen hatte die ganze sentimentale Damenwelt für den „Werther" eingenommen, den Enthusiasmus dafür bis zum halben Wahnsinn gesteigert und dadurch das größte Unheil angerichtet. Jetzt erschien der vergötterte Selbstmörder plötzlich wieder lebendig im lustigsten Maskenkostüm auf der Bühne und erklärte: Ei was, meine Herren und Damen! Das war nicht so gemeint. Die Liebe ist etwas viel Realeres. Sehen Sie sich nach lebendigen Puppen um, und wenn ihnen die eine abhanden kommt, so nehmen Sie sich eine andere. Dafür hat man Konzert, Theater, Ball, Redouten.

So machte er es selber. Als „Andrason" umschwärmte er Tag für Tag die lebendige Puppe Corona Schröter. Die Musikübungen für die „geflickte Braut" nahmen 66, die Tanzübungen 83 Stunden in Anspruch. Weil es ihm aber doch nicht gelungen war, die Wertherei in sich selbst totzuschlagen, so setzte er nebenher auch diese fort und korrespondierte gleichzeitig in sentimentalster Weise mit der Frau v. Stein. Sie allein erhielt einen Schlüssel zu dem Gartentor an der Ilm, durch welches Goethe den nächsten Weg zu seinem Gartenhaus sonst für jedermann abgesperrt hatte. Dazu schrieb er ihr am 9. Januar 1778:

„Nehmen Sie hier den Schlüssel zu meinen Gegenden, den andern Schlüssel haben Sie lang. Ich hab Launen so scheints, denn ich hab Unrecht und hab doch Picks, und weis dass ich unrecht habe. Aber es scheint ich soll wieder einmal fühlen dass ich Sie sehr lieb habe, und was ich Sie gekostet habe u. s. w. Dem sey wie's wolle, ich mag und kan Sie nicht sehn. Adieu beste."

Sonntags den 11. scheint sie ihm etwas Leckeres geschickt zu haben:

„Dancke für die leibliche Nahrung. Der Alte Eckhof ist bey mir. wir scheinen unsre Empfindungen neuerdings auf Spizzen zu sezzen. Adieu Gold. Es ist und bleibt doch immer beym Alten." [1]

Am selben Tag war noch Ballettprobe, am 13. wurden die „Westindier" gespielt, wobei der Herzog und Goethe wieder die früheren Rollen hatten; der berühmte Schauspieler Eckhof spielte mit. Den 15. war Konseil, den 16. Schweinehatze in der Reitbahn. „Mir brach", so notiert Goethe dazu, „ein Eisen in einem angehenden Schweine unter der Feder weg. Witzlebens

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 205.

Jäger ward geschlagen. Mittags mit der Herrschaft nach Tiefurt. Das Thauwetter hatte eine große Schlittenfahrt gehindert[1]. Abends Picknick. Bei 4 geschlafen. Hatte traurig in mich gezogene Tage."

Am Abend dieses Tages wurde das junge Fräulein Christiane v. Laßberg, Tochter des Obersten v. Laßberg, zur Theaterprobe erwartet. Sie kam nicht. Den andern Tag fanden Goethes Leute ihren Leichnam in der Ilm, nahe bei Goethes Gartenhaus. Ihr Geliebter, ein Herr v. Wrangel, konnte von seinem Vater nicht die Erlaubnis erhalten, sie zu heiraten. Sie soll sich aus Liebesgram ertränkt haben[2]. Jedenfalls fand man „Werthers Leiden" in ihrer Tasche.

Einem ernsten, tieffühlenden Charakter wäre es unmöglich gewesen, nach einem solchen Ereignis ein Stück weiter einzuüben, in welchem eben jene Wertherei, die dieses unglückliche junge Wesen zum Selbstmord getrieben, als Scherz behandelt wurde[3]. Selbst in Goethe regte sich dies richtige Gefühl, aber es ward der Genußsucht des Hofes und der eigenen Poeterei zum Opfer gebracht. Seine Aufzeichnung darüber lautet:

„d. 17. Ward Christel von Laßberg in der Ilm vor der Floßbrücke unter dem Wehr von meinen Leuten gefunden. Sie war Abends vorher ertrunken. Ich war mit 4 auf dem Eis. Nachmittags beschäftigt mit der Todten, die sie herauf zu ⊙ gebracht hatten. Abends zu den Eltern. Zu Kronen aus der Probe.

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 109. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 60.

[2] Vgl. den Brief der Herzogin Luise an ihren Bruder, den Prinzen Christian von Hessen, vom 3. April 1778 (Eleonore v. Bojanowski, Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen[2], Stuttgart und Berlin 1905, 102 f). „Einige Tage nach ihrem Tode", schreibt Luise, „fand man in dem Zimmer ihres Bruders ein Billett, worin sie Gott um Vergebung bittet wegen ihres Vorsatzes, sich töten zu wollen. Wrangel, der hier in Dienst ist, liebte sie und wollte sie heirathen; aber sein Vater versagte seine Einwilligung. Man hat vorgegeben, daß dies die Ursache ihres Todes gewesen sei, aber ich glaube nicht daran." — Vgl. Düntzer a. a. O. 109.

[3] „Daß dieses Ereigniß Stoff genug gab, die empfindsame Stimmung zu schmähen, in welche die Goethe'schen Bücher und Theaterstücke die Jugend versetzt haben sollten, läßt sich wohl denken" (Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmanns II, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., 407). — Vgl. den Brief Jung-Stillings an Sophie v. La Roche vom Jahre 1779, worin es heißt: „Ich kann des Klagens nicht satt werden, wenn ich überschaue, wie viel die Schriften vieler unserer Modeschriftsteller verdorben haben; eine grenzenlose Empfindelei ohne Empfindsamkeit gegen das Wahre, Gute und Schöne, ohne Ueberwindungskraft gegen das Falsche, hat sich der Herzen der Jünglinge durchgehends bemächtigt." „Gott weiß, was am Ende aus dem allem wird, lauter Seifenblasenhascherei. Sehen Sie, hochgeschätzte Frau! So wallt's mir durch den Kopf, wenn ich mir Göthe und Compagnie denke, wie lieb ich ihn habe und ein wie großer Kopf er ist" (Haffencamp, Aus alten Briefen, in Nord und Süd LXXIII, Hft 219, S. 336).

„18. Mit 4 ausgeritten. Ein Stündchen aufs Eis. An Hof zu Tisch. Nachmittag zu ☉. Einen Augenblick in Stern. Ins Konzert. Nachts mit 4, Knebeln herüber. Knebel blieb bei mir die Nacht. Viel über der Christel Tod. Dies ganze Wesen dabei, ihre letzten Pfade 2c.

„In stiller Trauer einige Tage beschäftigt um die Scene des Todes, nachher wieder gezwungen zu theatralischem Leichtsinn. Verschiedene Proben.

„d. 30. Zur Herzogin Geburtstag das neue Stück." [1]

Was unter der stillen Trauer zu verstehen ist, das besagt ein Liebesbrief an Frau v. Stein vom 19.:

„Statt meiner kommt ein Blätgen. Da ich von Ihnen wegging, konnt ich nicht zeichnen. Es waren Arbeiter unten, und ich erfand ein seltsam Plätzgen wo das Andencken der armen Cristel verborgen stehn wird. Das war was mir heut noch an meiner Idee misfiel, daß es so am Weeg wäre, wo man weder hintreten und beten, noch lieben soll. Ich hab mit Jentschen ein gut Stück Felsen ausgehöhlt, man übersieht von da, in höchster Abgeschiedenheit ihre lezte Pfade und den Ort ihres Tods. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zulezt noch ich allein bis in ihre Todtes Stunde, es war eben so ein Abend. Orion stand so schön am Himmel als wie wir von Tiefurth fröhlich heraufritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedancken iust genug, und kan nicht wieder aus meinem Hause. Gute Nacht Engel, schonen Sie sich und gehn nicht herunter. Diese einladende Trauer hat was gefährlich anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels der aus beyden leuchtet lockt uns." [2]

Die Moral, welche Goethe aus dem düstern Ereignis zog, ist in seinem Mondgedicht für Frau v. Stein ausgedrückt, das ursprünglich ganz deutlich auf das unglückliche Mädchen anspielte:

„Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht." [3]

Nachdem Christiane ein romantisches Denkmal gesetzt war, ging es wieder in die Probe und dann aufs fröhliche Theater. Goethes Zeit war so in Anspruch genommen, daß das Tagebuch stockte, die Korrespondenz mit Frau v. Stein nur dürftig sickerte. Die Aufführung der „geflickten Braut"

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 109 f. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 61.
[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 207 f.
[3] A. Schöll, Goethes Briefe an Frau von Stein I[3] 119.

war glänzend. Corona Schröter war herrlich als Mandandane. Unter ungeheurer Heiterkeit schnitten ihre Fräulein: Sophie v. Raschau, Minna v. Kalb, Karoline v. Ilten, Amalie v. Ilten, die geliebte Puppe auf und verkündigten den „Werther" als Grundbuch verrückter schwärmerischer Liebe. Schon am 10. Februar mußte das Stück wiederholt werden. Goethe tummelte sich unterdessen wacker auf dem Eise herum; am 1. Februar schickte ihm die Frau v. Stein eingemachte Früchte, am 10. ärgerte er sich, daß sein Stück dumm ausgelegt wurde, am 12. fühlte er sich den Menschen fortdauernd entfremdet, hatte aber viel fröhliche, bunte Imagination, am 13. war er früh auf dem Eis, speiste bei ⊙, luſtwandelte nachmittags mit ihr, war abends im Garten, ging nachts wieder zu ⊙ und mit ihr im Mondschein spazieren.

Am 14. speiste er mit Corona — der schönen Mandandane, am 15. bei der einzig geliebten Frau v. Stein, von der er sich am 11. zu Erbsen und Wurst noch etwas Nachtisch erbeten hatte. Den 20. schickte Goethe ihr ein Frühstück, den 22. und 23. zeichnete er das Fräulein v. Waldner ab und speiste bei ⊙. Am 24. kam Corona mit der Zither in seinen Garten, am 25. erbat er sich von Frau v. Stein seinen Schwartenmagen und eine Bratwurst[1]. Den 27. wurde „Erwin und Elmire" wieder gegeben, den 28. zeichnete er an der „Waldnern" weiter[2]. Im März wurde wacker Theater gespielt, im April am Park gearbeitet. Um Mitte April ritt der Dichter nach Stützerbach zu den „leichtfertigen Mädels"; zurückgekehrt hielt er den Kindern ein Eierfest. Frau v. Stein erhielt ein paar Billetts, während ein drohendes Regenwetter zu seiner nicht geringen Freude Corona und ihre Freundin Wilhelmine in sein Gartenhaus trieb. Den 23. besuchte er ⊙ und speiste bei Corona, den 30. April war er bei Crone und Mine, und der schöne Mai fängt wieder mit Crone und Mine an. Am 2. Mai reiste er mit dem Herzog nach Leipzig, Berlin und Dessau und kam erst am 1. Juni zurück.

Den seltsamen Gegensatz, in welchem sich Goethes Leben nach dieser Reise zu demjenigen Wielands befand, hat der Letztere in einem Briefe an Merck sehr anschaulich beschrieben:

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 212 f. „Schicken Sie mir durch überbringern meinen Schwarten-magen und eine Bratwurst." Goethes Mitteilungen über eßbare Gegenstände sind so zahlreich, daß man ganze Bände damit füllen könnte. Vgl. z. B. (S. Hirzel), Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800 bis 1831, Leipzig 1856. — Diese Tatsache erklärt sich zum Teil dadurch, daß infolge der mangelhaften Verbindungen kulinarische Luxusartikel damals in Weimar nur schwer zu beschaffen waren. Daß in Goethes Briefen an Christiane Vulpius Küchenfragen nicht im Hintergrund stehen, läßt sich denken. [2] Düntzer, Goethe's Tagebücher 110 ff.

„Seitdem die Herzogin Mutter auf etliche Wochen nach Ilmenau gegangen, und Kalb mit seiner jungen Frau nach Anspach, wo sie ihre Erbgüther hat, von denen er Besitz nehmen will — leb ich nun so in Abgeschiedenheit von aller Welt, mit und unter meinen Kindern und Hausgenossen, in meinem eigenen kleinen Microcosmus eingeschlossen, und wenn die Furcht vor dem Kriege und das Merkurialische Fuhrwesen mich nicht in meiner Ruhe störten, so weiß ich nicht, was mich hindern sollte, binnen 2 bis 3 Jahren ein so ausgemachter Philister zu seyn, als einer in Weimar, und mich kaum mehr besinnen zu können, daß der ille ego qui quondam und Ich qui nunc ein und ebenderselbe Mensch sey. Auch der große Respect für die 4 Groschenstücke ist ein tertium, worinn wir einander ähnlichen, l. Br. Es ist eben noch nicht lange daß ich, um mein Geld ein wenig beysammen halten zu können, genöthigt war, es in lauter schöne neue Ducaten und brennend neue braunschweigische Louisd'or umzusetzen. Da fieng ich an das Geld lieb zu gewinnen, weil es so schön war. Nun hab ichs schon dahin gebracht, daß ichs liebe, weils Interessen trägt, und, wie eine Folgerung immer aus der andern herausfällt, wenn es nur erst einmal mit den Principien seine Richtigkeit hat, so bin ich gar bald dazugekommen, daß ich nun auch für kleine Thaler und sogar für Viergroschenstücke eine Hochachtung habe, die ich mir vor 10 Jahren, da ich noch nicht wußte, was es ist, 6 Kinder und überhaupt 14 Mäuler zu ernähren zu haben, noch gar nicht vorstellen konnte.

„Von Göthen, l. Br., kann ich Dir nicht viel mehr sagen, als was du in den Zeitungen von ihm wirst gelesen haben. Vorgestern kamen sie Vormittags von ihrer Wanderung nach Leipzig, Dessau und Berlin zurück. Abends ging ich mit meiner Frau und beyden ältesten Mädchen über den (nach Göthens Plan und Ideen, seinem Garten gegenüber) neuangelegten Exercier Plaz, um von da nach dem sogenannten Stern zu gehen, und meiner Frau die neuen Poëmata zu zeigen, die der Herzog nach Göthens Invention und Zeichnung dort am Wasser anlegen lassen, und die eine wunderbar künstliche, anmuthig milde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen und Grottenwerk vorstellen, wo Göthe, der Herzog und Wedel oft selb drey zu Mittag essen, oder in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend passieren." Hier „traffen wir Göthen in Gesellschaft der schönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymfe dieser anmuthigen Felsengegend aussah[1]. Wir hießen einander also auch will-

[1] Diezmann hörte von einem alten Weimaraner erzählen, die Schröter habe eines Tages, in fleischfarbenem Trikot gekleidet, eine Gitarre im Arm, an einem der

kommen, und Göthe war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken; und verschlossen, wie er's schon lange, sonderlich seit meiner Zurückkunft von der Reise in Eure Gegenden ist. Ich glaube indessen gerne und am liebsten, daß der wahre Grund davon doch bloß in der Entfernung liegt, worinn wir durch die Umstände von einander gehalten werden. Vor 2 Jahren lebten wir noch miteinander; dies ist iz nicht mehr und kann nicht mehr seyn, da er Geschäfte, liaisons, Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht theil nehmen lassen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht theil nehmen könnte noch möchte. Zudem werden sie nun auch diesen Sommer und Herbst über selten 8 Tage hintereinander hier seyn, und so wird er mir eben immer inaccessibler und da seine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, so ists natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen. Indessen ist und bleibt er mir einer der herrlichsten und liebsten Menschen auf Gottes Erdboden und damit punctum." [1]

Im Juli arbeitete Goethe an dem sogenannten Kloster, einer künstlichen Einsiedelei am linken Ufer der Ilm, wo am 9., dem Namenstage der Herzogin, ein poetisches Gartenfest gegeben wurde. Die Hofherren kleideten sich diesmal zur Abwechslung in weiße, höchst reinliche Kutten, Kappen und Überwürfe. Der Hof war zur gesetzlichen Tagesstunde eingeladen; die Herrschaften kamen den unteren Weg vom Wasser her; die „Mönche" gingen ihnen bis an den erweiterten Felsenraum entgegen. Da ward als Begrüßung ein von Seckendorff verfaßtes Dramolet vorgetragen, worin Goethe als „Pater Decorator" den Herrschaften vorgestellt wurde:

„Und dieser hier Pater Decorator,
Der all unsern Gärten und Bauwerk steht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verschaffen.
Denn wenn der was angreift so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den sonst niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert." [2]

---

lieblichsten Punkte des Parkes sitzend, gesungen, während Carl August und Goethe auf und ab gegangen, worüber die unvermutet dazu kommende Herzogin sich tief verletzt gefühlt hätte (Düntzer, Goethe und Karl August I [1861] 61). Düntzer bezweifelt dies; seltsam aber bleibt es, daß in Weimar solche und ähnliche Gerüchte nicht nur auftauchten, sondern sich halten konnten. — Vgl. H. Stümcke, Corona Schröter, Bielefeld und Leipzig 1904, 69 f.

[1] Wagner, Briefe an und von Merck 148 ff. Vgl. K. Wolff, J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel. II 115—117.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 238.

Die Herzogin-Mutter war während dieses Festes eben auf einer Reise in Frankfurt, wo sie mit Goethes Mutter, „Frau Aja", Bekanntschaft machte.[1] Als sie wieder zurückkehrte, gab ihr Goethe ein Souper in der neuen Parkeinsiedelei. Zum Schluß wurden die Anlagen „ganz in Rembrandts Geschmack" beleuchtet. Anna Amalia war entzückt, und Wieland hätte Goethe vor Liebe „fressen" mögen. Während des Septembers besuchte Goethe Eisenach, die Wartburg, Wilhelmstal, Ilmenau, Jena. Im Oktober fingen auf der Ettersburg die Proben für „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" an, das am 20. aufgeführt wurde[2]. Drei Wochen lang war des Hämmerns, Lärmens und Malens kein Ende. Wie Fräulein v. Göchhausen an Frau Aja berichtet, „purzelten die Herzogin, Goethe, Kraus u. s. w. über einander her ob der großen Arbeit und Fleißes"[3]. Wieland aber schrieb an Merck:

„Ich hab Dir letzthin schon gemeldet, daß sich unsere Herzogin[4] izt eine große fête mit Göthens Puppenspiel macht. Kranz, als Orchestermeister, und Kraus als Decorateur haben seit 14 Tagen alle Hände voll zu thun und sind fast immer zu Ettersburg. Göthe kommt dann und wann, darnach zu sehen und das Werk in Gang zu bringen, und die Herzogin lebt und webt und ist in dem Allen von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften. Ich darf nichts davon sehen, bis alles fertig ist; das ist bei dergleichen Anlässen immer ein eigner Spaß, den sie sich macht, und wozu ich mich, wie Du denken kannst, de la meilleure grace du monde pretire. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt spielt mit, z. Ex. die Hofdame v. Wöllwarth ist Pfefferkuchenmädchen, ein junger Leyser Marmottenbub, die Schröderin die Tyrolerin, Mad. Wolf Königin Esther u. s. w. Ich gäbe Geld darum, daß Du den Spaß mit uns theilen könntest. Aber ohne Zweifel wirst Du damit regalirt werden, wenn Du kommst, wiewohl Göthe haben will, daß Du erst kommen sollst, wenn die Nachtigallen wieder singen — und das muß auch seyn, wenn Du an allen den Poesien Freude haben sollst, die er dies- und jenseits der Ilm geschaffen hat und die der hochlöbl. Kammer zwar ein tüchtiges Geld kosten, dafür aber auch diese Seite von Weimar zu einem Tempe und Elysium machen. Dii immortales — homo homini quid praestat! Stulto intellegens."[5]

---

[1] K. Heinemann, Goethe's Mutter[8], Leipzig 1909, 138 ff. Vgl. die „überschwänglichen Huldigungen" in ihren von Heinemann (Leipzig 1889) neu herausgegebenen Briefen an Anna Amalia.

[2] Vgl. M. Herrmann, Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, Entstehungs- und Bühnengeschichte, Berlin 1900.

[3] Keil, Frau Rath 116 ff. [4] Anna Amalia, die Herzogin Mutter.

[5] Wagner, Briefe an Merck 148 149. Vgl. K. Wolff, J. H. Mercks Schriften und Briefwechsel II 130.

Das Stück, womit der „weise" Mann die „Dummen" erheiterte, das derbwitzige „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern", ward zugleich mit einer eingelegten Travestie auf Racines „Esther", die französische Tragödie und die Bibel selbst aufgeführt. In der Jahrmarktsszene stellte Goethe den „Marktschreier" vor.

„Marktschreier.

Werd's rühmen und preisen weit und breit,
Daß Plundersweilern dieser Zeit
Ein so hochgelahrter Doctor ziert,
Der seine Collegen nicht schikanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißschein!
Hoffe, ihr werdet zugegen sein,
Wenn wir heut Abend auf allen Vieren
Das liebe Publikum amüsiren.
Ich hoff', es soll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, so geht's vom Magen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' euch seinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchs-Hagelregen.
Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß was im Grunde wir alle können.
Läßt sich die Krankheit nicht curiren,
Muß man sie eben mit Hoffnung schmieren.
Die Kranken sind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt ihr für ein Comödia?

Marktschreier.

Herr, es ist eine Tragödia,
Voll süßer Worten und Sittensprüchen,
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder großen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man sich wohl ennuyiren!

Marktschreier.

Könnt' ich nur meinen Hannswurst curiren;
Der macht' euch sicher große Freud',
Weil ihr davon ein Kenner seid.
Doch ist's gar schwer es recht zu machen;
Die Leute schämen sich, zu lachen:
Mit Tugendsprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;

Denn da denkt jeder für sich allein:
So ein Mann magst du auch wohl sein!
Doch wenn wir droben sprächen und thäten,
Wie sie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein jeder im Augenblick:
Ei pfui, ein indecentes Stück!
Allein, wir suchen zu gefallen;
Drum lügen wir und schmeicheln allen." [1]

Die nun folgende Farce stellt einen richtigen Jahrmarkt dar mit Kaufleuten, Bauern, Zigeunern und allerlei fahrendem Volk als Bühnenhelden. In der Travestie spielte Goethe zugleich den Mardochai und den Haman — des Königs Günstling und den zweiten Mann im Reich.

Siebtes Kapitel.

Der zweite Mann im Herzogtum.

(1776—1779.)

Während die „lustigen Tage von Weimar" schon bis ins kleinste, nahezu erschöpfend beschrieben wurden, hat der Politiker und Diplomat Goethe noch keinen entsprechenden Biographen gefunden. Die herzoglich sachsen-weimarischen Konseilsprotokolle, die Akten, über die Goethe oft genug in seinen Tagebüchern seufzt, die langweiligen Referate, die er neben seinen Theaterrollen studieren mußte, ruhen noch zu einem großen Teil in den Archiven. Von dem breitspurigen, kleinstaatlichen Bureaukratismus, welcher den Dichter mehr oder weniger täglich beschäftigte, ist bis jetzt nur verhältnismäßig Weniges in die Öffentlichkeit gedrungen [2]. Das Wenige genügt

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 9 f.

[2] Zum „Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe" (2 Bde, Weimar 1863) bemerkt A. Stahr in einem Briefe vom 29. Juli 1863, daß derselbe „schreckliche" Lücken aufweise. Es fehlen, schreibt er, „alle Briefe Karl Augusts, die er an Goethe von 1786—1788 nach Italien schrieb. Ja es fehlen gerade aus der ganzen Zeit der Jugend, d. h. von 1775, wo Goethe nach Weimar kam, bis 1792 bis auf einen sämmtliche Briefe des Herzogs an ihn! Aus der ersten wild genialen Weimarischen Epoche 1775—78 ist nur ein Brief Goethe's und einer des Herzogs mitgetheilt". (Die Weimarer Ausgabe bringt aus dieser Zeit drei Briefe Goethes.) L. Geiger, Aus Adolf Stahrs Nachlaß, Oldenburg 1903, 271 f. — Auch die andern Briefwechsel Goethes, Herders, Wielands, Mercks, Knebels usw. bieten nur vereinzelte Notizen. — Die erste Biographie Carl Augusts von P. C. Weyland, ergänzt von Faselius, Weimar 1857, ist eine Lobrede, deren Verleger wünschte, daß durch dieselbe 5—10000 Fünfgroschenstücke für ein Carl-August-Denkmal einkommen möchten, was auch geschah. — Noch serviler ist die lateinische Trauerrede des Gymnasialdirektors G. Gernhard, Jena 1828, und die Lobrede des Predigers W. Schröter, „Karl August, Großherzog von Sachsen. Was Er geistig war und

indes, um zu zeigen, daß die Rolle des Politikers die des Dichters fast ganz zurückdrängte und alle übrigen Rollen, die zu spielen waren, in ihre Dienste nahm. Goethe wollte etwas werden, und er ist es geworden: der zweite, ja vorübergehend der erste Mann im Herzogtum.

Es ist eine irrige Vorstellung, wenn man meint, Goethe habe sich dabei wie ein „von den Göttern" begünstigtes Glückskind verhalten, dem der Apfel gerade in der richtigen Stunde reif in den Schoß fiel; wie ein Erdengott, ein Apoll, dem Musen und Grazien singend und spielend das Zepter der Herrschaft entgegenbrachten, um es nach frohem Genuß wieder mit der Lyra der Sterblichen und Unsterblichen zu vertauschen. „Faust" II. Teil legt allerdings eine solche Auffassung nahe, und sie hat ihre Anhaltspunkte. Glück hatte Goethe — aber auch Verstand: er wußte zu rechnen.

Über die Weimarer Zustände war der Dichter vollständig unterrichtet, als er nach Thüringen kam; er stieß niemand durch unzeitiges Vordrängen, sondern lebte sich als Gast gemütlich in die ihm schon vertrauten Verhältnisse hinein, gewann Herren und Damen, indem er sich ihren Liebhabereien anpaßte, ging aber ohne langes Tasten auf jene intimeren Beziehungen los, welche bei Hof entscheidend waren: Wieland, Frau v. Stein, Dalberg. Wieland führte ihn in den Kreis der Herzogin-Mutter ein, Frau v. Stein patrozinierte ihn bei Herzogin Luise. Das Entscheidendste indes war vielleicht Dalbergs Freundschaft.

---

wie Er es geworden", Leipzig 1829. — Diese und noch manch andere indirekt einschlägige Monographien benützte A. Schöll zu seinem Carl-August-Büchlein, Weimar 1857, das wohl auch mit Rücksicht auf das Denkmal abgefaßt ist. — Danach schrieb der Genfer Professor E. Humbert: Charles Auguste et les fêtes de Weimar en 1857, Genève 1858, ein eleganter französischer Panegyrikus. — Bedeutender ist A. Diezmann, Goethe und die lustige Zeit in Weimar, Leipzig 1857 (jetzt 4. Aufl., Weimar 1905). — Fr. X. Wegele, Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, Leipzig 1850, ist vorwiegend Panegyriker, bringt aber wertvolle Notizen. — E. v. Heyne, Geschichte des Thüringischen Infanterieregiments Nr 94, Weimar 1869, orientiert über Militaria; ebenso P. v. Bojanowski, Carl August als Chef des 6. Preuß. Kürassier-Regiments 1787—1794, Weimar 1894. — H. Düntzer, Goethe und Karl August, 2 Bde, Leipzig 1861/1865 ist ein mit vielem Fleiß und sorgfältigster Kleinkritik zusammengestelltes Kollektaneum von Briefnotizen, Goethe-Konjekturen und Goethe-Huldigungen, das aber wohl kaum jemand ganz lesen wird, der sich nicht seiner Studien halber einer solchen Marter ausgesetzt sieht. In Bezug auf Politik und soziale Verhältnisse bietet es nur unzureichenden Aufschluß. Die zweite „neubearbeitete und vollendete Auflage" (3 Theile in einem Bande, Berlin 1888) ist nichts anderes als ein trockener Auszug aus der ersten, welcher „auf jede eigenmächtige Spiegelung im Geiste des Beschauenden verzichtet" (vgl. S. v f) und sich daher auch durch unbequeme Tatsachen nicht weiter behindert sieht. — Sehr lehrreich ist der schon zitierte Aufsatz von C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte. 1750—1800, in Grenzboten 1871 II 645—656 701—706. — Vgl. noch das Schriftchen von J. G. Droysen, Karl August und die Politik, Jena 1857. Eine tüchtige Biographie Carl Augusts gibt es eigentlich noch nicht.

Weit mehr wie ein Deus ex machina, als Goethe, war dieser schöngeistige Prälat nach Thüringen geraten, als in Weimar infolge aufgeklärter Erziehung der Kampf zwischen altem und neuem Regime auszubrechen drohte. Er gab in den letzten Erziehungsmaßregeln den Ausschlag, er legte den drohenden Zwist bei, waltete als Ehestifter und übernahm es, den hitzigen jungen Herzog, dessen volles Vertrauen er allein besaß, auf die Bahn eines gemäßigten Fortschritts zu lenken. Mit ihm unterhandelte Carl August, als er sein Kabinett umzugestalten dachte. Ihm galt der erste Besuch, den Goethe von Weimar aus mit dem Herzog auswärts abstattete. Die Besuche erneuerten sich. Dalberg half die Anstellung Herders durchsetzen; höchstwahrscheinlich hatte er auch die Hand im Spiel, als der Herzog Goethe ins Kabinett berief. Nun trat Goethe an Dalbergs Stelle und übernahm mit einer Art Mentorschaft bei dem jungen Fürsten zugleich die gemäßigte Reformpolitik, die der Statthalter angebahnt hatte.

Von Zeit zu Zeit erscheint dieser noch als Freund und Berater in wichtigen Angelegenheiten[1]; doch des Herzogs eigentlicher Vertrauter ist vom Frühjahr an der neue Geheime Legationsrat. Einen besondern Minister des herzoglichen Hauses gab es amtlich nicht; aber das war die Stelle, die Goethe tatsächlich bekleidete.

Inwiefern Goethe nun der richtige Mentor für einen jungen Fürsten war, mag man teilweise schon nach den gegebenen Anhaltspunkten beurteilen.

Wie er selbst in Zerstreuung und Tändelei spielend, scherzend, herumblätternd und herumspazierend, in Wald und Feld, in Bibliotheken und Archiven, in Kneipen und vornehmen Gesellschaften, im Verkehr mit alten Gelehrten, jungen Poeten, schäkernden Mädchen und wunderlichen Abenteurern, frommen Damen und leichtsinnigen Junggesellen sich eine Fülle von Menschenkenntnis, Lebenserfahrung, mannigfaltigem Wissen, eine vage, naturalistische Weltanschauung und eine ebenso weltkluge Moral erworben hatte, so lebte er jetzt mit dem jungen Herzog weiter und bildete ihn nach seiner eigenen, freien Manier — alles praktisch, empirisch, sprungweise, ohne Methode und System. Gelernt wurde genau so viel, als man bei beständigen Lustbarkeiten, Jagden, Ausflügen, Theaterproben, Liebesabenteuern, Bauernkirmessen so nebenher noch lernen mochte. Der Herzog ward dabei ein flotter Herr, ein geriebener junger Mann.

„Gar lustig und fidelige" lernten die beiden zunächst auf ihren Ritten und Ausflügen das ganze Land kennen, Städte und Städtchen, Dörfer und Schlösser, abgelegene Gehöfte und Waldeinsamkeiten, Fluß, Tal und Berg, — die Universitätsstadt Jena und ihre Professoren, die Bergschluchten von

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 32 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 17 ff.

Ilmenau und deren Bergleute und Köhler, die Waldeshügel um die Wartburg und deren Förster und Jäger, Eisenach, Berka, und wie die Ortschaften alle heißen. Goethe liebte es, eine Gegend auswendig zu lernen, und der junge Fürst mochte sich in seiner Gesellschaft manche Kenntnisse aneignen.

Von allem aber, was ein Regent wissen muß, von Geschichte und Politik, Staatshaushalt und innerer Verwaltung, verstand Goethe fast ebensowenig als sein fürstlicher Schüler, und wo sollte er bei diesem unruhigen Nomadenleben die Zeit hernehmen, ein einziges Buch über diese Fächer ordentlich zu studieren? Es handelt sich hier weniger um die ehrwürdigen Folianten älterer Staatsweisheit und Jurisprudenz, die Goethe längst als eine Erbkrankheit des Menschengeschlechtes, als die Mutter aller Pedanterie und Bauernschinderei gründlich verachtete, sondern nur um die revolutionären Bücher und Pamphlete, die allenfalls einem so jugendlichen Reformminister hätten gefallen können. Auch diese hat er erst nach und nach ein wenig angenippt; denn nur die allerspärlichsten Notizen im Tagebuch deuten auf so etwas hin. Das bahnbrechende nationalökonomische Werk von Adam Smith, 1776 gedruckt, 1777 schon ins Deutsche übersetzt, wird darin nicht erwähnt. Vielleicht hat Goethe 1778 die Dialoge des Abbate Gagliani gelesen. Das nicht unbedeutende Werk war aber schon 1764 erschienen, also für einen jungen Reformminister zu alt. Eher las er allenfalls das „aus den Dichtungen des Horaz gezogene Natur- und Völkerrecht" dieses italienischen Anhängsels der Enzyklopädisten — genug, in seinem Tagebuch steht bloß Gagliani[1], und nichts zwingt uns zu dem Glauben, daß Goethe auch nur diesen einen, damals ziemlich berühmten Publizisten gründlich gekannt hat. Und so ist es mit den paar andern Büchern und Pamphleten, die in den Tagebüchern der ersten vier Jahre genannt werden. Der junge Reformminister fand sich nur allzubald genötigt, über die wichtigsten Dinge sich bei Merck in Darmstadt nach Rat und Aufklärung umzusehen. Dieser war ein tüchtiger, geschäftskundiger Mann, Kriegszahlmeister — und half gern dem Freunde aus der Patsche, verschaffte ihm für seine ökonomischen Nöten einen zuverlässigen Vertrauensmann, den Engländer Batty, und kam selbst wiederholt nach Thüringen, um Goethe und dem Herzog praktische Freundesdienste zu erweisen. Als Carl August ihn aber so lieb gewann, daß er ihn in Weimar behalten wollte, legte sich Goethe dazwischen und vereitelte diesen Plan. Man darf wohl als ziemlich sicher annehmen, daß Merck mit seinen Kenntnissen und seiner Geschäftsgewandtheit ihn bald aus dem Sattel gehoben und vom Ministertisch aufs Theater zurückgedrängt hätte[2]. Goethe mochte das fühlen und kam einem solchen Staatsstreich zuvor.

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 135. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt I 72.

[2] Vgl. H. G. Gräf, Mercks Briefe an die Herzogin-Mutter Anna Amalia und an den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar, Leipzig 1911. Nach der An-

Carl August war ein wenig Bürgerkönig, liebte das Inkognito und den Humor, den dasselbe für hohe Herren mit sich bringt. Wie der Statthalter Dalberg sich die Gunst der Erfurter im Sturm dadurch erobert hatte, daß er sich bei einem Brand in die Reihen der Wassertragenden stellte und den Kübel munter weiter gab, so waren der Herzog und Goethe auf jeden Feuerlärm zur Hilfe bereit und arbeiteten wie professionelle Feuerwehrleute. Auf seinen Jagden machte der junge Fürst wenig Gepränge, da ging es sehr gemütlich zu; doch bei Hofe liebte er Glanz und Prunk und hielt mit seiner Handvoll Soldaten fleißig Paraden und Revuen ab[1].

Einen gewissen bildenden Einfluß auf den jungen Herrscher hatte natürlich Goethes poetischer und künstlerischer Geist. Carl August hörte nicht nur alle bisherigen Werke seines Mentors, viele wiederholt, an, vernahm deren Entstehungsgeschichte, wurde eingeweiht in die Bedeutung der zahlreichen Anzüglichkeiten: er war fortan der Vertraute des Dichters, wie dieser der des Regenten. Er wurde Mäzenas in umfassendstem Sinne. Wenn auch nicht selbst poetisch begabt, so hatte der Herzog doch nicht nur Sinn und Verständnis für die leichte Theaterware, an der sich durchweg der Hof ergötzte, sondern auch für die ernsteren und bedeutenderen Leistungen Goethes. Doch hat man den bildenden Einfluß des letzteren auf den Fürsten sehr übertrieben. Carl August, obgleich im ganzen gutmütig, blieb bis ins höhere Alter derb, grob, soldatisch. Er liebte Zoten, Nuditäten, Obszönitäten. Seine Briefe erinnern da und dort an Wielands Schule; Voltaires niederträchtige „Pucelle" hatte er so inne, daß er gar nicht glauben mochte, Schiller könnte die Jungfrau

---

ficht des Verfassers wäre der zwiespältige Charakter Mercks für den Herzog mitbestimmend gewesen, von dessen Berufung abzusehen (S. xv).

[1] Mit dem Anekdotenkram, der einerseits sein burschikoses Treiben andeutet, anderseits wieder zur Verherrlichung des Humanitätsideals von Schöll u. a. beigebracht wurde, soll der Leser verschont werden. Daß Carl August Säbel und Peitsche gut zu führen wußte, läßt sich denken. Es sieht ihm ganz gleich, wenn erzählt wird, daß er bei einer Feuersbrunst die säumigen Zuschauer mit der Peitsche zum Löschen angetrieben habe. Daß der Herzog sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, in Gesellschaft Goethes mit der großen Peitsche zu klatschen, berichtet Frau v. Stein an Zimmermann am 6. März 1776 (B. Suphan, ungedruckte Briefe Goethes und der Frau von Stein an Joh. Georg Zimmermann, in Wartburgstimmen, 2. Jahrg., Nr 3, 1. Hft, S. 173). — In dem ersten Teil des Hofes, schreibt v. Seckendorff, „rennt, jagt, schreit, hetzt, peitscht und galoppirt man; seltsamerweise pikirt man sich, alles dies mit Geist zu tun, und zwar wegen der Schöngeister, die dazu gehören" (W. Bode, Goethe's Leben im Garten am Stern[2] 49). — Der junge Lyncker erzählt ähnliches von seinen Erlebnissen als angehender Weimarer Page: „Wir mußten im vollen Schlittschuhfahren Aepfel mit bloßen Degenspitzen aufspießen, über Stangen springen, wurden gleich Hasen mit Parforcepeitschen gehetzt, ja man schoß aus nur mit Pulver geladenen Pistolen hinter dem flüchtigen Wilde drein, welches für uns die größte Lust war. Bei einer nächtlichen Maskerade und Illumination erhielten

von Orleans je wieder zu Ehren bringen; er wollte das Stück anfänglich gar nicht aufführen lassen. Nur sehr sprunghaft beteiligte er sich zeitweilig an Goethes naturwissenschaftlichen Studien. Dagegen zeigte er Freude an Statuen und Gemälden, gab viel Geld dafür aus und unterstützte seine Poeten und Künstler durchweg mit freigebiger Huld.

In der ersten Weimarer Zeit begleitete der fürstliche Zögling selbst schwärmerische Briefe Goethes an die Frau v. Stein mit eigenhändigen Zeilen. „Guten Morgen, liebe Frau", schreibt er ihr einmal, „Alle Geister der Berge, der Schlösser, der Morgen- und Abenddämmerung seien Ihre Begleiter. Denken Sie an mich." Ein paar Monate später: „Alleweil reisen wir, der Mond ist jetzt noch unser Begleiter, er scheint himmlisch schön." Er verfaßte sogar Verse an sie[1]:

„Ich schlafe, ich schlafe von heute bis Morgen,
Ich träume die Wahrheit ohne Sorgen,
Habe heute gemacht den Kammer-Etat,
Bin heute göttlich in meinem Selbst gebadt.
Die Geister der Wesen durchschweben mich heut',
Geben mir dumpfes, doch süßes Geleit.
Wohl Dir, Gute, wenn Du lebest auf Erden,
Ohne Andrer Existenz gewahr zu werden.
Tauche Dich ganz in Gefühle hinein
Um liebvollen Geistern Gefährtin zu sein.
Sauge den Erdsaft, sauge Leben Dir ein,
Um liebvoller Geister Gefährtin zu sein."

Ähnlich ergeht er sich in einem Briefe an Knebel in jener empfindsamen Naturschwärmerei, die damals mit dem derbsten Humor genau so abwechselte wie die Damen- mit den Türkenszenen in Körners „Zriny".

„Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Licht am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaner) ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der kalten Küche herumgeschlichen und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das alles so für sich, so wenig der Menschen

---

wir Teufelsmasken und mußten die Damen, welche nicht selbst Schlittschuh fuhren, auf den Schlitten zwischen den erleuchteten Pyramiden und feuerspeienden Raketen und Schwärmern herumkutschiren" (Marie Scheller, Vom Schreibtisch und aus dem Atelier, a. a. O. S. 294).

[1] Schöll, Carl-August-Büchlein 20. Vgl. auch Goethes Werke, WA 4. Abt. III 167.

halber, und doch genießen sie's, und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen." [1]

Eingeweiht in Goethes Herzensgeheimnisse mit Frau v. Stein, ahmte er seinen Minister auch hierin nach und fing ein Liebesverhältnis mit der „schönen" Gräfin Werthern an. Doch liebte er sie nicht so „schön", wie Goethe gegen Frau v. Stein äußerte. Er schrieb ihr auch keine tausend Liebesbriefe.

Die erste größere Staatsangelegenheit, an der Goethe sich beteiligte, war nationalökonomischer Natur. Ilmenau wies Kupfer- und Silberbergwerke auf, deren Betrieb in die mittelalterliche Zeit hinaufreicht. Noch 1717 beschäftigten dieselben etwa 500 Bergleute; 1739 jedoch ersäufte der Durchbruch der Manebacher Wasserdämme die meisten Gruben. Noch bevor Goethe kam, hatte Carl August schon den Plan gefaßt, den Bergbau hier wieder aufzunehmen, und sich zu diesem Zweck mit dem kursächsischen Berghauptmann v. Trebra in Verbindung gesetzt. Silber! Silber! Das war ein nicht minder lockendes Losungswort als Poesie und Natur. Goethe, der noch 1776 in Frankfurt Geld leihen mußte, wußte solche Hoffnungen zu schätzen. Dazu war um Ilmenau herum auch viel „Natur", da gab es schöne Berge, Täler, Schluchten, Aussichten, auch muntere Landleute und fröhliche Mädchen. Mit Begeisterung ging der lustige Rat auf die Ideen seines herzoglichen Freundes ein, streifte tage- und wochenlang mit ihm die Gegend ab, kroch in die Gruben, untersuchte Boden und Gesteine, ließ sich von den Bergleuten alles erklären und lernte bei den Konferenzen mit Trebra und andern Sachverständigen so viel, daß er auch ein Wörtchen mitreden konnte. Dabei wurde gezeichnet und gejagt. „Wir sind hier", schreibt er am 24. Juli von Ilmenau an Merck, „und wollen sehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen. Du kannst denken, wie ich mich auf dem Thüringerwald herumzeichne; der Herzog geht auf Hirsche, ich auf Landschaften aus und selbst zur Jagd führ ich mein Portefeuille mit." [2] Den 14. November 1777 wurde eine Kommission niedergesetzt, um die Bergbaugeschäfte zu leiten. Sie bestand aus dem Kammerpräsidenten v. Kalb, Goethe und dem Regierungsrat Dr Eckardt. Als Kalb der Sache müde war, übernahm Goethe am 8. April 1780 den Vorsitz in der Kommission und die Oberleitung der ganzen Bergwerksangelegenheit.

„Am 24. Februar 1784 leitete Goethe die solenne Wiedereröffnung des Bergbaues durch eine im Posthause zu Ilmenau vor einer zahlreichen Versammlung gehaltene Rede ein, während die Knappschaft auf dem Platze vor

---

[1] Varnhagen von Ense und Mundt, K. L. von Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel (3 Bde, Leipzig 1835—1836) I 118 f.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 90.

dem Hause um ihre alte Fahne stand und sich hierauf in die Kirche zu einem feierlichen Gottesdienste begab. Goethe blieb übrigens mitten in der Rede stecken, und da er das Manuskript nicht aus der Tasche holen wollte, ließ er die Zuhörer wenigstens zehn Minuten lang in einer peinlichen Stille warten, bis er den verlorenen Faden wieder gefunden hatte." [1]

Das Unternehmen verlief nicht gerade glänzend. Da Goethe und die meisten Kommissionsmitglieder anfänglich nichts, später nicht viel von der Sache verstanden, auch sich nicht die Zeit nahmen, das Fach gründlich zu studieren, so wurde nicht nur kein Silber gewonnen, sondern sehr viel Silber vergeudet; es mußten, wie im Anfang, immer und immer wieder fremde Fachmänner und Beamte als Sachverständige beigezogen werden, nach deren Abgang man jeweilen wieder umsonst grub. Nach jahrelangen Mühen und großen Geldopfern kam Goethe zu dem Schlußurteil:

„Eine so wichtige Unternehmung isolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig-frohen Übermuth zu verzeihen."

Das heißt doch wohl, ohne ministerielle Verblümung gesprochen: der Bergbau in Ilmenau bedeutete ein Fiasko. Wie sich der Dichter gerade noch mit diplomatischem Anstand aus der Patsche zog, erzählt er selbst in den Zeit- und Jahresheften [2]:

„Ein ausgeschriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir und selbst von meinem Collegen, dem geschäftsgewandteren Geh. Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeist, dem man so viel Gutes und so viel Böses nachzusagen hat, zeigte sich als unser Alliirter, einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen eine Art von Convent zu bilden und sich der Führung und Leitung der Sache zu unterziehen. Anstatt daß wir Commissarien also nöthig gehabt hätten, die Litanei von Übeln, zu der wir uns schon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward sogleich beschlossen, daß die Repräsentanten selbst sich Punct für Punct an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu sehen sich bemühen sollten.

„Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hilfsmittel, die man selbst erfand, so daß zuletzt alles, wie wir es nur wünschen konnten, beschlossen wurde; und da es denn endlich an Gelde nicht fehlen durfte, um diese weisen Rathschläge in's Werk zu setzen, so wurden auch die nöthigen Summen verwilligt und alles ging mit Wohlgefallen auseinander."

---

[1] A. Trinius, Goethe-Stätten und andere Erinnerungen aus Thüringen, Berlin 1904, 19 f. (Diese Stelle ist „einem alten Schriftchen entnommen".)

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 36 f.

Wieder in einfacherem Deutsch: als der Mißerfolg des Unternehmens zu Tage trat, überließen der Herzog und sein Mentor die undankbare Angelegenheit den Mandataren des Volkes, und dieses hatte die Ehre, für die Unkosten aufzukommen, während „unsterbliche Verse" noch jetzt den kühnen Unternehmer von Ilmenau verherrlichen[1].

Diese „unsterblichen Verse", die heute unter dem Titel „Ilmenau" (1783) in Goethes Werke aufgenommen sind, erinnern daran, wie der Herzog mit zerschundenem Bein oder Fuß mehr als einmal wochenlang für ein paar töricht ausgelassene Stunden büßen mußte.

„Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum
Mich kaum des schweren Traums erwehre."[2]

Goethe hatte den richtigen Takt, die Erinnerung an solche „Freuden"[3] erst nach mehr als 30 Jahren unter seinen Gedichten zu veröffentlichen, als niemand mehr unter dem unmittelbaren Eindruck stand, daß der Herzog bei denselben so leicht hätte Gesundheit und Leben einbüßen können. Nachdem alles gut gegangen und niemand den Hals gebrochen hatte, wiegten sich die alten Herren gar feierlich in ihren Lehnstühlen und taten, als ob sie bei dem Unsinn sehr viele und wichtige Lebenserfahrungen gemacht hätten.

---

[1] „Notorisch ist es wohl, daß dieses unter Goethe's Direction wieder begonnene Unternehmen sehr viel Geld gekostet hat, ohne irgend einen Erfolg gehabt zu haben" (Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmanns II, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., S. 401).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 146.

[3] Sie sind durch das Tagebuch und die Briefe Goethes genugsam verbürgt.

Weshalb man gerade für diese Periode Goethes Uneigennützigkeit so hervorhebt, ist schwer zu verstehen[1].

Das Kapitel von seiner Menschenliebe wird noch durch Herbeiziehung eines unglücklichen „Unbekannten" verstärkt, der von Goethe, wie es heißt, ohne alle Aussicht auf irdischen Vorteil, in der schonendsten, zartesten, liebevollsten Weise jahrelang im verborgenen unterstützt wurde[2]. Nach des Dichters eigenem Geständnis war dieser Unglückliche, der unter dem Namen Kraft verkappt in Ilmenau lebte, nur ein sachverständiger Vertrauensmann, den sich Goethe für ein kleines Jahrgeld hielt, um sich zuverlässig über Sachen belehren zu lassen, die er selbst nicht verstand.

„Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann hielt sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung, als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann mehreres überlieferte, was ich selbst nicht hätte bis auf den Grund einsehen und mir zu eigen machen können." [3]

So sorgte der arme Hypochonder, daß der lustige Rat fröhlich Theater spielen, mit den Damen liebeln und tausend andere Dinge treiben konnte — und doch über Bergwerks- und Steuersachen so gut auf dem Laufenden war wie die übrigen maßgebenden Herren.

Mehr Glück als mit dem Ilmenauer Bergwerk hatte Goethe mit einem andern Unternehmen, für das er eben auch mehr Geschick und Talent besaß. Das war die Anlage des großen Parks, der noch heute sein Andenken verewigt[4].

„Vermuthlich nach der Angabe des Fürsten Franz von Dessau, wurde der ehemalige Welsche Garten, der sogenannte Stern und die kalte Küche

---

[1] Vgl. M. Bernays in der Deutschen Biographie IX 444.

[2] Lewes (Frese) I[18] 268 ff.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXV 37.

[4] Vgl. die Beschreibung des Weimarer Parks im Tagebuch des Burggrafen Wilhelm zu Dohna-Schlobitten 1798 (Fünf Tage in Weimar. Aus dem Reisetagebuche des Burggrafen Wilhelm zu Dohna-Schlobitten. 1798. Mitgeteilt von Chr. Krollmann, in Goethe-Jahrbuch XXXI 61—65). — Zu H. Burkhardt, Die Entstehung des Weimarischen Parkes 1778—1828, Weimar 1898, vgl. Preußische Jahrbücher XCIV (1898) 542. „Man könnte", heißt es hier, „wenn man wollte, jetzt an der Hand der Burkhardtschen Baugeschichte des Parks und seiner architektonischen und künstlerischen Zierden eine Reihe von Briefstellen an die geliebte Freundin Frau von Stein, die zweite ‚Lotte', illustriren und die Goethe-Philologie wird das nicht versäumen." — Vgl. auch Merian-Genast, Der Weimarische Park, seine literar- und kulturhistorischen Beziehungen, in Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899, Nr 194 195. — Über den Zustand vor Gründung des Parks siehe H. Burkhardt, Die französische Kolonie für Gewerbe und Industrie in Weimar (1716 ff), in Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte VI (Weimar 1898) 112 f.

mit Einschluß des Schießhausgartens, nach Art der Wörlitzer Anlagen zum Park umgeformt. Die berühmte Schnecke, als weimarisches Wunderwerk bekannt, blieb so lange stehen, als ihr hölzernes Gerippe dauern wollte; die Wasserpartien aber, welche den eigentlichen Stern bildeten, wurden sogleich ausgetrocknet und mit verschiedenen Hölzern bepflanzt. Der Herzog und Goethe gaben die einzelnen Parkwege selbst an, und ich habe gesehen, wie der gnädige Herr, der gewöhnlich einen kleinen Säbel an der Seite trug, sich mit demselben die neuen Wege durch den Stern bahnte. In der kalten Küche wurde sofort ein Ilmbad errichtet, worin sich fast an jedem warmen Abende der Herzog mit Goethe und einigen ausgesuchten Kavalieren erfrischte; auch entstand um diese Zeit das sogenannte Kloster; es diente dem Herzog nebst seinen Favoriten wochenlang zum Sommeraufenthalt, sowie zu belustigenden Festen bei Sonnen- und Mondschein." [1]

Während die Stadt Weimar ganz am linken Ufer der Ilm liegt, dehnt sich der Park oberhalb der Stadt zu beiden Seiten des zwar nicht sehr wasserreichen, aber freundlichen, anmutigen Flusses aus. Der Hauptteil der von Goethe entworfenen Anlagen entwickelt sich vom Schloß aus am linken Ufer bis an die prächtige Allee, welche nach dem Lustschloß Belvedere führt. Da steht zwischen den herrlichsten Baumgruppen, Laubgängen, Grotten und Blumenbeeten das von Schlingpflanzen umrankte Tempelherrenhaus, das in der „klassischen" Zeit als Teesalon diente, das winzige, aber sehr romantische Borkenhäuschen oder die „Klause", wo Carl August ganze Tage und Nächte zubrachte, das „Kloster", eine künstliche Ruine, und endlich weiter oben das „Römische Haus", das erst später gebaut wurde. Über die Ilm führen vier Brücken, darunter eine unmittelbar vom Schloß in den „Stern". Etwas weiter oben liegt Goethes Gartenhaus, am Fuß des Rosenberges, durch prächtige Wiesen von der Ilm getrennt.

Die Anlage des Parks konnte ohne viel Studium, auf Spaziergängen erledigt werden. Der Herzog gab das Geld, Goethe die schönen Ideen. Da spazierten sie denn selbander, kommandierten die Arbeiter, reisten zur Abwechslung nach Gotha oder Berlin und kamen dann wieder sehen, wie alles geworden und gewachsen war. Während Wieland sich zu Hause die Finger müde schrieb, um sich und die Seinigen zu ernähren, kamen ihm Goethe und der Herzog wie selige Götter vor, welche in vergnügtem dolce far niente mit ihrem Winke das Land regierten.

Von Verbesserungen in der Verwaltung und inneren Politik des Herzogtums war in den ersten Amtsjahren des poetischen Reformministers nicht viel zu spüren. Zwar hatte er, wie Dalberg, Herz und Kopf voll menschenbeglückender Ideen, Fortschritt und Humanität; allein es war der zerstreuenden Untätigkeit

[1] Marie Scheller, Vom Schreibtisch und aus dem Atelier, a. a. O. S. 292.

und des Vergnügens zu viel, und der Herzog ließ es seinerseits an Opferwilligkeit fehlen[1]. „War es ja doch", erzählt Burkhardt[2], „in den ersten Zeiten Karl Augusts den Bauern bis 1787 nicht einmal gestattet, die hinter dem warmen Ofen gestrickten Strümpfe zu verkaufen, oder andere Leinwand als grobe zu eigenem Bedarf anzufertigen (1783). Ganz langsam und unvermerkt arbeitete man auf Beseitigung dieser Übelstände, und das Jahr 1783 überhaupt bezeichnet den Wendepunkt im Leben unseres Bauernstandes, der von da allmählich sich zu einem politischen Factor emporarbeitete." In den ersten sieben Jahren von Goethes Regiment blieb das Volk von Sachsen-Weimar somit noch unter der harten Bevormundung und dem Druck, den Plackereien und Polizeiverordnungen der früheren Zeit[3]. Erst in den letzten drei Jahren fingen langsam und unvermerkt durchgreifendere Reformen an.

Goethe war indes bei seinen sanguinisch sinnlichen Neigungen durchaus kein eherner, tyrannischer Charakter, sondern eine milde, gemütliche, gutherzige Natur, freundlich gegen den gemeinen Mann, mitleidig gegen Unglückliche und durchschnittlich jedermanns Freund, so lang man ihm nicht in die Quere kam[4]. Aus seinen ersten Ministerjahren datieren mehrere Verfügungen, die Interesse und Wohlwollen für die ländliche Bevölkerung bekunden. So wurden durch ein Mandat von 1776 Prämien für Obstkultur, später ähnliche Auszeichnungen für die Anpflanzung von Kartoffeln,

---

[1] Goethe „trug sich", sagt Bielschowsky, „mit großen sozialpolitischen Reformen, wie sie in Dänemark, Portugal, Österreich, theils eingeleitet, theils durchgeführt waren. Entlastung der Bauern von Fronen und Zehnten, Umwandlung des bäuerlichen und gutsherrlichen Besitzes in freies teilbares Eigenthum, Auflage der Steuern nach der wirtschaftlichen Kraft, das waren ungefähr die Hauptziele, die er neben der allgemeinen Melioration des Landes verfolgte. Dazu gehörte ein zäher Kampf gegen die privilegierten Stände und eine jahrelange Sparsamkeit; und wenn schon zu dem einen, so fühlte doch zu dem andern der junge Herzog wenig Neigung. Infolgedessen kamen die großen Pläne über gute Absichten nicht hinaus" (Goethe I[21] 322 f).

[2] Grenzboten 1871 II 656.

[3] L. Häusser (Deutsche Geschichte[4], Berlin 1869) sieht wohl Sachsen-Weimar allzusehr im Strahlenlicht belletristischer Verklärung, wenn er Carl August uneingeschränkt den größten Fürsten jener Zeit beizählt (I 95). Der Herzog war gewiß besser als viele der andern kleinen Reichsfürsten und gewann sichtlich, als er unabhängiger von Goethe regierte. Aber ein Ideal ist er denn doch nicht.

[4] Th. Lessing, Goethes Haus- und Finanzwirthschaft, in Frankfurter Zeitung 1902, Nr 215, 1. Morgenblatt. „Er gab etwa 70 Thaler für die Armen aus." „Er bestritt die Erziehungskosten und das Schulgeld für die Kinder seiner ganzen Dienerschaft. Arme Wittwen, schlecht bezahlte Beamte, Kranke und Invaliden wurden aus seiner Privatkasse unterstützt. Zu Neujahr namentlich drängten sich Leute aus dem ganzen Herzogthum an ihn heran, um ein Geschenk zu erhalten." — Die Weimarer Goethe-Ausgabe betont 4. Abt. IV 342 (Lesarten) Goethes „große, geräuschlos geübte Wohlthätigkeit, die uns jetzt erst offenbar wird durch den Einblick in seine von 1775—1832 mit tadelloser Ordnung geführten Wirthschaftsbücher".

Klee, Luzerne, für Flachsröften, für Baumpflanzungen ausgesetzt. Ein Dekret vom 7. November 1778 hob die Besteuerung des Rindviehs und der Schafe auf, besteuerte dagegen jedes Pferd mit 8 Groschen. Ebenfalls 1778 wurde die Besteuerung von Grund und Boden gemildert, dagegen die Personalsteuer erhöht. Denn der Hof brauchte Geld für seine vielen Vergnügungen, Poeten und Angestellten. Mit seinem Kammerdiener Philipp Seidel gründete Goethe Strick-, Näh- und Spinnstuben für arme Soldatenkinder, ließ auch ein Spinnbüchlein schreiben, das aber seinen Zweck verfehlte[1]. Schon 1778 taucht auch eine Lese- und Leihbibliothek in Weimar auf. Inwiefern jedoch Goethe an diesen und andern „Fortschritten" beteiligt war, läßt sich zurzeit nicht genau feststellen. Außer ihm wirtschafteten noch 800 andere Beamte, und der eigentliche Bannerträger des „materiellen Fortschritts" war der Freimaurer Bertuch.

Neben Bergwerk und Parkanlagen betrieben der Herzog und sein Freund auch Obstbau, Bienenzucht, Wiesenverbesserung, Forstkultur, ungefähr alle Zweige des ökonomischen Faches. Goethe las Bücher, die über solche Dinge handelten, fragte die Fachleute aus, machte selbst kleine Versuche in seinem Gartenhaus, hielt dem Herzog vertraulichen Vortrag bald hier bald dort, bei Tisch oder zu Pferde, wie es sich gab, und dann wirtschafteten sie beide, bis sie's müde waren und sich auf ein anderes Steckenpferd warfen[2]. Da es sich darum handelte, ein neues Schloß zu bauen, legte sich Goethe sofort auf Architektur, ließ große und kleine Fachwerke kommen, zeichnete Säulenordnungen ab und wußte nach ein paar Wochen so artig von Baukunst zu reden, als wäre er ein Architekt von Beruf. Es gab kein Fach, das er nicht in fröhlichem Vertrauen auf sein Genie in ein paar Monaten zu beherrschen sich getraut hätte. Der Herzog wurde auch hierin ihm ähnlich und versuchte sich in den verschiedensten Zweigen des Wissens und Könnens. Doch war er im ganzen von härterem Metall, und trotz der Bemühungen des vielgewandten Freundes, ihn mehr für die Künste des Friedens, für innere Verwaltung und Nationalökonomie zu gewinnen, blieb er seiner Neigung für die Jagd treu, aus der sich allmählich immer mehr die verwandte Vorliebe für das Militär entwickelte. Während Goethe nur einen fürstlichen Mäzen, einen weisen Salomon aus ihm machen wollte, träumte der junge

---

[1] H. Burkhardt, Die französische Kolonie für Gewerbe und Industrie in Weimar, in Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte VI 702.

[2] „Der Dichter des Faust", schreibt Fr. Hebbel am 12. September 1863 über den Briefwechsel Goethes mit Carl August, „fungirt im Grunde doch nur als Factotum, und mag diese Vielgeschäftigkeit ihm recht gewesen sein oder nicht: nach meiner Ueberzeugung ist es, wenn es sich nicht um das tägliche Brod handelt, viel gesunder, Nichts zu thun, als etwas Nichtiges" (R. M. Werner, Friedrich Hebbels Briefe. Nachlese. [2 Bde] II, Berlin 1900, 329 f).

Herr von Pferden, Hunden, Hirschen, Hasen, Soldaten, Ordonnanzen, Krieg, äußerer Politik und Waffenruhm.

Der Mentor mußte mit diesen Neigungen seines fürstlichen Zöglings rechnen. „Niemand als wer sich ganz verläugnet", so rief er in seinem Tagebuch sich zu, „ist werth zu herrschen und kann herrschen." [1]

Wie er, oft innerlich murrend, Schlaf und Ruhe opferte, um mit dem Herzog Hasen zu jagen, so verleugnete er auch seine künstlerischen und deshalb friedlichen Neigungen, seinen Dichterberuf und übernahm als Reformminister die Kriegskommission. Himmel und Erde hatte der Titane poetisch stürmen wollen, die großartigsten Stoffe hatten seinen Geist beschäftigt, Faust lag unvollendet in der Mappe — — und nun ward er Kriegsminister über ein Heer von 600 Soldaten und 60 herzoglichen Leibhusaren! — und Oberwegebauinspektor für Sachsen-Weimar-Eisenach — das heißt für etwa 20 Quadratmeilen Landes. Das Tagebuch über diese Episode macht einen vom Schreiber selbst nicht beabsichtigten humoristischen Eindruck:

„13. (Januar 1779). Die Kriegskommission übernommen. Erste Session. Fast nur ruhig in meinem Sinnen und scharf. Allein dies Geschäfte diese Tage her. Mich drin gebadet und gute Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens. Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel. Schwierigkeit, irdische Maschinen in Gang zu setzen, auch zu erhalten. Lehrbuch und Geschichte sind gleich lächerlich dem Handelnden. Aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit; denn diese haben die Götter ein- für allemal den Menschen versagt. Klugheit teilen sie aus, dem Stier nach seinen Hörnern und der Katze nach ihren Klauen; sie haben alle Geschöpfe bewaffnet.

„Daß ich nur die Hälfte Wein trinke, ist mir sehr nützlich; seit ich den Kaffee gelassen, die heilsamste Diät.

„Vom 14.—25. (Januar). In Akten gekramt, die unordentliche Repositur durchgestört; es fängt an drin heller zu werden. Dies Geschäft mir ganz allein angelegen. Wenig auf dem Eis! Beunruhigt das Amt Großrudestedt durch die Preußen, Wiederkunft Reinbabens; fatale Propositionen. Zwischen zwei Uebeln im wehrlosen Zustand. Wir haben noch einige Steine zu ziehen, dann sind wir matt. Den Kurier an den König; indessen Erwartung Frist. Meist mit der Kriegskommission beschäftigt, wenig auf dem Eis. Geritten." [2]

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 196. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 118.

[2] Düntzer a. a. O. 141 f. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 77 f. — Vgl. auch A. Stern, Goethe als Kriegsminister, in Grenzboten 57. Jahrg., II 333—341 379—388.

Kaum hatte der neue Kriegsminister diese Betrachtungen angestellt und etliche Tage in den Akten herumgestöbert, da fand er sich auch schon dem größten Kriegsherrn seiner Zeit, dem preußischen König Friedrich II., gegenüber. Dieser verlangte, Truppen für seine Armee gegen Österreich zu werben. Was nun? Ihm die Werbung unbeschränkt gestatten? Eine beschränkte Werbung ausbedingen? Selbst freiwillig ein Kontingent stellen? Sich dem König widersetzen? Goethe legte dem Herzog alle diese Fragen vor, wagte aber keine mit positiven Vorschlägen zu beantworten; nur hielt er es für das Gefährlichste, mit den Preußen anzubinden. Das Schriftstück, worin der Minister an Carl August über das Bedenkliche der Lage berichtet, zeigt schon durch seinen Umfang, daß Goethe die Angelegenheit recht zu Herzen ging. Das ernste Bestreben, seinen Fürsten auf das Gewagte eines voreiligen Schrittes aufmerksam zu machen, läßt sich nicht verkennen.[1]

„Gnädigster Herr,

Nach der Antwort des Königs in Preusen Maj. worinn derselbe solche Gründe hinzulegen glaubt, die Ew. Durchl. bewegen sollen, ihm die verlangte Werbung in Ihren Landen zu gestatten, und es als gewiss anzunehmen scheint, dass man sich mit dem General Möllendorf besprechen und eine Auskunft zu treffen wissen werde, bleibt nach aller Überzeugung nichts übrig, als dass man eine baldige und feste Entschliesung fasse, welchen Theil man ergreiffen und wie man sich auf ein oder die andre Weise betragen wolle? Man hat vorläufig am besten zu seyn geglaubt wenn man beyde unangenehme Seiten gegenwärtiger Lage, natürlich gegen einander stellte, das zwiefache Benehmen wovon man eins zu wählen hat ohnübertrieben hinlegte, und die Folgen eines ieden überdächte, so weit man sie mit einem zwar uneingenommenen aber freilich immer beschränckten Geiste vorauszusehen im Stande ist.

„Gesezt also man fügt sich dem Begehren des Königs, so kan es entweder geschehen wenn man ihm die Werbung erlaubt, oder mit dem General Möllendorf auf eine gewisse Anzahl abzugebender Mannschafft übereinkommt, und auch diese entweder durch die Preusen ausnehmen lässt oder sie selbst ausnimmt und sie ihnen überliefert.

„Erwählt man das erste, so werden diese gefährliche Leute sich festsetzen, und überall Wurzel fassen, sie werden auf alle Weise die beste iunge Mannschafft an sich zu ziehen suchen, sie werden mit List und heimlicher Gewalt eine grose Anzahl wegnehmen, sie werdens an nichts fehlen lassen selbst die Soldaten Ew. Durchl. untreu zu machen.

„Will man mit dem General Möllendorf auf eine gewisse Anzahl übereinkommen, und ihnen etwa selbst überlassen die iunge Mannschafft nach gewissen zu fertigenden Verzeichnissen aus den Ämtern auszuheben, so kan

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 3—9.

man nicht versichert seyn daß es dabey bleiben wird. Ein und der andre der es merckt wird austreten, sie werden statt dessen nach andern greifen, es werden Händel entstehen, und sie werden davon Anlas nehmen, was man mit ihnen ausgemacht hat zu überschreiten.

„Will man endlich sich entschliessen eine Auswahl selbst zu machen und ihnen die Leute auszuliefern; so ist darinn wohl fürs ganze das geringste übel aber doch bleibt auch dieses, ein unangenehmes verhafftes und schaamvolles Geschäfft. Und wahrscheinlich ist man mit allem diesem doch nicht am Ende des Verdrusses. Diese mit Gewalt in fremde Hände gegebne Leute, werden in kurzem desertiren, und in ihr Vaterland zurückkehren, die Preusen werden sie wieder fordern, im Fall sie fehlen, austreten oder sich verbergen, an ihrer Stelle andre wegnehmen. Diese Plage wird mit iedem Herbste wiederkommen. Wie sie sich gewiß auch nicht begnügen werden, wenn man ihnen einmal Mannschafft stellt, mit iedem Frühiahr werden sie diese Anforderungen erneuen.

„Dagegen wird man von kayserlicher Seite diesen Schritt den man so sehr wider willen gethan gewiß übel aufnehmen. Man wird sie niemals überreden können daß man so nothgedrungen, und so ungern eine solche Entschlieſung ergriffen hat. Der alte Verdacht den man gegen die sächsischen Häuser hegt, daß sie wenig Neigung für das Östreichische haben, wird wieder rege werden, und es wird dem kayserlichen Hofe an Gelegenheit nicht fehlen, dem fürstlichen Haus manches unangenehme fühlen zu lassen. Das nächste was zu befürchten steht, ist daß sie gleichfalls Werbung in den fürstlichen Landen einzulegen verlangen, so daß man von beyden Seiten wird gedrängt seyn und die oben hererzählte Verdrüfflichkeiten doppelt, ia dreyfach auszustehen haben wird, weil dieser Theil alsdenn wohl nicht mit Schoonung verfahren mag, die man doch immer von den Preussen wenn man mit ihnen übereinkommen wollte, zu hoffen hätte.

„Will man nun um diesem Übel auszuweichen die andre Seite ergreifen, und des Königs Gründen womit er seinen Antrag unterstüzzt kein Gehör geben, so würde man folgende Maasregeln zu ergreifen haben."

Nun werden auch nach dieser Seite hin alle Gründe für und wider ins Feld geführt. Das Aktenstück schließt mit der eindringlichen Mahnung, alles zu vermeiden, was „das gute Verhältniß zum königlich Preusischen Hause" stören könnte.

Schon Ende Januar war indessen die Sorge glücklich überstanden; am 1. Februar hatte der Dichter wieder Zeit, in friedlichem Behagen über seine ministerielle Stellung nachzusinnen:

„1. (Februar). Conseil. Dumme Luft drinne. Fataler Humor von Fritsch. 4 zu viel gesprochen. Das Thauwetter war mir in den Gliedern und die Stube warm. Mit 4 gessen. Nach Tisch einige Erklärungen über:

zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten; auch über die militärischen Makaronis. A steht noch immer an der Form stille. Falsche Anwendung auf seinen Zustand, was man bei andern gut und groß findet. Verblendung am äußerlichen Uebertünchen. Ich habe eben die Fehler beim Bauwesen gemacht. Die Kriegskommission werd' ich gut versehen, weil ich bei dem Geschäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen will, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben will. So auch mit dem Wegbau." [1]

Am folgenden Tage kamen Frühlingsahnungen über Goethe. Den 14. Februar ritt er mit dem Artilleriehauptmann Jean Antoine de Castrop aus, um als Oberstraßenaufseher oder Pontifex maximus, wie Herder ihn nannte, die Wege des Herzogtums zu besichtigen [2], als Kriegsminister in allen Städten und Städtchen die Aushebung der Jungmannschaft persönlich vorzunehmen und — als Dichter die „Iphigenie auf Tauris" niederzuschreiben. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er mit seinem Talent eigentlich etwas Besseres leisten könnte, als Repositorien ordnen und Protokolle studieren. Von dem Rathaus in Buttstedt aus schrieb er dem Herzog:

„Indeß die Pursche gemessen und besichtigt werden will ich Ihnen ein Paar Worte schreiben. Es kommt mir närrisch vor da ich sonst in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu besehen pflege, ich nun nach der Phisiognomick des Reinischen Strichmaases alle Junge Pursche des Lands klassifizire. Doch muss ich sagen dass nichts vortheilhaffter ist als in solchem Zeuge zu kramen, von oben herein sieht man alles falsch, und die Dinge gehn so menschlich dass man um was zu nuzzen sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreis halten kan.

„Übrigens lass ich mir von allerley erzählen, und alsdenn steig ich in meine alte Burg der Poesie und koche an meinem Töchtergen. Bey dieser Gelegenheit seh ich doch auch, dass ich diese gute Gabe der himmlischen ein wenig zu kavalier behandle und ich habe würcklich Zeit wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden wenn ich ie noch was hervorbringen will." [3]

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 143 f. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 79

[2] „Man sah ihn häufig herumreiten und das Pferd, welches er hierzu aus dem Marstall erhielt, wurde die Poesie genannt. Ein gewisser Brunnquell, nachheriger Bürgermeister der hiesigen Stadt, ward ihm als Bauaufseher beigegeben. Dieser war ein sehr braver, aber lustiger Lebemann, mochte jedoch nicht viel von diesem Geschäftszweige verstehen, und Goethe selbst, hieß es, hätte ebenfalls nicht die mindeste Erfahrung in diesem Fache; daher man sich wunderliche Geschichten erzählte" (Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmanns II, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., S. 401).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 20 f.

Vom 14. Februar bis 28. März beständig unterwegs, durch „Castrops Litaney vom alten Saukram" mehr als einmal in die tiefste Prosa schlechter Straßen herabgezogen, vollendete Goethe die erste Prosafassung der Iphigenie. Doch kaum war diese bei Hofe vorgelesen und aufgeführt, so vergaß der Dichter wieder seiner Aufgabe, der Kriegsminister kramte wieder in seinen Aktenbündeln, der Finanzminister trug sich mit nationalökonomischen Verbesserungen, der Hausminister glich Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinem Bruder Constantin aus, kurz, der allumfassende Beamte zersplitterte sich im Gewirre der buntesten Vielgeschäftigkeit. Fast gleichzeitig plante er eine Revision des ganzen Steuerwesens, eine Reduzierung des Militärs, einen Steuererlaß, bekämpfte ein neues Tuchmanufakturreglement, ließ sich durch den Engländer Batty den Zustand der Kammergüter auseinandersetzen und bekam zuletzt Lust, auch noch Bauer zu werden:

„Wills Gott daß mir Acker und Wiese noch lieb werden und ich für dies simpelste Erwerb der Menschen Sinn kriege!" [1]

An diesen Wunsch schließt sich eine längere Betrachtung, die klar beweist, daß der Dichter in ruhigen Stunden den Mangel an Einheit seines damaligen Lebens tief empfand:

„Gedancken über den Instinckt zu irgend einer Sache. Jedes Werck was der Mensch treibt, hat möcht ich sagen einen Geruch. Wie im groben Sinn der Reuter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden. So ists auch im Feinern. Die Materie woraus einer formt, die Werckzeuge die einer braucht, die Glieder die er dazu anstrengt das alles zusammen giebt eine gewisse Häuslichkeit und Ehstand dem Künstler mit seinem Instrument. Diese Nähe zu allen Saiten der Harfe, die Gewissheit und Sicherheit wo mit er sie rührt mag den Meister anzeigen in ieder Art. Er geht wenn er bemercken soll grad auf das los, wie Batty auf einem Landgut, er träumt nicht im allgemeinen wie unser einer ehmals um Bildende Kunst. Wenn er handeln soll greift er grad das an was iezt nötig ist. Gar schön ist der Feldbau weil alles so rein antwortet wenn ich was dumm oder was gut mache, und Glück und Unglück die primas vias der Menschheit trifft. Aber ich spüre zum voraus, es ist auch nicht für mich. Ich darf nicht von dem mir vorgeschriebnen Weeg abgehn, mein Daseyn ist einmal nicht einfach, nur wünsch ich dass nach und nach alles anmasliche versiege, mir aber schöne Krafft übrig bleibe die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzuplumpen. Man beneidet ieden Menschen den man auf seine Töpferscheibe gebannt sieht, wenn vor einem unter seinen Händen bald ein Krug bald eine Schaale, nach seinem Willem hervorkommt. Den Punckt der Vereinigung des manigfaltigen zu finden

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 159. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 88.

bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualitet eines ieden darinn besonders zu Rathe gehn muß und niemanden anhören darf." [1]

Der Herzog erscheint in den lakonischen Aufzeichnungen Goethes weniger als Fürst denn als Zögling, dem sein Mentor auf die Finger sieht, oder als Freund, für den er Partei ergreift [2]. Der Erzieher hofft, daß der junge Mann bald glücklich eine große Krisis bestehen werde; er freut sich an ihm, daß er noch stets am Werden ist, während die andern gleich Dreßelpuppen schon fertig sind und bloß noch des Anstrichs harren; er ergrimmt, daß der Minister Fritsch in leidiger Undankbarkeit ihn selbst so arg verkenne. Er nimmt sich vor, den Herzog noch unter dem Daumen zu behalten: „daß er nur nichts für sich thut, denn er ist noch sehr unerfahren, besonders mit Fremden, und hat wenig Gefühl zu Anfangs wie neue Menschen mit ihm stehen". Er gibt ihm Lektionen: „warum ihm dieß und das so schwer würde und warum er nicht im Kleinen umgreifen sollte". Einwendungen des fürstlichen Schülers führen zu langen interessanten Unterredungen. Doch schreibt sich der Mentor gelegentlich auch eine „neue Conduite fürs Künftige vor", mahnt sich zur „Vorsicht mit dem Herzog" und beschließt, „von einem gewissen Gang nicht abzuweichen und im Anfang nichts zu rühren".

Man ersieht aus dem Ganzen schon, daß die dreijährige Geniewirtschaft die diplomatische Klugheit des Fürsten noch wenig gefördert hatte und daß der poetische Mentor noch immer am Tasten und Experimentieren war. Am 7. August 1779 warf er einen Rückblick auf sein bisheriges Leben, der sich zu einer Art Generalbeicht gestaltete:

„Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alte Schalen verbrannt. Andere Zeiten andere Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich Alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen. Wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen, und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser [ge]rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzu-

---

[1] Goethes Werke, WA 3. Abt. I 88 f.

[2] Düntzer, Goethe's Tagebücher 155 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt I 86 ff.

trocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, seit 75 Oktober getraue ich [mir] noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in [den] Mund nehme, immer lichter in mir werden." [1]

Nach diesem „lichten" Intervall fing das bunte Treiben von vorne an. Schon die folgenden Tage waren nicht mehr „rein gleich den vorigen"; die nächste Woche glaubte er mehr zu waten als zu schwimmen, und sein ökonomischer Finanzrat Batty machte ihm „mancherlei Sauereien lebendig, denen nicht gleich abzuhelfen ist". An Frau v. Stein hatte er den 20. April 1779 geschrieben:

„Soll mans gut oder bös deuten wenn man die kindischten Empfindungen nicht los werden kan. Ich gönne und wünsche Ihnen immer Freude, und daß Sie eine kleine Lust ohne mich genießen macht mir einen Tag üblen Humor. Daß so viel selbstisches in der Liebe ist und doch was wär sie ohne das. Ich habe mich in die Büsche an der Straße versteckt um Sie herein fahren zu sehen, um wenige Minuten hätt ich ganz nah bey Ihnen verborgen stehen können, ich kam zu spät und mußte in der Ferne bleiben. Wenn sie mit mir wäre dacht ich genösse sie des schönen Abends der über alles schön ist, nun fährt sie im Staub hinein. Doch weis ich daß Sie sich mein Andencken nicht aus der Seele rasseln noch musiciren lassen. Daß ich so viel schreibe ist wohl ein Zeichen daß mir nicht wohl ist. Adieu liebstes Herz." [2]

Ganz im gleichen Ton schreibt er seiner Geliebten am 18. August, also nur zehn Tage nach jener Gewissenserforschung:

„Ich sehne mich gar sehr nach Ihnen, und so bald es möglich ist werd ich kommen, seit Sie weg sind, bin ich überall herumgezogen, war einen Tag in Ettersburg, in Tiefurth, auf der Jagd in Troistädt, es ist wie mit einer Erbschafft die nach dem Abgang des einigen Besizzers an viele zerfällt. Mir wirds nicht recht wohl dabey, denn ich habe keinen Ort woher ich komme und wohin ich gehe.

„Die Weste sizt gar schön, es ist die erste die so passt zu meiner grosen Freude. Sie sieht gar lieblich, und ich hoffte drinn mit Ihnen einen Englischen durchzuführen." [3]

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 165 f. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 93 f.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 27. [3] Ebd. 53.

In Abwesenheit der Geliebten, die auf ihr Gut Kochberg gezogen war, tröstete er sich an der Gegenwart eines andern „schönen Misels“: „In mein Haus kommt nun gar kein Mensch, ausser dem schönen Misel, wir sind gar artig zusammen, denn wir sind in gleichem Falle, mir ist mein liebstes verreist, und ihr fürstlicher Freund hat andre Weege gefunden.“ [1]

Gleichzeitig wurde fürs Theater ein neuester Humor vorbereitet. Die Ära der „zeitverderbenden Empfindung und Schattenleidenschaft“ war noch nicht vorüber.

Achtes Kapitel.

Die lebendigen Vorbilder der Iphigenie.

(1776—1779.)

Niemand in Europa hat so viel über Goethes Liebschaften geschrieben als Heinrich Düntzer, der schon 1835 anfing, Vorlesungen über „Faust“ zu halten und 1837 Goethe als Dramatiker besprach [2]. Anstatt aber objektiv bei den Bühnenfiguren des Dichters zu verweilen, ging der Forscher alsbald auch ihren konkreten biographischen Vorbildern nach, verliebte sich in seiner blinden Begeisterung auch in sie, schob das unbequeme christliche Moralgesetz beiseite und weihte ohne alle fernere Rücksicht auf erlaubte und unerlaubte Liebe sein Idol zum „Priester der tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust“ [3].

Düntzer muß als Bahnbrecher des modernen Goethekultes mit all seinen Ausschreitungen betrachtet werden [4].

„Wie strahlt Goethe's Name im Brillantfeuer seiner Liebesflammen zu Friederike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguste von Stol-

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 55. — W. Fielitz (2. Aufl. von A. Schöll, Goethes Briefwechsel mit Frau von Stein [2 Bde] I, Frankfurt 1883, 449) sagt: „Nicht wie bisher angenommen wurde, Caroline von Ilten, deren Verhältniß zu Prinz Constantin sich erst später löste, sondern Corona Schröter“, deren Verehrer Carl August sich der Gräfin Werthern zugewandt hatte. Auch J. Wahle (3. Aufl. von A. Schöll, Goethes Briefwechsel I 535 f) neigt im Gegensatz zu Düntzer dieser Ansicht zu.

[2] Vgl. Düntzer, Goethe's Faust (2 Bde), Leipzig 1850—1851; 2. Aufl. 1857. — Derſ., Goethe als Dramatiker, Leipzig 1837.

[3] Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit, Stuttgart 1852, VIII IX.

[4] Daran ändert selbst die Tatsache nichts, daß Düntzer von der heutigen Fachkritik ziemlich allgemein als geistig minderwertiger biographischer Kleinkrämer unsanft beiseite geschoben wird: „Über den Wall der mit unermüdlichem Fleiß vom Verfasser rings um sich aufgetürmten Aktenmassen dringt sein blödes Auge kaum hinaus“ (H. Mayne, Die deutsche Goethe-Biographie. Ein historisch-kritischer Ueberblick, in Teubners Neue Jahrbücher für das klassische Alterthum, Geschichte und Deutsche Literatur und für Pädagogik 1906, 64).

berg, Maximiliane von La Roche, Frau von Stein, Corona Schröter, in der innigen Verehrung der geistvoll heitern Herzogin-Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Louise und in so vielen andern zärtlichen Verhältnissen, aus denen er heilige Dichtergluth in sich sog!" So rief er aus, man sollte fast glauben, in einem Anfall geistiger Trunkenheit. „Freilich", fügte er, durch die Aussicht auf Widerspruch ein wenig ernüchtert, hinzu, „müssen wir ihm jene Treue völlig absprechen, welche sich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Wesen in ewiger Liebe hingibt, dessen Verlust sie nicht ertragen kann, jene Beharrlichkeit, welche sich an Eine Liebe fest anklammert und verblutet, wenn der Gegenstand derselben ihr entrissen wird: aber daraus folgt keineswegs, daß seine Liebe weniger innig und wahr gewesen, vielmehr ergriff sie ihn um so feuriger, je rascher sie sich in ihm austobte, um ihn bald in neue leidenschaftliche Verwicklungen zu stürzen und dem glühen Wettersturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen."

Dem Koran mag ein solcher Begriff von „Liebe" entsprechen. Wie er sich mit den sittlichen Anschauungen des Christentums vereinbaren läßt, begreife, wer kann. Aber Heinrich Düntzer war damit noch nicht zufrieden. Er ging in seiner immer steigenden Verehrung für den „Hohepriester der Liebe" so weit, nicht nur sämtliche Liebeshändel Goethes zu verherrlichen, sondern ihn ausdrücklich zu entschuldigen, daß er sich nicht in noch mehr weiblichen Herzen „gespiegelt" habe[1].

„Charlottens Liebe war", so schrieb er 1880 von Goethe, der „Faden, an den sich alle seine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Miseleien hingen; denn er bedurfte immer vieler weiblicher Herzen, in denen er sich spiegelte, an denen er nähern oder fernern Antheil nahm. Wir gedachten schon der witzigen und spitzigen Göchhausen, der liebenswürdigen Amalia Kotzebue und der so verführerischen wie geistreichen Frau von Werthern. Näher stand ihm die Hofdame der Herzogin, Louise Adelaide von Waldner-Freundstein, deren gefälliges und gemüthliches, aber nicht tiefes Wesen ihn ansprach und häufig nach Belvedere zog, doch schien sie ihm später immer koketter zu werden. Auch Charlottens Schwägerin, Fräulein von Stein, Hofdame bei der Herzogin-Mutter, die von ernstem und tiefem, aber verschlossenem Sinn war, schätzte er sehr. Diese und viele andere Damen des Hofes überstrahlte weit an Schönheit, Würde und Kunstsinn Corona Schröter, zu der eine schmeichelnde Neigung in seiner Brust sich regte, die er aber, mochte sie ihn auch beunruhigen und leidenschaftlich aufregen, um so leichter überwand, als sie seinem glühenden Herzen nicht

[1] Der Ausdruck „Spiegelungen" knüpft an ähnliche Ausführungen Goethes selbst an. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XLII, 2, S. 56 f.

entgegenkam und der Herzog von Liebe zu ihr entbrannt war, denn mußte er dessen Neigung zurückzuhalten suchen, so durfte er sie um so weniger sich selbst zueignen, wie er auch mit der zu ihm hinneigenden Karoline von Ilten schon deßhalb kein näheres Verhältniß eingehen konnte, weil er ihrer Verbindung mit dem Prinzen Constantin hatte entgegentreten müssen." [1]

Solchen Äußerungen liegen Prinzipien zu Grunde, die naturnotwendig die öffentliche Moral, das sittliche Zartgefühl, die Heiligkeit der Ehe untergraben müssen. Denn welcher Jüngling wäre so prosaisch angelegt, so wenig talentiert, daß er sich, angesichts eines solchen Vorbildes, nicht schmeicheln könnte, der leidenschaftlichen Verwicklung eines Liebesverhältnisses „den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen"? Und dann? — Dann ist nach Düntzer alles erlaubt. Ob Gott verbietet oder nicht verbietet, das hat nichts zu sagen. Nur wenn ein hoher Herr im Wege steht, dann muß man aus Weltklugheit auf die „Zueignung" verzichten. Eine unsittlichere Vorstellung von Liebe kann es nicht geben.

Es bleibt bedauerlich, daß man Goethes Leben nicht schreiben kann, ohne als Ankläger gegen einen solchen Kultus unziemlicher Liebe auftreten zu müssen. Das ist aber die Schuld derjenigen, welche aus übertriebenem Nationalgefühl Goethe zum größten aller neueren Dichter, ja zum Idealmenschen stempeln wollten, allen Geheimnissen seines Privatlebens nachgingen und, anstatt nun wenigstens das Gute vom Schlechten zu sondern, eine neue Moral erfanden, um auch seine Fehler und Schwächen, seine Liebeshändel und seine rücksichtslose Verletzung des Sittengesetzes mit dem Glorienschein der Verklärung zu umgeben [2].

Unbedenklich berichten diese Enthusiasten, daß Goethe in den nächsten Jahren bis zur italienischen Reise sich nicht begnügt habe, den Damen gegenüber die Pflichten des feingebildeten Kavaliers zu erfüllen [3], sondern

[1] Düntzer, Goethe's Leben (1880) 307 308. Vgl. 2. Aufl. 304—306.

[2] „Das ist freilich eine grundverkehrte Vorschrift", bemerkt zu dieser Moral E. Dühring (Die Größen der modernen Literatur populär und kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt, Leipzig 1893, 199), „aber am meisten komisch macht es sich, daß Goethe selbst sie nie eingehalten, sondern in seiner Weise immer den Sittlichen gespielt" hat.

[3] Honneur aux dames! Das hätte ihm jedermann zur Ehre anrechnen können. Wenn aber Düntzer (Frankfurter Zeitung vom 9. Januar 1880) gemeint hat, man müsse mit der weißblauen Jacke der Wetzlarer Lotte auch die Ritterdichtung des Mittelalters verurteilen, so irrte er sehr. Der religiös-poetische Geist des Rittertums hat weitergelebt in der katholischen Dichtung von Lope und Calderon bis auf den Dichter von „Dreizehnlinden". Die Auswüchse des Rittertums hat Cervantes in einer Satire gegeißelt, wie sie noch kein Deutscher zu stande gebracht. Die Erbschaft Don Quijotes aber hat Goethe nicht ganz von der Hand gewiesen, denn die Christel von Artern gleicht der Dulzinea von Toboso wie eine Gans der andern, und die Weimarer Mummereien waren zeitweilig noch gehaltloser als diejenigen Ulrichs v. Lichtenstein.

daß er, wie Düntzer sagt, ihrer „Herzen bedurfte, um sich darin zu spiegeln", das heißt in mehr oder weniger unziemlicher Intimität mit ihnen zu verkehren. Düntzers Zeugnis spricht deutlich genug. Goethes Tagebücher und Briefe verraten das übrige, und sollte das alles nicht hinreichen, so haben wir in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" eine ganze Reihenfolge solcher „Spiegelungen".

Unter allen Frauenbildern dieses Romans ist kein einziges, das es mit der Liebe nicht höchst leicht nähme. Die anständigste darunter, die sog. „schöne Seele", aus Reminiszenzen an Fräulein v. Klettenberg zusammengestellt, ist eine schiffbrüchige Romanheldin, die den abgetanen sichtbaren Geliebten notdürftig durch einen „unsichtbaren Freund" zu ersetzen sucht. Daß die „schöne Gräfin", die mit ehebrecherischer Freundschaft Scherz treibt, ein Abbild der Gräfin Werthern darstellt, wird allgemein zugestanden. An der äußersten Linken sehen wir Philine — im tiefsten Grunde nichts anderes als eine ausgelernte fille de joie. Schon die erste „Liebe" Wilhelm Meisters gestaltet sich so „mystisch", daß es zum Äußersten kommt; seine ästhetisch-„sittlichen" Theaterstudien laufen in ein unsittliches Abenteuer aus; seine ganze Bildung gipfelt in der verschwommensten Freidenkerei: da wird es dem Leser denn doch nicht leicht gemacht, an die unentwegte platonische Unschuld des Dichters und all seiner „Spiegelungen" zu glauben.

Wie weit es mit Goethes verschiedenen Liebesverhältnissen und sog. „Miseleien" im einzelnen gekommen ist, soll hier nicht näher untersucht werden. Nur zwei sind für seine weitere Entwicklung und dichterische Tätigkeit von entscheidender Bedeutung geworden: das zu der Schauspielerin Corona Schröter und das zu Frau v. Stein. Daß diese beiden Verhältnisse sich zu einem hohen Grad von Intimität gestalteten, wagt niemand in Abrede zu stellen; sogar Düntzer gibt es zu. Dagegen hat sich durch lange Jahre eine unerquickliche Kontroverse darüber fortgesponnen, wie weit es in jedem der beiden gekommen sei und in welcher Beziehung sie zueinander gestanden hätten. Es soll hier nicht in diesen Kampf eingetreten werden, in welchem Düntzer jede Einwendung gegen Goethes Unschuld und Charlottens Heiligkeit niederzupoltern versucht hat[1]. Ja man kann nur Eduard Engel recht geben, wenn er sagt, er habe die Briefe Goethes an Frau v. Stein stets „unter dem Druck gelesen", daß sie nur für diese bestimmt gewesen seien. „Hört man gar, was man nicht vergessen kann, den so viel jüngeren Mann die ältere Frau eines andern Mannes, die Mutter der drei lebenden von sieben Kindern, in immer neuen Wendungen anbeten, so kommt einem wohl der Gedanke: hätte doch Charlotte von Stein nicht bloß

[1] Vor allem in seiner Schrift: Charlotte von Stein und Corona Schröter, Stuttgart 1876.

ihre von Goethe zurückgeforderten Briefe, sondern auch seine allesamt verbrannt!" [1]

Was Goethe selbst betrifft, so ist merkwürdigerweise seine sittliche Unbescholtenheit in seinem Verhältnis zu Frau v. Stein nur von wenigen in Zweifel gezogen worden. Ob das Verhältnis platonisch oder mehr als platonisch war, jedenfalls hat er — wie jeder Halbgott — recht gehabt; nötigenfalls wird das Moralgesetz für den Fall einfach beiseite geschoben. [2]

---

[1] Goethe, Der Mann und das Werk 212 f.

[2] Rücksichtsloser sind die Grundsätze dieser Herrenmoral wohl kaum je ausgesprochen worden als in einem soeben erschienenen Aufsatz einer großen verbreiteten Zeitschrift. Der Verfasser bespricht das auch hier zitierte Buch „Goethe, der Straßburger Student" von E. Traumann, worin Traumann mit mehr Temperament als Glück Goethe in seinem Verhältnisse zu Friederike von Sesenheim rein waschen und „für die Töchterschule zurechtfrisieren" möchte. Man verzeihe die Wiedergabe dieser Ausführungen, aber sie kennzeichnen deutlicher, als ganze Bände von theoretischen Untersuchungen den Standpunkt des Freidenkertums in der Goethe-Frage: „Ach, lieber Ernst Traumann, ich bitte Sie, nicht gleich in furor professoralis zu geraten, wenn ich behaupte, daß, wenn auch die schlimmsten Dinge, die man mit den Worten Schwängerung und Abtreibung im bürgerlichen und juristischen Leben zu benamsen pflegt, zwischen beiden vorgefallen wären, wir darum noch keinen Grund hätten, in ein moralisches Entsetzen zu geraten. Meine sexualia gehen nur den Teufel etwas an, der, was man auch gegen ihn sagen mag, den Vorzug einer strengen Diskretion hat. Und was wäre es denn weiter unnatürlich und unmoralisch, wenn das Verhältnis zweier warmblütiger junger Geschöpfe, wie Friederike und Wolfgang es waren, ein sinnliches gewesen wäre und als solches die üblichen menschlichen Folgen wie bei Gretchen gehabt hätte. Ja, was wäre selbst Fürchterliches, wenn der Frankfurter Student ihr abgeraten hätte, das Kind zur Welt zu bringen, ja die Mittel zur Verhütung verschafft hätte? Wäre das nicht vielleicht sittlicher von dem jungen Goethe gewesen, als sie in einem Zustand zu verlassen, in dem sie das französische Gesetz nicht schützte und die Welt um sie verachtete? Von demselben Goethe, der als Mann bekanntlich gesagt hat, er könnte keine Untat lesen, die er nicht selbst hätte begehen können. Wir wollen uns wirklich nicht mehr wie alte Jungfern über ‚das Unmoralische' ereifern. Am wenigsten, wenn es sich um Goethe handelt. Die Zeit der Zimperlichkeit, deren lächerlicher Gipfel leider so oft von den Literaturprofessoren des vorigen Jahrhunderts erklommen wurde, ist vorüber. Man kann diese äußerlichen sexuellen Dinge als unwesentlich, ja als nicht bemerkenswert nehmen, wie Goethe selbst es tat, der im Gegensatz zu Rousseau es gar nicht liebte, nein gar nicht, Ernst Traumann, sein Geheimstes zu beichten und jedes innerste Gefühl zu offenbaren und sein erotisches publik zu behandeln. Nur soll man es nicht verbohrt negieren und aus dem Traumann zum Teßmann werden und gleich vornherein entrüstet feststellen: ‚Nein, so etwas unserm Goethe nur zuzutrauen, ist ein ruchloser Frevel und eine Schändung an unserm Nationalgötzentum!' Nein, man bekümmere sich entweder nicht um diese Dinge der tierischen Sphäre, wie Herder sie noch nannte, oder man nehme sie menschlich natürlich und ohne ethische Entrüstung! Ihr mögt Goethe für die Töchterschule zurechtfrisieren, für uns freie Menschen laßt ihn, wie er war, durch sein Leben wandeln! Wir erschrecken nicht mehr vor der Schuld, auch bei ihm nicht. Wir

Das „Genie" hat ja alle Vorrechte einer blinden Naturgewalt, die naturnotwendig handelt und Liebesaffären zeitigt, welche einen Aufschwung der deutschen Literatur zur Folge haben. In Bezug auf Frau v. Stein und Corona Schröter dagegen sind Ansichten anderer Art laut geworden.

Der Engländer Lewes, ein entschiedener, in seiner Art ehrlicher Realist, faßte in seinem „Leben Goethe's" das Verhältnis Goethes zu Frau v. Stein nichts weniger als „mystisch" auf, ließ ihn ein „Novitiat der Liebe" bestehen, dann „endlich glücklich werden"[1] und hinterher sinnlich-realistisch zu einer andern Liebe übersiedeln, nachdem Frau v. Stein zu alt geworden, um begehrenswert zu sein. Daß sie dabei objektiv als Ehebrecherin dastand, störte ihn nicht; er ging darüber hinweg und verherrlichte den literarischen und pädagogischen Einfluß ihres zarten Wesens auf den jugendlich unbändigen Dichter. Adolph Stahr[2], der bekannte Literat, fühlte sich vom Charakter Charlottens noch weniger angezogen, fand im ganzen Verhältnisse „etwas Ungesundes und Unnatürliches" und pries den Augenblick, wo ein realistischeres demselben ein Ende bereitete, machte aber kein Hehl aus seiner Ansicht, daß Charlotte dem Dichter „nicht nur platonische Herzensfreundin gewesen war". Noch entschiedener wandte sich der Weimarer Literaturhistoriker Robert Keil von dem unerquicklichen Liebeshandel ab[3]. Nach ihm hätte

---

können einen der unsrigen verehren, ohne ihn und sein Dasein parfümieren und balsamieren zu müssen" (H. Eulenberg, Zu viel Goethe! in Die neue Rundschau, 22. Jahrgang der freien Bühne, 6. Hft [Juni 1911], S. 868 f).

[1] Lewes (Frese) II 41. Er verweist auf das Gedicht „Der Becher" (Goethes Werke, WA 1. Abt. II 106 f). Der ganze Passus ist in der 17. und 18. Auflage gestrichen. Vgl. ebd. II 28 48. — Das Gedicht wurde am 22. September 1781 an Frau v. Stein geschickt. Die Übersetzung aus Anakreon „An die Grille", von Goethe im Tiefurter Journal Stück 9 (Herbst 1781) unter der Überschrift „An die Heuschrecke. Aus dem Griechischen" übertragen, „war nicht Selbstzweck, sondern sie sollte die Glaubhaftigkeit der Versicherung erhöhen, daß das im Tiefurter Journal sogleich folgende Gedicht ‚Der Becher' auch ‚aus dem Griechischen' übersetzt, nicht an Charlotte v. Stein gerichtet sei" (Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 444. Lesarten). Vgl. E. von der Hellen in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe II 297 f, wo auf die „Verschleierung des Bezugs" durch die Voranstellung der wirklich aus dem Griechischen übersetzten „Cikade" hingewiesen wird. Das Gedicht „Der Becher" gehört zu den schlüpfrigsten Erzeugnissen der Goetheschen Muse. Es konnte hier aus Anstandsrücksichten nicht wiedergegeben werden.

[2] Weimar und Jena[3]. Mit einem Vorwort von E. von der Hellen (2 Bde) II, Oldenburg und Leipzig o. J. (Vorrede vom 3. Oktober 1892), 108 ff 136 f.

[3] Corona Schröter, Leipzig 1875. — Derſ., Ein Goethe-Strauß, Stuttgart 1891. „Als der Frau v. Stein", sagt Keil hier S. 159, „im Jahre 1781 Goethes Neigung zu Corona Schröter den Verlust des Geliebten drohte, verlor ihr Liebesverhältnis zu ihm den frühern platonischen Charakter." Vgl. auch H. Schütz-Wilson, Goethe and Weimar, Publications of the English Goethe Society, No II, (London 1887) 18: In Weimar there exists still much oral tradition about the

Goethe sich damals möglichst rasch verehelichen sollen. Die passende Braut war gefunden in der Person der schönen, edel angelegten, feingebildeten und reichbegabten jungen Künstlerin Corona Schröter, die dem Dichter eine tiefempfundene Neigung einflößte und dieselbe wahrscheinlich auch erwiderte. Allein statt Goethes Charakter und Vergangenheit mit in Anschlag zu bringen, wälzte Keil alle Schuld auf Charlotte v. Stein ab und ließ die vielversprechende Ehe einzig an ihrer Person scheitern.

Während Keil mit offensichtlicher Vorliebe für Corona in die Schranken trat und in Frau v. Stein den bösen Dämon Goethes sah, ließ der beliebte Damenschriftsteller Edmund Höfer[1] erstere fast ganz aus dem Spiel, zergliederte dagegen das Verhältnis Goethes zu Frau v. Stein mit der psychologischen Genauigkeit eines Untersuchungsrichters und langte, indem er das von Düntzer breitgetretene Material auf ein Gutachten von 78 Seiten zusammendrängte, bei dem nicht eben erbaulichen Ergebnis[2] an, daß es zwischen den beiden zum Äußersten gekommen sein müsse. Um Goethes Ehre notdürftig zu retten, betont er dessen leidenschaftliches Temperament, Charlottens verhängnisvolle Pädagogik, welche seine Leidenschaft, anstatt sie zu mäßigen, noch stärker anfachte; dann hebt er den großen ästhetischen Einfluß Charlottens auf Goethes Charakter hervor: Iphigenie und Tasso sollen das deutsche Volk dafür entschädigen, daß sein größter Dichter Gottes Gebote und die Gesetze der Sittlichkeit zehn Jahre lang mißachtete. Denn Höfer steht nicht an, Charlottens Ehe mit dem Baron v. Stein für eine bloße Konventions- und Scheinehe und die Frau v. Stein aller ehelichen Pflichten gegen ihren Gemahl los und ledig zu erklären. Fanny Lewald teilt diese Ansicht und bekämpft speziell die gegenteilige Annahme Herman Grimms. „Die Zeit dachte leicht, sehr leicht in jenen Kreisen über die eheliche Treue", sagt sie, „und Herr von Stein war genötigt, nicht nur ein Auge, sondern beide zuzudrücken. Er konnte dem ersten Minister des Landes, dem Vertrauten und Freunde seines Herzogs, den Stuhl nicht vor die Thüre setzen, ohne selbst vor die Thüre gesetzt zu werden. Er durfte nicht anzweifeln, was die ‚Herrschaften' nicht anzweifeln wollten."[3]

Gegen Lewes' Auffassung erhob sich 1857 zuerst F. G. Kühne[4], suchte Goethe aus den verfänglichsten Situationen herauszureißen und Frau v. Stein

heroes of its brillant time.... One tradition that I find in Weimar is that Frau von Stein did not yield to her lover's passion until she became jealous of Corona Schröter.

[1] Goethe und Charlotte von Stein, Stuttgart 1878.

[2] Meyers Konversationslexikon XVIII 443 erklärt, daß Höfers Heft „besser hätte ungeschrieben bleiben können". Jedenfalls macht es Goethe nicht viel Ehre.

[3] Fanny Lewald, Gefühltes und Gedachtes 231. Vgl. auch L. Geiger, Goethe und die Seinen, Leipzig 1908, 9.

[4] Goethe in der Schule der Frauen, in der Zeitschrift Europa 1857.

aus einer koketten Egoistin zu einem hingebenden Engel rein geistiger Liebe zu verklären. Ihm stellte sich 1863 Düntzer zur Seite und versuchte aus den Sitten der Sturm- und Drangperiode darzutun, daß Goethes Liebe eine rein platonische gewesen und nie eine sinnliche geworden sei. Er blieb von da ab mit einer verzweifelten Zähigkeit auf dem Kampfplatz, um lange Zeit fast allein gegen Alle Charlottens Ehre in Büchern groß und klein und in fast allen gelehrten und ungelehrten Zeitschriften Deutschlands zu verteidigen. Es sei hier nur ein Satz erwähnt, der seine Anschauungsweise zugleich vollständig charakterisiert und dabei in ihrer ganzen Unhaltbarkeit verurteilt: „Das mystische Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein streifte freilich an die äußerste Grenze des Erlaubten, aber es als sittenlos verdächtigen vermag der allein, welcher es nur von ferne kennt." [1]

Man traut seinen Augen kaum. Ist das eine „Mystik"!

Dessenungeachtet ist die hier von Düntzer ausgegebene Parole für die neueren Goetheforscher mehr oder weniger maßgebend geworden. Fast alle nehmen zwischen Frau v. Stein und Goethe beherzt „platonische Liebe" an[2]. Von „der zartesten Seelenliebe", „dem unzerreißbaren Netz innigster Gemeinschaft" variiert das Verhältnis bis zur eigentlichen „Seelenehe", dem Gipfelpunkt dieser „Mystik". Wilhelm Bode, der hier überhaupt als Anwalt „der freien Seelenliebe" gegen die „Prosa" des ehelichen Lebens auftritt[3], sagt kurz und bündig: „Kein Eheband kann und soll eine neue Liebe aus-

---

[1] Blätter für literarische Unterhaltung 1862, 488. — Nicht viel weniger „mystisch" klingt, was der Großherzog Karl Alexander über das Verhältnis berichtet. „Aus Gründen, die ich besser mündlich als schriftlich angeben kann", schreibt er am 15. September 1874 an Fanny Lewald, „bleibt mir kein Zweifel darüber übrig, daß Frau von Stein Goethen sich nie als Geliebte vollständig hingegeben hat" (G. Jansen, Großherzog Karl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr [1848—1889], Berlin 1904, 162 f).

[2] W. Büchner (Selbsterlebtes in Goethes „Tasso", in Goethe-Jahrbuch XV 178 f) beruft sich auf den Brief Goethes an Frau v. Stein aus Italien vom 21. Februar 1787 (Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 205 f), um darzutun, daß platonische Liebe „elf Jahre einend und trennend zwischen ihnen bestand". Vgl. auch Engel, Goethe 223. — Sollte man aber nicht aus dem Briefe ebensowohl das Gegenteil folgern können? Die strittige Stelle lautet wie folgt: „An dir häng ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich was mich oft Erinnerungen zerreisen. Ach liebe Lotte du weist nicht welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue und daß der Gedancke dich nicht zu besitzen mich doch im Grunde, ich mags nehmen und stellen und legen wie ich will aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu dir Formen geben welche ich will, immer immer — Verzeih mir daß ich dir wieder einmal sage was so lange stockt und verstummt. Wenn ich dir meine Gesinnungen meine Gedancken der Tage, der einsamsten Stunden sagen könnte. Leb wohl. Ich bin heute konfus und fast schwach. Leb wohl Liebe mich."

[3] Charlotte von Stein, Berlin 1910, 77—79.

schließen; Liebe ist der beste Gottesdienst."[1] Er schildert uns weiter, wie Goethe unter dem Einfluß seiner Liebe zu Frau v. Stein auf dem Wege gewesen, „ein Heiliger" zu werden[2]. Leider „ging er ihn nicht zu Ende; er kehrte später wieder um"[3]. Nüchterner betrachtet Eduard Rod, der auch „platonische Liebe" annimmt, das Verhältnis. Warum sollte sich, meint er, Goethe nicht unter Umständen auch einmal darin gefallen haben, Petrarca nachzuahmen? Le dilettantisme tient quelquefois lieu de vertu[4].

Der neueste französische Goethe-Biograph H. Loiseau faßt den springenden Punkt der ganzen Frage in die Worte: La question de la nature des rapports de M^me^ de Stein et de Gœthe est une de celles qui divisent le plus la critique gœthéenne. Nous ne pouvons songer à entrer ici dans le détail des controverses qu'elle a provoquées. Disons seulement que la plupart des critiques allemands croient, avec Düntzer, que Gœthe atteignit „les limites extrêmes de ce qui est permis, mais ne les dépassa pas"; que d'autres, après Lewes, pensent que les amours de Gœthe et de la baronne furent très réalistes. Une des principales objections faites à l'hypothèse du platonisme est que, étant donnée la sensualité bien connue de Gœthe, il est humainement inadmissible qu'il ait pu supporter aussi longtemps la chasteté que lui imposait la baronne. Difficile à admettre, soit, mais pourquoi inadmissible? Est-il besoin d'ajouter que, d'ailleurs, cette chasteté ne force pas à conclure à un renoncement absolu, de la part de Gœthe, aux joies de l'amour. Ne parle-t-il pas lui-même, dans ses lettres à son amie, de ses „Miseleien"?[5]

Auch abgesehen von der moralischen Seite des Verhältnisses, war übrigens Charlottens Einfluß auf Goethe kein günstiger; sie hat sowohl auf seine Charakterentwicklung als auf seine literarische Tätigkeit eher nachteilig als vorteilhaft eingewirkt. Sie liebte ihn, aber mehr sein weiches Gemüt, seine Naturempfindsamkeit, sein Interesse für kleine Kunstdilettanterien als seine großen Geistesanlagen. Ihr Interesse für Lavater bekundet einen zarten Anflug religiöser Empfindelei; doch ernst religiös war sie nicht[6]. Mehr französisch

[1] Charlotte von Stein 77.

[2] Goethes Leben im Garten am Stern[2], Berlin 1910, 283 f. [3] Ebd. 281.

[4] Essai sur Goethe 160 f.

[5] H. Loiseau, L'Évolution morale de Gœthe. Les Années de Libre Formation. 1749—1794, Paris 1911, 382, Anm. 2. Vgl. 370 ff.

[6] Als sie Goethe für seine Reise im Frühjahr 1779 ein „Westchen" als Talisman ihrer Liebe mitgab, schrieb er ihr: „Wenn Sie ein Misel wären hätt ich Sie gebeten das Westgen erst einmal eine Nacht anzuziehn und es so zu transsubstantiiren; wie Sie aber eine weise Frau sind muß ich mit dem Calvinischen Sakrament vorlieb nehmen" (Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 13). Das nennt Herr Düntzer „Mystik".

als deutsch gebildet, erkor sie zu ihrem Liebling den schwärmerischen, träumerischen Rousseau. Wie hundert andere Damen jener Zeit, weinte sie dem verkannten, nach Liebe und Freiheit dürstenden Natursohn an ihrem Teekessel gar manche stille Träne nach. „Werther" entsprach ganz diesem Geschmack, und der Verfasser des „Werther" konnte so rührend von Natur und Liebe sprechen wie der uneheliche Genosse der Therese Levasseur. Nur dann und wann ließ er sich noch einen allzuderben Kavallerieausdruck entschlüpfen, wie sie der Herzog gerne hatte und freigebig ausstreute. Sonst schmiegte er sich demütig an die Schürze seiner neuen Herrin und ließ sich von ihr erziehen.

In den Briefen an sie wiegt ein weicher, sehnsüchtiger Ton vor. Der Dichter nennt sie seine Besänftigerin, seine Beichtigerin, seine Seelenführerin. Seine Schwester mußte an Frau v. Stein schreiben. Diese mußte antworten und sich so gewöhnen, ihm ebenfalls Schwester zu sein. Die Gedichte an sie sind meist schwach und tändelnd:

„An Charlotte v. Stein.

Deine Grüse hab' ich wohl erhalten
Liebe lebt iezt in tausend Gestalten,
Giebt der Blume Farb und Duft
Jeden Morgen durchzieht sie die Lufft,
Tag und Nacht spielt sie auf Wiesen in Hainen,
Mir will sie offt zu herrlich erscheinen,
Neues bringt sie täglich hervor
Leben summt uns die Biene ins Ohr
Bleib ruf ich offt Frühling man küsset dich kaum
Engel so fliehst du wie ein schwanckender Traum
Immer wollen wir dich ehren und schäzzen,
So uns an dir wie am Himmel ergözzen[1].

d. 19. Apr. 1779. G."

Goethe fühlt sich aber bei Charlotte beruhigt. Wie ein Kind schreit er schmerzlich auf, wenn sie für einige Tage fortgeht, lächelt aber wieder stillvergnügt, wenn sie zurück ist. Seit dem 2. August 1779 wohnte er im ehemaligen v. Volgstedtschen Hause, sozusagen unter einem Dache mit ihr[2]. Bei ihr ruht er von dem tollen Faschingstreiben des Hofes

[1] Goethes Werke WA 4. Abt. IV 26 f.

[2] Er bezeichnete die neue Wohnung als sein „Absteigquartiergen". „Daß Goethe größeres Gewicht auf die Lage dieses Nothquartieres als auf die Größe und den Comfort der Wohnung legte, geht schon aus dem geringen Miethzins hervor, den er vierteljährig an die Kanzlei im Betrag von fünf Thaler abführte." Er scheint es von Juni 1781 ab aufgegeben zu haben (C. A. H. Burkhardt, Ueber Goethes unbekannte Stadtwohnungen in Weimar, in Goethe-Jahrbuch IX 246). Vgl. Th. Lessing, Goethe's Haus- und Finanzwirtschaft, in Frankfurter Zeitung 1902, Nr 215, 1. Morgenblatt.

aus; ihr klagt er seine Sorgen und Schmerzen und fühlt sich nur dann recht wohl, wenn sie seine Freude teilt. Sie verwahrt seine Manuskripte, sie erhält zuerst die Kleinigkeiten, die er dichtet. Da sie ihn mahnt, ruhiger, gemessener zu sein, schlägt er einen ernsteren Ton an, beobachtet sich selbst. Seine Sprache wird, vorübergehende Ausbrüche abgerechnet, ruhiger, weicher, salonmäßiger.

Schmollt sie, so ist er namenlos unglücklich, kommt sich wie ein von den Furien gepeitschter Mensch vor, schreibt ganze Seiten, die in den „Werther" gehören. Dann folgt gewöhnlich reuige Abbitte, Versprechen, es besser zu machen, die neue Versicherung ewiger Liebe und ein Gefühl „unendlicher Läuterung" — das heißt eine Pause im wilden Durcheinander der unruhigsten Zerfahrenheit.

Was sie im Anfang öfter zum Schmollen veranlaßt zu haben scheint, war, außer den Freiheiten und Frechheiten der Sturm- und Drangperiode, vor allem die Teilbarkeit der Goetheschen Liebe und die viele Aufmerksamkeit, die er der schönen Primadonna Corona Schröter schenkte.

Dieses zweite Verhältnis hat bis jetzt noch keine so weitschichtige Literatur hervorgerufen als das mit Frau v. Stein. Nach Robert Keil[1] war es ein zwar inniges, aber harmloses und würdiges, das zu einer glücklichen Ehe führen konnte und sollte. Düntzer rechnet es zu den platonischen Spiegelungen, die sich nach seiner Moral in indefinitum vermehren lassen. Coronas neuester Biograph H. Stümcke[2] findet die Frage, ob die Beziehungen zwischen ihr und Goethe „die Grenzen des Platonischen jemals überschritten haben", im Grunde „herzlich gleichgültig", da erwiesen sei, daß sie Goethes Herzen sehr nahe gestanden habe.

R. v. Gottschall aber, der an der andern Kontroverse sich kaum beteiligte, hat das Verhältnis als eine sehr ernste und weitgehende Leidenschaft aufgefaßt.

„Die Doppelliebe Goethe's in jener Zeit", so sagt er in einer Besprechung der Bücher Keils[3], „ist ganz geeignet, eines Dichters Eigenart in's Licht zu stellen, der wie sein feuriger Flaschengeist Homunculus die Schönen ein für allemal im Plural sich dachte. Daß sein Verhältniß zu Corona ein leidenschaftliches war, hat ja Riemer in seinen ‚Mittheilungen über Goethe' bereits ausgesprochen. Daß das leidenschaftliche Verhältniß eines jungen Dichters zu einer jungen Sängerin in der Zeit einer wilden und wüsten Genieepoche irgendwelche Schranken gekannt habe, ist zwar eine wohlwollende Annahme

---

[1] Corona Schröter, Leipzig 1875. Vgl. Derſ., Ein Goethe-Strauß, Stuttgart 1891.

[2] Corona Schröter, Bielefeld und Leipzig 1904, 112.

[3] Unsere Zeit 1875, N. F. 9. Jahrg., 2. Hälfte, S. 896.

des Herausgebers, der seiner Heldin überdieß das Sittenzeugniß des Herzogs Karl August, das vielleicht nach den eigenen Erfahrungen des Herzogs wahrheitsgetreu ausgestellt war, als Schutzbrief mit auf den Weg gibt; doch man verfolge das Tagebuch und die betreffenden Kapitel der Keil'schen Biographie — Goethe und Corona sieht man fast alle Tage beisammen; schon in der Frühe des Morgens, bei den Mittag- und Abendessen, bei den Abendproben, oft im Garten, wo sich Goethe sein trautes Nest gebaut hatte, bis in die Mondscheinnächte hinein, und dieß ging mit Pausen Jahre hindurch — und da sollte eine Neigung, die selbst von einem philiströsen Chronikschreiber wie Riemer als eine leidenschaftliche bezeichnet wird, sich in jenen Grenzen gehalten haben, welche Fernando und Miranda beim Schachspiel auf der Zauberinsel des ‚Sturm' innehielten?"

Diese Auffassung hat ja manches für sich. Wer ihr beipflichtet, muß sich aber sagen, daß Corona in einem weit günstigeren Lichte erscheint als Goethe.

Corona war eines jener keineswegs beneidenswerten Wesen, die sich durch Schönheit, künstlerische Anlage und Bildung, Herkunft und Stand in früher Jugend ohne ihre Schuld den größten sittlichen Gefahren ausgesetzt sehen. Ihr Vater war ein armer Musikus in der Niederlausitz. Als Hautboist zog er nach Warschau, wo die Kleine ihre Kinderjahre verlebte, dann nach Leipzig, wo sie mit vierzehn Jahren als Sängerin auftreten mußte. Mit siebzehn Jahren war sie schon eine gefeierte, vielumworbene Theaterkönigin. Einen Ratsherrn der Stadt, Dr K. W. Müller, dessen Hand sie der reichsten und angesehensten Bürgerschaft zugeführt hätte, wies sie zurück, weil er ihr schon zu alt war und sie ihn nicht liebte. Einem Grafen, der sie durch ein Eheversprechen nach Dresden lockte, entging sie glücklich, ehe es zu spät war. So berichten Keil und Stümcke[1]. Daß sie in Weimar den Herzog Carl August von sich gewiesen, beruht auf verläßlichem Zeugnis, das geben auch Gottschall und Stümcke zu[2].

Es liegt von ihr kein Briefwechsel mit Goethe vor; keine vertraulichen, zärtlichen Gedichte sind an sie gerichtet, nur in dem prologartigen Trauergedicht auf Mieding wird sie lobend erwähnt. Bei Goethe erschien sie meist in Begleitung ihrer Freundin und Duenna Wilhelmine Probst. Die gravierendsten Momente des gegenseitigen Verkehrs sind die Mondscheinspaziergänge mit ihm und ihre vielen gemeinsamen Theaterproben. Im übrigen scheint es kaum, daß sie Goethe aufgesucht, ihm geschmeichelt, mit ihm kokettiert hätte wie Frau v. Stein. Gegen diese tritt sie in der ausgebreiteten Spezial-

[1] Stümcke a. a. O. 28—30.

[2] Stümcke a. a. O. 63; er bezieht sich auf die Äußerung Varnhagens gegen Viehoff.

literatur vollständig in den Schatten: nicht einmal die Erwähnung eines einzigen Briefes von Goethe an sie — das ist seltsam, da doch dieser alles in Poesie oder Versen, offen oder versteckt zu „beichten" gewohnt war. Die anspruchslose Künstlerin scheint auf Ehre und guten Namen weit höheren Anspruch zu haben als die vielgefeierte Baronin. Auch daß Goethe sie im Alter ganz vernachlässigte[1], spricht eher zu ihren Gunsten. Jedenfalls kann man mit Keil und Gottschall getrost annehmen, daß Goethe seinerseits im Anfang der Weimarer Periode leidenschaftlich in sie verliebt war, und es scheint durchaus nicht ausgeschlossen, daß sie seine Neigung, wenn auch in zartsinnigen Formen, erwiderte[2].

Seine kurzen Tagebuchnotizen befassen sich zeitweilig sehr häufig mit ihr. „Probe. Nachts Corone. — Sang Corona zum ersten Mal. — Redoute. Corona sehr schön. — Mit Corona gegessen. Abends Probe von Lila. Zu Corona. — Ging zu Corona. Kriegte Picks und ging nach Hause. — Bei Corona gegessen. Besuchte mich im Regen. Ich begleitete sie wieder und blieb Abends. — Kirchweih zu Mellingen. Corona Abends. Abends Corona und Neuhauß, auch Seckendorf im Garten. Ausgelassen lustig. — Corona den ganzen Tag im Garten — war Corona früh und zu Tisch da." [3]

So lauten die Notizen vom Herbst 1776 bis ins Frühjahr 1777.

Während Corona im Herbst 1777 zurücktritt, bringt Goethe schon den Nachmittag des 1. Januar 1778 wieder bei ihr zu, am 17. geht er zu ihr aus der Probe, am 15. Februar speist sie bei ihm, am 13. April begleitet sie ihn zu Pferde nach Kleinhettstedt.

Nun verschwindet sie wieder aus dem Tagebuch, aber aus Goethes Kreis verschwand sie nicht. Als Primadonna spielte sie unter den Damen des

---

[1] Schon 1789 — 41 Jahre alt — zog sie sich mehr und mehr ins Privatleben zurück, nahm dann noch einige Zeit an der Erziehung von Schauspielerinnen Anteil, siedelte gegen Ende des Jahrhunderts nach Ilmenau über und starb dort, vom Hofe ziemlich vernachlässigt und vergessen, am 23. August 1802. Von den Weimarer Größen war niemand an ihrem Grab. Goethe „fühlte sich nicht in der Verfassung, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen" (Keil, Corona Schröter 291). Er sah sich nach neuen „Blumen" und „Idealen" um.

[2] Was Coronas Stellung zu Goethe betrifft, so hat man aus ihrer unzweifelhaft erwiesenen Neigung zum Kammerherrn v. Einsiedel (vgl. Erich Schmidt, Charakteristiken², 1. Reihe, Berlin 1902, 293; Stümcke, Corona Schröter 133 ff) folgern wollen, daß sie Goethes Leidenschaft nicht erwidert habe. Diese Folgerung scheint unzutreffend, denn Corona wandte sich nach Stümcke erst Einsiedel zu, als Goethe sich von ihr zurückzog, etwa von Ende 1784 an. Vgl. auch Schletterer in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXXII 563—565.

[3] Düntzer, Goethe's Tagebücher 53 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 27 ff.

Liebhabertheaters dieselbe hervorragende Rolle wie Goethe unter den Herren. Alle seine Ballett- und Singspiele, alle seine Jugendstücke mußte sie der Reihe nach einüben und sich so ganz in seine Dichtungen hineinleben, während er sie als Krone der ganzen Theatergesellschaft verherrlichte:

„Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.
Anständig führt die leis' erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes volles Angesicht,
Das treue Veilchen, der Narcisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geschickt hervorgebracht,
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspitze still hervor." [1]

Spielte er den Andrason, so war sie seine Mandandane; machte er den Marktschreier, so kam sie als schöne Tirolerin. Tage-, wochenlang übten sie miteinander im traulichsten, ungebundensten Verkehr diese und andere Rollen ein. In allen war sie eine einnehmende, gewinnende Erscheinung; doch war das Komische ihre Sache nicht: sie wirkte in dem Possentreiben nur wie eine mildernde Figur, die an Schöneres und Besseres erinnerte. Das Peplum der Proserpina stand ihr weit besser als der Tirolerrock von Plundersweilern. Dem scharf beobachtenden Theaterdirektor konnte das nicht entgehen; im Dichter erwachte der Gedanke, etwas zu schreiben, das ihrem ganzen Wesen entspräche.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 139 f. Aus dem Gedicht „Auf Miedings Tod".

Mit dieser Anregung traf eine andere zusammen. Wieland war im Sommer 1776 von dem Komponisten Gluck angegangen worden, ein Trauergedicht auf den Tod einer Nichte des letzteren zu verfassen, die er wie sein eigenes Kind geliebt und mit der er gleichsam alles verloren. Wieland hielt sich nicht für den rechten Mann hierzu, sondern wies das Gesuch an Goethe. Dieser begeisterte sich gleich für den Vorschlag und ging sofort ans Werk. Während die von ihm verfaßte Dichtung bis noch vor Jahrzehnten als verschollen galt, wollen einzelne neuere Forscher sie im Monodrama „Proserpina" erkennen, welches Goethe in den „Triumph der Empfindsamkeit" eingelegt hat[1]. Jedenfalls vermutet Herman Grimm[2] gewiß nicht mit Unrecht, daß die Dichtung Goethe auf das Thema der Iphigenie führte. Gluck hatte eine Oper „Iphigenie auf Aulis" komponiert, die rasch in Deutschland und Italien zur Berühmtheit gelangte. Was lag näher, als an dieses poetische Motiv anzuknüpfen? Mit dem ganzen Sagenkreise der Iphigenie war Goethe längst bekannt. Auf der Suche nach Stoffen hatte er das Altertum eifrig durchforscht, nicht in langwierigem Studium, wie ein pedantischer Philologe, wohl aber spielend, blätternd, träumend, wie ein Dichter. Die „Iphigenie in Aulis" führte zu der „Iphigenie auf Tauris" hinüber, und hier fand er bald, was ihm zur dichterischen Produktion immer unerläßlich war: eine symbolische Verwandtschaft des Stoffes mit seinem eigenen Ich, mit dem augenblicklichen Gemütszustand, der ihn beherrschte, mit allen den Ideen und Gefühlen, von denen er gerade zehrte.

Er mag in vereinzelten ruhigeren Stunden in seinem Gartenhaus den neuen Stoff überdacht haben; vielleicht hat er auch die Ausführung versucht. Doch war er dafür weder richtig gestimmt, noch hatte er die erforderliche Muße. Er gefiel sich im Grund in dem bunten Treiben.

„In meinem iezzigen Leben", schrieb er den 8. Januar 1777 an Lavater[3], „weichen alle entfernte Freunde in Nebel, es mag so lang währen als es will, so hab ich doch ein Musterstückgen des bunten treibens der Welt recht herzlich mit genossen. Verdruß Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, flaches und tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen Tänzen,

---

[1] Vgl. Erich Schmidt in Seufferts Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 1888 I 27—52. — Bielschowsky, Goethe I[21] 512 f. — Vgl. dagegen H. Düntzer, Goethe's Monodrama Proserpina, in Gegenwart XXXV 212 ff. — R. Koegel, Goethe's lyrische Dichtungen der ersten Weimarer Jahre, Basel 1896, 24. — K. Fischer (Goethes Iphigenie[3], Heidelberg 1900, 12) vermutet auf Grund brieflicher Äußerungen Wielands gegen Gluck, das Goethesche Trauergedicht sei wohl gar nicht zu stande gekommen.

[2] Goethe Vorlesungen I[7] 334.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 130 f.

Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bey dem Allen lieber Bruder Gott sey Danck in mir, und in meinen wahren Entzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche als die ich würcklich mit schönem Wanderschritt mir entgegen kommen sehe. Es ist dein Schicksaal daß ich an dir diese Freude nicht erleben soll." Es folgt die bezeichnende Nachschrift: „Dein Durst nach Crist. hat mich gejammert. Du bist übler dran als wir Heiden uns erscheinen doch in der Noth unsre Götter."

So geht's weiter in den nächsten Jahren; nur in den Briefen an Charlotte klingen häufig melancholischere Akkorde an. Um sich in eine Orestesstimmung hineinzuträumen, war in dem Gewirre ebensowenig Zeit als zu ruhiger Arbeit. Erst nachdem er im Januar 1779 die Kriegskommission übernommen und zur Rekrutenaushebung über Land ritt, taucht auf einmal eine „Iphigenie" auf, da heißt es plötzlich in seinem Tagebuch:

„14. Febr. Früh Iphigenie angefangen zu dictiren. Spazieret in dem Thal... Nach Tische im Garten Bäume und Sträucher durchstört.

„Diese Zeit hab ich meist gesucht, mich in Geschäften aufrecht zu erhalten und bei allen Vorfällen fest zu sein und ruhig.

„12. März. Von Allstedt ab. Mit Castrop nach Weimar. Steinbruch. Unterwegs gedacht....

„13. März. Alles durchgesehen. Leidlich gefunden... Abends vorgelesen die drei ersten Acte Iphigenie. 4 und Knebel. Bleiben da essen.

„28. März. Früh Denstedt. Abends Iphigenie geendigt.

„29. März. Ein toller Tag. Aus einem ins andere von morgens früh 5. Lichtenberg mit Klauern in Tiefurt. Iphigenie vorgelesen u. s. w. Aus dem Kleinen ins Große (und) aus dem Großen ins Kleine. War diese Zeit her wie das Wetter klar, rein, fröhlich.

„1. April. Eierfest denen Kindern im Welschen Garten.

„6. April. Iphigenie gespielt. Gar gute Würkung, besonders auf reine Menschen.

„8. April.... Bei Herzogin Amalie gessen. Nachklang des Stückes... (Man thut unrecht an dem Empfindens- und Erkennungsvermögen der Menschen zu zweifeln; da kann man ihnen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen muß man nicht hoffen.)"

Das ist die Entstehungsgeschichte der Iphigenie, wie Goethe selbst sie summarisch aufgezeichnet hat[1]. In weniger als acht Wochen war das Stück entworfen, geschrieben, eingeübt, aufgeführt. Man sieht hier wieder, was Goethe hätte leisten können, wenn er seine Zeit, anstatt dem Hofe, dem Herzog und

[1] Vgl. Düntzer, Goethe's Tagebücher 144 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 79 ff.

den Damen, ernstlich dem Studium und der Poesie gewidmet hätte. Er mußte von dem Hofe fliehen, er mußte die Einsamkeit suchen und in die alte Burg der Poesie sich zurückziehen, um dieses Stück zu stande zu bringen. Er fing an, selber einzusehen, daß er in dem zerstreuten Hofleben seine wertvollsten Talente vergeude[1].

Seinen eigentlichen Lebensodem, seine ruhige Größe und Erhabenheit, dankt das Drama der tiefergreifenden Tantalussage, seinen Fortschritt in Komposition und Sprache dem Einfluß der Alten. Goethes Geist erweiterte sich, erstarkte und lebte auf, sobald er sich mit ganzem Herzen großen Eindrücken, würdigen Idealen hingab. Er fühlte sich verwandt mit den erhabensten der griechischen Dichter; denn die Iphigenie ist nicht aus Euripides allein geschöpft. Goethe drang in die antike Geisteswelt ein und machte sie zu seinem lebendigen fruchtbaren Eigentum. Prometheus stiehlt das himmlische Feuer nicht mehr, um den Brand der Empörung daran zu entzünden, er entnimmt die heilige Glut aus Jupiters Hand, um als Künstler friedlich damit zu wirken.

Daß Goethe aber auch in diesem Stück von der Anschauungsweise der Alten abgewichen ist, das hat seinen Hauptgrund in den Liebesverhältnissen, denen er sich nun einmal hingegeben hatte und von denen er sich, zum entschiedenen Nachteil der Kunst, nicht mehr loszureißen wußte.

Als weniger nachteilig mag dabei seine Neigung zu Corona Schröter betrachtet werden.

Diese war nach Keils enthusiastischer Beschreibung[2] von hohem, junonischen Wuchse und edlem Ebenmaße, mit einem fast südländischen, etwas dunkeln, aber außerordentlich frischen Teint, seelenvollen, leuchtenden Augen, mit eigentümlichem Adel der Haltung, mit Grazie in jeder Bewegung, in ihrer geschmackvollen Kleidung — eine schöne, ideale Erscheinung. Dem Eindruck, den schon ihr Äußeres machte, mag man die zarte Profilierung, die plastische Ruhe, das Hohe und Würdige der ganzen Haltung zuschreiben, zu der Goethe die Iphigenie des Euripides verfeinert hat. Corona entsprach dem schon von Euripides gebotenen Ideal einer jungfräulichen Priesterin weit mehr als Frau v. Stein mit ihren sieben Kindern, ihrem Gemahl Oberstallmeister und ihrem Geliebten Goethe. Während ihr ganzer Charakter den Theaterdichter darauf hinwies, sich an Euripides zu halten, brachte das zweite

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 21. — Während Wieland das lustige Komödien- und Jahrmarktswesen mit dem guten Humor eines Poeten auffaßte, schüttelten Herder und Merck die Köpfe. „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein", sagte der letztere, „hier am Hof herumzuschranzen und zu scharwenzen, Andere zu hudeln oder sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt es nichts Besseres für ihn zu thun?" (J. Falk, Goethe aus näheren persönlichen Umgange dargestellt, Leipzig 1832, 145).

[2] Corona Schröter 98.

lebendige Vorbild notwendig ein modern-sentimentales Element, das weiche Stimmungskolorit der Wertherperiode, in den Charakter der Iphigenie hinein. Aus der schlichten Priesterin und Schwester des Euripides ward die empfindsame, als Schwester maskierte Geliebte des modern-subjektiven Dichters; sie war seine Beichtigerin, seine Besänftigerin, sein Engel, sein Schutzgeist, die Vertraute, der er, wenn auch mit einigem Vorbehalt, alle seine Herzensgeheimnisse ausschüttet, die stille, seelenvolle Priesterin, welche die wilden Stürme seiner Gemütsbewegungen und seine selbstverschuldeten Seelenleiden beschwichtigt und zur Ruhe bringt. „Ich las Tischbeinen meine Iphigenie vor, die nun bald fertig ist", schrieb Goethe am 14. Dezember 1786. „Die sonderbare, originale Art wie dieser das Stück ansah und mich über den Zustand, in welchem ich es geschrieben aufklärte, erschreckte mich. Es sind keine Worte wie tief und fein er den Menschen unter dieser Helden Maske empfunden." [1]

Dem Hofe gereicht es sicher zur Ehre, daß Goethes Zweifel an der Empfindungsfähigkeit der Menschen sich nicht rechtfertigten, das Stück vielmehr sich jedermanns Gunst erwarb. Doch würde es voreilig sein, auf diesen Erfolg die glänzendsten Vorstellungen von dem sittlichen Ernste Goethes und der damaligen Weimarer Gesellschaft gründen zu wollen. Wie oft muß die „Unschuld" nicht heute noch in Schauspiel und Oper paradieren, um die „schöne Leidenschaft" und das Laster hinterher wieder pikant zu machen! Nach all den Possen der zwei vorausgegangenen Jahre war „Iphigenie" eine reizende Abwechslung, die auch den Blasierten fesseln mußte. Der frömmere, strenger gesinnte Zuschauer mochte sich freuen, den tollen Scherz einmal mit ehrwürdigem Ernst vertauscht zu sehen; der ungläubige Weltling konnte sich getrösten, daß die antike Priesterin keine andern Forderungen stellte als diejenigen eines angenehmen ästhetischen Genusses. Der Hof war übrigens ungefähr wie Goethe — und Goethe wollte weder ganz gut noch ganz böse sein, sondern die Mitte einhalten — wie die liebe Mutter Natur. An eine Christianisierung der alten Sage aber, wie manche sich träumen, hat er nicht gedacht.

Die Dichtung hat nicht einmal auf ihn selbst einen religiösen oder sittigenden Einfluß ausgeübt. Ästhetisch lenkte sie ihn allerdings auf eine andere Bahn. Die Zeit des „Götz von Berlichingen" ist damit abgeschlossen. Aber seinen Roman mit Frau v. Stein und seine übrigen Miseleien setzte er ruhig

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 94. — Erich Schmidt (Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder, Weimar 1886, 413) bemerkt hierzu: „Die Stelle drückt Goethes Siegel auf die zuerst von Hermann Grimm vorgetragene Auffassung, daß Goethe, der durch Frau v. Stein beruhigte wilde Stürmer, sich selbst ein Modell für Orest gewesen sei."

fort. Während er die eine der beiden Iphigenien durch Gesang- und Theaterproben dauernd mit sich beschäftigte, hielt er die andere durch zahllose Besuche, vertrauliche Unterredungen und Liebesbriefe fest. Bei der einen ein gewandter fröhlicher Schauspieler, Künstler, Dramaturg, war er bei der andern der sanftklagende Herzensdichter und Liebespostulant — dort lichter, munterer Sonnenschein, hier Mondlicht aus zerrissenem Gewölke. Mit großer Kunst wußte er die eine vor Eifersucht zu bewahren, mit nicht geringerer Kunst beschwichtigte er die aufwallende Eifersucht der andern. Wie Fernando in der „Stella" vermißte er bei der einen, was die andere besaß. Nach manchen Kämpfen nahm es die romantische Herzensdame seiner Gefühlswelt auch endlich ruhig hin, daß die gefeierte Sängerin seine Theaterwelt mit ihrem Glanz beherrschte.

Es läuft alles auf dieselbe „Mystik" hinaus.

Neuntes Kapitel.

Iphigenie auf Tauris.

(1779.)

Iphigenie auf Tauris ist eines der schönsten und formvollendetsten Gedichte, das die deutsche Literatur besitzt, eine der wertvollsten Schöpfungen Goethes. Sie kann zwar auf der Bühne nie jene gewaltigen Eindrücke hervorrufen, die Shakespeares große Dramen, nur einigermaßen leidlich aufgeführt, durch die unwiderstehliche Kraft ihres innersten Wesens hervorbringen müssen[1]. Aber wie schon 1779 in Weimar, bewährt sie sich auch heute noch als eine liebenswürdige, beruhigende Erscheinung zwischen all den furchtbaren Katastrophen, Morden und Totschlägen der Sensationsbühne und dem wilden Sinnenrausch moderner Opernmusik. Jedem, dem es nicht bloß um feineren Sinnentaumel zu tun ist, muß schon die zarte Seelenmalerei, die Eleganz der Sprache, die Würde und Hoheit der Gedanken Freude bereiten. Sie entspricht dem Ideal des Schönen, das Goethe sich unter Oesers Anleitung gebildet hatte, das er aber nicht ganz folgerichtig von der Plastik auf die Dramatik übertrug. Für den pädagogischen Wert des Dramas ist dieser Fehler von untergeordneter Bedeutung. „Ruhe und Einfachheit" ist es ja, was zumeist der Jugend fehlt; und wo man den Geschmack derselben am „Götz von Berlichingen" schon verbildet hat, da kann die Iphigenie als nützliches Gegengewicht dienen, um endlich von den Extremen der Kunst zu jener goldenen Mitte zu gelangen, welche die altgriechische Tragödie darstellt.

Das war nun aber der echt alexandrinischen Scholiastenforschung unserer Tage nicht genug. Das Werk mußte wieder mit dem ganzen biographisch-

[1] Vgl. G. Rümelin, Shakespeare-Studien, Stuttgart 1866.

psychologischen Apparat seiner Entwicklungsgeschichte überkrustet werden. Zwischen die Iphigenie und den Leser ist nun glücklich die Frau v. Stein mit ihren sieben Kindern, die schöne Corona als zweite Dulzinea, der Herzog Carl August, der Artilleriehauptmann v. Castrop und der Berliner Literat Moritz gerückt. Wir wissen, daß die Iphigenie nicht in einem Guß entstanden, sondern das Werk langer, mühsamer, fragmentarischer Arbeit war: ein rechtes Schulstück, an welchem der Professor Freude haben, an welchem er sein ganzes Leben lang erklären kann. Es gibt eine Iphigenie I, eine Iphigenie II, eine Iphigenie III, eine Iphigenie IV, eine Iphigenie V, eine Iphigenie in Prosa und eine Iphigenie in Versen, eine Lesart J_1, eine Lesart J_2, eine Lesart J_3, eine Lesart Ju[1], und die Aussicht, daß sich diese Gelehrsamkeit noch jährlich vermehren wird. Vielleicht gelingt es noch, zu ermitteln, was Goethe an jedem Tag gegessen hat, und dann wird es möglich sein, die Iphigenie auf „biologische" Ursachen zurückzuführen.

Von wirklichem Interesse ist höchstens die Beziehung der Goetheschen Iphigenie zu jener des Euripides und der Unterschied der ersten Iphigenie in Prosa von dem versifizierten Drama, wie es in seiner klassischen Vollendung vor uns liegt. Auch diese beiden Fragen beeinträchtigen im Grunde nur den Genuß der Dichtung. Doch nachdem übereifrige Verehrer des großen Baumeisters das ganze Gerüste wieder aufgerichtet haben, das er nach Vollendung seines Werkes hinweggeräumt, kann man das letztere nicht besichtigen, ohne an der Lehmgrube vorbeizukommen, an der er seine Steine gebacken, und an dem Rohbau, an welchem noch der Verputz fehlt.

Zur Iphigenie des Euripides verhält sich diejenige Goethes ähnlich wie sein „Götz" zu der urwüchsigen Selbstbiographie des schwäbischen Ritters. In beiden Fällen suchte Goethe einen Stoff, an welchem er seiner Grundstimmung, seinen Grundanschauungen, dem, was ihn am lebhaftesten beschäftigte, Luft machen könnte. Damals lieferte der Druck seiner eigenen Lage und sein Bruch mit Friederike diesen Stoff: das zeichnete er an Götz und Marie. Diesmal bot ihn wiederum ein gedrückter, unbefriedigter Gemütszustand, dazu aber seine „brüderliche" Liebe zu Frau v. Stein. Sie war ihm „Mutter, Schwester, Frau", sie erzog ihn, sie erlöste ihn wenigstens zeitweilig von den Furien seines zerstreuten Hof- und Geschäftslebens und den damit zusammenhängenden Phantasieleiden.

Wie beim Götz, so fand er auch bei Iphigenie ein nicht nur reiches, sondern auch schon vorbereitetes Material: eine fruchtbare Verwicklung, Charaktere, die sich leicht etwas nuancieren ließen, einen großartigen Sagen-

---

[1] Goethes Werke (Hempel) VII 299 ff 95 ff; XI 213 ff. Vgl. Düntzer, Die drei ältesten Bearbeitungen von Goethe's Iphigenie, Stuttgart u. Tübingen 1854. — J. Baechtold, Goethes Iphigenie in vierfacher Gestalt², Freiburg 1888.

kreis zu weiterer Ausstattung, eine reiche, dem Gegenstand angemessene Sprache. So unmoralisch es von ihm war, die „Geliebte" als Schwester aufzufassen und ein an sich unerlaubtes Verhältnis mit dem schönen Schleier der reinsten Geschwisterliebe zu umkleiden, so war die Dichtung selbst durch diese Fiktion wenigstens scheinbar einmal dem Kreise entrückt, in welchem Goethes Poesie sich bis dahin bewegt hatte. Statt „christlicher" Verliebter und Ehebrecher, Revolutionäre und Titanen bot ihm der alte Heide Euripides zur Abwechslung Bruder und Schwester, Freund und Freund, und eine Verwicklung, die auf edeln, religiösen Motiven beruhte[1].

Die religiöse Würde und Hoheit der Iphigenie, welche dem ganzen Stück seinen Charakter verleiht, ist nicht von Goethes Erfindung; er fand sie schon bei Euripides vor. Der Grieche ließ zwar seine Iphigenie nicht in einem schönen Park auftreten, sondern an einem blutbefleckten Opferaltar, den die Waffen und Kleider unglücklicher Menschenopfer zieren. Das Heidentum zeigt sich, wie es war, grausam, dämonisch, aber immerhin religiös. Iphigenie ist Priesterin, Jungfrau, ein bevorzugter Schützling der Artemis. Die Göttin hat sie vom Tode gerettet und zu ihrem Dienste ausersehen. Dankbarkeit fesselt sie an den traurigen Opferdienst im Lande der Verbannung und macht den Traum doppelt schrecklich, in dem sie den völligen Zusammenbruch ihrer Familie zu schauen glaubt. Doch wie ihr Los, so steht auch das ihres Bruders unter der Führung der Götter. Phöbus, der Bruder der Artemis, bringt Orest und Pylades an das unwirtliche Gestade; sie haben göttlichen Auftrag, das Bild der Artemis durch List oder Gewalt nach ihrer Heimat zu entführen. Zwei anscheinend entgegengesetzte Pläne der zwei verschwisterten Götter kreuzen sich und begründen den tragischen Konflikt, der durch und durch religiös gedacht ist:

[1] Zur Beurteilung der beiden Dichtungen ist die Einleitung G. Hermanns zu der des Euripides (Leipzig 1833) noch heute interessant. Vgl. auch E. Schunck, Goethes Iphigenie auf Tauris und das gleichnamige Euripideische Stück, Paderborn 1891. — G. Tauber, Ueber die grundverschiedene dramatische Verwerthung des Iphigenienstoffes durch Euripides und Goethe (Programm), Prag 1896—1898. — A. Vogeler, Iphigenie im Drama der Griechen und bei Goethe (Programm), Hildesheim 1901. — G. Neudecker, Der Widerspruch in Goethes Iphigenie (Programm), Würzburg 1903, 3—26. — H. Morsch, Goethe und die griechischen Bühnendichter, Berlin 1890, 29—34. — A. S. Wilkins, Goethe's „Iphigenie". Transactions of the Manchester Goethe Society 1886—1893 (1894) 63—76. — G. Dalmeyda, Goethe et le drame antique, Paris 1908, 156—190. — Statt diese und andere ästhetisch-philologische Untersuchungen der beiden Iphigenien hier zu würdigen, soll selbständig vorangegangen und nur ganz kurz untersucht werden, was Goethe bei Euripides vorfand und wie er unter den psychologischen Einflüssen seines eigenen Lebens das Gegebene künstlerisch umgestaltete. Denn um eine selbständige Neudichtung handelt es sich nun einmal nicht, und es ist keine Schande für Goethe, das offen zu sagen.

„Und nicht verachten dürfen wir des Gottes Spruch." [1]

Orest und Pylades verbergen sich in einer Grotte am Ufer, werden aber von Hirten entdeckt. Im selben Augenblick fühlt sich Orest von der schrecklichen Qual der Furien befallen, dringt in seiner Wut tobend auf die Rinderherden ein und wird mit leichter Mühe von den Hirten gefangen. Das geschieht natürlich außerhalb der Szene, während Iphigenie mit der Schar ihrer Jungfrauen dem Altare naht, um für den, wie sie glaubt, gestorbenen Orest ein Totenopfer zu bringen. Der Chor der Opferweihe ist von bezaubernder Majestät. Ein Bote unterbricht ihn und meldet die Gefangennahme der beiden Fremdlinge. Mächtiger als je wird Iphigenie sich jetzt ihres düstern Loses bewußt. Weil sie Orest tot, die Hoffnung ihres Hauses für immer vernichtet glaubt, wandelt sich ihr bisheriges Mitleid gegen Fremde in Gefühle des Hasses und der Rache. Helena, des Unheils Urheberin, wünscht sie am blutigen Opferaltar zu schauen. Aber auch in diesem leidenschaftlichen Schmerz gewinnt Liebe und Sehnsucht nach der Heimat wieder die Übermacht, und der Chor stimmt ein in ihre Klage:

„Könnt' ich die Wohnstätte der Väter,
Ihr Land nur im Traume betreten,
Zu schlummern seligen Schlaf,
Den ein Glücklicher schlummert." [2]

Nun werden die zwei Gefangenen vorgeführt. Ein langes, spannendes Verhör führt Iphigenie so weit, daß sie Oreftes retten und als Überbringer eines Briefes in die Heimat senden will. Pylades aber soll als Opfer fallen. Doch das duldet Orest nicht; er verlangt, daß Pylades als Bote von dannen ziehe, er selbst als Opfer geschlachtet werde. Iphigenie geht darauf ein und verspricht, ihm persönlich die letzten Ehren zu erweisen. Während sie sich entfernt, den Brief zu schreiben, geraten die beiden Freunde in einen edeln Wettstreit. Jeder will für den andern sterben. Nur schweren Herzens entschließt Pylades sich endlich, Orest nachzugeben und sich um seinetwillen dem Tode zu entziehen.

Iphigenie kehrt mit dem Brief zurück. Doch wenn der Brief verloren ginge? Sie beschließt, Pylades den Inhalt mitzuteilen. Das führt zur Erkennung. Orest ruht in der Schwester Armen:

„O Schwester, liebstes Leben, so bestürzt ich bin,
So schling ich doch ungläubig meinen Arm um dich,
Und juble, da mir wunderbare Kunde ward." [3]

Iphigenie kann es kaum glauben. Orest überzeugt sie mit unzweifelhaftem Zeugnis. Da erhebt sich ihr Seelenjubel zu herrlichem Dankgebet.

[1] Vers 104 der Übersetzung von J. J. C. Donner, Heidelberg 1841 u. 1845.
[2] V. 432. [3] V. 770.

Doch kaum ist es verklungen, da werden sie sich des schrecklichen Loses bewußt, das noch über beiden schwebt. Wie wenig fehlte, und der Bruder wäre durch der Schwester Hand dem Opfertod verfallen. Und jetzt! Wer soll sie aus Taurien nach Argos bringen?

„Wer, ob es ein Gott, ob es ein Sterblicher sei,
Welch glücklicher Zufall
Entwirrt den verworrenen Pfad,
Zeigt uns, die noch allein leben von Atreus' Stamm
Aus Noth Rettung an?“ [1]

Mitten in diesem Schwanken zwischen der Freude des Wiedersehens und der Angst vor neuen Schicksalsschlägen vernimmt Iphigenie die weiteren Schicksale ihres Hauses, die Vermählung des Pylades mit Elektra, die Qualen Orests und den Befehl Apolls. Sie will die Hand zur Rettung bieten, aber nicht durch Gewalt, sondern durch List. Unter dem Vorwand einer Sühnung will sie persönlich das Bild der Artemis und die beiden Gefangenen ans Meeresgestade bringen, um mit ihnen zu entfliehen. Sie selbst ergreift die Initiative, plant die List und führt sie aus, so fest und schlau, daß König Thoas sich vollständig berücken läßt. Erst da es fast zu spät ist, meldet ein Bote die Flucht.

Der König will die Fliehenden verfolgen; aber in diesem Augenblick erscheint die Göttin Athene, enthüllt ihm die Absichten des Schicksals und hält ihn so von weiterer Verfolgung ab. Dem fliehenden Orest gebietet sie, im fernen Attika der Artemis einen Tempel zu bauen und sie fürder Tauropolos zu nennen; Iphigenie soll dort als ihre Priesterin walten, der Chor sie dahin begleiten, und jeder soll künftig vor Gericht Sieger sein, der gleiche Stimmenzahl erhält. So schließt das Stück religiös-patriotisch, mit Verherrlichung eines Nationalheiligtums, in dessen Opferdienst und heiligen Gebräuchen die alte Sage fortlebt. Die Rettung durch Frauenlist, welche scheinbar den hohen, edeln Charakter der Priesterin in den niederen Bereich der Intrige herabzieht und bloß ästhetisch betrachtet ein schwaches Motiv wäre, ist durch die Dazwischenkunft der Göttin in den Kreis des Geheiligten erhoben, in den Ratschluß der Götter mit aufgenommen. Was in unsern Augen den Charakter der Iphigenie entweiht und entstellt, war in der Anschauung des Griechen keine Makel. Freudig über die gutgelungene List, stimmte er in das Schlußgebet des Chores ein:

„Nun ziehet dahin auf glückliche Fahrt,
Stets froh des geretteten Lebens!
Doch, Heilige du, von den Göttern verehrt,
Und von Menschen verehrt, Pallas Athene!

[1] Vers 853.

Wir thun, wie's uns dein Wille gebeut.
Ein erfreuliches Wort, unerwartet, ist uns
Dein Ruf zu den Ohren erklungen. —
Ehrwürdige Nike, nimm allzeit
Mein Leben in Hut,
Und laß nicht ab, es zu kränzen!" [1]

Während Goethe den Gesamtinhalt der Fabel an sich zog, ihn da und dort noch durch andere Züge der Atridensage erweiterte und sich scheinbar ganz in die Zeit der Griechen zurückversetzte, räumte er zunächst völlig hinweg, was das antike Drama eigentlich charakterisiert: die konkrete patriotisch-religiöse Beziehung der Sage zu einem bestimmten Heiligtum [2], die hellenische Auffassung der Götter und ihr gegebenes, wunderbares Eingreifen, die kräftige Leidenschaft, welche alle Charaktere, sogar den der Iphigenie belebt, den Chor, die eigentliche Seele der antiken Tragödie, mit seinem religiösen Charakter, seinen lyrischen Schönheiten und seiner ethischen Wirksamkeit — endlich selbst die Versifikation, welche bei den Griechen aufs innigste mit der Dichtung verbunden war. Die Griechen kannten keine „Poesie in Prosa". Dies wunderliche Zwitterding war der modernen Welt vorbehalten, allenfalls ein leidliches Rettungsmittel gegen Verzopfung und Überkünstelung, aber nie die Form, welche echte dichterische Inspiration aus sich selbst sucht. Goethes „Iphigenie in Prosa" ist eben nichts weiter als ein Entwurf, wie ihn der Grieche im Kopf machte, bevor er sein Drama schrieb. Man lese Euripides' Iphigenie und unmittelbar darauf Goethes Iphigenie in Prosa — und man wird finden, wie tief, künstlerisch betrachtet, dieser deutsche Hellenismus unter dem griechischen steht. Er ist bloß Widerschein, Nachhall, ein künstliches Gewächs, ohne Luft und Licht eines religiösen Nationallebens, im Treibhaus des Studios gezogen [3].

---

[1] V. 1443.

[2] Dafür scheinen freilich unsere modernen Interpreten wenig Sinn zu haben. Da wird phantasiert vom „Allerheiligsten des Frauenherzens", von „weiblichem Familiengefühl als Grundlage der menschlichen Gesittung" usw. Man sollte meinen, schon die Alten hätten am Kaffee- und Teetopf gesessen. Vgl. H. F. Müller, Goethe's Iphigenie, Heilbronn 1882 (Zeitfragen des christlichen Volkslebens VII, Heft 6) 16.

[3] A. W. v. Schlegel, Ueber dramatische Kunst II, Heidelberg 1817, 405. — O. Gruppe, der bekanntlich ein trefflicher Kenner antiker Kunst war (Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen, Berlin 1834), schließt sich S. 405 f vollständig dem gediegenen Urteil Schlegels an: Daß Goethe „ein Werk von ähnlicher Vollendung geschaffen habe, als die sophokleischen an sich, oder vielmehr in sich tragen, das kann ich bei aller Liebe für den Deutschen doch nicht aussprechen. Es fehlt doch eigentlich dem ganzen Stoff an poetischem Inhalt und poetischer Wahrheit; er ist nicht aus der Volkspoesie hervorgegangen, sondern steht auf der Grenze kalter Klügelei, deren Durchschimmern nur mit Kunst fernegehalten werden konnte: getriebene Arbeit, nicht gegossen." — Über die falsche Anwendung des plastischen Schönheitsideals auf die dramatische Kunst hat Bulwer sich ebenso gerecht als schonend ausgesprochen (Cax-

Den blutbefleckten Opferaltar räumte Goethe hinweg, den göttlichen Traum, mit dem Euripides sein Stück beginnt, beseitigte er ebenfalls. Das Heimweh, welches der Grieche zum Vorwurf der herrlichsten Chorlieder nahm, drängte er, träumerisch abgeschwächt, in seinen ersten Monolog und knüpfte daran ganz unhellenische Betrachtungen über das Los des „Weibes". Aus dem „Weibe", das bei Euripides hinter der Schwester und der Priesterin zurücktritt, wird sofort die Hauptsache. Iphigenie ist das herrliche Griechenweib, wie es sich der deutsche Dichter bei flüchtigem Studium geträumt: ernst, jungfräulich, erhaben und doch voll Liebreiz, das schöne Bild, das er im Zauberspiegel der antiken Literatur geschaut und in das er sich modern verliebt hat[1]. Schon in der zweiten Szene kommt ein Freiersbote und in der dritten wirbt ein König um ihre Hand. Es fehlt nur Rivalin und Ballett — und statt einer antiken Tragödie ist die Oper fertig. Doch jetzt erinnert sich der Dichter an seinen Euripides. Statt eines Chorliedes läßt er die „schöne Spröde" wenigstens zu den Himmlischen beten, er führt Orest und Pylades herbei und macht große Anstrengungen, sie griechisch reden zu lassen. Aber es sind keine rechten Hellenen, es sind Deutsche in altgriechischem Kostüm. Sie glauben weder fest an ihre Orakel noch lehnen sie sich kühn dagegen auf. Es ist ihnen nicht Ernst mit Schicksal, Göttern, Tempeln und Altären. Sie haben weit mehr Phantasie und Herz als Verstand und Willen. Überall bricht das deutsche Gemüt hervor: sie reden wie Romantiker von schönen Jugendtagen, bunten Schmetterlingen, dunkeln Blumen, Mut und Lust, von Lust und Liebe, großen Taten, unendlichen Werken, stillen Abendschatten und goldenen Harfen. Über dem Tatendurst der Sturm- und Drangperiode, der alles „unendlich" machte, lastet, nur künstlich herbeigezogen, der Druck des alten Schicksals, der Fluch des Atridenhauses[2].

---

toniana II, Tauchnitz Bd 693, S. 232 ff). Vgl. dazu das herbere Urteil von Lewes (Freise) II[18] 7—19. Die ästhetischen Schwächen des Stücks hat Goethe im Grunde selbst zugestanden (Eckermann[8] 485—487). — Wenn Klopstock es in einem Briefe an Böttiger vom 24. Februar 1800 als „eine steife Nachahmung der Griechen" erklärt und selbst den Versbau tadelt, geht er entschieden zu weit (Schnorr v. Carolsfeld, Archiv III [Leipzig 1874] 261 ff). — Die folgenden Proben aus Goethes „Iphigenie" sind der Weimarer Ausgabe 1. Abt. XXXIX 321—404 („Erste Prosa") und ebd. X 1—95 („Ein Schauspiel") entnommen. Die Prosafassung trägt den Titel: Iphigenie in Tauris.

[1] Das ist das eigentliche Bild, das er später im „Zauberspiegel" den Faust schauen läßt:

„Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe."

Die Frage, ob Gretchen? ob Helena? (vgl. Goethe-Jahrbuch I 44—78) ist darum eine herzlich müßige.

[2] „Im antiken Sinne, sowohl bei den Griechen als bei den Hebräern, hat der göttliche Fluch mit Vererbung in unserem Sinne gar nichts zu thun", führt

Das ermöglicht eine Anzahl Szenen von mehr antikem Gepräge. Die ganze Tantalidensage wird nach und nach in die Darstellung gezogen und vereinigt sich im Traummonolog des Orestes zu einem großartigen Gesamtbild:

P. J. Möbius (Goethe I[3] 80 ff) aus. „Der Gott verflucht einen Menschen und sein Geschlecht. Der Sohn des Verfluchten erbt seinen Fluch, wie er sein Geld erbt; es ist ein reines Rechtsverhältniß, ein Act despotischer Justiz. Bei dieser Auffassung ist es durchaus zulässig, daß bei diesem oder jenem Nachkommen oder an einer bestimmten Stelle der Geschlechterfolge der Fluch aufgehoben wird." „Goethe übernimmt die alte Fabel, modernisirt sie aber, indem er sie im Sinne der biologischen Vererbung auslegt. Es heißt:

‚Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott, noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.'

Das ist ganz im Sinne moderner Naturforscher gesprochen: Die vortheilhaften wie die nachtheiligen Eigenschaften werden durch Vererbung gesteigert. Auf der ungünstigen Seite lehrt Goethe wie Morel la dégénérescence progressive. Vom Geschlechte des Tantalus wird gesagt:

‚Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.'

Es handelt sich also um eine Verbrecher-Familie." „Zu der modernen Auffassung passen aber die alten Thatsachen nicht. Im antiken Sinne wird Klytämnestra, sobald sie in die Familie eintritt, Miterbin des Fluches, es ist daher begreiflich, daß sie wie ihre Verwandten Ehebruch und Mord auf sich lädt. Im modernen Sinne aber ist dies nicht begreiflich. Noch weniger wird die Erscheinung der Iphigenie verständlich. Goethe fühlte dies, denn er läßt den Thoas sagen: ‚Sage nun durch welch ein Wunder von diesem wilden Stamme du entsprangst.' Die sittliche Hoheit Iphigeniens widerspricht ja gerade der Lehre, daß eine Reihe Böser das Entsetzen der Welt hervorbringe; sie wächst, um mich grob auszudrücken, wie die Blume aus Moder. Goethe gibt gar keine Erklärung für das ‚Wunder'; er wandte sich wohl ab, weil er nicht gerne denken mochte, daß Antikes und Modernes nicht zusammenpassen." — Il faut dire cependant, meint hierzu G. Dalmeyda (Goethe et le drame antique 172), que Goethe ne voit pas ici une contradiction dont il soit impossible de sortir: les dieux, en transportant Iphigénie loin des siens, ont témoigné leur volonté de ne pas l'envelopper dans la malédiction de sa famille. Voilà pour la conception antique. Mais cette faveur divine ne suffit pas; c'est de sa volonté propre que dépend le salut moral d'Iphigénie; pour échapper à l'hérédité des crimes et pour être en état de purifier la demeure de Pélops, elle doit se préserver de toute souillure. Goethe admet donc l'hérédité morale, mais avec la possibilité d'une évasion. C'est ainsi que la conception moderne coëxiste dans son drame avec les idées antiques.

„Oreſt (allein; wie erwachend).

Noch Einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen den letzten Becher! Bald iſt der böſe Krampf des Lebens aus meinem Buſen weggeſpült, bald fließt mein Geiſt, wie in die Quelle des Vergeſſens ſelbſt verwandelt, zu euch, ihr Schatten, in die ewige Nebel. Wie iſt's ſo ſtill! Willkommen iſt die Ruh dem Umgetriebenen! — Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehn. Wer iſt die Schaar? Sie gehen friedlich mit einander, Alte und Junge, und Männer mit den Weibern. Sie ſind es, meine Ahnherrn! ſie ſind's! Mit Thyeſten geht Atreus, und die Knaben ſchlüpfen vermiſcht um ſie herum. Iſt keine Feindſchaft mehr unter euch? iſt alle Rache mit dem Licht der Sonne vor euch verloſchen, ſo bin ich auch willkommen, ſo darf ich auch in euern feierlichen Zug mich miſchen. Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt, von eurem Stamm der letzte Mann. Was ihr geſät, hat er geerntet; mit Fluch beladen ſtieg er herab. Doch leichter wird hier jede Bürde, nehmt ihr ihn auf in euren Kreis. Dich Atreus, ehr' ich und dich, Thyeſten, wir ſind hier alle der Feindſchaft los. Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal im Leben ſah. Biſt du's, mein Vater? Und führſt die Mutter vertraut mit dir? Darf Klytämneſtra die Hand dir reichen, ſo darf Oreſt auch zu ihr treten, und darf ihr ſagen: ſieh deinen Sohn! Seht euren Sohn! Heißt ihn willkommen! Auf Erden war in unſerm Haus der Willkomm Tod, und das Geſchlecht des alten Tantals hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht. Willkomm! Willkomm! O ſchließt mich um und führt zum Alten, zum Ahnherrn mich! Wo iſt der Alte, daß ich ihn ſehe, das theure Haupt, das mit den Göttern zu Rathe ſaß? Ihr ſcheint zu zaudern; wollt ihr dem Enkel die Schmerzen ſparen? Soll er nicht ſehen des Ahnherrn Qual, durch übermächt'ge Götter der Heldenbruſt mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet?"

Aber die langſam fortſchreitende, fein berechnete Erkennungsſzene zwiſchen Bruder und Schweſter iſt unterdeſſen verloren gegangen. Nach ungenügender Vorbereitung, welche das ſchöne Motiv der Geſchwiſterliebe nur kurz zur Entwicklung bringt, heißt es gleich: „Ich bin Oreſt!" Der Enthuſiasmus des Bruders wird auf die Schweſter übertragen. Sie fliegt Oreſt in die Arme, und dieſer weiſt ſie mit Ausdrücken zurück, die mehr an Weimar als an Athen erinnern: „Schöne Nymphe, ich traue dir nicht! Spotte nicht des Unglücklichen und wende deine Liebe irgend einem Gott zu. Diana rächt ein Vergehen hart. Wie ſie der Männer Liebkoſen verachtet, fordert ſie ſtrenge Nymphen." [1]

Gleich der Liebe der beiden Geſchwiſter hat Euripides auch die Liebe der beiden Freunde einfacher, natürlicher und ergreifender gezeichnet als Goethe. Während jener die Furienqual des Oreſtes nur durch einen Boten erzählen ließ und überaus natürlich mit der Gefangennahme verband, zog Goethe dieſes gewagte Motiv auf die Bühne, ſchwächte dabei ſeinen gewaltigen dämoniſchen Charakter ab, übertrug die Heilung des Gequälten von der Macht der Götter auf den perſönlichen Einfluß der ſchönen Schweſter-Prieſterin und beſchloß den ſentimental gedachten Geneſungsprozeß mit jenen durchaus

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXIX 367.

ungriechischen Gefühlsergüssen, die teils der meteorologisch-poetischen Attane des Gartenhauses von Weimar, teils dem Verhältnis zu Frau v. Stein entstammen und in den Briefen an sie ihren Widerhall gefunden haben.

„Laß mich zum erstenmale seit meinen Kinderjahren in deinen Armen ganz reine Freude haben! Ihr Götter, die ihr mit entsetzlichen Flammen die schwere Gewitterwolken aufzehrt und eure Gnadengaben, euren fruchtbaren Regen mit fürchterlichen Donnerschlägen auf eure Erde schmettert, und so die grausende Erwartung der Menschen sich in heilsamen Segen auflös't, wenn die Sonn' mit den Blättertropfen spielt und jeden grauen Rest getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris forttreibt! — Laßt mich auch so in euern Armen danken! — Mich dünkt, ich höre der Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter sich fernabdonnernd zuschlagen. Mich dünkt, die Erde dämpft mir wieder erquickenden Geruch, und läd't mich ein, auf ihren Flächen wieder nach Lebens-Freude und großer That zu jagen." [1]

Diesen selben Erdgeruch fand Goethe in der Hermannstädter Höhle, an dem S, das er so oft geküßt. Solche und ähnliche Anklänge schädigen sehr das Bild der jungfräulichen Priesterin, wie man es sich nach bloßer Lesung des Dramas zu denken gewohnt ist. Im Sinne des Dichters war es nicht die Macht der Religion, sondern die sanfte Macht des „Weiblichen", welche Orest von der Qual der Furien befreite. Dieselbe Macht führt nun auch die Lösung herbei.

Zwar hat Goethe auch die List verwertet, durch welche Euripides den Knoten schürzt; aber der Gedanke und der erste Schritt zum Vollzug ist nicht der Iphigenie, sondern Pylades zugeteilt. Wohl geht Iphigenie rasch darauf ein; aber kaum sind Orest und Pylades fort, so fühlt sie sich beunruhigt — die Entführung des Bildes erscheint ihr als Lüge und undankbarer Verrat. Ihr Schwanken füllt den ganzen vierten Akt und gibt Thoas Zeit, Verdacht zu schöpfen:

„Thoas (allein).

Entsetzlich wechselt mir der Grimm im Busen, erst gegen sie, die ich so heilig hielt, dann gegen mich, der ich sie zum Verrath durch meine Güte bildete. Zur Sklaverei gewöhnt der Mensch sich gut und lernt gar leicht gehorchen, wenn man ihn der Freiheit ganz beraubt. Sie wäre froh gewesen und hätte für ihr eigen Schicksal gedankt, wenn sie in meiner Vorfahren rauhe Hände gefallen wäre, und hätte sich gar gern mit fremdem Blut zum Leben jährlich wieder aufgewaschen. Güte lockt jeden verwegnen Wunsch herauf! Vergebens daß du Menschen durch sie dir zu verbinden hoffst; und jeder sinnt sich nur ein eigen Schicksal aus. Zur Schmeichelei verwöhnt man sie, und widersteht man der zuletzt, so suchen sie den Weg durch List und Trug. Verjährte Güte gibt ein Recht, und niemand glaubt, daß er dafür zu danken hat."

[1] Goethes Werke, WA 1 Abt. XXXIX 371 f.

Da es zu spät geworden, gesteht Iphigenie dem König freiwillig den ganzen Plan ein und ist schon auf dem Punkt, sein Herz zu rühren, als Orest mit gezücktem Schwert hereinstürmt, um sie gewaltsam zu befreien. Ihrem Ernste und ihrer Milde gelingt es indes, sowohl die Kampflust des Bruders als den Grimm des Königs zu besänftigen. Sie überzeugt Thoas, daß Orest wirklich Orest, ihr Bruder, ist, und nun findet auch der Auftrag Glauben, auf den Orest die Entführung des Bildes gründet[1]. Aber nicht die Schwester des Gottes, sondern Iphigenie, seine eigene Schwester, hatte der dunkle Orakelspruch als Befreierin bezeichnet. So entläßt denn Thoas die Geschwister im Frieden[2]:

„Pylades kommt zurück, bald nach ihm Arkas.

Thoas.

Wenn auch dieß allen Zweifel hübe, seh' ich doch nicht wie ohne der Waffen Ausspruch wir enden können. Du hast bekannt, daß sie das Bild der Göttin mir zu rauben gekommen sind. Es möchte nun wohl schwer fallen, den Anschlag zu vollführen. Die Griechen lüstet's öfter nach der Barbaren Gütern, dem goldnen Vließe und den schönen Pferden. Doch haben sie nicht immer durch Gewalt und List gesiegt.

Orest.

Das Bild, o König, soll uns nicht entzweien: es war ein Irrthum, den wir, und besonders mein weiser Freund, in unsrer Seele befestigt. Als nach der Mutter unglücklichem Tod mich die Furien unabläßig verfolgten, fragt' ich bei'm delphischen Apoll um Rath und um Befreiung. ‚Bringst du die Schwester, so war seine Antwort, vom taurischen Gestade mir her nach Delphos, so wird Diana dir gnädig sein, dich aus der Hand der Unterirdischen retten.' Wir legten's von Apollens Schwester aus, und er verlangte dich. Diana löst't nunmehr die alten Bande und gibt dich uns zurück. Durch deine Berührung sollt' ich wunderbar geheilt sein. In deinen Armen faßte noch das gottgesandte Übel mich mit allen seinen Klauen, und schüttelte zum letztenmal entsetzlich mir das Mark zusammen, und dann entfloh's wie eine Schlange zu seinen Höhlen, und ich genieße neu durch dich das Licht des Tags. Schön löst't sich der verhüllte Rathschluß der Göttin auf. Sie nahm dich weg, du Grundstein unsers Hauses, und hub dich fern in einer heiligen Stille zum Segen deines Bruders und der Deinen auf, wo alle Rettung auf der weiten Erde verbannt schien. — Wenn du friedlich gesinnt bist, o König, so halte sie nicht auf, daß sie mit reiner Weihe mich in's entsühnte Haus der Väter bringe und die ererbte Krone auf das Haupt mir drücke. Vergilt den Segen, den sie dir gebracht, und laß mich meines nahen Rechts genießen. Vergib uns unsern Anschlag, unsre Künste. Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, sind durch die schöne Wahrheit, durch das kindliche Vertrauen beschämt.

---

[1] „Diese besonnene Ueberredungsgabe geht im Grunde doch (nur) aus dem seelischen Widerwillen der Iphigenie (gegen Thoas) hervor und hat keinen wahrhaft tüchtigen Anhaltspunkt." Die Lösung läßt „den Stachel des Widerspruchs zurück" (M. Deutinger, Das Gebiet der dichtenden Kunst, Regensburg 1846, 588).

[2] E. Engel (Goethe 291 f) meint, Orest sei in der Lösung Goethes nicht eigentlich erlöst, sein Geschick bleibe unheildrohend aufgeschoben; nur der Selbstmord, „der freie Tod" Orests sei die einzig mögliche Lösung gewesen.

Iphigenie.

Denk' an dein Wort und höre diese Rede, die aus einem Munde kommt, der treu ist und g'rad. Versagen kannst du's nicht, gewähr's uns bald!

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht so, mein König! Ohne deinen Segen, in Unzufriedenheit will ich nicht scheiden. Verbann' uns nicht! Laß zwischen den Deinen und uns ein freundlich Gastrecht künftig walten, so sind wir nicht auf ewig abgeschieden. Ich halte dich so werth, als man den Mann, den zweiten Vater halten kann, und so soll's bleiben. Kommt der Geringste deines Volks dereinst zu uns, der nur den Ton der Stimme hat, die ich an euch gewohnt bin, seh' ich eure Tracht auch an dem Ärmsten wieder, so will ich ihn empfangen wie einen Gott; ich will ihm selbst ein Lager zubereiten, ihn auf einen schönen Stuhl an's Feuer zu mir setzen und nur nach dir und deinem Schicksal fragen. O geben dir's die Götter leuchtend, wie du's verdienst! — Leb' wohl! O wende dich und gib für unsern Segen den deinigen zurück! Ein holdes Wort des Abschieds! Sanfter schwellt der Wind die Segel, und lindernde Thränen lösen sich gefälliger von den Augen des Scheidenden. Leb' wohl und reiche zum Pfande der alten Freundschaft mir deine Rechte, leb' wohl!

Thoas.

Lebt wohl!"

Mit dieser Wendung hat nun Goethe wohl den Deus ex machina beseitigt[1] und durch eine aus den Charakteren hervorgehende Lösung ersetzt, er hat den Charakter der Iphigenie durch Wahrheitsliebe, Dankbarkeit, Sanftmut und Edelmut herrlich verklärt, er hat durch diesen Zug die heidnische Fabel in den Kreis christlicher Anschauungen emporgerückt. Aber eben dadurch ist auch, wie Tieck bemerkt[2], „die Handlung zu sehr vereinfacht und verfeinert, im vierten Act steht sie ganz still"; anstatt der Handlung tritt die Gesinnung der Heldin in den Vordergrund, und „so treten wir überall aus dem Ideenkreise des Altertums heraus"[3]. „Niemals hätte sich das exclusive Hellenenthum den Barbaren so gegenüber gestellt, wie hier; vielmehr ist auch das wieder ächt Deutsch." Die edle Iphigenie ist eine Schwester der edlen Minna von

[1] „Furcht und Mitleiden zu erregen", sagt hieran anknüpfend L. Hasper, Goethe als Dramatiker, Leipzig 1889, 23 f, „ist die Aufgabe des Dramas, und dieser Aufgabe hat Euripides, nicht aber Goethe Genüge geleistet."

[2] R. Köpke, Ludwig Tieck II, Leipzig 1855, 190.

[3] Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V[5], Leipzig 1874, 106 ff. — „Darüber darf kein Anstand sein", schrieb Jakob Grimm an Achim v. Arnim am 20. Mai 1811, „daß Goethes Pandora und Iphigenia, aller Poesie ungeachtet, unmythisch sind und in der Mythologie keinen Gebrauch von sich geben" (R. Steig, Achim von Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm, Stuttgart und Berlin 1904, 120).

Barnhelm, der edle Thoas ein Stammverwandter des edlen Majors von Tellheim. Wenn das Stück opernartig mit einer Liebeswerbung anfängt, um dann eine antike Sage mit deutschem Gefühl zu behandeln, so läuft es endlich in die Gesinnungstüchtigkeit des bürgerlichen Schauspiels aus. Die ganze Tantalidensage, alles Heroische und Tragische, Taurien und Griechenland, Athen und Attika, Phöbus und Artemis, der ganze Olymp und das allgewaltige Schicksal, alles, alles tritt zurück gegen den zarten Edelmut eines weiblichen Herzens, das einem Fürsten zwar die Gunst der Ehe verweigert, aber ihn als Wohltäter durch eine List zu verletzen sich scheut.

„Vollends die Klage über das Frauenschicksal", sagt Gervinus, „der finstere Blick auf den leidigen Trost der Ehe, der ganz zur ächten Weiblichkeit entwickelte und zum höchsten Frauenadel gesteigerte Charakter an sich liegt in dieser Selbstbewußtheit außerhalb der Sphäre des Alterthums." Aber das ist es gerade, was dem Stücke seinen eigentümlichen Reiz gibt, „daß der Dichter die reinste Blüthe der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Alterthums in einer so harmonischen Mischung zu verbinden wußte".

Wenn man das Altertum nur nach seiner künstlerischen Lichtseite ins Auge faßt, so hat diese Mischung etwas Berückendes. Die ruhige Schönheit der Antike scheint von dem sanften Ethos eines deutschen Gemüts beseelt, die maßvolle Kunst der Alten mit christlichem Gehalt durchdrungen:

„Iphigenie.

. . . Es ist ein Mißverstand, wenn man die Himmlischen blutgierig glaubt. Versöhnt die Unterirdischen mit Blut, und diesen ist das Blut der Thiere Labsal! Hat mich die Göttin nicht selbst der Griechen Eifer entzogen? Ihr war mein Dienst willkommener als mein Tod.

Thoas.

Es ziemt sich nicht für uns, die heilige alte Gebräuche mit leicht beweglicher Vernunft zu deuten und zu wenden. Thu deine Pflicht, ich werde die meine thun. Zwei Fremde, die wir in den Höhlen an der See versteckt gefunden, und die nichts Gutes meinem Lande bringen, halt' ich gefangen. Mit diesen empfange deine Göttin ihr erstes, rechtes, lang entbehrtes Opfer wieder. Ich sende sie hierher, du weißt den Dienst. (Ab.)

Iphigenie.

Du hast Wolken, gnädige Retterin, den Unschuldigen einzuhüllen und auf Winden ihn dem ehrnen Geschick aus dem schweren Arm über Meer und Erde und wohin dir's gut dünkt zu tragen. Du bist weise und siehst das Zukünftige, und das Vergangene ist dir nicht vorbei! Enthalte von Blut meine Hände, denn es bringt keinen Segen, und die Gestalt des Ermordeten erscheint auch dem zufälligen Mörder zur bösen Stunde. Denn die Unsterblichen haben ihr Menschengeschlecht lieb, und wollen ihm ein kurzes Leben gerne fristen, und gönnen ihm den Mitgenuß auf eine Weile des ewig leuchtenden Himmels."

Und doch ist diese Mischung eine bloß künstliche, eine reine Fiktion[1]. Die hellenische Welt hat keine Iphigenie von diesem Gepräge hervorgebracht. Im

[1] „Eine neuzeitliche, eine von Natur aus und aus eigener Natur ‚Heilige' ist in unserer Iphigenie gezeichnet, wie sie weder die Antike noch das Mittelalter kannte. In der ersteren waren auch die Götter nichts weniger als Heilige, nichts weniger als die Verkörperung vollkommenster sittlicher Idealität; nur einen Begriff davon strebte allmählich und unsicher das philosophische Denken an. Das Mittelalter dagegen kannte in seinem Gott die Wirklichkeit der absoluten Heiligkeit und Heilige, die aber das nur wurden und werden konnten durch die von Christus vermittelte göttliche Gnade und möglichst vollkommene Hingabe ihres Willens an ihn. Die allmählich zu immer vollerem und bewußterem Gegensatz zum Mittelalter heranwachsende neuzeitliche Bildung läßt in Lessings Nathan die Religion in der Moral aufgehen und zeichnet in Goethes Iphigenie eine rein natürliche absolute Moralität. Dazu war der Stoff wie geschaffen; denn der antik religiöse Hintergrund hat keine reale religiöse Bedeutung, und so konnte das Bild einer Heiligen, die das aus sich, aus der eigenen Natur ist, ohne jeglichen Zusammenhang mit wirklicher Religion erstehen. Diese Iphigenie haßt Lüge und meidet Trug nicht um der Himmelskrone willen, sondern bloß weil, wie sie sagt, ihr ‚eigen Herz nicht befriedigt' wäre, das sich ungetrübt ‚genießen' will. Und dafür riskirt sie das Gräßliche! Was dann, wenn der Bruder fällt? Wie ‚genießt' sich dann ihr Herz? — Sie ruft (V, 3), nachdem sie den Anschlag verrathen, selbst aus:

‚Tödte mich zuerst!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worin ich die Geliebten übereilt
Vorsätzlich stürzte! Weh! Ich werde sie
Gebunden vor mir sehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abschied nehmen,
Den ich ermorde?' —

So erweist es sich, daß dieser höchste sittliche Idealismus nicht bloß widernatürlich ist und nur durch eine Fiktion in die menschliche Natur hineingelegt werden kann, sondern daß er auch als — unvernünftig erscheint, wenn er ohne Beziehung zu einer höchsten Macht bleibt, die dem sittlich guten Menschen den Segen seines Tuns als dauernde Rückwirkung auf seinen eigenen Zustand sichert, wie sie von der Vernunft gefordert wird. Denn es widerspricht der Vernunft, daß Vernichtung oder inneres Elend die Wirkung der Sittlichkeit und das Gegentheil die der Unsittlichkeit sei. Und eben deswegen muß diese höchste Macht als an sich heilig gedacht werden; heilig kann aber nicht das Nothwendige, nicht das unabänderliche Fatum, nicht die Natur- und auch nicht die Vernunftnothwendigkeit, sondern nur das Freie, also nur ein Wille sein. Folglich muß die höchste Macht als höchster Wille gedacht werden, der deswegen, weil er allein an sich heilig ist, allweise und damit allein vor dem Forum der Vernunft zur Allmacht legitimirt ist; eine unheilige Allmacht wäre ein entsetzlicher Gedanke, wenn sie denkbar wäre. Hierin ist die Denknothwendigkeit des Zusammenhanges von Moral und Religion begründet: ohne solchen Zusammenhang verliert die Sittlichkeit im letzten Grunde den Charakter der Vernünftigkeit. Und dies ist der letzte, der feinste Selbstwiderspruch, der in der religionslosen, natürlichen Moralität steckt, wie sie in der Iphigenie so ätherisch duftig gezeichnet

Christentum hat sich das weibliche Ideal allerdings zu noch viel höherer Vollendung erhoben. Doch die Heiligen des Christentums rufen nicht zu den schönen Götterbildern der Griechen, sondern zu dem Gekreuzigten auf Golgatha. Nicht eine edle, harmonische Weiblichkeit hat die Schrecken der antiken Erynnien von der Menschheit genommen, sondern ein leidender, sterbender Erlöser, Gott und Mensch zugleich: eine Gottestat, zu der Menschenkräfte nicht hinreichten[1].

---

ist" (G. Neudecker, Der Widerspruch in Goethes Iphigenie. Wissenschaftl. Beigabe zum Jahresbericht des Kgl. Realgymnasiums Würzburg, Würzburg 1902—1903, 3—26; 1903, 20—22).

[1] Das ist die uralte katholische Lehre, wie sie die Kirche seit den ersten christlichen Zeiten verkündet hat. G. Portig (Schiller in seinem Verhältniß zur Freundschaft und Liebe, sowie in seinem innern Verhältniß zu Goethe, Hamburg und Leipzig 1894), der als Vertreter des „idealen Protestantismus" auftritt (S. 591 f), hätte es sich also sparen können, Goethes Verhimmelung des Weibes, in welcher nach Portig das Goethe eigene „katholisirende Element gipfelt", „als unprotestantisch" zurückzuweisen (S. 602). — Nachdem schon H. F. Müller (Goethe's Iphigenie, Heilbronn 1882), anscheinend ein gläubiger Protestant, den Dichter wegen seiner Substitution einer „Erlöserin" an Stelle eines Erlösers „einen Propheten, einen Herold christlicher Wahrheit und Freiheit" genannt hatte, feiert neuerdings wieder O. Kanig (Die Entsühnung Orests in Goethe's Iphigenie auf Tauris und in den griechischen Tragikern, in Monatsschrift für Stadt und Land, 59. Jahrg., 3. Hft, S. 280—290) Iphigenie als den „Heiland" ihres Bruders (S. 286 289). — Auch K. Fischer (Goethes Iphigenie[2], Heidelberg [o. J.], 45—47) bespricht Iphigeniens „stellvertretendes Leiden", worin die „Christusthat" besteht. — Les objections à cette théorie se présentent en foule. On ne peut dire qu' Iphigénie prenne sur elle les péchés de sa famille, ni qu'elle offre sa souffrance en sacrifice à la divinité: autre chose est de sentir vivement les fautes de ses ancêtres, autre chose de se les approprier et d'être un vivant holocauste. Et la modération d'Iphigénie n'est pas une offrande qu'elle fait directement à la divinité: c'est l'état d'âme qui doit la préserver de la faute. Lorsqu' Iphigénie appelle sur son frère la pitié des dieux, elle le fait au nom de sa pitié et de son amour, et c'est aussi par ces sentiments qu'elle obtiendra la purification des Tantalides. La substitution, s'il est vrai que ce mot soit ici en sa place, n'est donc pas un miracle religieux: il est, à notre sens, plus près de cette conception de Sophocle, qui fait dire à Œdipe: „Une seule âme en vaut mille pour faire de telles expiations, pourvu qu'elle soit aimante!" (G. Dalmeyda, Goethe et le drame antique 179.) — Uns Katholiken wird schon der Glaube an eine bloße Fürbitte der Gottesmutter als „Götzendienst" verübelt; aber aus Goethes Hand nimmt man ruhig die Frau schlechthin als weiblichen „Heiland" entgegen. H. Gelzer (Die deutsche poetische Literatur, Leipzig 1841) hat als gläubiger Protestant viel besser getan, die Iphigenie, mit Rücksicht auf ihre allzu bedenkliche Genesis, wohlwollend zu übergehen, gegen Goethes Heidentum aber mannhaft zu protestieren: „Wer es mit sich dahin gebracht hat, den sittlichen Menschen vom ästhetischen zu trennen, dem überlassen wir es, auch hierin Göthe's Zauber zu bewundern; und die Zahl dieser Bewunderer heißt bekanntlich Legion. Wir aber können uns nur

Zwischen der altheidnischen und der christlichen Weltanschauung liegt deshalb ein innerer Zwiespalt, der sich nicht überwinden läßt. Indem Goethe das versuchte, hat er ebensowohl die antike als die christliche gefälscht. Das Amalgam ist weder antik noch christlich mehr. Ganz richtig hat Gervinus deshalb die Iphigenie als „die reinste Blüthe moderner Sittigung" bezeichnet[1]. Sie ist wirklich das schönste Frauenbild, in welchem sich das Humanitätschristentum Goethes und Herders verkörpert hat. Sie erschien dem Dichter aber selbst später „verteufelt human", und erst als er gegen Ende seines Lebens ab und zu wieder frömmere Anwandlungen verspürte, schrieb er dem Schauspieler Krüger in einen Prachtband der Iphigenie:

„Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.

So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit."[2]

Während die Iphigenie des Euripides sich gleich andern Sagen des Altertums als ahnungsvoller Typus erst später geoffenbarter christlicher Wahrheiten darstellt, umdüftert die Iphigenie Goethes den hellen Glanz dieser Wahrheit mit antiken Anklängen und zieht Erlösung, Sühnung, Heiligung des Menschen aus dem Bereich des Göttlichen ins rein Menschliche hinab.

Als Versdrama wurde „Iphigenie" erst 1787 vollendet. Die sachlichen Abweichungen gegenüber der Prosafassung sind auf den ersten Blick oft kaum bemerkbar. Der Dichter nimmt Gedanke für Gedanke, ja fast Wort für Wort des Entwurfes hinüber in die gebundene Rede. Ein bewußtes Fest-

laut erheben gegen den Wahn, welcher dem Höherbegabten sittliche Willkür zugesteht" (S. 280). — Wenn A. Matthias (Die Heilung des Orest in Goethe's Iphigenie, Düsseldorf 1887) Orest gar durch seine Entsühnung „in den Zustand der Rechtfertigung" versetzt hat und „durch den Glauben ohne des Gesetzes Werk" zum Frieden gelangen läßt, so sei es seinen Glaubensgenossen überlassen, sich mit ihm darüber auseinanderzusetzen (S. 30 34).

[1] Wenn G. Neudecker (Der Widerspruch in Goethes Iphigenie 20—22) die Widernatürlichkeit und Unvernunft der „religionslosen natürlichen Moralität", „wie sie in der Iphigenie so ätherisch duftig gezeichnet ist", nachweist, so kann man ihm nur beipflichten. Wenn aber dann im Handumdrehen kaum zwei Seiten später im Gegensatz zur mittelalterlichen „Selbstsucht, für welche die Spekulation aufs Jenseits der Angel- und Drehpunkt aller Moral ist", „das religionslose Sittlichkeitsideal" der Iphigenie Goethes einen „wesentlichen und nothwendigen Fortschritt in der menschheitlichen Bildung" darstellen soll, so folge diesen Gedankensprüngen wer kann.

[2] Weimar den 31. März 1827 (Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 277).

halten an dem schon Vorhandenen ist unverkennbar, wo die Versgesetze nicht zu einer andern Wendung zwingen. Nicht selten jedoch machten diese letzteren eine Änderung unbedingt nötig, und hier zeigt sich dann die Gewandtheit und Reife des Dichters; denn in den meisten Fällen wird die unscheinbare formelle Nüance zur sachlichen Verbesserung.

Als Beispiel mag hier ein Teil der Erkennungsszene zwischen Orest und Iphigenie, Prosa und Vers einander gegenübergestellt, folgen:

„Orest.

Es ruft! es ruft! So willst du mein Verderben! Hat eine Rachegottheit sich in dich verkleidet? Wer bist du, daß du mit entsetzlicher Stimme mein Innerstes in seinen Tiefen wendest!

Iphigenie.

Es zeigt sich dir im tiefen Herzen an. Orest, ich bin's. Sieh Iphigenien! Ich lebe!

Orest.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder! — —

Orest.

Laß! ich rathe dir's, o rühre mich nicht an! Wie von Kreusa's Brautkleid zündet ein unauslöschlich Feuer sich von mir fort. Laß mich! Wie Herkul will ich Unwürdiger am Tod voll Schmach in mich verschlossen sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht untergehn! O höre mich! o sieh mich an! Wie mir es ist, nach einer langen Reihe von Jahren, zum erstenmal dem Liebsten auf der Welt, was sie noch für mich trägt, das Haupt zu küssen! und meine Arme, die den Winden nur so lange sehnend ausgebreitet waren, um dich zu schließen! O laß mich! laß mich! denn es quillt heller nicht vom Parnaß die ewige Quelle sprudelnd so von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab, wie Freude mir vom Herzen wallend fließt und wie ein selig Meer mich rings umfängt! Orest, mein Bruder!"

„Orest.

Es ruft! es ruft! So willst du mein Verderben!
Verbirgt in dir sich eine Rachegöttin?
Wer bist du, deren Stimme mir entsetzlich
Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt sich dir im tiefsten Herzen an:
Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Orest.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Orest.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Hercules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach' in mich verschlossen, sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang erflehten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder."

Je größer der Zauber der höheren Ideen ist, die Goethe dem Christentum entlehnte, je größer der Reiz der abgerundeten Form, die er dem Studium der Alten abgewann, desto bedenklicher ist es, daß die gesamte Dichtung, im Sinne des Dichters, auf einer durchaus falschen Grundidee ruht. Diese Idee, das Erlösungswerk Christi durch „reine Menschlichkeit" zu ersetzen, führt folgerichtig zum Heidentum zurück[1]. Der Dichter selbst ist dieser Konsequenz nicht entgangen. Nachdem er der keuschen Diana ihren Altar neu aufgebaut, erhielt auch Aphrodite wieder ihren Tempel, Amor kam als Landschaftsmaler, und an die Iphigenie reihten sich durchaus naturgemäß, ohne innere Kämpfe, in glattester Weiterentwicklung, die Römischen Elegien.

Zehntes Kapitel.

Die zweite Schweizerreise.

(1779.)

Auf die erste Aufführung der Iphigenie folgte schon nach sechs Tagen eine zweite. Dann übte Goethe zur Abwechslung wieder ein anderes seiner Leipziger Studentenstücke ein: „Die Laune des Verliebten". Die zwei Paare des Stückes spielten er und Corona, Einsiedel und Fräulein v. Wöllwarth. Im Juni wurde „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" wieder gegeben, dann folgte Le Médecin malgré lui, Iphigenie, Bodes „Gouvernante" und im September „Der verlorene Sohn"[2].

Wie in der Frankfurter Geniezeit die erhabensten Pläne und Entwürfe mit närrischen Possen, „Götz" und „Werther" mit „Satyros" und „Götter, Helden und Wieland" durcheinander wirbelten, so folgten der „Iphigenie" nach wenigen Monaten einige der tollsten Faschingsstreiche, die Goethe je begangen hat. Von seinen Erfolgen bei Hofe schwoll ihm der Kamm, und er ließ nun seinen überquellenden Humor an zwei Männern aus, die er beide ein paar Jahre zuvor noch als Herzensfreunde betrachtete, die ihn liebevoll verehrten und von seiner Seite nichts weniger verdient hatten, als so herabgesetzt zu werden.

Der eine war Friedrich Jacobi, der in seinem Genierausch noch immer munter weiterdichtete und unter dem deutlichsten Einflusse von Goethes Poesie

---

[1] In einer sonst etwas sonderbaren Parallele sagt P. Kleinert (Augustin und Göthe's Faust, Berlin 1866, 37) vom „Faust" sehr richtig: „Es gibt nur eine Sühne: die vom Gekreuzigten ausgeht; und die findet er nicht mehr." — „Goethe, als er in Iphigenie das Abwälzen einer unerträglichen Gewissenslast symbolisch darstellte, war so sehr in die humanmythologischen Anschauungen seiner Zeit eingebettet, daß seine Phantasie damals auch nicht die leiseste Zuthat der christlichreligiösen Anschauungen mehr verarbeitete, denen er im Ausgang seiner Knabenjahre noch hingegeben war", sagt H. Grimm, Fragmente I, Berlin und Stuttgart 1900, 77.

[2] Burkhardt, Das herzogliche Liebhabertheater, in Grenzboten 1873 III 1 ff.

soeben einen frischen Roman „Woldemar" vom Stapel gelassen hatte. Eine Analyse dieses Romans gehört nicht hierher. Doch sei auf eine Stelle darin aufmerksam gemacht, welche das Los Jacobis einigermaßen als ein verdientes erscheinen läßt. Um zu zeigen, „was ein Grad mehr oder weniger von Aufklärung" vermag, hatte der hochmütige Enthusiast in seinem Buche folgende Parallele gezogen:

„Und haben wir nicht an den Katholiken und Protestanten in Deutschland ein Beispiel in der Nähe? Wo liegt die Ursache, daß sich unter diesen so bald, in jedem Fache die tüchtigeren Männer fanden? Daß sie nicht nur in allen Wissenschaften entschieden sich hervorthaten, sondern auch die besten Geschäftsmänner, die größten Aerzte, Künstler und Erfinder lieferten? Daß sittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe und Völker verbindende Betriebsamkeit gleichsam ihr Eigenthum wurden? Schon ins dritte Jahrhundert dauert diese Erscheinung fort; denn noch sind die Protestanten überall, bis zur niedrigsten Klasse herab, und Zahl gegen Zahl, die Geschickteren, Sittlicheren, Emsigeren und Klügeren. Der Unterschied ist auffallend, wo beide Parteyen nebeneinander wohnen. — Wie erklären wir dieses? Doch wohl nicht aus der Verschiedenheit des theologischen Lehrbegriffs! — Wie denn Frankreich? das ganz katholisch ist, und doch keineswegs auf die angeführte Weise contrastiren könnte. Also nicht in der Religion, sondern in etwas Zufälligem, wenigstens mit ihr nicht wesentlich Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutschland eigenthümliche Erscheinung ihren Grund haben. Mir däucht, es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfsinnes, um diesen Grund im Ganzen der Erziehung und Anführung, in der Materie und Form des Unterrichts, wie er vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredsamkeit auf hohen Schulen, an beiden Seiten ist und nicht ist, zu entdecken. Die ersten Beförderer der Reformation waren Humanisten und so wurden die Humaniora bis zum ABC-Buche herab bei der Gegenpartei verdächtig. Das Wort sollte nicht weiter Fleisch werden!"

„Genug an diesem Winke, da es an sich schon klar ist, und keiner Ausführung an Beispielen bedarf, daß mit fantastischen oder abergläubischen Vorstellungen verschonte Köpfe desto mehr Raum für wahre und fruchtbare Begriffe behalten, und eigentliche Grundsätze nur in ihnen recht gedeihen können; daß Verständigung des Gewissens das Herz nothwendig läutert, seine Bewegungen richtiger und zuverlässiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menschen unter allen Umständen auch bessert, und darum selbst die geringste wirkliche Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts von unendlich guten Folgen sein muß." [1]

---

[1] Woldemar, 1. Th., in Fr. H. Jacobi's Werken V, Leipzig 1820, 211—213. — Kurz fand diesen Passus des „Woldemar" so lehrreich, daß er von allen Romanen

Legte der Roman schon an sich kein besonderes Zeugnis für den Wert dieses anmaßenden Selbstlobs ab, so mochte doch Jacobi kaum befürchten, daß ihm der zartfühlende Geheime Legationsrat Goethe sein Buch noch im selben Jahre 1779, unter allgemeinem Jubel des Weimarer Hofes, an einen Baum nageln würde. So sollte es aber geschehen in diesen lustigen Zeiten.

Nachdem Goethe am 7. August eingesehen, daß er seine ganze Jugend bis 1775 vergeudet habe, nahm er sich zwar vor, in Zukunft vernünftiger zu leben[1]. Allein es blieb einstweilen beim bloßen Entschluß. Er betete zu Göttern, die niemand erhören.

Um Ende August oder Anfang September[2] nahm er ein fein gebundenes Exemplar von Jacobis „Woldemar" mit nach Ettersburg, wo der Hof sich damals erlustigte. Er versammelte die Gesellschaft unter einer Eiche, bestieg diese und hielt eine Standrede, indem er mit höchstens fünfzig Abweichungen vom Urtext Woldemar als den allein Schuldigen erscheinen ließ und so die eigentliche Parodie einleitete, in welcher der Teufel dem Helden den Hals umdreht[3]. Dann nagelte er das Exemplar unter dem Beifallklatschen des Publikums zum abschreckenden Beispiel mit beiden Einbanddeckeln an den Baum, daß die Blätter wie die Flügel einer Eule am Scheunentor lustig im Winde hin und her flatterten. Man hat das hinterher bei der pietätlosen Spottsucht der Zeit „Jacobis Kreuzigung oder Kreuzerhöhung" genannt. Genug, so weit kam man mit der Herzensläuterung und Veredlung, welche nach Jacobis Ansicht die protestantische Aufklärung bewirken sollte.

Weshalb Goethe gerade diesen, der als sein Freund galt[4], dem allgemeinen Gespötte preisgab — die Kunde davon ging gleich in alle Welt

---

Jacobis in seiner Literaturgeschichte III, Leipzig 1873, 584, diesen einen ausschließlich auserkor, um zu beweisen, daß sie „schön und selbst genialisch, geistreich, kühn und dabei seelenvoll und zart" seien und zu „selbständigem Nachdenken" anregten!!

[1] Das Weimarer Publikum, hatte v. Gemmingen am 1. Juli 1779 an Bodmer geschrieben, sei „unendlich mehr" mit Wielands Betragen zufrieden, „als mit der abenteuerlichen Ministerschaft des Meistersängers Göthe. Er soll Gott um langes Leben seines Fürsten bitten, sonst möchte sein Schicksal mit dem des Struensee's Aehnlichkeit haben" (H. Fischer, Briefwechsel zwischen Haller und Gemmingen 150 f).

[2] Düntzer, Goethe's Leben[2] 295 f. — Vgl. Hassencamp, Das Zerwürfniß zwischen Goethe und F. H. Jacobi, in Beiträge zur Geschichte des Niederrheins X 244 ff.

[3] C. Schüddekopf (Goethe's Parodie auf Fritz Jacobis „Woldemar", Weimar 1908, 39 f) bringt den wahrscheinlich nachträglich in ein Exemplar des „Woldemar" eingetragenen Wortlaut der Standrede Goethes. Vgl. S. 35—37 über das Entstehen der Parodie. Vgl. ferner Hassencamp a. a. O. 246. — W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar II[2] 61 f. Wohl auf Anregung Amaliens druckte Chr. Bode die Parodie in seiner Handdruckerei. Sie galt als verschollen, bis Schüddekopf sie in Goethes Bibliothek auffand.

[4] Deshalb schreibt Frau v. La Roche am 12. September 1779 an Wieland: „Sehen Sie, m. Fr., darüber möchte ich wissen, was wahr ist, weil mich würklich

hinaus — ist nicht völlig klargestellt. Der Verhöhnte selbst erhielt von seinem Peiniger auf eine sehr schmerzliche Freundesklage keine Antwort. Der Tante Fahlmer wußte Goethe nichts Entschuldigendes zu sagen, als daß er, „was man den Geruch dieses Buches nennen möchte", nicht leiden könne[1]. Lavater wurde mit der Bemerkung begütigt: „Der leichtsinnig truncne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das halb gute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir ia in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weist du auch. Viel von diesem allen wird verschlungen in thätiger Liebe."[2]

Die Entschuldigung heißt nicht viel, da Goethe selbst, wenn man von der Iphigenie absieht, in dieser ganzen Zeit höchstens Halbgutes zu Tage förderte und dazu keine geringeren Ansprüche machte als irgend ein anderer[3].

Wieland wurde, wenn auch nicht so unmittelbar von Goethe, doch vom Hofe in noch liebloserer und unwürdigerer Weise mißhandelt. Dieser fleißige Schriftsteller hatte eigentlich das Verdienst, die erste deutsche Oper geschrieben zu haben, und zwar zwei Jahre vor Goethes Ankunft in Weimar. Wie aus einem Aufsatz in seinem „Teutschen Merkur": „Über das deutsche Singspiel Alceste" hervorgeht, hatte er selbst die Aufgabe als keine geringe betrachtet. Der Text fiel nun allerdings nicht sehr glänzend aus; die antike Sage mußte es sich, wie in Voltaires Götterballetten, gefallen lassen, in den modernen Salon herabzusteigen, und die Wertherzeit drückte ihr den Stempel

---

die Idee des Ganzen für unsern Jacobi schmerzt, und ich gewiß aus Gerechtigkeitsliebe wegen der Briefe meiner Rosalie mir nicht so viel daraus machte, weil es nur Weiberbriefe sind, und niemals so viel Erwartung und Hoffnung auf Achtung von Euch Männern haben können, als ein Mann, der Euer Freund ist" (Wagner, Briefe an Merck 180 f).

[1] Viehoff, Goethe's Leben II[5] 209.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 122 f. „Daß Goethe das Herzenswerk eines Freundes dem Gelächter einer hochadeligen Gesellschaft preisgeben konnte", sagt Goedeke, Goethe's Leben 170, „war freilich mit nichts zu entschuldigen." — Auf Garlieb Merkels Anfrage vom Jahr 1797 über diesen tollen Streich Goethes erwiderte Wieland: „Ja ja! er fand damals oft Vergnügen daran, den Scaramuz zu spielen. Wenn er nur nicht im höheren Alter so etwas vom Pantalone wird" (J. Eckardt, Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit [1797—1806], Berlin 1887, 109 f). — „Mit Wolfgang Göthen sollte man es gerade so machen, wie ers gegen andere macht", schrieb Heinse am 8. Dezember 1780 an Jacobi, „denn was sonst Unrecht wäre, ist hier recht" (Schüddekopf, Goethe's Parodie auf Fritz Jacobis „Woldemar" 21).

[3] „Ich habe niemals einen präsumtuöseren Menschen gekannt als mich selbst." „Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht das verstehe sich von selbst" (Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 231).

der Empfindsamkeit auf. Der Unsinn, welcher sich hieraus ergab, war übrigens nicht einmal so blühend wie der in den Textbüchern vieler gefeierter moderner Opern. Der Komponist Schweitzer, der eben aus Italien zurückgekehrt, fand den Text Wielands sehr brauchbar und verwandte alle seine Kunst darauf. Der Erfolg war günstig. Als die Oper am 28. Mai 1773 zum erstenmal gegeben wurde, waren Fremde vom ersten Rang und von zuverlässigem Urteil, die in Frankreich, Italien, England gewesen, außer sich vor Verwunderung, so etwas in Weimar zu hören[1]. Auch anderwärts fand das Opus große Anerkennung. Durch dieses Stück wurde eigentlich einer selbständigen deutschen Oper Bahn gebrochen.

Aber nicht alle zählten zu Wielands Bewunderern. Einsiedel travestierte die Alceste in einer Posse „Orpheus und Eurydice", und Goethe ließ diese in der ersten Hälfte des September in Ettersburg aufführen.

„Der Darstellung geht ein Vorspiel voraus, worin der Autor der Travestie den Plan zu dem Stück entwirft und mit einer großen Feder, welche sich vom Hintergrunde des Theaters aus an die Soffiten herüberwölbte, den Text aufsetzt. Mit einem kleinen Pinsel, welcher an der Spitze der Feder befestigt war, beschrieb der Schriftsteller mächtig große Bogen und sprach dabei manches Lächerliche über den Inhalt mit seinem Diener, der ihm fortwährende Entgegnungen über die Composition machte und die großen Bogen mit Anspielungen auf die ungeheure Productivität Wielands über den vordern Lampen trocknete."[2]

Bei der Farce selbst spielte die Herzogin die „Alceste", Wedel trat als Orpheus auf und Goethe als Herkules. Seckendorff, der die Musik arrangiert hatte, gab ebenfalls eine Hauptrolle. Ein mutwilliger Spaß drängte den andern. Einer der Haupt- und Knalleffekte bestand darin, daß die rührend komponierte Arie des eigentlichen Stückes, in welcher Alceste von ihrem Gatten Abschied nimmt[3]: „Weine nicht, du meines Herzens Abgott", mit dem Posthorn begleitet wurde. Dann stieg Alceste mit ihrem Gefolge in einen bereitstehenden Postwagen und fuhr nach dem Orkus. Hier empfing sie Pluto und sein Hofstaat unter den drolligsten Kratzfüßen und Zeremonien. Dann kam Goethe als Riesenherkules, befreite Alceste aus den Schrecken der Unterwelt und brachte sie ihrem Gemahl zurück, der an der Oberwelt sich noch in Wehmutskrämpfen herumwälzte.

Wieland mußte das alles selbst mitansehen und mitanhören. Nachdem er schon bei der Begleitung der Abschiedsarie durch das Posthorn seinen

---

[1] Pasqué, Goethe's Theaterleitung I 23; II 353—390.

[2] Burkhardt, Liebhabertheater, in Grenzboten 1873 III 14. Düntzer meint, Burkhardt vermenge hier zwei verschiedene Stücke; das ändert aber an der Substanz nichts, daß Wieland elendiglich verspottet wurde. Vgl. Keil, Tagebuch 202.

[3] Wielands Werke (Hempel) XXIX 16.

Unwillen kaum mehr zurückhalten konnte, schrie er endlich laut auf und verließ wutschnaubend den Saal. Er ließ sich nachher so weit begütigen, daß er wieder beim Souper erschien; aber tief weh tat ihm der grausame Scherz doch, und er konnte ihn lange nicht verwinden[1].

„So sind wir nun hier!" schrieb er noch vierzehn Tage später an Merck[2]. „Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Obern gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Schaam. Ich gestehe Dir, Br., daß ich's müde bin, und bald muß ich glauben, die Absicht sei, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, bloß davon zu fliehen. Lebe wohl, l. Br., und schreib mir bald was Tröstliches, wenn Du kannst."

Wieland aus Weimar hinauszuekeln, kann Goethes Absicht kaum gewesen sein. Eher mochte er bezweckt haben, ihn wie Jacobi in den Augen des Hofes unsterblich lächerlich zu machen, da beide dort noch sehr in Ehre und Ansehen standen. Angenommen auch, daß es sich hier um einen unbedachten Streich handelte, edel und schön war derselbe nicht. Zwei wohlwollende Freunde in so possenhafter Weise vor dem Weimarer Publikum und vor ganz Deutschland zu verhöhnen, geht über den Scherz hinaus, den man einem Mann von 30 Jahren, dem Geheimrat eines Fürsten, der ersten Persönlichkeit eines ganzen Hofes zu gute halten kann. Denn nur drei Tage später wurde Goethe durch herzogliches Dekret zum Geheimrat ernannt.

Sind Travestie und Parodie überhaupt nicht Zeichen des vollendetsten Geschmackes, so gehört die scharfgepfefferte persönliche Satire schon zu den gewaltsameren Reizmitteln, mit welchen man die Lachlust kitzelt. In dem Kreis der Liebhaberbühne herrschte trotz allen Übermutes doch schon eine gewisse Übersättigung. Das ist auch begreiflich. Dann und wann etwas Theater ist eine schöne Erholung. Aber vier Jahre lang Proben und Aufführungen, nur mit kleinen Unterbrechungen, fast stetig fortgesetzt, ist schon ein Stück Arbeit. Die Sache bekam notwendig etwas Handwerksmäßiges, und für den Schauspieler von Profession ist das Theater kein solcher Himmel der Kunstseligkeit, wie ein poetisches Studentlein oder eine Blume aus höheren Töchterschulen es sich träumen mag. Gleich hinter den Kulissen fängt schon wieder die Prosa des Lebens an, langweiliges Memorieren, noch langweiligere Übungen, Korrektur, Drill, und was es sonst noch weiter braucht, um die „schöne Kunstfigur" ins Ganze einzuschulen, Eifersucht, Hader, Verdruß und der unzertrennliche Gefährte aller Liebeleien, der moralische Katzenjammer.

---

[1] Vgl. Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmannes II, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., S. 498 f. Der Verfasser war unter den Mitspielenden.

[2] K. Wolff, Mercks Schriften und Briefwechsel II 144 f.

Das Liebhabertheater von Weimar entging diesem allgemeinen Bühnenlose nicht. Allerlei Intrigen spielten hinter der Natur- und Kunstszenerie. Als Goethe zum Geheimrat befördert wurde, entbrannte gegen ihn ein wahres Odium Vatinianum, wie Wieland es nennt[1]. Viel Ärger und Verdruß motteten im stillen, während Feuerwerke einen allgemeinen Jubel verkündeten.

Wie Goethe, hatte sich auch der junge Herzog in die Hof- und Kammersängerin Corona Schröter verliebt, und der Mentor glaubte nun dieser Liebe entgegentreten zu müssen. Herzogin Luise war der ungeteilten Liebe ihres Gemahls nicht sicher; der kränkliche Prinz Constantin trauerte seiner Karoline von Ilten nach, die er aus Staatsraison nicht heiraten durfte. Herder lebte ziemlich vereinsamt in ungemütlicher Stellung, da er als Literat seinem Kirchenamt nicht recht entsprach und dieses ihn wieder hinderte, ganz Poet und Literat zu sein. „Es ist und bleibt doch immer ein elend Leben", hatte er am 20. März 1778 an J. G. Hamann geschrieben, „sich früh auf die hölzerne Folterbank zu spannen, und unter dem alten Sächsischen Dreck zu wühlen. Dies Land von jeher von Kindern und Schwachen beherrscht und eine erbärmliche Apanage der Reformation zwischen den Gebürgen — doch genug deßen. Klagelieder zu schreiben, ist noch zu früh."[2] Wieland mußte mit Schreiben seine zahlreiche Familie ernähren und war dafür vor dem ganzen Hofe unsterblich verhöhnt. Ein literarisches Zusammenleben beider mit Goethe hatte schon nach den ersten Honigmonaten aufgehört. Sie mühten sich ab wie hundert andere geplagte Adamssöhne, während Goethe selbst diesem Lose auch nicht ganz entging. Es war eben eine wunderliche Aufgabe, gleichzeitig alle literarischen Früchte seiner früheren Liebesabenteuer mit den jungen Herren und Damen einzuüben, selbst einen verwickelten Roman weiterzuspielen und dann bei den jungen Leutchen, wenn sie sich wirklich verliebten, als Geheimrat und weiser Mentor die Rolle des störenden Onkels und Vormunds durchzuführen, dazu in allen Verwaltungszweigen eines kleinen Landes herumzustöbern und als „lustiger Rath" sich mit den prosaischen Staatsbeamten auseinanderzusetzen.

„Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich! so ergeht es mir."[3]

---

[1] K. Wolff a. a. O. II 144.
[2] O. Hoffmann, Herders Briefe an Joh. Georg Hamann, Berlin 1889, 134.
[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 38.

Das ist ein biographisch zutreffendes Stimmungsbild. Jedes Jahr nahm „der lustige Rath" ein- oder anderesmal Reißaus vom Hofe, um in frischer Berg- und Waldluft sich von der Weimarer Erholung zu erholen.

So reiste er z. B., nachdem er einen großen Teil des Herbstes auf der malerischen Wartburg zugebracht, am 29. November 1777 plötzlich inkognito in den Harz, besah sich die Bergwerke daselbst, bestieg am 10. Dezember, mitten unter Schnee und Eis, den Brocken und kam erst den 15. wieder nach Eisenach zurück[1]. Das poetische Ergebnis dieses Ausflugs verewigte er in der majestätischen Naturode „Harzreise im Winter":

— — — — — — — — — —

„Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löst.

In Dickichts-Schauer
Drängt sich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.
Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.
Aber abseits wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Öde verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste."[2]

— — — — — — — — — —

Von größerer Bedeutung ist seine zweite Schweizerreise im Jahre 1779. Der Sommer war schon weit vorgerückt, als er mit dem Herzog ganz geheim diese Reise verabredete. Was er damit beabsichtigte, ist schwer zu sagen. Für eine Vergnügungstour war es spät im Jahr. Sollte sie eine neue Etappe in des Herzogs Bildungsgang sein? Wollte er mit dem fürstlichen Freund

[1] Vgl. Düntzer, Goethe's Tagebücher 101—105. — Keil, Tagebuch 133 bis 141. — Goethes Werke, WA 3. Abt. I 54—58.

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 61—64. — Vgl. auch Goethe-Jahrbuch IX 15—17.

bloß dem kleinlichen Zwang des Hoflebens entrinnen? Wollte er seiner Triumphe in der Vaterstadt genießen? Oder galt es eine „Geniereise"?

Genug, schon am 9. August 1779 kündigte er seiner Mutter unter strengem Geheimnis an, daß er mit dem Herzog um Mitte September nach Frankfurt kommen würde. Der Brief ist lustig-fromm gehalten, ganz der Anschauungsweise der Frau Rat gemäß.

„Wenn sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt so ist dieses eigentlich das Tüpfgen aufs i, eures vergangnen Lebens, und ich käme das erstemal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch mögte dass, da an den Bergen Samariä der Wein so schön gediehen ist auch dazu gepfiffen würde, so wollt ich nichts als dass Sie und der Vater offne und feine Herzen hätten uns zu empfangen, und Gott zu dancken der Euch euern Sohn im dreisigsten Jahr auf solche Weise wiedersehen lässt. Da ich aller Versuchung widerstanden habe von hier wegzuwitschen und Euch zu überraschen, so wollt ich auch diese Reise recht nach Herzenslust geniessen. Das unmögliche erwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt dass der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte die nun reif sind geniessen solle, er hat ihm den Apetit verdorben und so seys. ich will gerne von der Seite nichts fordern als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie mögt ich recht fröhlich sehen, und ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. ich habe alles was ein Mensch verlangen kan, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschafft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus Vergangnem Leide manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat, wenn ich euch vergnügt finde, werd ich mit Lust zurück kehren an die Arbeit und die Mühe des Tags die mich erwartet." [1]

In einem andern, augenscheinlich sehr eilig abgefaßten Brief bestellte dann Goethe Quartier:

„Für den Herzog wird im kleinen Stübgen ein Bette gemacht, und die Orgel wenn sie noch da stünde hinausgeschafft. Das grose Zimmer bleibt für Zuspruch, und das Entrée zu seiner Wohnung. Er schläfft auf einem saubern Strohsacke, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist unter einer leichten Decke.

„(Das Papier schlägt durch drum fahr ich hier fort.) Das Caminstübgen wird für seine Bedienung zurecht gemacht ein Matraze Bette hinein gestellt. Für Herrn v. Wedel wird das hintere Graue Zimmer bereitet auch ein Matrazze Bette pp. Für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack pp wie dem Herzog. Essen macht ihr Mittags vier, Essen

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 49 f.

nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern eure bürgerlichen Kunststück aufs beste, was ihr frühmorgens von Obst schaffen könnt wird gut seyn."

„In des Herzogs Zimmern thu sie alle Lustres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag sie lassen. Sonst alles sauber wie gewohnlich und ieweniger anscheinende Umstände ie besser. Es muss ihr seyn als wenn wir 10 iahr so bey ihr wohnten. Für Bedienten oben im Gebrochnen Dach bey unsren Leuten sorgt sie für ein oder ein Paar Lager. Ihre Silbersachen stellt sie dem Herzog zum Gebrauch hin Lavor, Leuchter pp. keinen Caffe und dergleichen trinckt er nicht. Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles was sie von uns Mannsvolck gesehen hat." [1]

So bereitete der verwöhnte Liebling des Glückes [2] seinen Triumph im Vaterhause vor. Recht froh konnte er dem Empfang kaum entgegensehen. Seinem greisen Vater hatte er bis jetzt wenig Freude gemacht. Von Leipzig war er krank, von Straßburg und Wetzlar verworren und unzufrieden wiedergekehrt. Sein Eintritt in Weimar machte alle Pläne des Vaters zunichte. Während er mit dem jungen Herzog in Saus und Braus lebte, mußte der alte Herr noch Schulden für ihn zahlen und wurde abermals, wenn auch vorsichtig, um Geld angegangen. Tag und Nacht quälte sich Goethe, den Hof angenehm zu unterhalten: für seinen Vater hatte er kein freundliches Wort. Von Mutter und Schwester wurde viel geredet: die Hofdamen interessierten sich für beide. Aber der alte Vater war zu nichts gut auf der Welt. Er stand mit seinem Sohne auf gespanntem Fuß und hatte guten Grund dazu; ihm war durch Wolfgangs Scheiden die letzte Freude auf Erden geraubt. Nun spann er sich in ein trauriges Stilleben ein, wurde apathisch gegen alles, kränklich, halb stumpfsinnig, und drei Jahre lang schenkte ihm der Sohn-Minister kein freundliches Wort der Abbitte, des Dankes, der Liebe [3]. Das ist eine merk-

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 52 f.

[2] Er fühlte sich ordentlich als Aristokrat; als ein gewisser „Cameralischer Okulist" gleich ihm mit dem Herzog fraternisieren wollte, schrieb er an Lavater (Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 89 f): „Es ist nur seit man die Kazzen weis gemacht hat, die Löwen gehören in ihr Geschlecht, daß sich ieder ehrliche Hauskater zutraut er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tazze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumfielen, die doch ein vor allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Und doch war auch er noch ein „bürgerlicher Kater"! Der Brief ist von der Reise aus datiert 17. Oktober 1779. — Vgl. A. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit 43 54.

[3] Er ließ ihn höchstens durch Merck grüßen. — Wie wenig Goethes Vater diese liebloſe Behandlung verdiente, wie liebevoll besorgt er vielmehr den Werdegang des Sohnes verfolgte, zeigt Elisabeth Mentzel, Der Frankfurter Goethe, Frankfurt 1900, 18 f. — Das unfreundliche Verhältnis Goethes zum Vater findet einen merk-

würdige Lücke in der Goethe-Literatur. Frau v. Stein überschüttete der Dichter mit Liebesbilletts, seinem Bergwerksreferenten Kraft widmete er die rührendsten Briefe[1], seinen Bedienten Philipp Seidel behandelte er fast so brüderlich wie den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar[2]. Aber seinem Vater gönnte er kein Zeichen der Liebe. Im ganzen Freundeskreise des Dichters wurde der Greis nur als ein höchst überflüssiger „alter Philister" betrachtet. Als er drei Jahre später, den 25. Mai, starb, schrieb Goethes Freund und „Bruder", der Herzog, an Merck:

„Göthens Vater ist ja nun abgestrichen und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen. Die bösen Zungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bey diesem Unglück im Stande wären zu behaupten, daß dieser Abmarsch wohl der einzige gescheute Streich wäre, den der Alte je gemacht hat."[3]

Bei dem Besuche selbst blieb die Pietät, wenigstens äußerlich, gewahrt. Am 12. September waren die Reisenden in Weimar aufgebrochen, noch am selben Tage trafen sie in Kassel ein und besuchten dort die Gemäldegalerie und den Südseereisenden Forster. Frankfurt erreichten sie den 18. abends spät und wurden von den Freunden mit Feuerzeichen empfangen. Über den Vater, dem er Jahre lang nie geschrieben, meldete Goethe am 20. an Frau v. Stein: „Meinen Vater hab ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtniss nimmt ab, meine Mutter ist noch in ihrer alten Krafft und Liebe. Adieu beste! heut erwart ich ein Briefgen von Ihnen. Bald rücken wir weiter von Ihnen weg, doch nicht mit Herzen."[4]

---

würdigen Gegensatz in dem Benehmen des irischen Dichters Thomas Moore bei Gelegenheit eines Besuches, womit 1823 dieser gefeierte Sänger in Begleitung Lord Lansdownes die Eltern in ihrem bescheidenen Heim erfreute. Auch Moore fühlte sich gleich Goethe mehr zur schöngeistig veranlagten Mutter als zum schlichten, praktischen Vater hingezogen, doch veranlaßte ihn diese Vorliebe niemals, die Ehrfurcht gegen den letzteren beiseite zu setzen; während Rat Goethe sich gezwungen sah, wieder und wieder Schulden seines berühmten Sohnes zu begleichen, schickte der kleine Irländer jährlich 100 Pfund an seine Eltern, verschaffte dem Vater einen einträglichen Posten und ermöglichte ihm so ein sorgenfreies Alter. Vgl. A. Stockmann S. J., Thomas Moore, der irische Freiheitssänger, Freiburg 1910, 44 124 f.

[1] Vgl. E. Engel, Goethe 230.

[2] C. A. H. Burkhardt, Goethes Verhältniß zu Philipp Seidel, im Neuen Reich (Dove) 1871, Nr 8. — Goethes Briefe an Philipp Seidel. Italien 1786—1788, Wien 1893. — Goethe sah Philipp als einen seiner „Schutzgeister" an (ebd. S. 38). — „In ein paar Jahrhunderten", schrieb Seidel im Jahre 1778, „wird man hier noch von Goethe's Geist, verschlungen mit dem seines Philipp reden. Wir haben ein Verhältniß wie Mann und Frau zu einander" (Brief Seidels, im Besitze Burkhardts, bei Th. Lessing, Goethe's Haus- und Finanzwirthschaft, in Frankfurter Zeitung 1902, Nr 215, 1. Morgenblatt.)

[3] K. Wolff, Mercks Schriften und Briefwechsel II 191.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 62.

Der Herzog reiste unter dem Titel eines Oberforstmeisters v. Wedel, der Herr v. Wedel als Kammerherr desselben Namens, Goethe anonym; doch war das Inkognito ziemlich durchsichtig und hatte wahrscheinlich seinen Grund in Sparsamkeitsrücksichten. Von Basel aus dankte der Herzog der „lieben Mutter Aja" für die „Stärkung ihres alten Weins und besonders die gantz vortresl. einfließe Ihres unvergeßlichen Wildpretsbraten", ließ auch dem Herrn Rat danken und sich ihm empfehlen[1]. Goethe selbst hat das Familienwiedersehen nicht näher beschrieben. An Herzogin Anna Amalia meldete dagegen Merck über Goethes Vater: „Dieser alte Mensch ist ganz incorrigible, und die Filzerey ist so arg, daß wenn der Herzog 4 Wochen in seinem Hause logiert, Er der Frau nicht Einen Thaler Wochengeld mehr giebt. Dieser Mensch ist Goethes Vater und Frau Ajas Eheliebster. Neuerlich hat er sich sehr gefreut, daß Ers nicht war, der das Geld für des Herzogs Malerey auszulegen hatte, ich glaube, er hätte dafür nicht schlafen können. Warum nur Gott solche Menschen läßt, das mag ich nicht verantworten."[2] Auch dürfte Merck an Fräulein v. Göchhausen berichtet haben. Wenigstens antwortete diese am 22. Oktober: „Des Alten seine Gestalt, die sie mit ein paar Zügen so meisterhaft darstellten, hat mich hoch gefreut. Es mag ihn freilich mächtiglich ergötzt haben, daß der Geh. Rath, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehen ließ."[3]

In Frankfurt erregte es natürlich Aufsehen, als der junge, poetische Advokat, der vor vier Jahren verduften mußte, und von dem unterdessen kein neues Werk Sensation gemacht hatte, so plötzlich als Minister und Geheimrat einen Herzog in sein Vaterhaus brachte; Frau Rat war überglücklich[4], und das Haus „zu den drei Leyern" ward fürder ein Wallfahrtsort.

Nachdem in etwa der Pietät dieser Zoll entrichtet war, führte Goethe seinen Herzog weiter nach Speier. Da sahen sie den Dom und den Domschatz, „wo alte Messgewande sind, wo ieder Künstler sein Ganz Talent dem Priester auf den Rücken gehängt hat"[5]. Sonst gefiel es Goethe am Rhein viel besser als in Weimar.

„Selz Mittags. Ein ungemein schöner Tag eine glückliche Gegend", schreibt er an Frau v. Stein, „noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen und Eichenblat gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen schönheit. ein milder willkommener Athem durchs ganze Land. Trauben mit iedem Schritt

---

[1] Keil, Frau Rath 150 151.

[2] F. Bornhak, Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, Berlin 1892, 170.

[3] Keil a. a. O. 157.

[4] Vgl. ihren überschwenglichen Brief an Anna Amalia bei Heinemann, Goethes Mutter[8] 146—150.

[5] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 64.

und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unter's Dach, ieder Hof mit einer grosen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird wie die Trauben reif und süs in der seele. Wollte Gott wir wohnten hier zusammen, mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Gebürge in der Nähe, die abwechselnden Wälder Wiesen und Gartenmäsigen Felder, machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens das ich lange entbehre." [1]

Von Selz aus besuchte er am 25. seine frühere Geliebte Friederike Brion, die Pfarrerstochter in Sesenheim, in Straßburg seine frühere Geliebte Lili Schönemann, und schrieb dann am 28. an seine derzeitige Geliebte Charlotte v. Stein einen lebhaften Bericht über diese verspäteten Kapitel seiner abgetanen Romane.

„Die Zweite Tochter vom Hause", äußerte er sich über Friederike Brion, „hatte mich ehmals geliebt schöner als ichs verdiente, und mehr als andre an die ich viel Leidenschafft und Treue verwendet habe, ich musste sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit iener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschafft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht tratt, und wir mit den Nasen aneinander stiesen dass mir s ganz wohl wurde." „Sie führte mich in iede Laube, und da musst ich sizzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. ich erkundigte mich nach allem." „Die Alten waren treuherzig man fand ich sey iünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bey Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet dass ich nun auch mit Zufriedenheit an das Eckgen der Welt hindencken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kan." [2]

Wesentlich anders lautet jener Bericht Goethes über das Wiedersehen, der in die „Biographischen Einzelheiten" aufgenommen ist. „Ich besuchte auf dem Wege Friederike Brion, finde sie wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst, gefaßt und selbstständig. Der größte Teil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieser hatte sich nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir was nur möglich war zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch daß er sich die größte Mühe gab meine Briefe zu sehen und zu erhaschen mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr

[1] Ebd. 65. [2] Ebd. 66 f.

zurückzieht; so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmords, da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt schaffen kann. Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen." [1]

„Man hat nach einem Bedürfniß von Versöhnung gesprochen", bemerkt hierzu Theodor Zolling. „Allein dazu wäre 1775 mehr Zeit gewesen, da Goethe Ende Mai acht Tage in Straßburg verweilte und im Juli eben dorthin aus der Schweiz zurückkehrte, um Lenz zu besuchen, was er in ‚Dichtung und Wahrheit' verschweigt. Wenn er in den ‚Biographischen Einzelheiten' erzählt, der größte Theil der Unterhaltung in Sesenheim habe Lenz gegolten, der dort nach seinen Briefen gefahndet haben solle, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß Goethes Besuch den Zweck verfolgte, den Verbleib seiner Liebesbriefe zu erkunden. Am anderen Morgen reiste er beruhigt weiter, als er sich überzeugt hatte, daß die Briefe nicht mit Lenz nach Rußland gewandert, sondern noch im sicheren Besitze Friederikens waren." [2]

Bei Lili trug der Besuch einen andern Charakter. Sie hatte dem jungen Poeten und Advokaten absagen müssen. Nun kam er mit einem Herzog ins Land, Geheimrat und Minister; sie sollte einsehen, daß sie nicht wohl getan. Zugleich aber mußte er sie doch als Dichter in seiner Liedersammlung behalten, und so erhielt auch diese Schaustellung ihren romantischen Beigeschmack.

„Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bey ihr. Auch da wurde ich

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXVI 230 f.

[2] Die Wahrheit über Goethe's Friederike, in Gegenwart XLI 375. — J. Froitzheim (Friederike Brion und das Straßburger Goethe-Denkmal, in Gegenwart, 30. Jahrg., LIX 72) macht darauf aufmerksam, daß die heutige Wissenschaft den Hauptbeweis für Goethes Schuldlosigkeit darin erblicke, „daß Goethe acht Jahre nach seiner Straßburger Studienzeit wieder nach Sesenheim gekommen und — wie er erzählt — von der Familie Brion freundlich aufgenommen worden sei". Froitzheim teilt diese Ansicht nicht. Er beruft sich auf das Zeugnis des Sesenheimer Pfarrers Schweppenhäuser, dessen Vater der unmittelbare Amtsvorgänger und dessen Bruder der unmittelbare Nachfolger des alten Brion gewesen, und des Pfarrers Ihlen, daß sich Friederike beim Besuch Goethes 1779 in andern Umständen befunden habe. So konnte, meint Zolling, „Goethe es allerdings wagen, die Schwelle des Brion'schen Hauses nochmals zu betreten". — Die rätselhafte Andeutung Goethes in vorstehendem Bericht, daß Lenz bereits 1772 sein Feind gewesen sei, erklärt M. Winkler in seinem Artikel „Goethe und Lenz", in Modern Language Notes IX (Baltimore 1894) 65—78, wohl mit Recht dahin, daß Goethe 1813, als er die Notiz niederschrieb, unabsichtlich zwei verschiedene Perioden vermengte.

mit Verwundrung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem, und sah in alle Ecken." [1]

Er speiste bei ihr, mittags und abends, und ging dann in schönem Mondschein weg. Die Frucht seines Besuches drückt er in folgenden Worten aus:

„Die schöne Empfindung die mich begleitet kan ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschafft abgebetet habe eine recht ätherische Wollust." [2]

In Emmendingen besuchte er den 27. und 28. seinen Schwager Schlosser und das Grab seiner Schwester Cornelia. Schlosser hatte unterdessen wieder geheiratet, und zwar „Tante Fahlmer", die Vertraute Goethes während seiner Lili-Periode.

Über die weitere Reise machte Goethe mit Bleistift Tagebuchnotizen, aus denen er dann seinem Kammerdiener Philipp Seidel Berichte für Frau v. Stein diktierte. Reichte die Zeit nicht, so ließ er einfach die Notizen ausschreiben und setzte noch ein Postskriptum hinzu. Frau v. Stein hatte so die Ehre, über die Reise der „Herrschaften" auf dem laufenden zu sein und die Herzoginnen und den Hof mit Nachrichten zu bedienen; als verliebte Archivarin hob sie gleichzeitig die Berichte sorgfältig auf und ermöglichte es Goethe, seine „Schweizerreise" daraus zu redigieren, wobei indes nicht viel mehr geändert wurde [3].

Am 2. Oktober schrieb der Herzog von Basel aus an „Frau Rath". Am 3. waren sie im Jurassischen Münster, am 5. in Biel, von wo aus sie die Rousseau-Insel besuchten. Sie fanden daselbst noch die Wirtsleute, die Rousseau selbst bedient hatten. Über Murten und Bern ritten sie dann ins Berner Oberland. Viel Interesse für die Geschichte und die Zustände der Schweiz verrät Goethes Bericht nicht. Immerhin wurde in Murten eine Beschreibung der berühmten Schlacht vorgelesen, und in Bern freute den Bürger-Minister die bürgerliche Egalität und Reinlichkeit der Gebäude. Die Stadt imponierte ihm; sie war viel stattlicher als Weimar, und dabei berührte es ihn angenehm, „daß nichts leere Decoration oder Durchschnitt des Despotismus ist" [4].

Bei weitem wog indes das Interesse für die Natur vor. Das war von Anfang seine Idee gewesen: „Die Schweiz liegt vor uns und wir hoffen mit Beistand des Himmels in den großen Gestalten der Welt uns umher-

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 67. [2] Ebd. 68.

[3] Ebd. 74 ff.

[4] Ebd. III 239 f. Anspielung auf Berlin. Über das Treiben der Reisenden geben einige spätere Äußerungen des Herzogs und Goethes sehr trübe Andeutungen (Düntzer, Goethe und Karl August I [1861] 100).

zutreiben und unsere Geister im Erhabenen der Natur zu baden.“[1] Der Dichter führte auch seinen Homer mit sich und las der Reisegesellschaft auf dem Weg zur Beatushöhle den Gesang über die Sirenen vor.

Die Fahrt ging über Thun und den Thuner See nach Unterseen, dann teils zu Wagen teils zu Fuß nach Lauterbrunnen. Am Staubbach philosophierte Goethe über das Erhabene; denn eine Beschreibung ließ sich nicht gestalten. „Gegen das Uebergroße ist und bleibt man zu klein.“ Doch gedieh unter dem gewaltigen Eindruck der „Gesang der Geister über den Wassern“:

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verschleiernd,
Leis rauschend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweise
Zum Abgrund.
Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Die Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind![2]

Am 11. Oktober zog man weiter über Grindelwald nach dem unteren und oberen Gletscher, der am 12. erreicht ward, dann die Scheidegg hinauf, ins Haslital, über Hof nach Guttannen. Am 13. waren sie schon wieder auf dem Rückweg über Meiringen nach Brienz. Dann ging es über den See nach Interlaken, Unterseen und Thun. Am 15. war Goethe wieder in Bern.

Eine Woche ist nicht viel, um das Berner Oberland zu genießen. Doch war es wenigstens etwas. Die Phantasie des Dichters lebte neu auf in der Herrlichkeit des Hochgebirges, zwischen Felsen, Klüften, Alpen, Seen, riesigen Felshörnern und Gletschereis. Faust erwachte, wie in der ersten Szene des zweiten Teils. Doch kein Ariel leistete ihm Gesellschaft[3]. Der junge Herzog hatte zwar „eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und Neugier“,

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 63.
[2] Ebd. 1. Abt. II 56 f.
[3] Ebd. XV 3 f. Vgl. H. Düntzer, Goethe's Faust², Leipzig 1857, 405 f.

regte durch Fragen manchmal seinen Begleiter an, wenn er zerstreut oder gleichgültig war; doch scheint er ihn auch manchmal verdrießlich gemacht zu haben.

„Wär ich allein gewesen ich wäre höher und tiefer gegangen aber mit dem Herzog muss ich thun was mäsig ist. Doch könnt ich uns mehr erlauben wenn er die böse Art nicht hätte den Speck zu spicken, und wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh und Gefahr ist, noch ein Stiegelgen ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr suchte. Ich bin auch einigemal unmuthig in mir drüber geworden, dass ich heut Nacht geträumt habe ich hätte mich drüber mit ihm überworfen, wäre von ihm gegangen, und hätte die Leute die er mir nachschickte mit allerley Listen hintergangen." [1]

Wie bisher, siegte jedoch die kluge Berechnung des Hofmanns über die verdrießlichen Anwandlungen und Träume des Dichters. Auf ungefährlichen Wegen führte er seinen Herzog über Payerne und Moudon nach Lausanne, dann nach Vevey und nach Lausanne zurück. Hier waren keine Abgründe und Gletscherspalten mehr zu fürchten; hier wohnte, umgeben von allem französischen Komfort, die schöne Frau v. Branconi, die ehemalige Mätresse des Erbprinzen von Braunschweig. Goethe speiste bei ihr am 23. Oktober und meldete an Frau v. Stein:

„Am Ende ist von ihr zu sagen was Ulyss von den Felsen der Scylla erzählt. ‚Unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbey, auch die schnelle Taube nicht die dem Jovi Ambrosia bringt, er muss sich für iedesmal andrer bedienen.' Pour la colombe du jour elle a échappé belle doch mag er sich für das nächstemal andrer bedienen." [2]

Vom Genfer See war eigentlich die ganze Naturwut, Sentimentalität und Wertherei ausgegangen, welche noch immer stark die Literatur beherrschte. Goethe war selbst noch nicht ganz frei davon.

„Wir fuhren nach Vevay", schreibt er, „ich konnte mich der Trähnen nicht enthalten, wenn ich nach Mellerave hinübersahe und den dent de Chamant und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte." [3]

Von Rolle aus wurde auf den Rat Mercks, der in der Gegend Verwandte hatte, das Jouxtal besucht und am 26. der höchste Gipfel des Jura, la Dôle, erstiegen [4]. Die herrliche Aussicht auf die Savoyer und Walliser Berge erweckte den Wunsch, auch in diese höchsten Regionen der Alpenkette einzudringen. In Genf, wo sie vom 27. Oktober bis 2. November ver-

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 78 f.

[2] Ebd. 93. — Vgl. W. Rimpau, Frau von Branconi, in Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde, 33. Jahrg., 1. Hft (Wernigerode 1900) 52. — W. Bode, Frau von Branconi. Stunden mit Goethe V, Berlin 1909, 14—59.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 93. [4] Ebd. 1. Abt. XIX 234 ff.

weilten, gefiel es Goethe schlecht[1]; er nennt die Stadt ein Loch. Der Herzog machte viele Besuche und ließ sich von Juel malen. Auch nach Fernay wurde die damals beliebte Wallfahrt gemacht. Die schöne Zeit zum Reisen war längst vorüber, der Herzog indes, militärisch abgehärtet wie er war, schreckte nicht vor einer Fortsetzung der Alpentour zurück. Als sie in Genf davon abgemahnt wurden, besuchten sie den berühmten Naturforscher Saussure und erholten sich seinen Rat. Dieser meinte, sie könnten die Geniereise wagen, Chamouny besuchen und über Valloreine und Trient nach Martinach wandern. „Es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehlschlage, so könnten wir mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen."

Vom glücklichsten Wetter begünstigt, brachen sie am 3. November von Genf auf, gelangten am 4. nach Chamouny, am 6. über den Col de Balme nach Martinach. Am 8. waren sie in Sitten, am 9. in Leukerbad, am 10. in Brieg, am 12. überstiegen sie von Münster aus den Furkapaß, am 13. waren sie auf dem Gipfel des Gotthard bei den Kapuzinern.

Englische und andere Touristen haben seit dieser Zeit an allen Punkten der Alpenkette soviel Merkwürdiges geleistet, daß Goethes Abenteuer heute wohl niemand in Staunen setzen kann. Col de Balme bot keine besondern Gefahren dar. Auf der Furka hätten sie allenfalls vom schlechten Wetter überrascht und von einer Lawine verschüttet werden können. Die Anbeter Goethes werden nicht ohne Schrecken an diese Möglichkeit denken. Ob ihn die Weimaraner dann auch in der Fürstengruft begraben hätten? Genug, er hatte Glück und Genie[2].

Auf dem Gotthard, von wo er vier Jahre zuvor plötzlich umgekehrt, erwachte die alte Sehnsucht nach Italien. Diesmal stand indes der Herzog im Weg. Goethe glaubte, daß der Fürst für eine italienische Reise noch nicht genug vorbereitet wäre und daß eine längere Abwesenheit von Hause überhaupt nicht taugte.

Während sich die beiden Wanderer im Gotthardhospiz, unter liebevoller Pflege der dortigen Kapuziner, von den Strapazen ihres Alpenübergangs

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 117.

[2] „Diese Schweizerreise", urteilte Wieland am 17. Januar 1780, „nach dem Wenigen aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle selbst davon vernommen habe, zu urtheilen, gehört unter Göthens meisterhafteste Dramata. Man muß aber auch gestehen, daß er das wahre enfant gaté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufalls-Götter ist, denn am Ende hätt' er doch mit all seiner dramatischen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können, und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsabel machen könnte, und für den ihn doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren" (K. Wolff, Mercks Schriften und Briefwechsel II 153).

erholten, kam einer der schlichten Ordensleute, nach mancherlei Geschichten von Unglücksfällen und Abenteuern, auch auf die Religion zu sprechen und suchte ihnen, „ohne bigotte Bekehrungssucht", wie Goethe anerkennt, in herzlicher Schweizergemütlichkeit die großen Vorzüge der katholischen Religion auseinanderzusetzen.

„Eine Regel des Glaubens müssen wir haben", sagte er, „und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sei, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unsers Glaubens, allein dieß ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn so heilig sie ist und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie Gutes aus den schändlichen Geschichten, die darin vorkommen, und die doch zur Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von dem heil. Geiste aufgezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus den hier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten selbst so schwer wird, und die Gläubigen über so viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen? Was sollen wir also lehren? Eine auf die Schrift gegründete mit der besten Schriftauslegung bewiesene Regel!" [1]

Nachdem der Kapuziner dann den beiden Protestanten die kirchliche Autorität, welche diese Regel festsetzt, dadurch ehrwürdiger zu machen gesucht hatte, daß er daran erinnerte, wie die großen Konzilien, rein menschlich betrachtet, die Blüte der Heiligkeit, Gelehrsamkeit und Erfahrung aller Zeiten verkörperten und so dem Glauben eine großartige menschliche Bürgschaft verliehen, fuhr er fort:

„Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Übersetzung der Vulgata, und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget ist. Daher kommt die Übereinstimmung, die einen jeden erstaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an diesem entfernten Winkel der Welt, oder in der größten Hauptstadt in einem entferntesten Lande, den ungeschicktesten oder den fähigsten; alle werden Eine Sprache führen, ein katholischer Christ wird immer dasselbige hören, überall auf dieselbe Weise unterrichtet und erbauet werden: und das ist's was die Gewißheit unsers Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versicherung gibt, in der wir einer mit dem andern fest verbunden leben und in der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander scheiden können."

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIX 296 ff.

Sicherlich hat Goethe einige Ausführungen des Kapuziners nicht ganz genau erfaßt und wiedergegeben. Dennoch hätte dessen Auseinandersetzung einen wirklich ernsten und tiefen Kopf zu einer Prüfung seiner eigenen religiösen Anschauungen veranlassen müssen. Doch Goethe war im Fortschritt schon zu weit gediehen, wie seine spöttische Schlußbemerkung deutlich zeigt: Der Kapuzinerpater „hatte diese Rede, wie im Discurs, eins auf das andre, folgen lassen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er sich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungssucht. Er wechselte theils mit den Händen dabei ab, schob sie einmal in die Kuttenärmel zusammen, ließ sie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anstand seine Dose aus der Kapuze und warf sie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu, und er schien mit unserer Art, seine Sachen aufzunehmen, sehr vergnügt zu sein. Wie sehr würde er sich gewundert haben, wenn ihm ein Geist im Augenblicke offenbaret hätte, daß er seine Peroration an einen Nachkommen Friedrichs des Weisen richte."

In Zürich, wo die Reisenden am 18. November eintrafen, erfolgte eine weitere Annäherung an Lavater, den Züricher Propheten, bei dem Goethe abstieg[1].

„Der Herzog von Weimar langte mit Goethe an", berichtet Anna v. Muralt. „Jener logirte mit den Bedienten beim Schwert, Goethe bei ihm (nämlich bei Lavater). Am 21. aß er bei der Reblaube zunacht. Kein Freund noch Verwandter aß mit ihnen, als Herr Dr. Lavater von ohngefahr."[2]

Der Dichter hatte schon von Genf aus mit Lavater festgesetzt, keine Religionsgespräche zu führen.

„Für ein Paar Leute die Gott auf so unterschiedne Art dienen sind wir vielleicht die einzigen, und dencke wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen als ein ganz Concilium mit seinen Pfaffen Huren und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl thun dass wir einander unsre particular Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich dich im Voraus um Geduld.

„Denn z. E. da hat mir Tobler deine Offenbarung Johannis gegeben, an der ist mir nun nichts nah als deine Handschrifft, darüber hab ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht ich kan das göttliche nirgends und das poetische nur hie und da finden, das Ganze ist mir fatal, mir ists als röch ich überall einen Menschen durch der gar keinen Geruch von dem gehabt hat der da ist A und O. Siehst du lieber Bruder wenn nun deine Vorerinnerung grade das Gegentheil besagt und unterm 24. September 1779!!

---

[1] Vgl. Johann Caspar Lavater 1741—1801. Denkschrift zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages, Zürich 1902, 16. [2] Ebd. 16.

da werden wir wohlthun wenn wir irgend ein sittsam Wort zusammen sprechen, ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichniss vom ungerechten Haushalter, vom Verlohrnen Sohn, vom Saemann, von der Perle, vom Groschen ppp göttlicher (wenn ia was göttlichs da seyn soll) als die sieben Bischoffe Leuchter, Hörner Siegel Sterne und Wehe. Ich dencke auch aus der Wahrheit zu seyn, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher." [1]

Das freundliche Familienleben, das dieser gefühlvolle Prophet unter dem Joche der christlichen Ehe nach altfränkischen Begriffen führte, die stille Häuslichkeit, Zufriedenheit, Liebe und Güte, die da waltete, mutete indes den ewig unbefriedigten Liebesvaganten überaus anziehend an; er bekam Lust, es Lavater nachzutun.

„Wir sind", schrieb er von Zürich aus an Frau v. Stein, „in und mit Lavatern glücklich, es ist uns allen eine Cur, um einen Menschen zu seyn, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem was er würckt Genuss im Würcken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmercksamkeit, trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern mögte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freylich nicht müsig wie iezt. Etwas zu arbeiten haben, und Abends wieder zusammen lauffen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht meynt man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im moralischen wie mit einer Brunnen Cur alle Übel im Menschen tiefe und flache kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durch einander. Erst hier geht mir recht klar auf in was für einem sittlichen Todt wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt das in sich nie dürr, und nie kalt ist." „Könnt ich euch mahlen, wie leer die Welt ist, man würde sich an einander klammern und nicht von einander lassen. Indess bin ich auch schon wieder bereit dass uns der Sirocko von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undanck, Lässigkeit und Prätension entgegen dampfe." [2]

Lavater erschien ihm jetzt so herrlich und neu wie der Rheinfall, „die Blüte der Menschheit, das Beste vom besten". Da aber an ein Bleiben nicht zu denken war, so wäre Goethe am liebsten gleich nach Weimar zurückgekehrt; allein der Herzog wollte noch die Höfe in Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Homburg, Hanau, Ziegenberg besuchen. Wohl oder übel, Goethe mußte mit und büßte vor Verdruß und Langeweile fast alle Erholung wieder ein, die er in der Schweiz geschöpft hatte. Bei einer Preisverteilung der Militärakademie in Stuttgart, der sie am 14. Dezember 1779 beiwohnten, waren sie Zeuge, wie einer der Schüler, namens Friedrich Schiller, drei Prämien erhielt.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 111 f. [2] Ebd. 149 f.

Nachdem sie in „Ajaburg", bei Goethes Eltern, nochmals einen fast vierzehntägigen Aufenthalt genommen[1], trafen sie dann gegen die Mitte des Januar wieder in Weimar ein[2].

* * *

Die Schweizerreise hat in Goethes Leben nicht die Bedeutung, welche der Übersiedelung nach Weimar zukommt. Dennoch bildet sie einen gewissen Wendepunkt in des Dichters Lebensauffassung und künstlerischem Schaffen: sie schließt die ersten fünf Weimarer Jahre, die geräuschvolle Lehrzeit des Hof- und Weltmannes ab und leitet über auf die Periode wachsender innerer Konzentration und dichterischer Gestaltungskraft.

Als Erzieher eines jungen Fürsten sollte Goethe im thüringischen Kleinstaate wirken. Sein eigenes Verhalten erscheint aber schon bald derartig launen- und sprunghaft, jugendlich unbesonnen und herausfordernd, zeitweilig auch toll und närrisch, daß keineswegs engherzige Männer darüber den Kopf schütteln, daß Klopstock sich genötigt sieht, ihm seine Freundschaft zu kündigen, daß die eifrigsten Freunde wieder und wieder nach Entschuldigungen und Ausflüchten suchen, um seinen Ruf vor den Augen der Mit- und Nachwelt wenigstens einigermaßen zu retten.

Begeisterte Verehrer Goethes haben nachträglich versucht, auch den schroffsten Verstößen gegen Anstand und Sitte, den törichtesten, vom Olympier später selbst verurteilten Studentenstreichen, den mutwilligsten Possen einen weisen Sinn, eine planmäßige Berechnung, eine über das gewöhnliche Maß des Menschlichen weit hinausgehende Klugheit als Beweggründe unterzuschieben. Sie möchten uns glauben machen, daß ihr Held persönlich nur mit Widerwillen gewisse Roheiten und Unarten seiner Umgebung geduldet, um durch diese Nachgiebigkeit ganz allmählich den Herzog und die Hofkavaliere für

---

[1] Nach Heinemann (Goethes Mutter[8] 151 f) blieben sie bis zum 11. Januar. — Vgl. F. Bornhak, Anna Amalia 174, und die Festschrift des Freien Deutschen Hochstifts zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, Frankfurt 1899, 10 f.

[2] In Frankfurt zehrte man noch lange „schwärmerisch an den Erinnerungen, die sich mit den Besuchen der Herzogin Amalia verbanden, und es muthet wunderbar an, wenn Joh. Caspar Bölling, der Freund des Götheschen Hauses, bei Uebersendung eines großen Schweizerkäses sich der Herzogin ‚voll Andacht und Ehrfurcht zu Füßen wirft' und in den hochtrabendsten Worten von der Bewunderung spricht, in der er mit Frau Aja ‚von der Fürstin redet, die einst sichtbahr unter uns wandelte. Dann sollten E. H. D. einmahl unsere Herrlichkeit sehen — und wie zuletzt doch Frau Aja uns alle Stum jubelt und um uns her so hehr und schaudrig die ganze Atmosphäre wird — als ob eine Gottheit unsichtbar hineingetretten wäre'" (F. Bornhak, Anna Amalia 180).

die feineren Lebensgewohnheiten, zu denen er sie heranziehen wollte, empfänglich zu machen. Doch die Sprache der Tatsachen ist eine andere. Die Briefe, Schwänke, Farcen und sonstigen literarischen Dokumente aus jener Zeit beweisen klar, daß sich Goethe, gelegentliche Ruhepausen abgerechnet, lange Jahre hindurch in diesem frohreichen Genieleben selbst gefiel und kaum jemals ernstlich an seine Hauptaufgabe dachte: die Heranbildung des Herzogs zu einem besonnenen, seinem Lande nützlichen Fürsten. Wenn Carl August trotzdem im späteren Leben eine nicht gewöhnliche Tüchtigkeit und Tatkraft als Herrscher an den Tag legte, so dankte er dies jedenfalls weit mehr seinen angeborenen Fähigkeiten und Talenten als der pädagogischen Geschicklichkeit des schöngeistigen Mentors, die ihn denn auch in seinen jungen Jahren ebensowenig vor unwürdigen Sentimentalitäten und sittlichen Verirrungen zu bewahren vermochte wie den Erzieher selbst, den langjährigen Zögling in der Schule der Frauen.

Noch ungünstiger gestaltet sich das Ergebnis des ersten Weimarer Lustrums für Goethe als Dichter. Es waren der endlosen Zerstreuungen, der kleinlichwichtigen Hofereignisse, der amtlichen und privaten Verbindlichkeiten viel zu viele, als daß dem lebenslustigen, allen Eindrücken heiterer Genußmöglichkeiten zugänglichen, verwöhnten und umworbenen Dichter noch Muße geblieben wäre, sich auf seine eigensten Talente in ruhiger Sammlung der Seelenkräfte zu besinnen. Drei volle Jahre zeitigten lediglich einige kleinere Gelegenheitspoesien, deren Schönheit und Gedankenreichtum keinen vollgültigen Ersatz für den gänzlichen Mangel an größeren Kunstwerken in diesem Zeitraume bietet. Die Theateraufführungen, die Maskenzüge, die Ballfeste, die Dichterabende und literarischen Unterhaltungen, in denen Goethes Humor, Witz und mutwillige Laune ihre Triumphe feierte, haben bei allem äußeren Glanze nichts hervorgebracht, was einem Dichter ersten Ranges Ehre machte.

Erst zum Schluß dieses Lebensabschnittes ersteht unter Hemmungen und Widerständen aller Art, unter prosaischen Rekrutenaushebungen und anstrengenden Dauerritten, Bergwerksvisitationen und Gartenarbeiten, Geplauder von Hofdamen und Abfassung von Liebesbriefchen, zwar noch nicht in der klassischen Form, die wir heute an dem Drama bewundern, aber doch schon edel, hoheitsvoll, das kleine Treiben des Hoflebens weit überragend, die Gestalt der Iphigenie und verkündet, wenn auch nur wie aus weiter Ferne das Heraufziehen einer neuen, einer besseren Periode. Das Stück ist nicht ohne Mängel: jenes unerlaubte Verhältnis Goethes zu einer verheirateten Frau wirft auf das Kunstwerk düstere Schatten, die männlich starken, religiösen Motive des griechischen Vorbildes erscheinen abgeschwächt, das Ganze erhält eine allzu weiche, allzu iridische, den Triumph der reinen Menschlichkeit verkündende Deutung, aber ein großes Kunstwerk bleibt es doch.

Die Schweizerreise hat nun nach zwei Seiten hin wohltätig auf Goethe gewirkt: sie rief ihn aus der empfindsamen Stimmung zurück zu den praktischen

Forderungen des Lebens, und sie räumte endgültig auf mit dem wilden Rausch der Frankfurter und Weimarer Genieperioden. Der nervenstärkenden rauhen Luft der Alpen hielt die schwächliche Wertherei nicht länger stand, und inmitten der wirklichen Gefahren des Hochgebirges mochte das kraftgenialische Gebaren in den Boudoirs der Damen und den angenehmen Waldungen Thüringens wie eine bizarre Travestie, eine lächerliche Komödie erscheinen. Diese günstigen Folgen machten sich zwar noch lange Zeit nach der Rückkehr nur zum Teil bemerklich. Zwei mächtige Hindernisse standen immer noch wie unüberwindliche Schranken dem seelischen Aufstieg entgegen: die Beziehungen zu Frau v. Stein und die amtlichen Verpflichtungen des Dichters. Goethe besaß nicht die moralische Kraft, die ersteren aus eigener Initiative zu lösen und glaubte sich auch gebunden, der öffentlichen Stellung im Entscheidungsfalle selbst seine literarischen und künstlerischen Neigungen zu opfern.

Und doch ist Goethe innerlich bereits ein anderer geworden: „nun aber geht es weise, geht bedächtig" —, ein Mann, der anfängt, an den unwürdigen Ketten der Laune und des Zufalls zu rütteln, der sich mehr und mehr seine festen, klaren Ziele setzt, der dem bisher verpönten Wörtchen Pflicht in seinem eigenen Wörterbuch, wenn auch spät, das Bürgerrecht einräumt.

Eine übernatürliche Auffassung des Lebens war damit keineswegs gegeben. Goethe hat praktisch niemals zu einer solchen sich erschwungen, mag ihr Abglanz gelegentlich auch noch so bezaubernd in seine Schöpfungen hineinleuchten. Er blieb zeitlebens „der ganz sinnliche Mensch", der Verehrer und verhätschelte Liebling der Natur, das Weltkind: „nach drüben ist die Aussicht uns verrannt." — Aber ein großer Fortschritt in der natürlichen Veredelung und harmonischen Ausbildung Goethes war mit jener ernsteren Selbstbestimmung schon bedingt. Sein Wort von der „Pyramide des Daseins" hat trotz der Ungereimtheiten, zu denen ihn immer und immer wieder „die Göttin Phantasie" verleitete, eine größere Bedeutung, als man nach dem bisherigen Leben des Dichters anzunehmen geneigt ist: im Lichte des nun folgenden Jahrzehnts erscheint es als das Programm eines Mannes, der zu einem Ideal natürlicher Vollkommenheit, Schönheit und Vollendung, zur Meisterschaft in Leben und Kunst, wie er sie sich denkt, wenn auch nicht ohne Schwankungen und Widersprüche, doch entschlossen, selbstbewußt und mit zäher Ausdauer hinanstrebt.

Drittes Buch.

Der werdende Meister.

(1780—1790.)

„Ich bin nur durch die Welt gerannt.
Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig;
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen richtet,
Sich über Wolken Seinesgleichen dichtet."

Goethe, Faust II.

Erstes Kapitel.

Die Pyramide des Daseins und die Göttin Phantasie.

(1780.)

Für Weimar bedeutete die Rückkehr der beiden Reisenden ein Ereignis. Als sie abgereist waren, hatte sich auch die alte Herzogin nach Ilmenau begeben, und Onkel Wieland fand nichts mehr zu tun, als „sich in seine Tugend einzuhüllen, zu Hause zu bleiben, seine Kinder umzutragen und Stanzen zu machen“ [1]. Mit Goethe kehrte wieder Leben ins Land. Für wochenlang war Neues zu erzählen, von Lili und Friederike, Rousseau und Lavater, Seen und Gletschern, Kapuzinern und Hofdamen, Gemälden und Steinen, Physiognomik und Wolkenbildungen, furchtbaren Gefahren an schwindelnden Bergeshöhen, Diners und Toiletten an deutschen Höfen, von Menschen, Tieren, Pflanzen und Operetten. Dazu zeigte sich jedermann entzückt über den glücklichen Ausgang der Reise, über des Herzogs herrliches Wohlbefinden, ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle seine Leute cuiuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae [2].

Der Glanz von alledem fiel wieder auf Goethe zurück, und zwar, wie Wieland sagt, „um so mehr, da auch er multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Ton zu musiciren angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden, und jeder so gut als sein Instrument und seine Lungenflügel verstatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden“ [3]. Der Herzog fühlte sich bei der Rückkehr von einer „gewissen honneteté angerochen“; seine Gemahlin fand er zwar etwas niedergeschlagen, aber der übrige Hof machte ihm einen guten Eindruck, selbst „die langnäsichte Oberhofmeisterin“, Gräfin Gianini, „war ihm 17 Minuten nicht tödtlich zuwider“ [4].

---

[1] Wagner, Briefe an Merck 183. [2] Ebd. 208. [3] Ebd.

[4] „Die Frau Herzogin schien viel Vertrauen zu ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Gianini, zu haben, welche trotz ihrer, man kann wohl sagen, widerwärtigen Gesichtsbildung allgemein beliebt war. Eine ungeheuer große Nase, hervorstehende, rollende, mit roten Ringen umgebene Augen, bartähnliche schwarze Haare über dem Munde und ein immerwährendes Tabakschnupfen geben der Gräfin trotz der dick aufgetragenen Schminke ein rauhes männliches Aussehen. Man sagte, sie sei heimlich mit einem Braunschweiger General verheiratet“ (Marie Scheller, Vom Schreibtisch und aus dem Atelier, in Velhagen und Klasings Monatsheften 25. Jahrg., 7. Heft, S. 401).

Herzogin Amalia erfreute sich an einem „Gänselebergedicht" von Merck, dem Fräulein v. Göchhausen wurde der große Orden angehängt, Professor Oeser hatte den neuen Redoutensaal fertig ausgemalt, und der gute Wein der Frau Rat in Frankfurt rettete den Herzog sogar von dem Schnupfen, der gegen Ende Januar den ganzen Hof befiel.

Das alles hat Carl August selbst in einem burschikos-lustigen Brief an Merck[1] beschrieben, worin er sich zum Schluß allerlei Kunstsachen, Silhouetten, einen Everdingen, einen Rembrandt, ein Referat über die neumodische Zerschlagung der Güter, die Beschreibung einer Krappfabrik und eine Anzahl „Wiedertäufer" bestellt, die, unter Garantie freier Religionsübung, ein Gut in Eisenach pachtweise übernehmen sollten. Einen Monat später ließ er sich trotz Schnupfen, Husten, Kopfweh und Fieber die Haare kurz scheren und setzte durch seinen „Schwedenkopf" — eine unerwartete Revolution auf dem Gebiete der Toilette — den ganzen Hof in Verwunderung[2]. Und so regierte er fröhlich weiter, nicht ganz Student, nicht ganz Soldat, auch nicht ganz Fürst, daneben Gemäldeliebhaber, Kupferstichsammler, Landwirt, Nationalökonom, Jäger, Parkdirektor, Bauherr, Schauspieler am Liebhabertheater und Liebhaber der schönen Gräfin Werthern und was sonst noch Laune und Zufall ihm eingab. Von Kupfern, die er sich bei Merck bestellt, schreibt er diesem: „Göthe sagt, die impudica wären vortrefflich. Auch will er sie schon nachmachen, id est, nachzeichnen."[3]

Für Goethe war die Rückkehr nach Weimar weniger erquicklich. Schon von Darmstadt aus klagte er an Frau v. Stein: „Es ist unglaublich, was der Umgang mit Menschen die nicht unser sind den armen Reisenden abzehrt, ich spühre ietzt manchmal kaum dass ich in der Schweiz war."[4] Von Homburg aus jammerte er: „So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langeweilen, essen schlecht und trincken noch schlechter. Hier iammern einen die Leute, sie fühlen wie es bey ihnen aussieht und ein fremder macht ihnen bang. Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich."[5] Er dachte sogar daran, das Hofleben überhaupt in einem komischen Drama zu persiflieren. Die Personenliste schickte er an Frau v. Stein[6].

„Gewiss ist", schrieb er an Lavater, „dass an so einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbaarer moralischer Existenzen sich an einander reiben, eine Art von Gährung entstehen müsse, die einen lieblich säuerlichen Geruch hat, nur gehts uns manchmal wie einem der den Sauerteig selbst essen

---

[1] Wagner, Briefe an Merck 210—215.
[2] Ebd. 216. [3] Ebd. 271.
[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 159. [5] Ebd. 159 f.
[6] Ebd. 160 f.

sollte. Es ist eine böse Kost. Aber wenn es in kleiner Portion zu anderm Meele gebracht wird, gar schmackhafft und heilsam." [1]

„Das Tagewerck das mir aufgetragen ist", so äußert er sich um den 20. September 1780 an denselben, „das mir täglich leichter und schweerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darinn wünscht ich's den grössten Menschen gleich zu thun, und in nichts grösserm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Lufft zu spizzen, überwiegt alles andre und lässt kaum Augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksaal in der Mitte, und der Babilonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen es war kühn entworfen und wenn ich lebe, sollen wills Gott die Kräffte bis hinauf reichen.

„Auch thut der Talismann iener schönen Liebe womit die Stein mein Leben würzt sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten wie die Bande der Natur sind." [2]

Mit solchen Aspirationen setzte sich Goethe den 17. Januar 1780 wieder auf das Bureau der Kriegskommission und fand die „Sachen sehr prosaisch" [3]. Die Basis der Pyramide war schmal — eine babylonische Verwirrung war möglich, aber nicht ein babylonischer Turm. Wenn heute etwa ein Premierminister von Großbritannien mit seinen 400 Millionen Untertanen in allen fünf Weltteilen, oder wenn Kaiser Wilhelm mit seiner Reichsarmee von zwei Millionen Mann von einer Pyramide seines Daseins spräche, so möchte man das allenfalls begreifen. Aber was hatte denn der Geheime Legationsrat Wolfgang Goethe, drittes Mitglied im Konseil des Herzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, viel zu regieren?

Seine Macht erstreckte sich über eine Bevölkerung von 93000 Menschen, weit weniger als heute der Bürgermeister einer der mittleren Städte Deutschlands, wie etwa Danzig oder Straßburg, zu beraten hat. Was würde man sagen, wenn nicht der Bürgermeister, sondern der dritte im Rat einer dieser Städte von einer Pyramide seines Daseins spräche? Die Armee aber, über welche die Kriegskommission zu verfügen hatte, betrug 650 [4], von 1783

---

[1] Ebd. 257 f. [2] Ebd. 299.

[3] Düntzer, Goethe's Tagebücher 179. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 105.

[4] „Freilich", sagt Düntzer (Goethe's Leben[2] 288), „stellte Weimar nur 600 Soldaten, woneben 50 Husaren den Dienst beim Herzog versahen." Letztere dienten auch als Stafetten für Goethes Liebesbriefe.

an, die Besatzung von Jena miteingerechnet, 310 Mann[1]. Das ist etwas wenig, um Pyramiden zu bauen.

Die äußere Politik des Herzogtums hatte bis zum Jahre 1784 rein gar nichts zu bedeuten, die innere beschränkte sich darauf, das Land so zu verwalten, daß der Hof gemütlich weiter Theater spielen und der Herzog sich ein neues Schloß bauen konnte. Silber zeigte sich in Ilmenau noch immer nicht — aber Wasser[2].

Die eigentliche Basis der Goethe-Pyramide hat noch keiner der Goethe-Forscher bis ins einzelne zu beschreiben gewagt. Es würde eines gewissen Humors nicht entbehren, den begabtesten Dichtergenius des Jahrhunderts mit den kleinlichen Bureaugeschäften geplagt zu sehen, die ein Verwaltungsbeamter von Durchschnittsbegabung besser hätte besorgen können. Wenn sein Geheimexperte Kraft in Ilmenau ihm etwas über die Bergwerksverlegenheiten daselbst vorlamentierte, so war das in seinen Annalen schon einer Aufzeichnung wert.

„Für Kraft ists schade: er sieht die Mängel gut und weiß selbst nicht eine Warze wegzunehmen. Wenn er ein Amt hätte, würf er alles mit dem besten Vorsatz durcheinander; daher auch sein Schicksal. Ich will ihn auch nicht verlassen; er nützt mir doch, und ist wirklich ein edler Mensch. In der Nähe ists unangenehm so einen Nagewurm zu haben, der, unthätig, einem immer vorjammert, was nicht ist, wie es sein sollte. Bei Gott, es ist kein Kanzelist, der nicht in einer Viertelstunde mehr gescheuts reden kann, als ich in einem Vierteljahr, Gott weiß in zehn Jahren thun kann. Dafür weiß ich auch, was sie alle nicht wissen, oder auch wissen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht ist, sondern wie ich's wünsch. Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der

---

[1] Büsching, Erdbeschreibung VIII 602. Genaueres darüber bei E. v. Heyne, Geschichte des 5. Thüringischen Infanterieregiments Nr 94, 19. Vom Jahre 1779 hat man noch „die Stamm- und Nationallisten, welche das ganze Nationale jedes einzelnen Mannes und Pferdes enthalten" (vgl. ebd. Anl. 4). — Vgl. auch Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmannes II, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., S. 402 f. Das Bataillon wurde kurz nach der Rückkehr des Herzogs von Berlin, wohin er bald nach seinem Regierungsantritt gereist war, „um den Infanteriedienst näher kennen zu lernen", „bis auf 800 Mann gebracht" und vom Herzog persönlich einexerziert. „Er wollte selbst, wie man gewiß weiß, ohne Aufschub in preußische Dienste gehen; allein Friedrich II. soll ihm solches mit dem Zusatze widerrathen haben: ein regierender Herr dürfe sich seinem Lande auf längere Zeit nicht entziehen" (ebd. 402).

[2] Das hat den Freiherrn W. v. Biedermann nicht abgehalten, ein ganzes Werk darüber zu schreiben: „Goethe und das sächsische Erzgebirge", Stuttgart 1877. Der 2. Abschnitt handelt nur von den Ilmenauer Bergen.

ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." [1]

So tröstete sich der geplagte Bureauchef: die Basis der Pyramide war wenigstens etwas breiter als diejenige „so eines Nagewurms" und der herzoglichen Kanzlisten. Stillvergnügt notierte sich der Herr Geheimrat, der vor vier Jahren noch Erde und Himmel mit Titanentrotz zum Kampf herausgefordert hatte, den schönen Tag, wo er sein Bureau in Ordnung fand: „Auf die Kriegs-Commission. Gute Ordnung gefunden. Captatio benevolentiae. Wenn sie wüßten, daß mich Staub und Moder erfreute, sie schafften ihn auch." [2]

Über den eigentlichen Inhalt der Geschäfte, welche ihn fast täglich ein paar Stunden an sein Kriegskommissionsbureau oder in das Konseil des Herzogs bannten, bieten Goethes Tagebücher und Briefe nur selten genaueren Aufschluß. Meist bemerkt er bloß: Konseil. Kriegskommission. Doch geben ausführlichere Notizen dann und wann genugsam zu verstehen, daß es eine rechte Kleinwirtschaft war, daß Goethe sich an eine beharrliche und konsequente Geschäftsführung nur schwer gewöhnen konnte, daß seine Administration sehr viel unter poetischen Anwandlungen und hunderterlei andern Zerstreuungen litt, und daß sie anderseits den Dichter beständig hinderte, sein eigentliches Talent zu entfalten.

Obwohl es ihm schon bei Übernahme der Kriegskommission klar gewesen war, daß eine geordnete Geschäftsführung vor allem eine genaue Ordnung des ganzen Bureaus, Kenntnis aller erledigten und noch zu erledigenden Akten und Papiere voraussetze und ohne solche unmöglich sei, so waren die Reposituren seines Amtszimmers doch nach anderthalbjähriger Verwaltung noch immer nicht bereinigt; er suchte sich in dem ungemütlichen Durcheinander von Zeit zu Zeit mit Tagebuchbetrachtungen zu trösten:

„May 13. Verzogen sich einige hypochondrische Gespenster. Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreis habe ich wenig, fast keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer: man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden! Niemand, als wer sich ganz verläugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen." „Ruckte wieder an der Kriegskommissions-Repositur. Hab ich das doch in anderthalb Jahren nicht können zu stand bringen! Es wird doch! Und ich wills so sauber schaffen, als wenns die Tauben gelesen

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 197. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 118 f.

[2] Düntzer a. a. O. 180. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 105.

hätten. Freilich ist es des Zeugs zu viel von allen Seiten und der Gehülfen wenige."[1]

Das spricht ja gewiß für seinen guten Willen; aber wenn man unmittelbar vor dieser Gardinenselbstpredigt liest, wie der Kriegsminister gleichzeitig das Theater fertigstellen, zwei Stücke: „Kallisto" und „Bätely", einüben, Händels „Messias" probieren, sich vom Tanzmeister Aulhorn die Tanzterminologie erklären[2] und dem Prinzen fürs nächste Jahr das Jägerhaus einrichten ließ, mit seinem Subalternen Volgstedt zu schaffen hatte, mit Frau v. Stein über Spargel, Schokolade, Kuchen und Liebe korrespondierte, Corona Schröter besuchte, Theater spielte und auf den Tanz ging, Gedichte zum Abschreiben gab und Pinsel und Landschaften zurückbestellte, nach Tiefurt hinaus und zurück ritt, alles in denselben paar Tagen: so begreift man, daß trotz der projektierten Selbstverleugnung die Repositorien des Kriegsministeriums sich nicht lichten wollten[3].

Ein Staatsmann, wie er sein soll, ist bald orientiert, greift ein, kombiniert, gibt Ordres, hat für jeden Schachzug einen oder mehrere Gegenzüge in petto, läßt sich auch durch seine Fehler in der Berechnung nicht außer Fassung bringen, macht sie rasch gut oder maskiert sie wenigstens oder gibt den Dingen eine andere Wendung — kurz und gut, er handelt und weiß, wo er hinaus will. Aber Goethe konnte auch in seiner amtlichen Stellung den phantasievollen Poeten nie verleugnen. Er schreibt unterm 26. März 1780:

„Mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen. Das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so unvermeidlich. Wundersam! ich habe so manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben, und doch, wenns nicht geschehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden seyn. Es ist, als ob ein Genius unser ἡγεμονικόν verdunkelte, damit wir zu unserer und anderer Vortheil Fehler machen. War eingehüllt den ganzen Tag und konnte denen vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerstehen. Ich muß den Zirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken. Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, dies oder jens zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält immer regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört,

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 196. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 117 f.

[2] Aulhorn war auch der einzige Hofsänger, „hatte aber das Unglück, daß die großen Hunde, welche der Herzog häufig mit in den Saal nahm, seine Stimme nicht vertragen konnten und zu heulen anfingen, wenn er dieselbe erhob" (Marie Schelle r a. a. O. 399).

[3] Vgl. hierzu Düntzer a. a. O. 196. — Goethes Werke, WA 3. Abt. I 117 f; ebd. 4. Abt. IV 219 ff. — Schöll (Wahle) I 232 ff.

und ich muß noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege."[1]

Seine wechselnde Seelenstimmung astronomisch berechnen zu wollen, dürfte einem wirklichen Staatsmanne kaum einfallen, sondern viel eher dem aszetischen Zögling der Frau v. Stein. Den richtigen Kommentar zu diesen empfindsamen Selbstbespiegelungen hat Goethe in den Versen gegeben:

„Ach, man sparte viel,
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!"[2]

Über Weingenuß finden sich wiederholt Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern[3]. An Frau v. Stein schrieb er dabei fast alle Tage und legte ihr mit verliebten Seufzern seine Selbstbetrachtungen vor. Sehr charakteristisch sind seine Briefe an sie von einer amtlichen Inspektionsreise, die er im Herbst 1780 mit dem Herzog machte, von der aber, wie immer, schwer zu sagen ist, ob es eigentlich eine wirkliche Geschäftsreise oder ein lustiger Ausflug war.

„Auf dem Gickelhahn dem höchsten Berg des Reviers", schrieb er am 6. September, „den man in einer klingendern Sprache Alecktrüogallonax nennen könnte hab ich mich gebettet, um dem Wuste des Städgens, den Klagen, den Verlangen, der Unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen. Wenn nur meine Gedanken zusammt von heut aufgeschrieben wären es sind gute Sachen drunter.

„Meine beste ich bin in die Hermannsteiner Höhle gestiegen, an den Plaz wo Sie mit mir waren und habe das S, das so frisch noch wie von gestern eingezeichnet steht geküsst und wieder geküsst dass der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausathmete um mir auf seine Art wenigstens zu

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 189. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 112. Überall guckt der Poet heraus. Am 26. Februar heißt es: „Auch hier seh ich, daß ich mir vergebens Mühe gebe, vom Detail ins Ganze zu lernen" — das geht doch nicht anders auf einem Bureau — „ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreif ich nichts, aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammengeschleppt habe und mich immer vergebens zu wärmen suche, auch schon Kohlen drunter liegen, und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in einem Wind übers Ganze zusammen" (Düntzer a. a. O. 184. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 109).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 259.

[3] Düntzer a. a. O. 191. „Seit drey Tagen keinen Wein" (S. 199). „Man könnte noch mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre." Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 114 119 f.

antworten. Ich bat den hundertköpfigen Gott, der mich so viel vorgerückt und verändert und mir doch Ihre Liebe, und diese Felsen erhalten hat; noch weiter fortzufahren und mich werther zu machen seiner Liebe und der Ihrigen." [1]

Den armen Ilmenauern, welche den Herzog mit Illuminationen empfingen, wußte Goethe nur gute Wünsche, aber nichts Reelles entgegenzubringen.

„Die Menschen sind vom Fluch gedrückt der auf die Schlange fallen sollte sie kriechen auf dem Bauche und fressen Staub. Dann las ich zur Abwaschung und Reinigung einiges griechische." [2]

Trotz der Diätschwierigkeiten, welche das Befinden des Herzogs machte, streiften die Beiden dann wieder in allen Bergen und klopften Steine; dazwischen übersetzte der Minister griechische Epigramme und machte Verse:

„Ein jeder hat sein Ungemach.
Stein zieht den alten Ochsen nach,
Der Herzog jungen Hasen.
Der Prinz ist gut gesinnt für's Bett,
Und ach, wenn ich ein Misel hätt',
So schwätzt' ich nicht mit Basen.

Es fähret die poet'sche Wuth
In unsrer Freunde junges Blut,
Es siedet über und über.
Apollo, laß es ja dabei
Und mache sie dagegen frei
Von jedem andern Fieber.
Vor Erschaffung der Welt im 300 33 000 Jahr." [3]

Eine Gefängnisvisitation am folgenden Tage wird der „Freundin" also beschrieben:

„[Ilmenau] d. 9. Sept. Heute hab ich mich leidend verhalten das macht nichts ganzes, also meine liebste ist mir's auch nicht wohl. Des Herzogs Gedärme richten sich noch nicht ein, er schont sich, und betrügt sich, und schont sich nicht, und so vertrödelt man das Leben und die schönen Tage.

„Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen lassen und sie alle gefragt und konfrontirt. Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine — es ist ein gros Studium der Menschheit und der Phisiognomick, wo man gern die Hand auf den Mund legt und Gott die Ehre giebt, dem allein ist die Krafft und der Verstand pp. in Ewigkeit Amen."

„Hernach bin ich wieder auf die Berge gegangen, wir haben gegessen, mit Raubvögeln gespielt und hab immer schreiben wollen, bald an Sie, bald an meinem Roman und bin immer nicht dazu gekommen. Doch wollt

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 281. [2] Ebd. 283.
[3] Schöll (Wahle) I 251. Vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. IV 215.

ich dass ein lang Gespräch mit dem Herzog für Sie aufgeschrieben wäre, bey Veranlassung der Delinquenten, über den Werth und Unwerth menschlicher Thaten. Abends sezte Stein sich zu mir und unterhielt mich hübsch von alten Geschichten, von der Hofmiseria, von Kindern und Frauen pp. Gute Nacht, liebste. Dieser Tag dauert mich. Er hätte können besser angewendet werden, doch haben wir auch die Trümmern genuzt." [1]

So poetisch wurde das Land visitiert und regiert. Während der Herr v. Stein sich nach Ochsen umsah, schrieb Goethe an dessen Frau. Während der Herzog Flinten und Pistolen versuchte, las sein Freund im Euripides und würzte sich damit unschmackhafte Viertelstunden.

„Dann ist die grösste Gabe", schreibt er seiner Freundin, „für die ich den Göttern dancke dass ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedancken einen solchen heitern Tag in Millionen Theile spalten, und eine kleine Ewigkeit draus bilden kan.

„Gleich ienem angenehmen Mirza reis ich auf die berühmte Messe von Kabul, nichts ist zu gros oder zu klein wornach ich mich nicht umsehe, drum buhle oder handle, und wenn ich mein Geld ausgegeben habe mich in die Prinzess von Caschemire verliebe, und erst noch die Hauptreisen bevorstehn, durch Wüsten Wälder, Bergzinnen und von dannen in den Mond. Liebes Gold wenn ich zulezt aus meinem Traum erwache, find ich noch immer dass ich Sie lieb habe und mich nach Ihnen sehne." [2]

So stören die Phantasien und persönlichen Neigungen immer wieder die pflichtmäßigen Arbeiten und trotz aller guten Vorsätze des Staatsbeamten mischen sich in seltsamem Wechsel dichterische Pläne mit Betrachtungen über Wiesenbewässerung, Nationalökonomie, pfiffige Weltkinder, böse Prozesse und die abzuschaffende Kirchenbuße [3]. In des Dichters oder Ministers Kopf ist es wie in einer Mühle mit vielen Gängen, „wo zugleich geschroten, gemalen, gewalkt und Oel gestoßen wird".

„O thou sweet Poetry ruf ich manchmal und preise den Marck Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür danckt, dass er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwercken und Caskaden so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen aber eh ichs mich versehe zieht ein böser Genius den Zapfen und alles springt und sprudelt. Und wenn ich dencke ich sizze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäsige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon." [4]

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 286 f. [2] Ebd. 288 f.

[3] „Betrachtungen über die abzuschaffende Kirchenbuse" (14. Dezember 1780), in Seufferts Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte VI 599—603.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 291.

Eines beweisen diese wiederholten und immer eindringlicher gehaltenen Selbstvorwürfe und guten Vorsätze allerdings: Goethe fühlte sehr wohl seine schwache Seite, den Mangel an Methode, Gründlichkeit und Geistessammlung und gab sich nun ordentlich Mühe, durch Fleiß und einfache Pflichterfüllung das früher lange Jahre hindurch Versäumte nachzuholen. Aber es ging nicht in einigen Wochen. Erst nach vielen Niederlagen und Rückfällen hat Goethe auch dieses Ziel wenigstens einigermaßen erreicht und so in seinen letzten Amtsjahren dem Herzog und seinem Ländchen schätzenswerte Dienste geleistet.

Zum Glück für das Land hatte er einstweilen auf seinen poetischen Ritten den Engländer Batty bei sich, der für die Wiesenbewässerung sorgte und auf den Goethe so viel hielt, daß er bereit gewesen wäre, sein Gartenhaus dafür zu geben, um ihn in seinen Diensten zu erhalten. Ein solcher Mann, dem nicht erst die Flossen zum Schwimmen in oeconomicis zu wachsen brauchten, war ihm unentbehrlich. Das sah er selbst ein[1]. Denn nur einen Tag, nachdem er die „süße Poesie" angerufen und versprochen hatte, ihren Springwerken das Wasser zu entziehen, ward sein „mikroskopisch-metaphysisch-politisches Diarium" selbst zum Gedicht, und zwar zum Lobgedicht auf eine Göttin, welche weder die Staatsmänner des Altertums noch die der Neuzeit als ihre Schutzherrin zu betrachten pflegten[2]:

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit niemand streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen,
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooskinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen saugen:

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterem Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten hohen,

[1] Doch hatte der Mann, der die Arbeit tun mußte, als „Landcommissarius" nur 300 Tlr, der Mann, der die Betrachtungen und Verse dazu machte, 1200 Tlr. Jahresgehalt (Düntzer, Goethe's Leben[3] 289).

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. II 58—60. Vgl. über Fürst Bismarcks „Poesie" Bruno Bauer, Disraeli's und Bismarcks Imperialismus, Chemnitz 1882, 9.

Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen.

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin Hoffnung."

Unter der Leitung dieser Göttin „Phantasie" war es schwierig, auch nur irgend einen Zweig prosaischer Geschäftstätigkeit mit der erforderlichen Ruhe, Besonnenheit und Regelmäßigkeit zu besorgen. Jeder Tag zeitigte neue Ideen und Entwürfe, so daß sich nach keiner Richtung hin ein bedeutendes Wirken entfalten konnte. Laune, Zufall und Wetter entschieden noch in vielen Fällen. Die Schwiegermutter Weisheit durfte das zarte Seelchen Phantasie nicht beleidigen und kam darum selten zum Wort. Mit dem Herzog war Goethe bald höchlich zufrieden, bald herzlich unzufrieden. Mit Merck hatte er frohe Tage und Nächte, und doch machte ihm „der Drache wieder bös Blut", weil er ihm selbst so ähnlich sah. Mit Frau v. Stein liebelte und eifersüchtelte er je nach Laune. Im Oktober 1780 überwarf er sich sogar völlig mit ihr, um bei veränderter Stimmung sich ihr nur um so dienstbarer zu Füßen zu legen:

„Ja es ist eine Wuth gegen sein eigen Fleisch wenn der Unglückliche sich Lufft zu machen sucht dadurch daß er sein Liebstes beleidigt. Und wenns nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mirs bewußt seyn könnte; aber so bin ich bey meinen tausend Gedancken wieder zum Kinde herabgesezt, unbekannt mit dem Augenblick, dunckel über mich selbst, indem ich die Zustände der andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre."

„Mir kommts entsezlich vor die besten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zusammenseyns verderben zu müssen, mit Ihnen, da ich mir gern

iedes Haar einzeln vom Kopf zöge wenn ich's in eine Gefälligkeit verwandeln könnte, und dann so blind, so verstockt zu seyn. Haben Sie Mitleiden mit mir. Das alles kam zu dem Zustand meiner Seele darinn es aussah wie in einem Pandämonium von unsichtbaaren Geistern angefüllt, das dem Zuschauer, so bang es ihm drinn würde, doch nur ein unendlich leeres Gewölbe darstellte." [1]

Mit der „Pyramide des Daseins" war es deshalb zunächst nicht sonderlich bestellt. Von außen mußte sie den Eindrück einer phantastischen Pagode machen, von innen erschien sie wie ein leeres Gewölbe und Pandämonium, um welches die Göttin Phantasie abwechselnd mit enthusiastischen Jubelakkorden, lockenden Schmeicheltönen und traurigem Miauen herumgeisterte. Da ihm nun aber ein solcher Bau auf die Dauer nicht genügte, so sah er sich nach der Mithilfe von „Brüdern" um und bewarb sich für die Weiterführung seiner Pyramide um das „Schurzfell".

Zweites Kapitel.

Eintritt in die Loge und ins Finanzministerium.

(1780—1782.)

Die ganze Summe von Kleinigkeiten zu beschreiben, aus welchen sich Goethes äußeres Leben in den Jahren 1780—1784 zusammensetzt, ist eine sehr undankbare Arbeit. Düntzer hat es wiederholt in ein- und zweibändigen Werken, sowie in jenen „end- und trostlosen Einleitungen" versucht, „durch die seine Feder die Goethe-Literatur in ziemlich periodischen Ueberschwemmungen unter Wasser setzt" [2]. Er fand damit wenig Anklang, und Goethe selbst ist mit Schuld daran, daß Düntzers Bücher so unsterblich langweilig wurden. „Ereignisse" sind in dieser Periode eben rar, und die Bagatellen vereinigen sich zu keinem bedeutenderen Ziele.

Was noch am ehesten einem Ereignis gleichsieht, ist Goethes Eintritt in den Orden der Freimaurer, dessen ergebenes Mitglied er fürder mit einigen Schwankungen bis ans Ende seines Lebens blieb und dessen Einfluß er vielleicht später zu gutem Teile seine Macht, seinen Ruhm und seine literarische Weltstellung verdankte. Die große Bedeutung der halb unsichtbaren Brüderschaft für die ganze damalige Zeit, ihre Verdienste um die religiöse Zersetzung Deutschlands, um die französische Revolution, um die Vernichtung des deutschen Reiches sind bekannt. Alle wichtigeren Nachbarn des Weimarer Musenhofes gehörten der Loge an. Herzog Ferdinand von Braun-

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 304 f.

[2] So sagt Frese in seiner Übersetzung von Lewes II 574 (in der 17. und 18. Auflage gestrichen).

schweig war eines der Bundeshäupter; er präsidierte dem berühmten Kongreß zu Wilhelmsbad 1782. Der Statthalter Dalberg, Br. „Crescens", erscheint als eines der rührigsten Werkzeuge ihrer Pläne. Herzog Ernst von Gotha, Br. „Timoleon", war ebenfalls Illuminat und Weishaupts tatkräftigster Gönner, als dieser 1785 aus Bayern fliehen mußte. Weishaupt selbst ließ sich im gleichen Jahre in Gotha nieder und erhielt hier ein Gnadengehalt [1].

In Weimar regten sich die ersten freimaurerischen Bestrebungen schon 1742. Eine Johannisloge L'Amitié wurde 1747 gestiftet, ging aber nach kurzem Bestand wieder ein. Dagegen erhielt sich die Loge zu den drei Rosen in Jena, welche von der Großloge zu den drei Weltkugeln konstituiert war, 21 Jahre lang, von 1743 bis 1764. Diese siedelte unter ihrem letzten Meister vom Stuhl, dem Geheimrat und Minister v. Fritsch, nach Weimar über. Die neue Loge wurde am 24. Oktober 1764, am Geburtstag der Herzogin Anna Amalia, eröffnet und ihr zu Ehren „Anna Amalia" genannt. „Sie arbeitete in stetem Wachstum und Gedeihen." [2] 1775 traten ihr der Dichter Musäus und der Universalmensch Bertuch [3] bei, 1779 der Professor Loder. Herder hatte sich schon 1766 zu Riga in den Bund aufnehmen lassen [4] und war dann 1769 in Hamburg mit einem der ersten

---

[1] (Starck), Triumph der Philosophie II (Frankfurt 1803) 225 ff. — v. Beaulieu-Marconnay, Dalberg I 40. — H. Brück, Die rationalistischen Bestrebungen im kathol. Deutschland, Mainz 1865, 9. — J. Scherr, Göthe's Jugend 171—176.

[2] Allgemeines Handbuch der Freimaurerei, 2. Aufl. von Lennings Enzyklopädie, Leipzig 1863, III 458 ff; I 542 ff.

[3] Deutsche Biographie II 552.

[4] „In Weimar hat sich Herder", wie seine Gattin feststellt, „aus wichtigen Gründen niemals als Freimaurer bekannt und sich vielleicht dadurch von Mehreren Unwillen zugezogen." Der wichtigste Grund war wohl der, daß er erster Geistlicher des Herzogtums war; als weitere mitbestimmende Gründe bezeichnet Küntzel „die babylonische Sprachverwirrung, welche im Orden herrschte, und die vielen Mißbräuche und Betrügereien, welche mit dem Ordenswesen getrieben wurden". Herder wußte aber, wie Caroline ihrer obigen Angabe hinzufügt, „alles Wichtige, was in der Loge vorging". „Auch blieb er mit Männern wie Bode und F. L. Schröder in beständigem Gedankenaustausch und half ihnen bei ihren freimaurerischen Arbeiten mit seinem reichen Wissen." Sie bemerkt übrigens in ihren Erinnerungen: Herder habe sein „eigenes System" darüber gehabt, das er einst ausarbeiten wollte, und er habe geglaubt, „daß auch bei diesem Institute ein neuer, unserer Zeit gemäßerer Geist geweckt und die veralteten Gebräuche neu belebt werden sollten" (Caroline v. Herder, Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds von Herder [2 Tle] I, Tübingen 1820, 97). — H. Marggraff, Goethe und Herder als Freimaurer, in Blätter für literarische Unterhaltung 1864 I 92. — Vgl. Herders Aufsatz über die Tempelherren gegen Nicolai, Herders Werke (Suphan) XV 57 ff. Briefe zur Beförderung der Humanität XVIII usw. Er war der eigentliche Theologe der Loge und ihres Humanitätsideals (Handbuch für Freimaurerei I 589 ff).

Väter und Häupter des Ordens näher bekannt geworden, dem Braunschweiger Johann Heinrich Bode, geboren 1730, Sohn eines armen Soldaten.

Bode wurde erst Ziegelbrenner, dann Musikant, Militärhautboist und endlich Hautboist in Celle. Nachdem ihm seine erste Frau mit drei Kindern gestorben war, heiratete er, 27 Jahre alt, zu Hamburg eine reiche Musikschülerin und avancierte 1762 zum Redakteur des „Hamburger Unparteiischen Correspondenten" und zu einer Stütze der aufgeklärten Partei. Alberti, Basedow, Klopstock, Gerstenberg traten in nähere Beziehung zu ihm. Besonders aber schloß sich Lessing an ihn an, mit dem er die freilich nicht lange bestehende „Gelehrtenbuchhandlung" gründete[1]. So betrieb Bode die Aufklärung zugleich als humanitäres Unternehmen und als rentables Buchhändlergeschäft. „Er war", nach Hettner, „ein begeisterter Apostel des Freimaurerthums, und wie er einer der eifrigsten Führer des Maurerthums war, wurde er auch später (unter dem Namen Amelius) einer der mächtigsten Führer des von Weishaupt in Ingolstadt neugegründeten Illuminatenordens, da beide Orden immer weitere Verbreitung vernünftiger Aufklärung und sittlicher Werkthätigkeit zum gemeinsamen Zweck hatten und daher mit vollem Rechte einer allmählichen Vereinigung zustrebten."[2] Als Geschäftsführer der Gräfin Bernstorff, Witwe des bekannten dänischen Ministers, siedelte er 1778 nach Weimar über und ward hier bald die Seele der Loge. Goethe fand den Mann, der zu der Revolutionspropaganda von ganz Frankreich und Deutschland in Beziehung stand, sehr „redlich" und „ehrlich", fühlte sich aber noch nicht veranlaßt, in die Loge zu treten, deren Chef noch immer der Herr v. Fritsch war. Erst nach der Schweizerreise faßte er diesen Entschluß.

Am 17. Januar 1780 besuchte er Bode und hatte mit ihm eine „weitläufige Erklärung über □ △ (Loge Anna Amalia). Er ist ein sehr ehrlicher Mann"[3]. Im folgenden Monat wandte er sich um Aufnahme an den „Meister vom Stuhl":

„Ew. Excellenz

nehme ich mir die Freiheit mit einer Bitte zu behelligen. Schon lange hatte ich einige Veranlassung zu wünschen, daß ich mit zur Gesellschaft der

---

[1] H. Wernekke (vormals Meister vom Stuhl der Loge Amalia in Weimar), Goethe und die königliche Kunst, Leipzig 1905, 179 A. 6.

[2] Deutsche Biographie II 796. Über seine Beziehungen zu den französischen Revolutionsmännern und Königsmördern vgl. „Triumph der Philosophie" II 295. Er war unzweifelhaft einer der Frères Allemands, die Barruel erwähnt (IV 361). — Vgl. die eigenhändige Erklärung Goethes bei seiner durch Bode bewirkten Aufnahme in den Illuminatenorden, die sich im Logenarchiv zu Gotha befindet, bei Wernekke a. a. O. 24 f.

[3] Düntzer, Goethe's Tagebücher 179. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 105.

Freimaurer gehören möchte; dieses Verlangen ist auf unserer letzten Reise viel lebhafter geworden. Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten — und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt. Wem könnte ich dieses Anliegen besser empfehlen, als Ew. Excellenz? Ich erwarte, was Sie der Sache für eine gefällige Leitung zu geben geruhen werden, erwarte darüber gütige Winke und unterzeichne mich ehrfurchtsvoll

Weimar, den 13. Febr. 1780.

Ew. Excellenz gehorsamster Diener Goethe." [1]

Obgleich Herrn v. Fritsch das Wesen und Treiben Goethes unsympathisch war, drückte er jetzt ein Auge zu und reichte ihm brüderlich die Hand. Goethe aber vergaß, daß Fritsch nichts „Feines und Behagliches" in seinem Wesen habe; er sah jetzt viel Verstand und Willen in ihm. Am 23. Juni abends war □ und am 24. Juni abends war wieder □, wie es im Tagebuch heißt[2]. Am ersten dieser Tage, am Vorabend des Johannisfestes, wurde Goethe aufgenommen. Bode führte den Hammer. Die Brüderschaft scheint Goethe gut gefallen zu haben; er bat sehr bald um Beförderung. Schon am 31. März 1781 schrieb er wieder an Fritsch:

„Darf ich Ew. Excellenz bey der nahen Aussicht auf die Zusammenkunft einer Loge auch meine eigenen kleinen Angelegenheiten empfehlen? So sehr ich mich allen mir unbekannten Regeln des Ordens unterwerfe, so wünschte ich doch auch wenn es den Gesezzen nicht zu wider wäre, weitere Schritte zu thun, um mich dem Wesentlichen mehr zu nähern. Ich wünsche es sowohl um mein selbst als um der Brüder willen, die manchmal in Verlegenheit kommen mich als einen Fremden tracktiren zu müssen. Sollte

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 175 f. „Der Drang, von Allem Kenntniß zu erlangen, was irgend der Mühe werth schien, hatte auch den jungen Fürsten zu dieser Zeit bewogen, sich den Freimaurern anzuschließen, doch hielt er es für gerathen, seinen Vertrauten vorangehen zu lassen; Goethe meldete sich bei der Loge und wurde ohne Weiteres aufgenommen. Einige Zeit darauf äußerte auch der Herzog diesen Wunsch in optima forma. In der gewiß sehr begründeten Meinung, daß diese Verbindung sich nicht wohl für einen regierenden Herrn eigne, machte der Geheime Rath von Fritsch als Meister vom Stuhl seinem Durchlauchtigsten Gebieter manche Gegenvorstellungen, doch umsonst. Der Erfolg erwies indeß, daß man recht hatte; denn nachdem die beiden Aspiranten alle drei Grade in kurzer Zeit durchlaufen, wurde ihnen dieses Treiben gleichgültig, sie besuchten die Versammlung nicht mehr und die Loge Amalia, welche hier und in den entferntesten Ländern die höchste Achtung genoß, wurde nach Verlauf weniger Jahre gedeckt" (Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmannes II, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., S. 499).

[2] Düntzer, Goethe's Tagebücher 200. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 120.

es möglich seyn mich gelegentlich bis zu dem Meistergrade hinauf zu führen, so würde ich's danckbarlichst erkennen. Die Bemühungen die ich mir bisher in nüzlichen Ordenskenntnissen gegeben, haben mich vielleicht nicht ganz eines solchen Grades unwürdig gelassen.

„Der ich iedoch alles Ew. Exc. gefälligster Einleitung und besseren Einsicht lediglich überlasse und mich mit unwandelbarer Hochachtung unterzeichne

den 31. März 1781. Ew. Excellenz
ganz gehorsamster
Goethe." [1]

Der blinde Gehorsam wurde dankbar anerkannt und belohnt. Den ersten Mann im Herzogtum konnte man bei so edler Gesinnung nicht unter den „Kameelen" belassen. Am 23. Juni 1781 ward Goethe schon zum Gesellen befördert. Am 14. Januar des folgenden Jahres verhandelte er mit Seckendorff und Kalb viel über □; am 5. Februar verkündete das Tagebuch: „Aufnahme des Herzogs. Bis gegen 11 in der □." [2] Am 2. März 1782 endlich wurde Goethe selbst zum Meister befördert und stand nun zum erstenmal formell über „seinem" Herzog.

Die Loge Anna Amalia gewann jetzt solches Ansehen, daß der Herzog Ferdinand von Braunschweig in den Jahren 1781 und 1782 das Direktorium dahin verlegen wollte; allein der Herzog Carl August von Weimar war dagegen, weil er das schottische System nicht liebte, das sein Kollege in Braunschweig patrozinierte. Bald riß darüber in der Loge zu Weimar selbst Uneinigkeit ein. Als Bertuch am 24. Juni 1782 den Gegenstand berührte, geriet er mit dem „ehrlichen" Bode so in Wortstreit, daß der Meister vom Stuhl die weiteren Arbeiten suspendierte, bis der am 16. Juli 1782 in Wilhelmsbad zu eröffnende Konvent über den Wert der einzelnen Systeme entschieden haben würde. Da eine Vereinigung nicht zu stande kam, so blieb die Loge bis zum 16. Juli 1808 geschlossen [3]. Doch arbeiteten die Mitglieder unterdessen in der Haupttendenz des Bundes weiter.

Carl August selbst veranlaßte die Wiedereröffnung der Loge, und Goethe nahm in Wort, Schrift und Tat regen Anteil daran. Neben Bertuch wirkte er hauptsächlich für ihre Reorganisation. Bei der Beamtenwahl, welcher zwölf Meister anwohnten, erhielt er drei Stimmen zum Meister vom Stuhl, während neun auf Bertuch fielen. Dagegen unterlagen die wichtigeren Reden, Gesänge und Anordnungen meistens seiner vorausgehenden Prüfung

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 102.

[2] Düntzer, Goethe's Tagebücher 233. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 138.

[3] Handbuch für Freimaurer III 458 ff. Vgl. Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe I 19. „Mehr Böcke", sagt Goethe am 26. Juni 1781, „sind wohl überhaupt im Ritual und Formal an keinem Johannistage vorgegangen" (Goethes Werke, WA 4. Abt. V 156).

und Billigung. Kräftig wirkte er namentlich mit zur Einführung des Systems der Großloge zu Hamburg[1]; denn die Anna-Amalia-Loge hatte bisher nach dem System der strengen Observanz gearbeitet.

Goethes Werke spiegeln nicht bloß in „Wilhelm Meister" und noch mehr in den „Wanderjahren" in ganzen Partien freimaurerische Ideen wider und zeigen sich von dem Geiste maurerischen „Bruderſinns" und maurerischer Symbolik erfüllt[2]: sie enthalten auch manche Erzeugnisse, welche für die Loge, der er angehörte, gedichtet oder verfaßt waren. Hier kommen namentlich die Freimaurerlieder in Betracht, die unter der Rubrik „Loge" einen Bestandteil seiner Gedichte bilden[3].

„Heil uns! Wir verbundne Brüder
Wissen doch, was keiner weiß;
Ja, sogar bekannte Lieder
Hüllen sich in unsern Kreis.
Niemand soll und wird es schauen
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Ist der Tempel aufgebaut."[4]

Diese reizende „Verschwiegenheit" hat Goethe nicht erlaubt, die eigentlichen Lebensgedanken der Loge so anschaulich zu besingen, wie das sonst seine Art ist. In seinen Logenliedern liebt er vielmehr eine gewisse nebelhafte Symbolik:

„Symbolum.

Des Maurers Wandeln
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts,

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen."[5]

[1] Näheres über die Anknüpfung mit der Hamburger Großloge bei Wernekke, Goethe und die königliche Kunst 26 ff.

[2] Vgl. V. Valentin, Goethes Freimaurerei in seinen nichtfreimaurerischen Dichtungen, in Goethe-Jahrbuch XXII 139—149. — Wernekke a. a. O. 108 ff.

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. III 59—70. Seine Freimaurerreden auf Wieland, Käſtner usw. ebd. XXXVI 311—363. [4] Ebd. III 63. [5] Ebd. 61 f.

Konkreter wird Goethe freilich in seinem „Gegentoast der Schwestern", einem Gedicht, das indes aus einer viel späteren Zeit stammt (1820), als Goethe längst die Mummereien der Maurer nach ihrem wahren Wert durchschaut hatte.

„Unser Dank, und wenn auch trutzig,
Grüßend alle lieben Gäste,
Mache keinen Frohen stutzig:
Denn wir feiern eure Feste.

Sollten aber wir, die Frauen,
Dankbar solche Brüder preisen,
Die, in's Innere zu schauen,
Immer uns zur Seite weisen!

Doch Amalien, der hehren,
Die auch euch verklärt erscheinet,
Sprechend, singend ihr zu Ehren
Sind wir doch mit euch vereinet.

Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu stören,
Fragen alle sich die Brüder
Was sie ohne Schwestern wären?" [1]

Während Goethe der Loge diente, für sie dichtete und schrieb, ließen es die Brüder an Dank nicht fehlen und boten alles auf, um seine Werke zu erheben und ihn endlich zu jenem Weltruf emporzurühmen, der die ganze neuere Literatur beherrscht. Ohne sie wäre die „Pyramide" wohl nicht so hoch gediehen.

Das Frühjahr und den Sommer 1780 brachte Goethe meist in Weimar zu[2]. Eine Zeitlang trug er sich auch mit dem Gedanken, Historiker zu werden, fing an, Material zu einer „Geschichte des Herzogs Bernhard von Weimar" zu sammeln, und beschäftigte, da er nicht Zeit genug fand, seinen Famulus Kraft damit, weitere Exzerpte dafür zu machen. Obwohl er seine Tage um diese Zeit in „ordnende" und „erfindende" abteilte, reichten weder die einen noch die andern für all die Ideen und Einfälle aus, die sich in buntem Wechsel bei ihm einstellten. Am wenigsten wollte sich die Geschichte des Herzogs Bernhard so nebenher bewältigen lassen. Er ließ also bald wieder davon ab, nachdem er einige Monate damit den Hof unterhalten hatte. Nebenher diktierte er seine Schweizerreise, übte ein Singspiel „Jery und Bätely" ein, das er auf der Rückreise aus der Schweiz verfaßt hatte, bearbeitete einen Teil der „Vögel" des Aristophanes fürs Liebhabertheater, nahm „Egmont" wieder auf, fing den „Tasso" an, blieb aber mit beiden stecken. Den September verlor er ganz mit jener amtlichen Visitationsreise. Zu Hause wurde dann wieder „regiert", was ihm und dem Herzog nicht selten Kopfzerbrechens gemacht zu haben scheint. „Was da auszustehen ist", schreibt er an Lavater[3], „spricht kein Zeuge aus. Herrschafft wird niemand angebohren, und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer." Der Herzog selbst aber klagt im

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. III 64.

[2] Düntzer, Goethe's Tagebücher 179 ff. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 105 ff; ebd. 4. Abt. IV 196 ff.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 319.

Dezember über die Berichte der von Moser eingesetzten sog. Landkommission: „So ein Sammelsurium von Kindereien, Narrheiten, Dumpfheit, Cochonnerie und Hanswurstpossen ist nicht zu glauben, wenn man es zusammen in einer Stadt, geschweige in einem Heft Papier zusammenfände. Mir ist's so tröstlich wie ein Kapitel in der Bibel zu lesen gewesen." [1] Goethe kam der Monat Dezember sehr „sauer" vor; er tröstete sich nur damit, daß es ihm endlich gelang, den ihm widerwärtigen Beamten Volgstedt aus der Kriegskommission zu entfernen [2].

Das Jahr 1781 fing wieder prosaisch an. Neben seinen friedlichen Kriegsgeschäften, welche sich meist im Aktenstaub des Bureaus erledigten, schrieb Goethe ein „Gespräch über deutsche Literatur" gegen Friedrich II. von Preußen [3]. Dasselbe scheint verloren zu sein. Über die Faschingszeit mußte der Kriegsminister wieder Maskenzüge arrangieren; dann ging es für acht Tage nach Neunheiligen zur schönen Gräfin Werthern. Im März setzte ihm das Klima etwas zu. „Wenn wir in einem bessern Clima wohnten, so wäre viel anders, ich bin der dezidirteste Barometer, der

---

[1] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 110. Um den Fürsten, der mit der Bibel ebenso leichtsinnig umsprang wie mit katholischen Reliquien (vgl. Düntzer a. a. O. I 230), dennoch als guten Christen loben zu können, stellte der Prediger W. Schröter, Pfarrer in Großheringen, folgende Definition von Religion und Kirche auf: „Dieses Menschsein und Menschseinwollen, nach dem vollendeten Bilde der Menschheit, und redliche und eifrige Streben darnach, ist Religion." „Die Kirche ist aber durchaus nichts für sich, weder über, noch neben, noch unter dem Staat, sondern der Staat selbst in seinen höchsten und geistigsten Bestrebungen" (Karl August. Was Er geistig war und wie Er es geworden 47).

[2] Düntzer, Goethe's Tagebücher 210. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 126.

[3] B. Suphan (Friedrichs des Großen Schrift de la littérature allemande 1780, in Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1887, Nr 34—39) versucht auf Grund ungedruckten Materials „den Nachweis, daß Goethe am 18. März 1781 sein ‚Gespräch über die deutsche Literatur', seine Antwort auf Friedrichs Schrift, an Prinz August geschickt, daß dessen (bisher nicht bekannte) Entgegnung auf Goethes Stimmung eingewirkt und vielleicht den Entschluß bestimmt habe, die Schrift nicht zu veröffentlichen. Knebel und Herder haben durch ihre Monita gleichfalls auf Goethe Einfluß geübt." (Goethe-Jahrbuch VIII 300.) — „Von besonderer Wichtigkeit", sagt der Rezensent des inzwischen als Separatdruck erschienenen Aufsatzes Suphans in Goethe-Jahrbuch X 284, „ist ein Brief Herders an Hamann: ‚Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gemeldet habe, daß Goethe ein Gespräch „in einem Wirthshause zu Frankfurt an der table d'hôte" geschrieben hat, wo ein Deutscher und ein Franzose sich über des Königs Schrift sur la liter. Allemande besprechen? Er hats mir zu lesen gegeben und es sind einzelne schöne Gedanken drinn, das Ganze aber hat mir nicht gnuggethan und die Einfassung nicht gefallen. Er wills Französisch übersetzen und so herausgeben, wo es sich aber nicht ausnehmen wird.' — Durch diese Stelle erhält der Brief Goethes an Herder vom 23. März 1781 erst seine rechte Erklärung."

existirt." [1] Ende April aber lehnte er es entschieden ab, den Herzog abermals auf einer Reise zu begleiten, und vertauschte von da ab das vertrauliche „Du", mit dem er bisher das ebenso familiäre des Herzogs erwidert hatte, mit feineren Formen. Lavater schrieb er:

„In mir reinigt sich's unendlich und doch gesteh ich gerne Gott und Satan, Höll und Himmel, die du so schön bezeichnest, in mir Einem. Oder vielmehr, mein lieber, mögt ich das Element woraus des Menschen Seele gebildet ist, und worin sie lebt, ein Feegfeuer nennen, worinn alle höllisch und himmlischen Kräffte durcheinander gehn und würcken." [2]

Trotz dieser unendlichen Reinigung kam er mit keiner seiner Arbeiten und Projekte voran. Geistige und leibliche Beschwerden drückten ihn im Sommer so nieder, daß auch ein Aufenthalt in Ilmenau ihm keine rechte Erholung zu gewähren vermochte. Die Miseleien und Tollheiten, die er früher in diesen Gegenden getrieben, ekelten ihn jetzt an.

„Ich sehne mich recht von hier weg", schrieb er an Frau v. Stein, „die Geister der alten Zeit lassen mir hier keine frohe Stunde, ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen halten alles befleckt. Wie gut ists daß der Mensch sterbe um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wieder zu kommen." [3]

Im Juli ward die Mißstimmung noch ärger. Am 8. schrieb er ihr:

„Ich sehne mich heimlich nach dir ohne es mir zu sagen, mein Geist wird kleinlich und hat an nichts Lust, einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmuth, und ein böser Genius mißbraucht meiner Entfernung von euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und räth mir mich mit der Flucht zu retten; bald aber fühl ich, daß ein Blick, ein Wort von dir alle diese Nebel verscheuchen kan." [4]

Nach seiner Rückkehr wehte indes wieder bessere Luft und Laune. Auf den 28. August, seinen Geburtstag, bereitete ihm der Hof eine glänzende Ovation, die Aufführung von „Minerva's Geburt, Leben und Thaten" auf dem Ettersburger Waldtheater. Es wurden „sogenannte Ombres chinoises mit lebenden Figuren gegeben", berichtet der Darsteller des Ganymed, „der Gegenstand war die Geburt der Minerva; Siegmund Seckendorf hatte die Musik dazu gesetzt und die ganze Vorstellung, bei welcher hinter einer transparenten Leinwand die Figuren, natürlich nur im Profil, erschienen und sich bewegen konnten, nahm sich doch artig genug aus. Jupiter in der Person des Malers Krause, auf dessen Schultern ein kolossaler Pappenkopf befestigt war, saß auf seinem Throne und klagte über Kopfschmerz. Meine Wenigkeit, als Ganymed auf einem Adler hinter ihm schwebend, reichte ihm

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 99. [2] Ebd. 122.
[3] Ebd. 161. [4] Ebd. 169.

den Nectar; die Kopfschmerzen vermehrten sich und ich wurde in die Lüfte gezogen, um auf Befehl des Aeskulap den Vulkan zu bestellen; dieser in der Person des Hochseligen Großherzogs, in der einen Hand einen Hammer, in der anderen eine Art Brecheisen haltend und ein Schurzfell vor sich, kam nun an; Aeskulap gab durch Pantomime zu verstehen, daß nur vermittelst einer Trepanirung zu helfen sei, und nach vielem Widerstreben entschloß sich Vater Zeus zu dieser Operation; der Ganymed mußte ihm den Kopf halten und Vulkan setzte ihm den Trepan auf. Nach mancherlei wunderlichen Bewegungen des Vulkans und greulichen Geberden des Patienten spaltete sich der Kopf, der Olymp verdunkelte sich, eine kleine Minerva entsprang aus dem gespalteten Haupte, senkte sich in die Tiefe herab und vergrößerte sich vermöge einer zweckmäßigen Maschinerie von Moment zu Moment, bis sich die schlanke Gestalt der Corona Schröter als Minerva, mit ganz leichter Gaze bedeckt, in ihrer Vollkommenheit zeigte." „Mehrere Götter des Olymp, unter anderen Apoll, erschienen und bezeugten ihre Freude. Man bedeckte nun das Haupt der Minerva mit dem Helm, legte ihr die Aegide an, gab ihr die Lanze in die Hand und Ganymed setzte ihr die Eule zu Füßen. Die schöne Göttin wurde bewundert, himmlische Musik und Chorgesang ließ sich hören, und so fiel der Vorhang vor der transparenten Leinwand nieder." Von einem Genius getragen, zeigte sich im dritten Akt der Name Goethes in den Wolken. Dann trat Minerva-Corona hervor und überreichte ihm zum Geburtsfeste die Angebinde der Götter: Leier, Kranz und den Gürtel der Schönheit; nur die Peitsche, auf deren Riemen das Wort Aves (Vögel) stand, behielt sie zurück und legte sie beiseite. In den Wolken aber funkelten in hellen Transparents die Namen „Iphigenie" und „Faust" [1].

Vor- und nachher versicherte Goethe die Frau v. Stein seiner ewigen Liebe und Leibeigenschaft und bat sie, „wenn's möglich ist", ihn die Freuden „rein genieſſen zu lassen", die ihm das Wohlwollen der Leute bereitete [2]. Im September reiste er mit ihrem Sohne Fritz nach Dessau und Leipzig, Anfang Oktober suchte er den Deutsch-Franzosen Baron Grimm in Gotha auf, versöhnte sich mit dem „Orang-Utang" Nicolai und schrieb ihm ins Stammbuch: Utile dulci. Doch kam das ganze Jahr nichts Literarisches von Bedeutung zu stande. Ein angefangenes Fragment „Elpenor" stockte nach den ersten Szenen, „Egmont" wollte nicht weiter. Unter mineralogischen

[1] Vgl. Aus Weimars großer Zeit. Erinnerungen eines Hofmannes III, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., S. 606 f. — R. v. Gottschall, Frauenbilder unserer classischen Zeit, in Unsere Zeit 1875 II 897. — Keil, Corona Schröter 202. — Burkhardt, Liebhabertheater, in Grenzboten 1873 III 1 ff. — Stümcke, Corona Schröter 91—93.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 186.

und anatomischen Studien kam die Weihnacht heran. Die Jagdliebe des Herzogs machte Goethe recht ärgerlich; mit Freuden dagegen gab er der Herzogin-Mutter Ideen für ihren Garten in Tiefurt an und trat zu ihrer Ehre gegen Ende des Jahres noch als „Marktschreier" in einer selbstverfaßten kleinen Farce auf: „Das Neueste aus Plundersweilern."[1] Klopstock wurde darin in unerquicklicher Komik dem allgemeinen Gespött preisgegeben.

„Ihr schaut euch um, ihr seht empor,
Leiht andern Stimmen euer Ohr!
Ja seht nur recht! Dort eine Welt
In vielen Fächern dargestellt.
Man nennt's ein episches Gedicht;
So was hat seines Gleichen nicht.

Der Mann, den ihr am Bilde seht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren müssen's büßen,
Sie liegen wie Dagon zu seinen Füßen;
Auf ihren Häuptern steht der Mann,
Daß er seinen Helden erreichen kann.
Kaum ist das Lied nur halb gesungen,
Ist alle Welt schon liebdurchdrungen.
— — — — — — — — — — — —

Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erst zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strümpf und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hosen dazu,
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Vor diesem himmlischen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angesicht,
Und rufen: Preis dir in der Höh,
O trefflicher Eustazie!"

Aber auch sich selbst bespöttelte Goethe als Verfasser des „Götz" und Bahnbrecher der Sturm- und Dranggenies, deren tolles Gebaren anschaulich dargestellt wird:

[1] Düntzer, Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß I 115. Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 41—55. — Vgl. Grenzboten 1870 II 354, woselbst der Bericht des Tanzmeisters Aulhorn über das „Neueste". „Die Kleidung des Gh. Götens war rothe Strümpfe, welche über die Knie gingen, eine große Bürgermeistersweste, dergleichen Manschetten, Schapeau und Halskrauße, Rock mit großen Aufschlägen und eine schwarze Perruque." So stand der Minister-„Marktschreier" vor dem von Kraus angefertigten Jahrmarktsrahmen und persiflierte erst ziemlich schonend Nicolai, etwas herber die beiden Stolberg, Wieland, Gleim, schärfer noch die Sturm- und Drangpoeten, den wackern Klopstock aber in unwürdigster Weise.

„Die kleinen Jungen in der Pfützen
Laßt sie mit ihren Schuffern sitzen!
Und laßt uns sehn, dort stäubt's im Sand,
Dort zieht ein wüthig Heer zu Land.
Zuvörderst sprengt ein Rittersmann
Auf einem zweideutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbusch ihn ziert,
Die Lanze er gar stolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt,
Daß jeder Bauer und Knecht verstummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß;
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird kein Guts geschafft,
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume sammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Nestern heraus.

Sein Haupt trägt eine Felsenmütze,
Sein Schütteln schüttert Rittersitze.
Entsetzt euch nicht ob dieser Stärke
Und der modernen Simsons-Werke:
Denn aller Riesen-Vorrath hier
Ist nur von Pappe und von Papier.

Ein andrer trägt einen Kometenhut;
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie stolpern über Särg' und Leichen,
Dem Pathos ist nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Schaaren
Aus ihren eignen Häuten fahren;
Doch sitzen sie darin zu fest,
Drum es jeder endlich bewenden läßt."

Zu Beginn des neuen Jahres 1782 ward Goethe sogar Ballettmeister, arrangierte das Zauberspiel „Karfunkel und Amor" und die Maskerade „Aufzug des Winters"; aber er war doch so recht von Herzen der alte, lustige Faschingsbruder nicht mehr. Die übeln Finanzen von Weimar gingen ihm zu Herzen, und er sehnte sich ordentlich nach dem Ende des Karnevals: „Noch nie hab ich den Schluss des Carnavals so sehnlich gewünscht als diesmal. Von Morgen an zähl ich eine neue Epoche. Und muß und werde ein neues Leben anfangen." [1] Als der Karneval vorüber war, machte er seine Rundreise zur Auslese der Rekruten und fand zu Hause noch mehr Prosa vor. Zu seinem Schrecken sah er jetzt, daß die Vergnügungen bei Hofe den Wohlstand des Landes und die ganze Finanzwirtschaft untergruben.

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 260.

„Du weißt aber", schrieb er Knebel, „wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Safft aus den Leibern. Und so gehts weiter, und wir habens so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem organisirt beygebracht werden kann." [1]

Er wunderte sich jetzt, daß Hof und Herzog genau zu dem geworden waren, wozu er sie in den ersten Jahren erzogen hatte. Mit Sparen und nationalökonomischen Experimenten suchte er die Sache ins Geleise zu bringen. Er mahnte und warnte, aber ohne Erfolg. Dazu war der Herzog wieder mit der Herzogin entzweit, die sich sehr unglücklich fühlte, daß ihr Gatte, ganz nach Goethes Beispiel, der Gattin eines andern, der gefeierten Gräfin Werthern, sein Herz geschenkt hatte [2].

„Die arme Herzoginn", klagte Goethe, „dauert mich von Grund aus. Auch diesem Übel seh ich keine Hülfe. Könnte sie einen Gegenstand finden der ihr Herz zu sich lenckte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht vor sie. Die Gräfinn ist gewiß liebenswürdig, und gemacht einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzoginn ists auch, nur daß es bey ihr wenn ich so sagen darf immer in der Knospe bleibt." „O du beste! wer kann der Liebe vorschreiben? Den einfachsten und dem grilligsten Dinge in der grillenhafften Zusammensetzung die man Mensch nennt." [3]

Von einer sittlichen Überwindung der „Grillen", von einer ernsten Auffassung der Ehe hatte dieser herzogliche Familienrat kaum eine Vorstellung.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 312. — „Man sprach damals noch nicht von einem ‚sozialen Gewissen'", bemerkt hierzu Bode (Goethes Leben im Garten am Stern [2] 268), „aber an dieser Stelle seiner Seele fühlte Goethe jetzt eine Pein. [Er und sein Freundeskreis: beuteten sie nicht die Gutmütigkeit und Schwäche dieser armen Bauern, Handwerker, Fischer und Holzhauer aus? Lebten sie nicht in Ueppigkeit von dem, was jene Armen sich abkargen mußten?" — In den Briefen an Knebel herrscht im allgemeinen jener Junggesellenhumor vor, der mit Goethes empfindsamen Stimmungen abwechselte. Da ist er oft ganz „glücklich", während er bei Frau v. Stein „unglücklich" ist. Knebel hat das selbst teilweise erklärt, wenn er sagt, daß Goethe sowohl „Held" als „Komödiant" sei (U. Hegner, Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung Joh. Kasp. Lavaters, Leipzig 1836, 134). Dazu ist auch der rasche Wechsel der Gefühle in Rechnung zu ziehen.

[2] „Ihre Briefe an den Landgrafen Christian", berichtet Düntzer (Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz, Dresden 1895, 96), „sind, wie mir Pasqué kurz vor seinem Tode mittheilte, nach Weimar gekommen; er selbst hatte einen Theil derselben gelesen und äußerst schwere Beschuldigungen gefunden, die freilich nicht alle begründet sein werden." — En un mot, schreibt Luise über Carl August während des Krieges in Holland, c'est un mauvais sujet, vous pouvez lui dire cela (Eleonore v. Bojanowski, Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar [2] 216).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 308 f.

Während er dem Herzog obszöne Bilder und Statuen besorgte und ihn über Liebeshändel aller Art unterhielt, klagte er über die „arme" Herzogin, weil sie ihrem Gemahl nicht üppig genug war.

Unterdessen zog Goethe gegen Ende Mai aus seinem Gartenhause in die Stadt, sowohl um näher beim Herzog und bei den Regierungsstuben als auch um näher bei der Frau v. Stein zu sein, welche ihm denn auch bei Einrichtung seiner neuen Wohnung ganz wie eine „Hausfrau" behilflich war und ihm ihren Sohn Fritz als Hausgenossen und Zögling übergab[1]. Am 1. Juni war der Umzug glücklich vollendet; zwei Tage darauf erhielt Goethe das Adelsdiplom, das ihm der Herzog bei Kaiser Joseph II. ausgewirkt hatte. Der Dichter tat sich nicht besonders viel darauf zu gut[2]; er war Realist, und darum lag ihm an der Macht, die er schon zuvor besaß, mehr als an dem Titel, der sie nunmehr dekorierte. Noch nach vielen Jahren hat er Weimar „sansculottisch" genannt[3], und in der Tat ist er, wie die meisten liberalen Emporkömmlinge, nie ein grundsatzfester Aristokrat geworden.

Herr v. Kalb, der 1775 mit ihm gleichzeitig zu einem der höchsten Verwaltungsposten, der Kammerpräsidentschaft, erhoben worden war, hatte mittlerweile schlecht gewirtschaftet. Die Finanzen gingen drunter und drüber. Kalb erhielt im Juni 1782 plötzlich seinen Abschied. „Als Geschäftsmann", so schrieb Goethe, „hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt."[4] Anstatt sich nun nach einem geschulten Finanzmann umzusehen, ernannte der Herzog seinen Freund Goethe zum interimistischen Kammerpräsidenten, das heißt Finanzminister, und Goethe, der eben noch danach geseufzt hatte, sich ganz der Kunst zu widmen, nahm den Posten an.

„Geheimrat von Goethe", berichtet der junge Lyncker, „übernahm das Kammerpräsidium auf kurze Zeit, und es wollte verlauten, als habe Goethe einigen Anlaß an der Entlassung gehabt.

---

[1] Vgl. Ebers und Kahlert, Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn von Stein, Leipzig 1846. — „Im Jahre 1782 miethete Goethe das Haus am Frauenplan, das später sein Eigenthum wurde und heute das Goethe-Nationalmuseum ist. Das Haus hatte viele Reparaturen nöthig, für welche Goethe dem Vermiether jährlich 2 Thaler am Miethpreise abzog. Der Miethpreis betrug 36 Thaler im Jahr. In diesem Jahre 1782 erreichte der Etat die Höhe von 2605 Thaler. Darum beschloß Goethe, sich von den Gesellschaften zurückzuziehen und sparsamer zu wirthschaften. Aber Seidel redete ihm zu, ‚doch ja die Traktemente nicht aufzugeben', die gebrauche er zur Erholung von der Arbeit" (Th. Lessing, Goethe's Haus- und Finanzwirthschaft, in Frankfurter Zeitung 1902, Nr 215, 1. Morgenblatt).

[2] Vgl. seine Verse „Der Dichter im Staatswagen" (Hempel) III 49, und Schöll (Wahle) I 416 f, in denen Goethe den Wunsch ausspricht, das höfische Sechsgespann für einen Pegasusritt hinzugeben.

[3] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller[3] 187.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 16.

„In der Wahrheit beruht aber, daß Calb mancherlei Verschulden hinsichtlich der Kammerverwaltung auf sich geladen, namentlich daß er bei einer Anwesenheit des Herzogs in Allstädt, wo er gleichfalls zugegen war, eine ansehnliche Akquisition von Wiesen zu seinem Gute Calbsrieth gemacht hatte, und zwar, wie man sagte, auf nicht ganz einwandfreie Weise.

„Ebenso wahr ist es aber auch, daß man, obgleich alle diejenigen, welche Goethe nicht gern sahen, wohl geneigt waren, ihm mancherlei zur Last zu legen, doch nicht einen einzigen Fall aufführen kann, wo dieser vorsätzlich irgend jemand geschadet hätte.

„Schrieb man ihm auch einigen Egoismus zu, so mußte man doch jederzeit anerkennen, daß er ihn nicht auf Kosten anderer geübt hatte." [1]

Lyncker ist in seinem Urteil über Goethe nicht unbefangen; er sah hier und bei anderer Gelegenheit seinen Helden wohl allzusehr im Lichte der Verklärung. Seine Mitteilungen sind daher mit einiger Vorsicht aufzunehmen. So viel scheint indes sicher, daß Goethe von Natur aus zu lebensfroh war, um andere vorsätzlich zu benachteiligen. Sein im Grunde sanguinisches Temperament ließ ihn allen Leuten ein gewisses heiteres Wohlwollen entgegenbringen. Erst wenn seine eigenen, freilich oft recht selbstsüchtigen Interessen gefährdet schienen, konnte er zum Choleriker werden.

Goethe wurde nun dem Finanzdepartement durch folgende „klassische" Ordre als Chef und Lehrling zugleich vorgestellt:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unsere Intention dahin, daß, da Wir Unserem geheimen Rath Goethe Gelegenheit, sich mit denen Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet." [2]

Der neue Finanzminister war klug genug, für seine Studien keine Gehaltserhöhung zu verlangen.

---

[1] Marie Scheller, Vom Schreibtisch und aus dem Atelier a. a. O. 7. Heft S. 404.

[2] Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen 4 5.

Drittes Kapitel.

Pegasus im Joch.

(1780—1783.)

Mit der Ernennung zum interimistischen Kammerpräsidenten hatte Goethe den Gipfel des „Weltregiments" erreicht. Hof, Theater, öffentliche Bauten, Wege, Straßen, Bergwerk, Industrie, Polizei, Militär, Schulwesen, Forstwesen, Finanzen — alles war ihm nunmehr untertan. „Es geht mir", scherzte er selbst, „wie dem Treufreund in meinen Vögeln, mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen." Aber er fügte bei: „Diesmal muß mirs nun freylich Ernst und sehr Ernst seyn denn mein Herr Vorgänger hat saubre Arbeit gemacht." [1] Das war keine bloße Phrase; entschlossen schrieb er auf die neue Expeditionsstube sein altes Motto: Hic est aut nusquam quod quaerimus [2], und setzte seine ganze Kraft ein, um die Finanzen des Herzogtums auf einen besseren Fuß zu bringen. Noch eben vor seiner Ernennung hatte er Merck gebeten, ein Kapital, das der Herzogin gehörte, flüssig zu machen, um eine Gemäldesammlung anzulegen. Der Kunstliebhaber opferte aber sofort dem Finanzminister seine Neigungen und beschloß, das Geld nützlicher anzuwenden [3].

Wie alles Neue, so mochte auch das Finanzministerium schon an sich den lebhaften Mann interessieren, der alles selbst sehen, erleben, erfahren wollte. Hier wie in andern Geschäftszweigen hatte er zudem subalterne Kräfte zur Hand, welche die eigentliche mechanische Geschäftsarbeit besorgten und mit deren Hilfe er sich orientieren konnte, um sie dann vollständig in seinen Diensten und nach seinen Ideen arbeiten zu lassen. Aber es blieb für ihn immer noch ein reichliches und mühevolles Arbeitspensum übrig. In zwei Jahren hoffte er jedoch alle Rechnungen und Akten persönlich zu kennen, die ganze Beamtenschaft und alle Verhältnisse zu durchschauen und alle Fäden in seiner Hand zu vereinigen.

Das Ziel wurde erreicht, wenn auch nicht vollständig. So wunderlich seine Poetenlaunen mit fast jedem Tage wechselten, so trocken und prosaisch ihm allmählich das neue Amt auch vorkam, so ging es ein Jahr lang doch recht gut; er konnte am Ostersonntag 1783 an Knebel schreiben: „Meine Finanzsachen gehen besser als ich es mir vorm Jahr dachte. Ich habe Glük und Gedeyhen bey meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsäzen." [4]

Die Geburt eines Erbprinzen, am 3. Februar 1783, hatte eine Wiederannäherung zwischen Herzog und Herzogin herbeigeführt, Hof und Land mit

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 7. [2] Ebd. 16.
[3] Ebd. 8. [4] Ebd. 154.

Freude erfüllt. Herder hielt die Festrede, in der, sogar zu Goethes Verwunderung, kein einziges christliches Motiv angeschlagen war[1]. Doch die frohen Tage zogen rasch vorüber, und wenn man ihre Zahl gegen all die Klagen hält, die er brieflich der Frau v. Stein ausschüttet, so sieht man bald, daß der neue Finanzminister ein geplagter Mann war und im Grunde wenig frohe Stunden hatte.

„Meine Geschäffte gehn stille hin", so schreibt er ihr am 12. September 1782[2], „Zerstreuung hab ich nicht, meine Erholungen selbst sind absichtlich und gebunden." „Ich sehe fast niemand", berichtet er im November an Knebel, „ausser wer mich in Geschäfften zu sprechen hat, ich habe mein politisches und gesellschafftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt (äusserlich versteht sich) und so befinde ich mich am besten." „Meine vielen Arbeiten von denen ich dem Publiko noch einen gröseren Begriff erlaube, entschuldigen mich daß ich zu niemand komme. Abends bin ich bey der Stein und habe nichts verborgenes vor ihr." „Der Herzog hat seine Existenz im Hezen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäffte geht ordentlich, er nimmt einen willigen und leidlichen Theil dran, und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen seyn, pflanzt und reißt aus pp. Die Herzoginn ist stille lebt das Hofleben beyde seh ich selten."[3] Gar sehr vermißte er jetzt seine poetische Garteneinsamkeit. „Ich strich um mein verlassen Häusgen, wie Melusine um das ihrige . . .", klagt er der Frau v. Stein. „Wie viel hab ich verlohren da ich ienen stillen Aufenthalt verlassen muste! Es war der zweyte Faden der mich hielt, iezt hänge ich ganz allein an dir, und Gott sey Danck ist dies der stärckste."[4]

So seufzte er fast von Tag zu Tag, harrte aber anderseits tapfer auf seinem Verwaltungsposten aus.

Die Briefe an Frau v. Stein, sonst schon eine langweilige Tautologie der Liebe, gehen um diese Zeit in ein Moll über, das ganz unausstehlich ist, zumal wenn man bedenkt, daß der Dichter sich selbst die meisten jener Fesseln geschmiedet, unter denen er jammert.

Am 7. April 1783 heißt es: „Es sind schon wieder allerley Geister los die mich umsumsen, am schlimmsten plagt mich der Teufel des Unverstands, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen."[5] Und noch in der Osterwoche, nachdem er eben triumphierend auf sein erstes Finanzjahr zurückgeblickt, entringt sich ihm das Geständnis: „Ich bin wohl. Nur ist es ein sauer Stückgen Brodt, wenn man drauf angenommen ist, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäfft auf und man wird von Noth und Ungeschick der Menschen

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 140. [2] Ebd. 56 f. [3] Ebd. 96 97.
[4] Ebd. 91. [5] Ebd. 147.

immer hin und wieder gezogen.“ [1] Doch vermochte auch jetzt die beharrliche Energie des Ministers diese Schwierigkeiten einigermaßen zu überwinden.

Ein Finanzmann von Fach ist Goethe trotz Fleiß und redlichen Willens, die gewiß aller Anerkennung wert sind, nicht geworden. Obwohl er selbst im allgemeinen von seiner Finanzverwaltung sich recht befriedigt zeigt, erweist sein Brief vom 17. März 1788, daß der Herzog durch ihn auch „manchen Verlust“ hatte [2].

„Die Erfolge, die Goethe gegenüber der Finanzwirtschaft des Herzogs erstritt“, sagt Bielschowsky, „lassen sich vorläufig nur unvollkommen belegen, da nicht sicher ist, wieviel vor Goethes Übernahme der Kammer auf diese abgewälzt wurde. Burkhardt hatte die Güte, mir auf meine Anfrage folgende Ziffern aus den Etats der Schatulle mitzuteilen: 1. Oktober 1776 bis 1. Oktober 1777 Einnahme 25 100 Taler, Ausgabe 25 886; 1781/82: Einnahme 23 791, Ausgabe 26 686; 1782/83: Einnahme 28 217, Ausgabe 30 809; 1783/84: Einnahme 23 798, Ausgabe 24 758; 1784/85: Einnahme 27 186, Ausgabe 33 094. Darnach wirtschaftete der Herzog von vornherein mit Fehlbeträgen. 1781/82 betrug er zirka 3000 Taler. Goethe bewirkte im ersten Jahre seiner Finanzleitung eine Minderung auf 2000 (nach seiner Korrespondenz mit Bertuch muß man annehmen, daß ein noch größerer als im Vorjahr drohte), im zweiten auf 1000. Dagegen schnellt er 1784/85 auf 6000 wieder empor. Die Ursache hiervon waren die großen Reisen, die der Herzog im Herbst 1784 und im Sommer 1785 im Interesse des Fürstenbundes unternahm. Ohne sie hätte das Jahr mit einem Überschuß abgeschlossen. Daraus wird doppelt erklärlich, warum Goethe im Sommer 1785 auf Einschränkung der Hoftafel drang [3] und zur selben Zeit den Seufzer ausstößt: ‚Ich flicke am Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will.‘“ [4]

Herder berichtete am 30. November 1799 dem Weimarer Gymnasialdirektor Böttiger: „Als Goethe noch Kammerpräsident war, arbeitete er dahin, daß dem Herzog ein fester Etat der Ausgaben und Einnahmen vorgelegt und der Herzog dann verpflichtet werden könnte, sich selbst anheischig zu machen, seine Forderungen nie darüber zu erstrecken. Dazu aber hatte der Herzog wenig Lust und dies verleidete Goethen seine Präsidentschaft so sehr, daß er, um die ganze Sache los zu werden, die Reise nach Italien unternahm.“ [5]

---

[1] Ebd. 155. [2] Ebd. VIII 359.

[3] Das ist Goethe um so höher anzurechnen, als dadurch Herr v. Stein veranlaßt wurde, wieder zu Hause zu speisen, was den Dichter in der Vertraulichkeit seines Verkehrs mit Frau v. Stein sehr behindern mußte.

[4] Bielschowsky, Goethe I[21] 513.

[5] K. A. Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen (2 Bde) I, Leipzig 1838, 58.

Die Goethe-Forscher reden an dieser Stelle nur von des Dichters „Uneigennützigkeit", wozu er, wie auch bei sonstigem Lob, selbst den Ton angegeben hat. „Einen Parvenu wie mich", so sagte er später, „konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis 1815 gedient." [1]

Das klingt sehr schön, entspricht aber nicht ganz den Tatsachen. Bei nur einigem Fleiß hätte er aus seinem väterlichen Vermögen und dem Ertrag seiner Schriftstellerei bequem leben können. Beides kam auch jetzt ausschließlich ihm zu gut. Mit seinem Gehalt von erst 1200 und dann 1800 Talern hatte er ein nicht bloß hinreichendes, sondern für Weimar glänzendes Auskommen. Er brauchte nicht zu sparen, um so weniger, als der Herzog ihm freie Wohnung verschaffte und er selbst keine Familie hatte, sondern fast das halbe Jahr bei andern, meist noch bei Hof, zu Gaste war.

Jeden Tag hatte Goethe mehrere Stunden für schriftstellerische Arbeiten und Lieblingsbeschäftigungen frei; er trieb neben seinen Poetereien alle möglichen Wissenschaften und Künste, war ganze Wochen und Monate gar nicht auf seinen Bureaus; ja es stand ganz in seiner Macht, wie früher, unabhängig der schönen Kunst zu leben. Als vernünftiger Mann mußte er einsehen, daß der beste Wille schließlich nicht ausreicht, wo das angeborne Talent nach einer andern Richtung hinweist, er mußte dem Herzog nach Kalbs Entlassung entschieden raten, die Finanzwirtschaft in die Hände eines geschulten und erfahrenen Beamten zu legen, der Personen und Verhältnisse oder wenigstens das Fach kannte[2], nicht aber selbst die erledigte Stelle annehmen.

Das gewagte Experiment rächte sich nicht nur an des Herzogs Kasse, sondern mehr noch an des Dichters Genie, Lebensglück, Gesundheit und ebenso an des Hofes vielgerühmter Geselligkeit und literarischer Entwicklung. Fruchtlos quälte er sich ab, seine geniale Dichterphantasie zu unterdrücken, um ein nüchterner Finanzbeamter zu werden; ebenso erfolglos bemühte er sich, in andern Stunden sich aus dem Aktenstaub seiner Bureaus in poetische Regionen zu erschwingen. Der Pegasus, dem er die Flügel über den Rücken gebunden, ward ein nur sehr mittelmäßiger Karrengaul. Wenn er ihn abends ausschirrte und dichten wollte, dann schienen die Flügel krumm und lahm. Das Fliegen ging nicht; Frau v. Stein mußte das arme Tier streicheln und ihm stets von neuem sagen, daß es doch noch das geliebte Pferd der Musen sei. Aus dem unerquicklichen Gegensatz der zwei feindlichen

[1] Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit Kanzler v. Müller[3] 107.

[2] In dieser Hinsicht hätte der Herzog und das Land sicher weit mehr an H. Merck gehabt; doch ihn wünschte Goethe nicht in Weimar. „Grenzenlose Uneigennützigkeit" war das jedenfalls nicht.

Sphären entwickelte sich nur dürftig ein Galgenhumor, der nicht mehr hinreichte, lebenslustige Farcen zu ersinnen, noch viel weniger, einen ganzen Hof zu erheitern. Das konnte dem Hof nicht entgehen, und Goethe war zu feinfühlig, um es nicht doppelt schwer mitzuempfinden. Er zehrte nur von dem Ruhm früherer Lustigkeit und besserer Zeiten.

Das wertvollste Produkt dieser vier Jahre ist wohl noch die zweite Abteilung der „Briefe aus der Schweiz“ [1], eine lebendige, anschauliche Reisebeschreibung, unter dem unmittelbaren Eindruck großartiger Naturschönheiten zu Papier gebracht, nachher mit Sorgfalt redigiert und abgerundet, zwar noch ein wenig beeinflußt von Rousseaus Naturschwärmerei, aber doch nicht von ihr beherrscht. Von der kleinen Schweiz lernt man daraus allerdings nur ein kleines Stück kennen, die Ufer des Genfer-Sees, das Tal der Rhone und den Gotthard, und zwar nur nach der pittoresken Seite, ohne tieferes Eingehen auf Leben, Sitte und Geschichte der Bewohner; die eingeflochtene Legende des hl. Alexius und die Skizze des Gotthardhospizes ist durch lächerlich-seichte Touristenanmerkungen verdorben. Doch ist die Naturschilderung eine glänzende, sie gehört zu den schönsten Beschreibungen des Hochgebirges, die es gibt, auch in Sprache und Stil ein Muster von Darstellung:

„Chamouni, den 4. Nov.
Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit diesem Blatt Ihnen um so viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; sonst wäre es besser meine Geister ruhen zu lassen. Wir ließen Salenche in einem schönen offnen Thale hinter uns, der Himmel hatte sich während unsrer Mittagrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondere Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen, bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Leichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIX 221—306.

ein breites trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in sehr angenehmes, rundgeschlossenes, flaches Thal, worin das Dörfchen Serves liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsere Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunct änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Scheine eines Johanniswurms am besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Augenblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumstunden, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter in's Thal steigen." [1]

Geringfügig dagegen erscheint das Singspiel „Jery und Bätely", von dem Goethe später behauptete: „Die Gebirgsluft die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbretern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegen treten." [2] Unmittelbar nach Erfindung des Stückes, 1780, urteilte er selbst ganz anders: „Die Scene ist in der Schweiz, es sind aber und bleiben Leute aus meiner Fabrick" [3]; das heißt eine Spröde mit Milcheimern, ein verliebter Poet im Sennenkostüm, ein väterlicher Philister, der sich trotz Alpenluft nicht zu helfen weiß, ein närrischer Soldat, der dem sehr dummen Liebhaber mit einer plumpen Kriegslist zu Hilfe kommt, und dazu ein paar zierliche Liebesliedchen — das ist ungefähr alles. „Es ist eingerichtet", sagt der Verfasser selbst, „daß es sich in der Ferne, bey Licht gut ausnimmt" [4], das heißt auf etwas Singsang und Operetteneffekt berechnet.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XIX 245—247.

[2] Ebd. XXXV 7. Der gute Philister Riemer glaubte ihm das und witterte „Bergquellen- und Mattenduft" darin (Mittheilungen II 111).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 160. [4] Ebd.

Die Moral des Stückes spricht der Soldat (Thomas) zum Schluß recht prosaisch aus, wie denn überhaupt das Singspiel des poetischen Duftes, den man nach Szenerie und Motiv erwarten dürfte, fast ganz entbehrt.

„Thomas (tritt in die Mitte).

Ein Quodlibet wer hört es gern
Der horch' und halte Stand.
Die Klugen alle sind so fern,
Der Thor ist bei der Hand.

Das sag' ich, gute Nachbarsleut,
Nicht alles sprech' ich aus.

(Thomas nimmt einen Knaben bei der Hand und zieht ihn auf dem Theater weiter vor, thut vertraulich mit ihm und singt.)

Er falle, wenn er jemals freit,
Nicht mit der Thür in's Haus.

(Thomas fährt in Prosa fort zu dem Knaben zu sprechen: Nun wie hieß es? so was mußt du gleich auswendig können.)

Der Knabe.

Nicht fallet, wenn ihr jemals freit,
Grob mit der Thür ins Haus.

Thomas.

Schön, und das merke dir,
Freist du einmal!
Das ist der Kern des Stücks,
Ist die Moral.

Thomas und der Knabe (zu zwei).

Und fallet, wenn ihr selber freit,
Nicht mit der Thür ins Haus!“ [1]

Als Goethe im Sommer 1780 wieder etwas Neues für die Liebhaberbühne liefern sollte, griff er zu Aristophanes und suchte einen Teil der „Vögel“ mit Anspielungen auf die Gegenwart zu verdeutschen [2]. Der Witz wurde so gelehrt, daß man heute einen doppelten Kommentar braucht, um ihn zu verstehen, einen für die griechischen, einen für die weimarischen Bestandteile. Die Vergleichung der beiden Elemente fällt, sowohl was Erfindung und Geist als was Form und Sprache betrifft, entschieden zu Gunsten des griechischen Dichters aus. Für den Weimarer Hof aber lag der Hauptwitz

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XII 37 f.
[2] Ebd. XVII 75—115.

in den närrischen Vogelmasken, die jedermann verstand, und in Personalien, auf welche dieselben ergötzlich bezogen wurden[1].

Im Jahre 1781 verfaßte der Dichter Texte zu ein paar Maskenzügen, die sich zur Abwechslung an den Nordpol verirrten: „Ein Zug Lappländer" und „Aufzug des Winters". Dieser hofdämlichen Maskenpoesie folgten 1782 „Die weiblichen Tugenden", der „Aufzug der vier Weltalter"[2] und das pantomimische Ballett „Die Entführung"[3]. Im Sommer schrieb Goethe rasch ein paar Szenen dahin, um an der Ilm von der schönen Corona Schröter seinen „Erlkönig" und ein paar Gedichte von Herder singen zu lassen. Man war höflich genug, dies für ein Singspiel hinzunehmen, und so kam das kleine poetische Erzeugnis denn auch glücklich als „Die Fischerin"[4] in die gesammelten Werke.

Unter den eingestreuten Gedichten ist wohl das beste jene Ballade vom Wassermann, welcher ein altes Volkslied zugrunde liegt.

„‚O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?'
Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein;
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band sein Pferd an die Kirchenthür,
Er ging um die Kirch' dreimal und vier.
Der Wassermann in die Kirch' ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Priester eben stand vor'm Altar:
‚Was kommt für ein blanker Ritter dar?'
Das schöne Mädchen lacht in sich:
‚O wär' der blanke Ritter für mich!'
Er trat über einen Stuhl und zwei:
‚O Mädchen, gib mir Wort und Treu!'
Er trat über Stühle drei und vier:
‚O schönes Mädchen, zieh mit mir.'
Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
‚Hier hast du meine Treu, ich folg' dir leicht.'
Sie gingen hinaus mit Hochzeitschaar,
Sie tanzten freudig und ohne Gefahr.

---

[1] H. Köpert, Ueber Goethe's „Vögel", Berlin 1874.

[2] Vgl. die „Maskenzüge" (Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 185 ff). „Was gebe ich Ihnen von hier Neues?" so heißt es in einem Brief vom 6. Februar 1782, „Gelehrtes — wirklich nicht, denn daß uns Göthe neulich ein Schauspiel ohne Namen gab, mehr pantomimirt, mehr getanzt, gezaubert und maschinirt, als gesungen und gesprochen, ... ist nichts Interessantes" (A. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit, Leipzig 1855, 40).

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. XVI 444—452. [4] Ebd. XII 87—115.

Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.
‚Halt, schönes Mädchen, das Roß mir hier!
Das niedlichste Schiffchen bring ich dir.‘
Und als sie kamen auf den weißen Sand,
Da kehrten sich alle Schiffe zu Land;
Und als sie kamen auf den Sund,
Das schöne Mädchen sank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande sie,
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.
Ich rath' euch Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann.“ [1]

Während der Wintersaison 1783 fand man es vorteilhafter, anstatt Stücke zu schreiben, zu memorieren und einzuüben, sich artig zu maskieren und zu tanzen. Carl August eröffnete die bisher nur den Hofkreisen zugänglichen Redouten für das große Publikum und übernahm selbst die Kosten der Musik, während die Herzogin-Mutter die Kosten der Heizung mütterlich mit ihm teilte. Der gewöhnlichsten Faschingsunterhaltung wurden noch großartige Titel beigelegt. So hieß eine Redoute am 14. Februar: „Das Opfer im Hayn der Geister“, und es wurde darin dem kürzlich geborenen Erbprinzen von Goethe „das Horoskop der Elementargeister“ gestellt. Doch Schneider und Putzmacherin verdrängten immer mehr die neun Musen, und am 13. März vereinigten sich die Väter der deutschen Literatur sogar dazu, ihre schönen Verkleidungen unter freiem Himmel von allen Neugierigen in Stadt und Land und vorab von der lieben Jugend bewundern zu lassen [2].

Den Zug eröffnete ein Trupp türkischer Reiter mit Roßschweif und Fahnen. Darauf erschien der Landesfürst, Herzog Carl August, an der Spitze seines Korps, mit einer Weste von drap d'argent und mit einem mit Hermelin besetzten Dolman von drap d'or. Die Pferde strahlten in reichstem Schmuck. Fackelträger und Janitscharen begleiteten den Fürsten, ein Wagen mit Trompetern und Paukern folgte ihm. In mittelalterlicher Tracht zeigte sich dann der Herr v. Schardt als „Karneval“ mit Pierrot (Herrn v. Einsiedel), Scapin (Major v. Fritsch) und Polichinell (Herrn v. Seckendorff), den noch eine ganze Schar von Polichinellen, weiß und rot, umgab. Auf einem mit Eisbärfell behangenen Pferde folgte sodann der Winter (Oberstallmeister v. Stein) mit einem Gefolge von Fackelträgern, Hermelinfängern, grönländischen Bauern und Lappländern. Dann ließen sich zwei „Ritter“ sehen, der eine, Graf v. Werthern [3], in niederländischer Kleidung, der andere, Goethe,

[1] Ebd. 99 f.

[2] Vgl. das genaue Programm des Zuges bei Keil, Corona Schröter 244.

[3] Im Programm heißt es „Herr Preuß. Staats- und Kriegs-Minister Graf und Herr von Werthern, und Herr Geheime-Rath v. Goethe“.

in altdeutscher Tracht von weißem Atlas mit rotem Purpurmantel, mit einem Gefolge von Knaben in weißem und gelbem Kostüm. Die nächsten im Zuge waren: ein geharnischter Ritter (v. Grote) mit Reisigen und Wappenträgern, ein Bergmann (v. Lichtenberg), ein Berggeist (Geheimrat v. Schardt), zwei polnische Pferdejuden (Baron v. Werther und Kammerjunker v. Staff), dann eine ganze Bauernhochzeit mit ihrem Hausrat und den Dorfmusikanten (ebenfalls durch lauter Herren „von" repräsentiert), Sancho Pansa (Hofjunker v. Lyncker), Don Quijote (Kammerherr v. Wedel) mit spanischen Bauern. Auf den Ritter von der traurigen Gestalt folgte die „Zeit" (Hauptmann v. Castrop) mit den flüchtigen Horen, dann ein Wagen mit der Stube des Malade imaginaire (Kammerjunker v. Hendrich). Um den Unglücklichen waren sein Arzt (Kammerherr v. Staff), der Apotheker (v. Stein), der Notar (v. Arnswalde), zwei Hanswurste (v. Fritsch und v. Lyncker) — und zwei Mönche durften auch nicht fehlen: das waren die Kammerherren v. Witzleben und v. Stubenvoll. Der halb feierliche halb närrische Geckenzug, 139 Mann stark, darunter 89 zu Pferde, defilierte durch alle Straßen der Stadt und kam zuletzt zu dem Platz vor dem Fürstenhause zurück, wo Herzogin Luise auf dem Balkon erschien. Carl August ließ seinen prächtigen Schimmel vor ihr steigen, und jeder der Anführer stellte ihr dann der Reihe nach seine Leute vor[1].

Trotz aller guten Vorsätze, sparsamer zu sein, entschloß sich der Hof nunmehr, auf die Leiden und Freuden des Liebhabertheaters zu verzichten, und unterhandelte noch in diesem Jahre mit dem Schauspieler Belluomo und dessen Truppe, welche dann auch an Stelle der Hoheiten und Exzellenzen das Weimarer Theater übernahm[2].

---

[1] Nach den „Erinnerungen eines Hofmannes" (Aus Weimars großer Zeit, in Allgemeine Konservative Monatsschrift, 52. Jahrg., III 608) fand dieser Zug im Herbst statt. „Die Gesellschaft, welche den eingebildeten Kranken umgab, bestand, den Herrn von Hendrich ausgenommen, aus lauter Oberforstmeistern; diese hatten etwas viel Wein zur Stärkung des Patienten, sowie zu ihrer eigenen verbraucht, was dann bei dem Hoffeste, welches dem Aufzuge folgte, zu mancher lächerlichen Scene Veranlassung gab."

[2] Über die Opera buffo, „die schon seit geraumer Zeit mit großem Beifall und heute daß letzte mal von 2 Italienern in ihrer Sprache vor gnädigster Herrschaft aufgeführt wurde", berichtet Rinck unterm 5. November 1783: „Mit dem Ganzen war ich nicht wol zufrieden. Es kamen Zotten und Läppereien vor, die sehr unanständig waren und doch das herzlichste Beifall-Gelächter erregten, z. E. der Italiener machte einen Hans Wurst, ging mit den Posterioribus gegen das Frauenzimmer, stieß sie so weg, dann sprach er recht läppisch durch die Nase. Der Geschmack muß hier nicht gar fein sein — wer sollte es glauben, wo Göthe und Wieland wohnt, durch solche Streiche auf dem Theater belustiget zu werden" (M. Geyer, Chr. Fr. Rinck, Studienreise 1783/84, Altenburg 1897, 65 f).

Damit fiel für Goethe die letzte Anregung zu dramatischen Dichtungen und zugleich die günstigste Gelegenheit weg, sich humoristisch zu zerstreuen.

Schon 1780 hatte er angefangen, seine melancholischen Anwandlungen mit den Leiden Tassos zu vergleichen und sich selbst in dem Bilde dieses Dichters tragisch zu verherrlichen. Allein die Prosa des Lebens lastete zu schwer auf ihm und die Lage war objektiv zu närrisch, als daß er in eine fruchtbare tragische Stimmung hätte gelangen können. Ebenso vergeblich bemühte er sich, im „Elpenor" ein neues antikisierendes Drama zu gestalten. Auch der leichtfüßige „Egmont" hielt das Bureauleben nicht aus. Einige Szenen erinnern zwar heute noch an den weimarischen Minister; aber die Klärchengeschichte wollte nicht voran, weil Klärchen zu alt geworden war, und der Aufstand der vereinigten Niederlande kam dem Bureauchef nicht mehr gelegen, der bei seinen Leuten auf Ruhe, Ordnung, Ernst und Subordination dringen mußte. Von „Faust" und andern Projekten war nicht mehr die Rede. Der Dichter, der früher den „Werther" in einigen Monaten geschaffen hatte, rechnete es sich jetzt schon zum Glück, wenn es ihm gelang, nach langen prosaischen Wochen wieder um ein paar Kapitelchen in seinem „Wilhelm Meister" voranzukommen, von dem im November 1783 das vierte Buch endlich fertig ward — um noch dreizehn Jahre auf die letzte Redaktion zu warten[1]. Biographisch kann dieser Roman nur als ein trauriges Dokument betrachtet werden. Denn die leichtfertigsten Liebesgeschichten nicht etwa wie die alten Romanciers als Phantasiespiele, sondern als eine „ästhetisch-sittliche Bildungsschule" darzustellen und dieses heikle Thema in vertraulichem Geplauder mit der Frau eines andern durchzusprechen, verrät wenig sittliches Zartgefühl. Die schöne Sprache entschädigt nicht für den unwürdigen und verderblichen Inhalt[2], und die ermüdende Breite ganzer Partien widerlegt an sich schon die vielverbreitete Ansicht, als ob die „Liebe" Charlottens seinem Dichtertalent fördernd zu statten gekommen sei.

Selbst die Sammlung seiner kleineren Gedichte mehrte sich kaum. „Meine Göttin", „Erlkönig", „Das Göttliche", „Auf Miedings Tod", „Ilmenau" sind fast die einzigen aus den Jahren 1780 bis 1784, die einen größeren

---

[1] Erst im Juni 1796 ward er vollendet. Es ist deshalb hier nicht der Ort, den Roman zu besprechen. Eine Menge von Zügen und Beobachtungen darin rührt indes jedenfalls aus dieser Zeit her.

[2] Abgesehen von den direkt unsittlichen Situationen, die auch Herder verurteilte, hat der Roman schon dadurch äußerst verderblich gewirkt, daß er den Helden zu Frauen in die Schule schickt, während der Charakter eines Jünglings, auch eines Künstlers, doch nur unter dem Einfluß von Männern zu echter Kraft und Tüchtigkeit heranreifen kann. Vgl. J. M. Raich, Dorothea von Schlegel I, Mainz 1881, 141, über die „Verziehung" A. W. v. Schlegels.

Dichter verraten. Die andern sind höchstens Stimmungsbildchen, Gelegenheitsverse, kleine Komplimente oder Seufzer an die Frau v. Stein[1].

Das Göttliche.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche:
Er unterscheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Bösen strafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen![2]

Vergeblich gründete die Herzogin Anna Amalia im Sommer 1781 das sog. Tiefurter Journal, eine belletristische Zeitung, zu der sich alle Schöngeister des Musenhofes vereinigen sollten, um das poetische Leben in neuen Schwung zu bringen. Schreibselige Herren und Damen von geringerem Talent waren gleich bei der Hand, ihre Geistreichigkeit in diesem bloß durch Schrift vervielfältigten Journal vor dem Hofe leuchten zu lassen. Doch

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 167 f; II 58—60 83—85 141—147.
[2] Ebd. 83—85.

Goethes Beiträge flossen nur spärlich. Es ist mehr sein Name als seine eigentliche Tätigkeit, welche diesem höfischen Zeitvertreib einige literarische Berühmtheit verschafft hat[1]. Da stellt doch die Einsiedler Zeitung der Romantiker ein ganz anderes Kapital von Witz, Poesie und Laune dar![2]

Durch seinen Mangel an gutem Humor, Stimmung und Schwung der Seele in seiner Produktivität gehemmt, außer stande, das literarische Interesse des Hofes lebendig zu erhalten, suchte Goethe seinen Trost und seine Freude fast ausschließlich bei der Frau v. Stein[3]. Es ist jedoch leicht begreiflich, daß er in diesem Verhältnis weder wahren Trost noch innere Befriedigung, weder Mut noch Stärke in seinen Seelenleiden fand, ja diese nur verschärfte und unerträglicher machte. Wie von einem unruhigen Dämon gehetzt, seiner Liebe nie gewiß, glaubte er täglich sie derselben aufs neue versichern zu müssen, schickte ihr täglich Geschenke zum Ansehen, Riechen, Nippen, erklärte sie zu seiner Schwester, Mutter und Frau, wand sich wie „ein dummer Junge" zu ihren Füßen, seufzte wie ein unglücklicher Liebhaber zu ihr empor und rang der angeblichen „Schwester" jene Familiarität ab, welche sie als mütterliche Erzieherin oder als spröde Geliebte versagte.

„Wenn ich heimlich mit mir nicht zufrieden bin, so sind Sie wie die ehrne Schlange zu der ich mich aus meinen Sünd und Fehlern aufrichte und gesund werde", so schreibt er ihr; aber bald darauf seufzte er: „Mir mögten manchmal die Knie zusammenbrechen so schweer wird das Kreuz das man fast ganz allein trägt." — „Eine Liebe und Vertrauen ohne Gränzen ist mir zur Gewohnheit worden", versichert er sie in künstlichem Pathos, und drei Sätze später gesteht er: „Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerck ohne Rast." „Daß Lingen", der Hofdame Karoline v. Ilten, „neulich meine Trauben süs schmeckten", so sagt er tändelnd, „ist kein Wunder,

---

[1] Vgl. E. von der Hellen, Das Journal von Tiefurt. Mit einer Einleitung von B. Suphan, Weimar 1892. Vgl. Das Tiefurter Journal von C. A. H. Burkhardt in Grenzboten 1871 III 281 ff. (Die vollständigste Ausgabe dieses interessanten Zeitdokuments findet sich in der Bibliothek des Priesterseminars zu Mainz.) Der Aufruf zur Beteiligung an dem Unternehmen ist vom 15. August 1781 datiert. Die Redaktion besorgte der Kammerherr Hildebrand v. Einsiedel. Das Journal wurde von sechs Kopisten in elf Exemplaren geschrieben und dann wie eine Zeitung versandt, nicht erst vorgelesen. Das Kopieren kostete die Herzogin-Mutter 169 Tlr, 23 Gr. Von 1781 bis 1784 wurden 49 Nummern geschrieben, dann war auch diese Spielerei wieder außer Mode. Goethe beteiligte sich mit einigen Gedichten, die er schon in der Mappe hatte, und mit ein paar neuen Beiträgen. Merck gab zu dem Unternehmen wohl die beste Kritik, indem er einen Beitrag mit dem Titel lieferte: „Wie eine unoccupirte Gesellschaft für Langeweile zu verwahren sei."

[2] J. B. Diel (Kreiten), Clemens Brentano I, Freiburg 1877, 233.

[3] Vgl. Goedeke, Goethe's Leben und Schriften 200 ff. Er allein von den Biographen hat gewagt, diese „Unbefriedigung" deutlich und unverschleiert zu zeichnen.

sie sind durch dreyer Verliebten Hände gegangen eh sie zu ihrem Munde kamen"; ein paar Tage drauf vergleicht er sich mit dem leidenden Erlöser am Kreuze: „Ich weis nicht warum, aber mir scheint Sie haben mir noch nicht verziehen. Ob ich Vergebung verdiene weis ich nicht, Mitleiden gewiss. So gehts aber dem der still vor sich leidet, und durch Klagen weder die seinigen ängstigen noch sich erweichen mag, wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli, lama asabthani (!) ruft, spricht das Volck, du hast andern geholfen hilf dir selber, und die besten übersezzens falsch und glauben er rufe dem Elias." [1]

Dann kommen wieder Pasteten und Braten und Feldhuhn, ein Strauß mit himmelfarbenem Band, und Frankfurter Marzipan und Schweinsköpfchen und Schweinsrücken und Spiegelkarpfen, und Brottribut und ein Nachtwestchen und anderes, was die Liebe warm erhält. Erst nach längerer Zeit ließ sich Frau v. Stein endlich ständig auf das vertrauliche „Du" ein.

„Meine Seele ist fest an die deine angewachsen", versichert er sie jetzt [2], „ich mag keine Worte machen, du weißt daß ich von dir unzertrennlich bin und daß weder hohes noch tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich dir auch sichtlich und gesezlich zu eigen machte, wie werth sollte es mir seyn. Und mein Noviziat [3] war doch lang genug um sich zu bedencken. Adieu. Ich kan nicht mehr Sie schreiben wie ich eine ganze Zeit nicht du sagen konnte." „Noch etwas von meiner Reiseandacht. — Die Juden haben Schnüre mit denen sie die Arme beym Gebet umwickeln, so wickle ich dein holdes Band um den Arm wenn ich an dich mein Gebet richte, und deiner Güte Weisheit, Mäsigkeit und Geduld theilhafft zu werden wünsche. Ich bitte dich fusfällig vollende dein Werck, mache mich recht gut! du kannst's, nicht nur wenn du mich liebst, sondern deine Gewalt wird unendlich vermehrt wenn du glaubst daß ich dich liebe!"

Es steht unanfechtbar fest, daß Goethe von 1781 an mit der Frau v. Stein so vertraulich wie mit einer Gattin verkehrte, in all ihre Herzens- und Familienverhältnisse eingeweiht war und sie fast ausnahmslos an seinem ganzen inneren und äußeren Leben Anteil nehmen ließ. Sie hütete zu großem Teil seine Künstler- und Dichtermappe, kannte alle seine Gedichte, Zeichnungen, Pläne, Entwürfe, Arbeiten aller Art; bei ihr sprach er sich so vertraulich wie bei einer Gattin über die herzogliche Familie und den ganzen

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 230 245 323 326.

[2] Ebd. V 80 f.

[3] Düntzer (Charlotte von Stein und Corona Schröter 212) bezieht diesen Ausdruck auf ein „Gelübde" der Jungfräulichkeit!! auf ein „Sacrament der Heiligung seiner Liebe"!! Das paßt ganz zu seiner „Mystik" und zu der Agape mit „Schwartenmagen" und Bratwurst.

Hof, über die geheimsten ihm anvertrauten Geschäfte und Sendungen aus, ihr gab er Rechenschaft über Appetit und Schlaf, die kleinsten Eigenheiten, die tägliche Stimmung, die innersten Leiden und Freuden, an sie richtete er seine offensten Herzensergüsse: an allen seinen Studien und Arbeiten mußte sie Anteil nehmen. Mit ihr zeichnete und dichtete, modellierte und schnitzte er; mit ihr trieb er Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, Anatomie und Meteorologie. Mit ihr machte er mikroskopische Untersuchungen und physikalische Experimente. Ihr teilte er alle seine gelegentliche Lektüre mit. Spinoza und Saint-Martin, Lavater und Rousseau, Reisebeschreibungen und Tagesbroschüren — alles was er las, mußte auch sie lesen. Über Theater, Literatur, Politik und Leben hatten sie ihr gemeinsames Forum: ganz Weimar mußte da Revue passieren. Die beiden zusammen wußten mehr als Herzog und Herzogin, Herder und Karoline, Wieland und seine Frau — sie waren das „interessanteste" Paar in ganz Weimar. Eine förmliche Ehe hätte keine größere Vertraulichkeit herbeiführen können.

Um das Verhältnis noch familiärer zu gestalten, nahm Goethe den einen Sohn Charlottens, Fritz, zu sich, unterrichtete und erzog ihn nach Rousseaus Grundsätzen, ward sogar sein Schreiblehrer, tummelte sich mit ihm und seinen Gespielen herum und führte ihn auf Reisen mit. Aus den verschiedensten Zügen dieser wunderlichen Liebschaft mit der Frau eines andern und eines fast weiblichen Interesses für Kinder sieht man genugsam, wie ihn sein Naturell nahezu unwiderstehlich zur Gründung eines eigenen Familienlebens hindrängte und wie elend er sich fühlen mußte, nur das unberechtigte Anhängsel einer fremden Familie zu sein. Ist auch der Ton seiner Korrespondenz von 1781 an etwas ruhiger als früher, so ist doch immer noch von „Unarten", „bösen Geistern" und dergleichen die Rede.

Die jugendliche Kraftfülle früherer Jahre verkümmerte unter dem Pantoffel der mattherzigen Sirene, an deren Teekessel „Glaube", Unglaube und Aberglaube sich zum empfindsamen Bunde vereinigten. Denn am Sonntage ging sie wohl in die Predigt und am Montag ließ sie sich Spinoza erklären. Sie und Goethe fabelten ewig von sittlicher Reinigung und hatten nicht so viel sittliche Kraft, die einfachsten Gebote des natürlichen Sittengesetzes zu beobachten.

Unter ihrem Einfluß verlor zwar Goethe seine dichterische Begabung nicht, aber geschädigt und auf Jahre hinaus fast lahmgelegt wurde diese doch, und sein Titanentrotz schwächte sich zu jener seichten Allerweltsreligiosität ab, die mit religiösen Gefühlchen wie mit Frauenempfindungen tändelt, jedes verbindliche Dogma in unverbindliche Stimmungen auflöst, die großen Fragen der Menschheit teilnahmslos umgeht, über einem Kuß die ganze Welt vergißt und die unwürdigsten Liebeleien mit den Namen von Religion, Pflicht, Liebe, Dankbarkeit, Menschenliebe bemäntelt.

Goethe ward vollständig der Sklave eines Weibes, und darum auch kleinlich, launisch, weichlich, empfindlich — wie dieses Weib. Es ist eine Schmach für das deutsche Volk und ein unsäglicher Schaden für die deutsche Jugend, daß dieses traurige Verhältnis zu einem der Glanzmomente in der Mythologie des Goethe-Kultus emporgedichtet worden ist. Welche Begriffe von geistiger Bildung muß eine Jugend bekommen, der ein Grimm emphatisch versichert: „In dieser Atmosphäre sehen wir unter Frau v. Steins Teilnahme die Dichtungen langsam wachsen, die als sicherer Gewinn dieser zehn Jahre dastehen und die das Höchste sind, was die deutsche Literatur an Dichtungen besitzt"![1] — eine Jugend, die aus Bielschowskys Munde hört: „Wenn sie ihm bisher die beruhigende und klärende Beichtigerin war, so wird sie ihm jetzt eine Gottheit, die seine ganze Existenz durchsüßt und emporhebt, die alles Gute, Große und Schöne, was in ihm liegt, erschließt oder reicher und fruchtbarer quellen macht."[2] Welche Begriffe von Liebe und Ehe muß eine Jugend erhalten, der ein Düntzer diese unglückliche Frau mit dem Wunsche vorstellen darf: „Möge sie in dem Andenken der Nachwelt unter den edeln Seelen glänzen, deren Leben reine Liebe war und die, unter manchen Leiden sich selbst treu, Andern zum Segen wurden"![3]

Wie diese „freiern" Anschauungen von Ehe und Liebe in Weimar selbst wirkten, sieht man an dem Beispiel des Prinzen Constantin[4]. Um diesen armen Prinzen von seiner unglücklichen Liebe zu Fräulein v. Ilten zu heilen, schickten ihn Goethe und der Herzog 1781 mit dem Hofrat Albrecht, einem Stiefsohn Jerusalems, Mathematiker von Fach, auf Reisen. Allein wie Goethe fand der 23jährige Prinz die Mathematik weniger interessant als die Frauen, vertauschte in Paris seinen gelehrten Mentor mit einer französischen Konkubine, Madame Darsaincourt, und ging mit dieser nach London durch. Als er ihrer hier nach Jahresfrist überdrüssig wurde, schickte er sie nach Weimar. Hier erklärte sie, daß ihr Verhältnis zum Prinzen Folgen gehabt und bat um ehrenvolle Aufnahme und Behandlung. „Wir schickten Göthen an sie", schreibt Carl August am 28. Februar 1783 an Albrecht, der im Ausland geblieben war, „ihr auf das Glimpflichste begreiflich zu machen, daß wir sie nicht sehen könnten, noch würden, und daß wir wünschten, sie möchte sich an einen andern Ort begeben; darauf ging sie sogleich nach Jena, wo man ihr ein Quartier bey Paulsen (Bankier und

---

[1] Goethe-Vorlesungen I[7] 306. [2] Goethe I[21] 307.

[3] Charlotte von Stein I 5. — Vgl. W. Bode, Amalie, Herzogin von Weimar II[2] 13—17.

[4] Ziemlich ausführlich erzählt Düntzer diese „mystische" Geschichte: Goethe und Karl August I (1861) 168 173 ff. In seinem andern Werk (Charlotte von Stein I 200) nennt er sie eine „dumme" Geschichte. Ja, dumm!

Commercienrath) bestellt hatte."[1] Von da wurde sie zum Oberförster nach Tannroda gebracht, um ihre Niederkunft abzuwarten[2]. Ein paar Monate später, im Mai, kam dann der Prinz mit einer neuen Geliebten, einer Engländerin, auf das Festland zurück und wollte diese ganz unverfroren mit nach Weimar bringen. Aber nun hatten Goethe und der Hof Bedenken; die Engländerin mußte an der Grenze bleiben, der Prinz wurde in Wilhelmstal interniert, wohin dann Goethe selbst ging, um „die Knoten in seinem Wesen" nach und nach zu lösen. Die Darsaincourt ließ er durch seinen eigenen Kammerdiener nach Frankreich schaffen. Der Prinz wurde in ein kursächsisches Regiment gesteckt.

„Es läßt sich nicht armseeliger dencken", meinte Goethe selber, als so „die Knoten" endlich gelöst waren[3].

Viertes Kapitel.

Der Fürstenbund. Trennung von Herzog und Minister.

(1783—1785.)

Während man in Weimar Theater spielte und Duodezpolitik trieb, hatte der große Oheim in Berlin wacker an der Weltgeschichte weitergearbeitet. Sämtliche Großmächte mußten mit dem kleinen Militärstaat Preußen rechnen, den er durch seine Annexionen von zweieinhalb Millionen Einwohnern bereits auf sechs Millionen gebracht hatte. Als Joseph II. es versuchte, sich durch Ankauf eines Teiles von Bayern für das verlorene Schlesien zu entschädigen, veranlaßte Friedrich den Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken zu entschiedenem Protest, trat als Anwalt der bedrohten Reichsverfassung an seine Seite und rückte mit 80000 Mann in Böhmen ein. Maria Theresia hatte wenig Lust am Kriege. Freudig nahm sie die Vermittlung der Kaiserin Katharina von Rußland an, durch welche 1779 der Teschener Friede zu stande kam. Österreich bekam die 50 Quadratmeilen des sog. Innviertels und entsagte dafür all den Ansprüchen auf Bayern, welche die Juristen soeben noch haarscharf ins Lange und Breite bewiesen hatten. Im November des folgenden Jahres starb die Kaiserin, und ihr Sohn Joseph sah endlich seinen heißesten Wunsch erfüllt, in die innere Politik seiner Erblande eingreifen und Österreich zu einem bureaukratischen Idealstaate umbilden zu können. Statt Preußen weiter zu bekämpfen, machte er Front gegen den Papst und strebte nichts Geringeres an, als die katholische Kirche in Österreich gänzlich vom Apostolischen Stuhle loszureißen und als untergeordnetes

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 439 (Lesarten). Vgl. Schöll (Wahle) II 516.
[2] Bode, Amalie, Herzogin von Weimar II[2] 15.
[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 172.

Kultusinstitut seinem Ministerium zu unterwerfen. Die religiösen Orden sollten beseitigt, die Bischöfe und der Säkularklerus in ein gefügiges Beamtenheer verwandelt werden. Eine unbegreifliche Verblendung hatte sich des sonst gutmütigen, wohlmeinenden Kaisers bemächtigt. Hastig erließ er ein Dekret ums andere, erst um das Ordensleben von allen Seiten einzuschnüren, dann es zu zerstören. Ebenso große Eile hatte er, den Säkularklerus im Sinn seines Polizeistaates zu „reformieren", und eine ansehnliche theologische Dienerschaft, Kardinal Herzan an der Spitze, bot die Hand zum Werke.

Die „Reform" ging denn auch im Sturmschritt weiter. Joseph forderte eine neue Diözeseneinteilung, nahm eigenmächtige Bischofsernennungen vor, hob Klöster auf, riß Kirchengut an sich, griff in die Ehegesetzgebung der Kirche ein, warf Gregor VII. und den hl. Benno aus dem Brevier, die Nachtmahlbulle und die Bulle Unigenitus aus den kirchenrechtlichen Sammlungen, verbot den Besuch des deutschen Kollegs in Rom, normierte den Gottesdienst, maßregelte Pfarrer und Küster und eröffnete durch sein Toleranzedikt dem Protestantismus Tür und Tor[1].

Papst Pius VI. reiste nun selbst nach Wien, um den jungen Monarchen in seinem verhängnisvollen Streben aufzuhalten und das katholische Österreich zu retten. Viel erreichte auch er nicht. So rücksichtslos mischte sich Joseph in die inneren Angelegenheiten der Kirche und in die Sachen des Gewissens, so revolutionär vergriff er sich an der bestehenden Ordnung der Dinge, daß seine Maßregeln selbst dem jungen Herzog Carl August bedenklich erschienen.

„Die Handlungen des Kayſers", schrieb dieser an Merck[2], „können aus vielerley Augenpunkten angesehn werden. Sie haben sehr viel Aehnliches von Meisterzügen, bezeugen eine große Kenntniß — nicht der Menschen — aber doch der innern Staatsumstände, und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und quod probe notandum — ablaufen wird, das laß ich dahingestellt seyn. Ein bischen brutal und vornehm scheint mirs mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu seyn. Es lautet mir immer etwas wie ein Frey-Corpsdicton: ‚der Teufel hol die Pfaffen', oder wie ein philosophischer Begriff, daß niemand Unnützes im Staate leben solle (beides klingt an table d'hôte nicht übel). Mit den sogenannten unnützen Mäulern ists aber ein besonder Ding; man glaubt zwar von Herrschafts wegen, daß alles unnütz seye, was nicht hacke und grabe und nicht effective die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanz-

[1] J. B. v. Weiß, Weltgeschichte XIII[4], Graz und Leipzig 1899, 296—305 309 ff.

[2] Wagner, Briefe an und von Merck 189 f.

übersicht vielen Respect, aber mir dünket doch, daß — verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns — die großen Herrn, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faullenzen und Nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus Langerweile thätig sind, übel dabey wegkämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt und wie diese jetzt von den Großen, so jene von Gott als Sachen angesehn werden, welche eines Besitzthums und Existenz-unfähig wären. Es möchte wohl alsdenn etwas willkürlich mit ihnen verfahren, sie von allen weltlichen Bedienungen und Geschäften ausgeschlossen und bloß zum Beten angehalten werden. — Was die Berechnung der theuren Fastenspeisen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so vor mich sorgte. Denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche vor meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beytragen müßte."

Friedrich II. sah lächelnd den Totengräberarbeiten zu, durch welche der aufgeklärte Kaiser die Beerdigung des alten Reiches vorbereitete. So frivol ungläubig er war, so herzlich verachtete er die übrigen Monarchen Europas, unter deren Zepter die seichte Aufklärung der Zeit emporgeblüht war, die sämtlich unter dem Pantoffel ihrer Minister standen, von denen keiner selbst zu regieren wußte.

„Großer Gott!" ruft er in einem Briefe aus, „von was für Wesen hängt das Loos der unglücklichen Sterblichen ab! Ein König von Frankreich, der keine Idee von den Interessen seines Reiches hat, ein König von Spanien verrückt, eine Königin von Portugal ihrem Beichtvater unterworfen, ein König von England, den Bute am Gängelband führt, ein König von Neapel, würdig des Narrenhauses, eine Czarin, ebenso hochmütig gegen Europa, als gemein und niedrig gegen ihre Buhlen." [1]

Der Papst war in den Augen des kriegerischen Realpolitikers nur ein ohnmächtiger Priester; der Kampf des Kaisers gegen Rom kam ihm wie eine drollige Don-Quijoterie vor.

„Der Papst ist in Rom" [2], sagt er in einem Schreiben an seinen Neffen in Braunschweig, „der Kaiser und der Fürst Kaunitz sind darüber außerordentlich in Verlegenheit; der Heilige Vater will diesen widerspenstigen Sohn beugen und wenn es nicht gelingt, ihn durch den Arm eines ökumenischen Konzils nötigen. Diese Mittel sind sehr schwach gegen einen Potentaten,

---

[1] L. v. Ranke, Sämmtliche Werke XXXI XXXII, Berlin 1875, 460 f.

[2] L. v. Ranke zitiert: Le pape est à Rome. Dem ganzen Gedankengang des Briefes wie der Zeitrechnung nach muß es heißen: à Vienne. Der Brief ist datiert: ce 1 Avril 1782.

der 200 Tausend Menschen in Bewegung setzen kann; ich, in meiner Eigenschaft als Excommunicirter, lasse Jedermann als Schismatiker erklären, den der Heilige Vater würdig befindet, diesen Namen zu tragen, sicher an meinem Herde vor den Blitzen des Vatikan, vor dem Despotismus Kaunitzens und vor Josephs Ungestüm." [1]

Nicht lange sah indes der „philosophische" König der gewaltigen kirchenpolitischen Bewegung untätig zu. Der Kampf gegen Rom war nämlich im Sinne Josephs nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um den absoluten Staat zu errichten und durch dessen finanzielle, militärische und polizeiliche Zentralisation die Hegemonie Österreichs wiederherzustellen. Österreich sollte ein zweites Preußen werden, um Preußen in Deutschland zurückzudrängen.

Doch die Maßregeln, die er ergriff, um das kaiserliche Ansehen wieder zur Geltung zu bringen und die alte Reichsverfassung vor dem Untergange zu bewahren, führten, bei seinem rücksichtslosen Ungestüm und bei der ängstlichen Eifersucht der Reichsstände auf ihre besondern Rechte, gerade das Gegenteil herbei. Es wurden allüberall Klagen laut, daß er die Rechte der Stände, die Reichsverfassung und mit ihr den alten Stand der Dinge überhaupt bedrohe. Eifersüchtig bekämpfte man sein Streben, die reichsten und einflußreichsten deutschen Bistümer, Köln, Münster, Paderborn, Hildesheim, Lüttich, an seinen geistlichen Bruder Maximilian zu bringen. Bittere Beschwerden wurden erhoben, als er österreichischen Invaliden sog. Panisbriefe ausstellte und sie damit zur Verpflegung an deutsche Fürsten überwies, welche ehemalige Stifte beerbt und säkularisiert hatten. Die Markgrafschaft Burgau beklagte sich, daß ihr die „österreichische uneingeschränkte Landeshoheit aufgenöthigt worden sei"; der schwäbische Kreis, daß man ihn mit unausgesetzten Eingriffen in seine Rechte quäle und ihm z. B. alles hilfsbedürftige, liederliche, heimatlose Gesindel, das die Wiener Polizei los sein wollte, zugeschickt habe. Ernsten Widerspruch rief es hervor, daß Joseph „gegen alles Vertragsrecht" gewaltsam und tumultuarisch den österreichischen Bistumsanteil des Sprengels Passau von dem dortigen Hochstift losriß. Ebenso erbitterten ähnliche Versuche an den Bistümern Chur, Konstanz, Regensburg, Salzburg und Lüttich. Am meisten aber fühlte sich Preußen und mit ihm viele der kleineren Reichsstände herausgefordert, als Kaiser Joseph den Plan wieder aufnahm, einen Teil von Bayern an Österreich zu bringen. Das Projekt wurde diesmal in die Form eines Tausches gekleidet. Der Kurfürst Karl Theodor sollte für sein Bayern die österreichischen Niederlande und dazu anderthalb Millionen Gulden erhalten; seinem präsumtiven Erben, dem Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der wegen Mätressenwirtschaft in steter Geldverlegenheit war, wurde eine Million, seinem ebenso liederlichen Bruder Prinz Maximilian eine halbe

[1] L. v. Ranke, Sämmtliche Werke XXXI XXXII 464.

Million Gulden in Aussicht gestellt; in den Zeitungen war schon von einem Königreich Belgien die Rede[1].

Durch diese Maßregeln des Kaisers und die Mißstimmung der Fürsten und Stände sah sich Friedrich II. in die günstige Lage versetzt, sich als Verteidiger „der deutschen Verfassung" gegen Joseph aufspielen zu können. „O ihr Götter!" rief er aus, „mit was für einem infamen Kram haben wir zu schaffen! Wie werden wir, bloß von feigen und käuflichen Kanaillen umgeben, allein die deutsche Verfassung aufrecht erhalten und uns der schamlosen Räuberei dieses verfluchten Wiener Tyrannen entgegensetzen können? All das bringt mich aus den Angeln. Denn in einer so allgemeinen Verwirrung wie diese hat man nicht einmal genug Anhaltspunkte, um Konjecturen zu bilden." [2]

Seinem Ruf um Hilfe war unterdessen eine Anzahl von Fürsten bereits zuvorgekommen. An mehreren der kleinen Höfe hatte man all die eben erwähnten Klagen gegen Joseph bereits emsig besprochen, und damit war zugleich der Gedanke aufgetaucht, „zur Wahrung und gesetzlichen Reform der Reichsverfassung" eine reichsständische Union ins Leben zu rufen. Die Idee fand lebhaften Anklang und wurde erst von den Fürsten und ihren Räten, dann von den Fürsten unter sich, unter strengem Geheimnis in vertraulichen Zusammenkünften beraten. Der Markgraf von Baden und sein Minister Edelsheim entwarfen die Skizze einer solchen Vereinbarung. Edelsheim trat mit den Höfen von Dessau, Braunschweig, Gotha, Weimar und Zweibrücken in Verbindung und suchte auch die geistlichen Reichsfürsten für den Plan zu gewinnen. Das literarische und theatralische Plaisirleben an den kleinen Höfen ermöglichte es, die diplomatischen Unterhandlungen anfänglich völlig zu maskieren. Im Herbst 1783 erschienen erst der Markgraf und der Erbprinz von Baden in Weimar, dann der Fürst von Dessau, welcher die badische Denkschrift weiter nach Braunschweig und im Januar 1784 an den Hof von Berlin beförderte[3].

---

[1] L. Häusser, Deutsche Geschichte I, Berlin 1869, 157 ff. — K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen VI, Breslau 1855, 145 ff. — J. B. v. Weiß, Weltgeschichte XIII[4] 368—370.

[2] Ranke, Sämmtliche Werke XXXI XXXII 466.

[3] Vgl. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, in Sämmtliche Werke XXXI XXXII 65 ff 147 ff und die interessanten Aktenstücke 468 ff. — A. Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen, Leipzig 1851. — Derſ., Preußens deutsche Politik, ebd. 1850. — J. Müller, Darstellung des Fürstenbundes, ebd. 1787. — Chr. W. Dohm, Ueber den deutschen Fürstenbund, Berlin 1785. — Über die Stellung Weimars im Fürstenbunde handelt nach bisher unbenutzten Akten P. Bailleu, Karl August, Goethe und der Fürstenbund, in Sybels Historischer Zeitschrift LXXIII (N. F. XXXVII) 19 ff.

Diese Verhandlungen boten dem Herzog von Sachsen-Weimar und Goethe, seinem Minister, zum erstenmal Gelegenheit, eine Rolle in der hohen Politik zu spielen und über die wichtigsten Interessen Deutschlands ihr Wort mitzusprechen. Carl August war erst 26 Jahre alt, aber voll fürstlichen Selbstbewußtseins. Das bloße Theaterleben, Goethes Wiesenbewässerungen und das Ilmenauer Bergwerk erschöpften seinen Trieb nach Regierungstätigkeit nicht. Die Dilettanterie mit Gemälden, Stichen, Steinen, Pflanzen und Knochen interessierte ihn zeitweilig; doch zu einem Mann der Wissenschaft war er nicht geboren. Er griff mit beiden Händen zu, als sich die bedeutendere politische Tätigkeit nach außen darbot, studierte das ganze Unionsprojekt, beriet es mit seinen Nachbarn zu Dessau und Gotha und übernahm im Jahre 1784 persönlich die wichtigsten Verhandlungen mit Braunschweig, Preußen, Mainz und Zweibrücken.

Kein Punkt in Goethes Leben ist von der Spezialforschung bis jetzt so sehr vernachlässigt worden als diese für Weimar bedeutende Epoche, die Zeit des Fürstenbundes[1]. Rosig war die Lage allerdings keineswegs, und man darf sich schon die Frage stellen, ob Carl August klug und richtig gehandelt, mit so jugendlicher Begeisterung für „die deutsche Verfassung" und deren Reform sich der preußischen Politik in die Arme zu werfen. Immerhin standen die höchsten politischen und religiösen Interessen auf dem Spiel, Interessen von weittragendster Bedeutung für das Herzogtum, für ganz Deutschland, vielleicht sogar für die gesamte europäische Politik. Dem Staatsmann wie dem Patrioten war Gelegenheit zum Wirken gegeben.

Mehr Dichter als Diplomat, mehr ein Freund der Frauen als der Männer, war Goethe bis jetzt nur darauf bedacht gewesen, den Herzog zu einem friedlichen Landesfürsten und Mäzen heranzubilden. Seinen Hang zur Jagd und zum Militarismus hatte er nach Möglichkeit zu dämpfen gesucht. Es interessierte Goethe zwar, Berlin im Mai 1778 gerade in dem Augenblicke zu sehen, als der König sich eben zum Kriege rüstete; aber das war für ihn ein Schauspiel wie ein anderes auch. Die hohe Politik sprach ihn wenig an und der preußische Militärstaat am wenigsten. „Dem alten

[1] Zu O. Lorenz, Goethe's politische Lehrjahre, Berlin 1893, vgl. P. Bailleu, Karl August, Goethe und der Fürstenbund 14—32. Wenn Lorenz S. 147 zum Ergebnis kommt: „Die Compendien werden künftig lehren: im Jahre 1778 gab Goethe den Anstoß zur Gründung des Fürstenbundes" — so weist ihm Bailleu nach, daß er mit Vernachlässigung der archivalischen und literarischen Forschung sich unberechtigterweise zuschreibe, dem Dichter den ihm gebührenden „Ehrenplatz in der politischen Geschichte angewiesen zu haben". Das einschlägige Material schlummere noch in den Archiven. Vgl. auch H. Düntzer (Goethe, Karl August und Professor Ottokar Lorenz, Dresden 1895), der darlegt, daß schon das persönliche Verhältnis Goethes zu Carl August die ihm von Lorenz zugewiesene politische Rolle ausschloß.

Fritz", schrieb er an Merck, „bin ich recht nah worden, da hab ich sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde räsonniren hören." „Mit Menschen hab ich sonst gar Nichts zu verkehren gehabt und hab in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen." [1] In dem bunten Treiben der kriegerischen Königsstadt fand er schließlich nur ein sehr mechanisches Uhrwerk. „Von der Bewegung der Puppen kan man auf die verborgnen Räder, besonders auf die grose alte Walze F. R. gezeichnet mit tausend Stiften schliesen die diese Melodieen eine nach der andern hervorbringt." [2] Daran knüpft sich das Geständnis an Frau v. Stein:

„So viel kann ich sagen ie gröser die Welt desto garstiger wird die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eseley der Hanswurstiaden ist so eckelhafft als das Wesen der Grosen Mittlern und Kleinen durch einander. Ich habe die Götter gebeten daß sie mir meinen Muth und grad seyn erhalten wollen biß ans Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den lezten theil des Ziels laufig hinkriechen lassen. Aber den Werth, den wieder dieses Abenteuer für mich für uns alle hat, nenn ich nicht mit Nahmen. — Ich bete die Götter an und fühle mir doch Muth genug ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen wie ihr bild die Menschen."

Mochte sich auch die brausende Welt- und Preußenverachtung des Frankfurter Advokaten seither durch manche fürstliche Besuche, Bureauqualen und Ministersorgen ein wenig gedämpft haben, so waren doch die Umstände wenig dazu angetan, ihn für die Sache des Fürstenbundes zu begeistern. Seinen eigentlichen Halt konnte der Bund nur in Preußen finden. Der „abgelebte Löwe" in Berlin aber war und blieb Goethe widerwärtig, nachdem derselbe einmal seinen „Götz von Berlichingen" als eine „verabscheuungswürdige Nachahmung" englischer Dramatik zu Schanden kritisiert hatte. Einer der einflußreichsten Diplomaten des alten Königs, sein Gesandter in St Petersburg, war derselbe Graf Görtz, der in Weimar vor Goethes Einfluß die Segel streichen mußte, das „Genieleben" aufs strengste verurteilt und nicht ohne Grund in weitesten Kreisen diskreditiert hatte. Aus der ansehnlichen Korrespondenz des Dichters ist denn auch nirgends ersichtlich, daß er großen Anteil an den deutschen Reichs-, Rechts- und Verfassungsfragen genommen hätte.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 239 f. — Bailleu (a. a. O. 16 f) macht darauf aufmerksam, daß „weder der Herzog noch Goethe damals den König gesehen haben — Goethe überhaupt niemals, der Herzog erst 1786 — da Friedrich schon seit Wochen bei seiner Armee in Schlesien verweilte". Vgl. Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 59. [2] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 225 f.

Indessen ließ er es sich gefallen, dem Herzog als Geheimschreiber in den Verhandlungen zu dienen, welche dieser ganz im Verborgenen mit Frankreich pflog, um den geplanten deutschen Bund im Notfalle auf dessen Hilfe zu stützen. Im August 1784 begleitete er dann, obgleich ziemlich widerwillig[1], Carl August nach Braunschweig und half ihm hier sowohl seine Unterhandlungen führen als auch die nötigen Akten schreiben und beides mit literarischem und anderem Gerede bei Hofe sorgfältig verschleiern. Der Briefwechsel mit Frau v. Stein wird vom 18. August an plötzlich französisch — das war die Sprache der Diplomatie. Mitten in der Komödie der Unionsverhandlungen[2] schrieb dann der größte deutsche Dichter an seine einundvierzigjährige Geliebte:

Je ne sens mon existence que par toi, tu m'as appris à aimer moi-meme, tu m'as donné une patrie, une langue, un stile, et je finirois par t'écrire des phrases. Mon amie cela ne se peut pas. Cependant je poursuivrai car si jamais je pourrai apprendre cette langue que tout le monde croit scavoir, ce sera par toi et je serai bien aise de te devoir aussi ce talent comme je te dois tant de choses qui valent beaucoup mieux[3].

Um sich im Französischen zu üben, fuhr er etliche Zeit fort, ihr seine Liebe französisch zu erklären und ihr seine kleinen Tagebuchneuigkeiten französisch zu geben. Über die Verhandlungen selbst durfte er es nicht wagen, sich schriftlich zu äußern. Er schrieb ihr nur im allgemeinen, daß alles gut ginge:

Dailleurs tout va bien ici, ce qui etoit le but serieux de notre voyage a parfaitement bien réussi. C'est un secret que je te confie car tout le monde croit surement que nous ne sommes venus que pour nous amuser[4].

Hocherfreut über den glücklichen Gang der Geschäfte, beschloß der Herzog, selbst nach Zweibrücken zu gehen, von welchem Hofe am meisten für die projektierte Union abhing. Es galt, den Pfalzgrafen von Österreich abzuziehen und dadurch die Pläne des Fürsten Kaunitz auf Bayern zu vereiteln. Mehr als in Braunschweig wäre hier die Persönlichkeit Goethes von Nutzen gewesen, den herzoglichen Besuch als eine Sache schöngeistiger Unterhaltung erscheinen zu lassen. Carl August lud ihn auch ein; doch Goethe nahm

---

[1] „Ich werde wohl mit müssen", schreibt er an Charlotte (Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 327).

[2] Ranke, Sämmtliche Werke XXXI XXXII 74. „Die diese Verhandlungen betreffenden Correspondenzen und Briefe haben die Ehre gehabt, daß sie von Goethe's Hand — denn eines zuverlässigen vertrauten Geheimschreibers bedurfte es — für den Herzog Carl August abgeschrieben worden sind."

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 338. [4] Ebd. 350 f.

nicht an; er wollte, wie er der Frau v. Stein schrieb, seinen eigenen Geschäften nachgehen und im übrigen ganz für sie leben[1].

Der Herzog reiste also Mitte September 1784 ohne ihn ab, woraus schon genugsam erhellt, daß er in der ganzen Angelegenheit sehr selbständig handelte und durchaus nicht an Goethes Hilfeleistung gebunden war. In Weimar verbreitete sich bald darauf das Gerücht, es sei zwischen beiden ein Zerwürfnis eingetreten. Ganz unwahrscheinlich ist das nicht. Goethe mußte mit einigem Verdrusse wahrnehmen, daß der Herzog die hohe Politik benützte, um seiner bisherigen Leitung zu entschlüpfen. Doch war er schon zu feiner Hofmann, um sich einer sittlichen Entrüstung zu überlassen. Nur beantwortete er die Nachrichten des Fürsten über den Verlauf der Unterhandlungen mit kühler Zurückhaltung und gab ihm einen väterlichen Wink, aus der haute politique wieder ins Ministerium des Innern, der Landwirtschaft, des Kultus und Theaters zurückzukehren.

„Zuerst muß ich sagen, daß mich der Inhalt Ihres Briefs nicht befremdet hat. Denn obgleich das Schachspiel dieser Erde nicht genau zu kalkuliren ist, und ein fehlerhaffter Zug manchmal Vortheil bringt, so schien es mir doch beynahe unmöglich daß die Schritte des F. v. D.[2] zu etwas gutem und zweckmäsigen führen sollten, besonders war seine letzte Reise ein hors d'œuvre, wie die Unterredung des Prinzen mit Emilie Galotti im Kreutzgange, worüber sich Marinelli mit Recht zu beschweeren hatte." „Es ist mir dann aber doch ietzo sehr lieb daß Sie die Reise machen, Menschen und Verhältnisse selbst sehn und in der Folge entweder sich zurückeziehn, oder aus eigner Erfahrung, Trieb und Überzeugung handlen."[3]

Goethe glaubte also seinen Einfluß nicht durch des Herzogs eigene selbständige Entscheidung, sondern durch fremden Einfluß durchkreuzt. Der übrige Inhalt des Briefes zeichnet die bürgerliche Kleintätigkeit, welcher Goethe selbst sich widmete und in welche er den Herzog sanft zurückzuführen wünschte. Umreißen eines Angers in Daasdorf und Verhandlungen wegen Entschädigungsgesuchen; Umbau eines alten Hauses in Weimar, des sog. Grimmenstein, in ein kleines Armenhaus; chemische Untersuchung des Gesundbrunnens in Ilmenau, kleine Wasserkorrektionen in Jena und die Kammerrechnungen von Sachsen-Weimar-Eisenach — — das waren dem Minister viel wichtigere Sachen als der Fürstenbund und all die damit verknüpften großen politischen Probleme.

„Das fünfte Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen geendigt und muß nun abwarten wie es aufgenommen wird.

---

[1] Je ferai mes affaires et le reste du temps je n'existerai que pour toi (Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 362).

[2] Fürsten von Dessau. [3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 378.

„Einen Brief an Sömmring über den famosen Knochen, dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben soll, habe ich auch geschrieben und werde ihn ehstens mit einigen Zeichnungen abgehen lassen. Waiz wird fast täglich besser, er hat den Cassler Elephantenschädel ganz trefflich gezeichnet.“ [1]

In Darmstadt sollte Carl August bei dem dortigen Herzog 20 Louisdor eintreiben, welche dieser dem Bergwerk in Ilmenau schuldete, in Zürich Lavater, in Emmendingen Schlosser grüßen. Von dem kleinen Fritz Stein, den Goethe im Radieren unterrichtete, legte er ein Probeblatt bei; von dessen Mutter klagte er, daß sie nach Kochberg gezogen und dort mit Hausſorgen geplagt sei. Dann mahnte er den Herzog:

„Wie sich auch ihr Geschäffte wendet, betragen Sie sich mäsig und ziehn Sich wenn es nicht anders ist heraus, ohne Sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und kompromittirt haben. Die Reise des B. fiel mir gleich auf. — Noch hat mir Bode einen Auftrag gegeben, auf den er sich balde Antwort erbittet. Sie haben ihm gewiß vor einiger Zeit gesagt daß man Ihnen ein groses Capital angeboten, das wahrscheinlich Jesuiten Geld seye. Er habe für einen guten Freund die Summe von 40/m Thalern nötig, ob Sie ihm nicht näher den Canal angeben könnten und wollten durch den zu diesem Anlehn zu gelangen seye. — Einer Pariser Loge fällt es ein, einen neuen Congreſſ zusammen zu berufen, der das Schicksaal der vorigen haben wird. Vielleicht hören Sie etwas in Strasburg davon. Bode ist auch eingeladen, es fehlt nur am feurigen Wagen zu dieser Propheten Reise.“

Carl August ließ sich durch die Mahnungen seines bisherigen Mentors nicht beirren, sondern suchte sich seiner diplomatischen Mission mit ebensoviel Eifer als Vorsicht zu entledigen [2]. Er unterhandelte nämlich nicht in eigenem Namen, sondern im Namen und Auftrag des Prinzen von Preußen. Das war der Einfluß, der sich zwischen die beiden Freunde gedrängt und von dem Goethe fürchtete, daß er leicht den Herzog kompromittieren könnte. Der Herr B., von welchem in dem Briefe die Rede ist, war der preußische Major Bischoffwerder, des Prinzen vertrautester Adjutant, der dem Herzog von Zweibrücken im Auftrag des Prinzen von Preußen 100 000 Dukaten anbieten und ihn so aus der Geldklemme reißen sollte, in welcher er sich infolge liederlicher Hofhaltung befand. Die Not war groß. An Frankreich schuldete der Herzog von Zweibrücken 2 000 000 Livres, an den Kanton Bern 770 000 Livres, nach Antwerpen 200 000 fl., in die Pfalz 150 000 fl.,

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 381.

[2] Vgl. die Korrespondenz darüber bei Ranke, Sämmtliche Werke XXXI XXXII 468 ff.

an Juden im Elsaß 30000 fl., an noch rückständigen Interessen und Pensionen eine weitere Million.

Das preußische Angebot sollte den Herzog aus diesen Nöten erlösen und so verhindern, daß er sich auf die Anerbietungen Österreichs einließe. Aber es reichte bei weitem nicht hin und wurde deshalb abgewiesen. Frankreich, dem daran gelegen war, weder Preußen noch Österreich zu begünstigen, streckte dem halb bankrotten Fürsten 4, nach andern 6 Millionen Livres vor, um seine Schulden zu bezahlen. Herzog Carl August, der nun weiter mit Zweibrücken hätte verhandeln sollen, war in Verlegenheit; er bat den Prinzen von Preußen, ihn von seiner Sendung nach Zweibrücken zu entbinden. Im Einverständnis mit Edelsheim ging er unterdessen nach Mainz, um den dortigen Kurfürsten und dessen Bruder, den Bischof von Bamberg und Würzburg, in die Union hineinzuziehen.

Die Denkschrift, worin er dem Prinzen von Preußen Bericht erstattete, ist ein merkwürdiges Gegenstück zu Goethes ebenerwähntem Briefe. Preußen, Österreich, Frankreich, Holland, Rußland, England, Dänemark, ganz Europa marschiert darin auf, um den augenblicklichen Stand der verwickelten Zweibrücker Angelegenheit zu beleuchten. Über den Finanzstand des bedrängten Herzogs, die Geschichte des französischen Anlehens, die diplomatischen Schachzüge der einzelnen Mächte, über Stimmung und Haltung der kleinen Fürsten werden die eingehendsten, genauesten Angaben gemacht. Der Prinz wird ausführlich über die Beratschlagungen unterrichtet, welche Edelsheim mit den Mainzer Räten gepflogen. Auch die künftige Königswahl und die großen kirchenpolitischen Fragen waren dabei zur Sprache gekommen. Die Mainzer erklärten sich bereit, den Prinzen von Preußen zum künftigen Haupte Deutschlands zu kiesen, „wenn Seine Königl. Hoheit sich entschließen könnte, die katholische Religion anzunehmen". Die Schwierigkeit der Verhandlung lag hauptsächlich darin, daß die geistlichen Kurfürsten, obwohl in kirchlichen Dingen schwach und nachgiebig an den Zeitgeist, doch in der vorgeschlagenen Union nur einen preußischen Kniff erblickten und den Preußen nicht trauten. Um dies Mißtrauen zu beseitigen, bemühte sich Carl August zuerst, den Bischof von Bamberg zu gewinnen, was völlig gelang. Dann beriet er sich mit Edelsheim, wie er den Kurfürsten selbst einfädeln könnte, und kam mit ihm über folgenden Plan überein.

Er, Carl August, wollte dem Kurfürsten beibringen, daß noch gar keine förmliche Union bestehe, daß man aber sehr gespannt sei, wie die geistlichen Fürsten ihre verletzten und bedrohten Rechte verteidigen wollten. Alle patriotischen Fürsten, Katholiken wie Protestanten, stimmten darin überein, daß die Verfassung der römischen Kirche im heiligen Reich ein wesentlicher Punkt sei, der aufrecht erhalten werden müßte. Was man in der letzten Zeit von einem Fürstenbund gesprochen, sei durchaus nicht auf preußische Intrigen

zurückzuführen, wie die geistlichen Fürsten befürchteten. Falls der Kurfürst sich ihm über diese Punkte eröffnete, wollte Carl August ihm dann vorschlagen, im Kriegsfall eine Observationsarmee ins Feld zu stellen, doch ohne Zuzug von andern Fürsten, wohl aber im Einvernehmen mit Frankreich und Preußen; der Kurfürst sollte mit Frankreich, der Herzog mit Preußen darüber unterhandeln.

„Falls er 6. über die Wahl eines Römischen Königs spräche, würde ich ihm die Schwierigkeiten auseinandersetzen, die es hätte, daß Ew. Königl. Hoheit die Religion veränderte und ihn durch die triftigsten Gründe zu überzeugen suchen, daß die Katholiken nicht risquirten, indem sie sich einen Protestantischen Kaiser gäben, der von so edeln Gesinnungen beseelt wäre, wie sie Ew. K. H. auszeichneten und den Kurfürsten zu bestimmen, den übrigen Wahlfürsten dieß vorzuschlagen. Der 7. Punkt, auf den ich am meisten dringen wollte, war, daß die Geistlichen Fürsten den Weltlichen Fürsten den Vorschlag eines Bundes machen sollten, falls die Dauer des Krieges Deutschland dazu nöthigte; in Anbetracht, daß sie am meisten dem Kaiserlichen Hofe mißtrauen müßten, daß es somit ihnen zukäme mit uns zu unterhandeln, ein solides Project zu machen und uns durch annehmbare Vorschläge zu einem Bunde einzuladen, um ihre Rechte zu vertheidigen. Ich würde ihn dann versichern, daß, falls er diesen ersten Schritt thun wollte, genug patriotische Fürsten vorhanden wären, die es auf sich nähmen, ihre Mitstände zu versammeln, um sich an unsern gemeinsamen Interessen zu betheiligen.“ [1]

Carl August arbeitete also, unter preußischer Direktion, an nichts Geringerem als an dem größten Problem der preußischen Politik, die geistlichen Kurfürsten und das katholische Deutschland von dem bisher katholischen Kaiserhause Österreich loszureißen und ein protestantisches Kaisertum mit preußischer Spitze zu gründen. So weit hatte es Josephs II. erbärmliche Kirchenpolitik gebracht, daß ein kleiner protestantischer Fürst dem Kurfürsten-Primas von Mainz den Vorschlag machen durfte, das heilige Reich deutscher Nation in Preußens Hände zu liefern [2].

Was Goethe gegen die politische Tätigkeit des Herzogs einnahm, waren keine politischen, religiösen, grundsätzlichen Motive. An Österreich war ihm ebensowenig gelegen als an Preußen; an einem katholischen Kaisertum ebensowenig als an einem protestantischen: das Wichtigste auf der Welt war ihm das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, und das Wichtigste in diesem Herzogtum blieb ihm die Frau Charlotte v. Stein, und dies ließ ihn darüber

---

[1] Memoire Carl Augusts an den Prinzen von Preußen bei Ranke, Sämmtliche Werke XXXI XXXII 475.

[2] Vgl. Preußens Politik, in Histor.-polit. Blätter XXVI 651 ff.

hinwegsehen, daß der Herzog nicht mehr sein ergebener Zögling im Konseil, sondern als selbständiger Herrscher und preußischer Diplomat aus eigenem Antrieb handelte.

Als ihn Carl August einlud, nach Frankfurt zu kommen und ihn auf der Rückreise zu begleiten, hatte er fast ein wenig Lust; aber er erinnerte sich an die Reise von 1779, wo er mit dem Herzog so viel gefroren, gehungert und sich gelangweilt hatte. „Ich bin würcklich in Verlegenheit", schrieb er seiner „Herrin". „Was sagst du dazu liebe Lotte. Das Wetter die Jahrszeit, mein Befinden und die bösen Erinnerungen von 79 Homburg, Darmstadt, Hanau, Ziegenberg machen mir Reisen in den Gliedern. Lebe wohl du beste, die mich doch alleine hält!"[1] Er blieb bei Charlotte.

„Ungern", so entschuldigte er sich beim Herzog[2], „schreibe ich diesen Brief anstatt selbst zu kommen, da ich sehe daß es Ihnen ein Vergnügen machen würde mich in Frankfurt zu finden. Soviele innre sowie äußere Ursachen halten mich ab, daß ich Ihrem Rufe nicht folgen kann. Möge es Ihnen recht wohl gehn und diese Reise der es nun bald an sauern Unbequemlichkeiten nicht fehlen kann Ihnen von recht großem Nutzen werden.

„Mich heist das Herz das Ende des Jahres in Sammlung zubringen, ich vollende mancherley im Thun und Lernen, und bereite mir die Folge einer stillen Thätigkeit aufs nächste Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen die ausser dem Kreise meiner Bestimmung liegen. Ich habe deren so genug und zu viel, der Haushalt ist eng und die Seele ist unersättlich.

„Ich habe so oft bemerckt daß wenn man wieder nach Hause kommt die Seele statt sich nach dem Zustand den man findet einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite aus der man kömmt ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht so sucht man doch so viel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemercken ob sie auch hereingehen und passen oder nicht. Selbst in den letzten Zeiten, da ich doch jetzt selbst in der Fremde nur zu Hause bin, hab ich mich vor diesem Übel, oder wenn Sie wollen vor dieser natürlichen Folge nicht ganz sichern können.

„Es kostet mich mehr mich zusammen zu halten als es scheint, und nur die Überzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können an der ich jetzo so fest hange. Leben Sie recht wohl und kommen glücklich wieder zu uns."

Carl August nahm die Entschuldigung freundlich auf. Er war durchaus kein exklusiver Geist. Er überließ Goethe seinen administrativen und wissenschaftlichen Neigungen, ja in einem Brief an Knebel verbreitete er sich noch von der Reise aus sehr weitläufig über den Nutzen der Naturwissenschaften, welche augenblicklich Goethe am lebhaftesten beschäftigten. Dieser seinerseits

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 404. [2] Ebd. 404—406.

war nicht weniger geschmeidig. Ob auch seufzend am „Rade Ixions“ [1], diente er doch neben allen seinen sonstigen Bureaugeschäften her dem Herzog noch als vertraulicher Kopist für die weiteren Verhandlungen, die nun viel bedeutsamer wurden, da Friedrich II. sich selbst an die Spitze des geplanten Bundes stellte [2]. Siegmund v. Seckendorff, noch vor wenigen Jahren Goethes Rivale als Versifex am Liebhabertheater und bei den andern Hofbelustigungen, hielt am 23. Februar 1785 feierlich seine Auffahrt als „preußischer Gesandter“ am Weimarer Hof. Der Dichter schrieb inzwischen seiner Geliebten:

Je suis dans la necessité de copier un long discours francois qui ne m'interesse pas beaucoup. Cela me met en train d'écrire et ma plume ne court jamais plus à son aise que quand il s'agit de te dire ce que tu aimes à entendre. Je te redis donc encore une fois ce soir que je t'aime exclusivement et que ta tendresse fait mon plus grand bonheur [3].

Über die Konferenz, welche am 2. März zwischen den Herzogen von Weimar und Gotha, dem Gesandten v. Seckendorff und ihm in Sachen des Fürstenbundes stattfand, meldete er ihr:

„Ich habe es offt gesagt und werde es noch offt wiederholen die Causa finalis der Welt und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen. Die Conferenz von gestern Abend ist mir wieder eine der besten Scenen werth.“ [4]

Zwölf Tage später, während er noch immer mit dem preußischen Gesandten v. Seckendorff zu verhandeln hatte, gestand er ihr:

---

[1] So ist ein Brief an Herder datiert (Goethes Werke, 4. Abt. VII 15).

[2] Man weiß im allgemeinen, sagt Bailleu (Karl August, Goethe und der Fürstenbund, in Sybels Historischer Zeitschrift LXXIII [N. F. XXXVII] 19), daß Carl August „mit dem Fürstenbund in der Form, wie dieser durch Preußen schließlich zu Stande kam, anfangs keineswegs einverstanden gewesen ist. Mochte es Scheu vor einer Verbindung mit König Friedrich sein: Karl August hätte ein Bündnis der Kleinstaaten allein oder höchstens mit preußischer Garantie vorgezogen“. Im Juli 1785 erklärte er Dohm „ganz offen, daß er einem kleinstaatlichen Bund, bei dem man sich weder mit dem Kaiser noch mit Preußen überwerfen würde, den Vorzug gegeben hätte“ (Berichte Dohms an König Friedrich aus Lemgo, 20. und 27. Juli 1785). „Von Berlin aus wandte man sich darauf an den Herzog von Braunschweig und bat ihn, durch seinen Einfluß den Herzog von Weimar, der sein Neffe war, den preußischen Wünschen geneigter zu machen. Der Herzog war gern bereit dazu: als Karl August bald darauf in Braunschweig erschien, wurde es dem Herzog nicht schwer, ihn von der Unausführbarkeit seines Planes, den er anfangs auch jetzt wieder vorbrachte, und von der Nothwendigkeit des Anschlusses an eine große Macht wie Preußen zu überzeugen“ (S. 20).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 284. [4] Ebd. 19 f.

„Ich habe nur zwey Götter dich und den Schlaf. Ihr heilet alles an mir was zu heilen ist und seyd die wechselsweisen Mittel gegen die böse Geister. Ich gehe gern in die Comödie, und finde dich drinne.“ [1]

Am 27. August war der preußische Bevollmächtigte, Geheimrat G. Fr. v. Boehmer, in Weimar eingetroffen, um über den Beitritt Carl Augusts zum Fürstenbund zu verhandeln. Goethe, an den ihn der Herzog verwies, „prüfte die Schriftstücke, die ihm Boehmer vorlegte, mit einer diplomatischen Sorgfalt, um die ihn jeder Gesandtschaftskanzlist am Reichstag in Regensburg hätte beneiden können“ [2]. Es scheint, daß er mit dem Fürstenbundprojekt als diplomatischer Vereinigung einverstanden gewesen, nicht so mit der dem geheimsten Artikel entsprechenden militärischen Konvention, und zwar aus finanziellen Gründen [3]. Am 29. August kam der Eintritt Weimars zum Abschluß.

Während der ganzen Zeit dieser Verhandlungen hatte die Korrespondenz mit Frau v. Stein ihren ungestörten Fortgang genommen: „Du liebes a und o“, schrieb er ihr am 27. Juni, „du Inbegriff meiner Freuden und Schmerzen, da ich dich nicht habe was kann ich besitzen, da du mein bist was kann mir fehlen.“ [4]

Der Herzog schloß sich nach dem Beitritt zum Fürstenbunde inniger an Preußen an und reiste im Januar 1786 nach Potsdam und Berlin, wo er mit Friedrich II. persönlich zusammentraf [5]. Immer deutlicher schieden sich die Wege. Carl August vertiefte sich in die diplomatischen Angelegenheiten der hohen Politik; Goethe widmete sich seiner Geliebten und sah nebenbei nach Pflanzensamen, Blumen, Knochen und Steinen.

Fünftes Kapitel.

Natur und Christentum.

Eine große Neigung, zu sammeln, zu ordnen und zu registrieren, hatte Goethe von seinem Vater ererbt und schon in früher Jugend betätigt. Als Student entwickelte er sie zwar nicht wissenschaftlich, doch dilettantisch an seinen Gedichten, Zeichnungen, Radierungen. Eine rasche Beobachtungsgabe, ein feiner Sinn für das Schöne in Natur und Kunst erhöhte den Genuß und ersetzte in manchem die eigentliche Geistesbildung, die ihm abging. Lust am Zeichnen verfeinerte diese Beobachtungsgabe. Lavater lenkte diese

[1] Ebd. 27.
[2] Vgl. Bailleu, Karl August, Goethe und der Fürstenbund 21 f.
[3] Vgl. O. Lorenz, Goethes politische Lehrjahre 79.
[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 71.
[5] Vgl. Bailleu a. a. O. 23.

Neigungen der Physiognomik zu: Sammelluſt und Zeichentalent fanden dabei reiche Nahrung. Noch in Weimar ſchenkte der Dichter der wunderlichen Modekunſt, welche ihn mit Frau v. Stein bekannt gemacht hatte, viel Zeit und Aufmerkſamkeit; ſie intereſſierte noch lange Damen und Herren[1]. Gleichzeitig ward weitergezeichnet an Porträts, Köpfen, Figuren, Landſchaften; auch dieſer Kunſtzweig hing mit romantiſchen Neigungen zuſammen. Mehrere Damen bei Hofe zeichneten, andere rechneten es ſich zur Ehre, abgezeichnet zu werden. Über Kunſt reden mußte jedermann, wie über Muſik, Theater und Literatur. Der Ankauf und das Sammeln von Kunſtgegenſtänden war durch den Brand des alten Schloſſes nötig geworden: der Herzog ſo gut wie Goethe war lebhaft darauf aus, für billigen Preis möglichſt ſchöne Gemälde, Stiche, Statuen zu erwerben[2].

Seit der Wiederaufnahme des Bergwerks in Ilmenau geſellte ſich zu dieſem teils künſtleriſchen teils geſchäftlichen Sammelfleiß auch das Aufbewahren und Unterſuchen von Steinen.

Goethe hoffte wirklich, das Bergwerk wieder in Gang zu bringen, und ſtudierte deshalb nicht bloß die Bergordnungen, ſondern ſah ſich auch Werke über Geologie, Mineralogie und Chemie an[3]. Er wollte der Sache auf den Grund gehen, aber nicht ſo ſchrittweiſe wie die Fachleute, ſondern raſch, genial. Praktiſche Reſultate konnte ein ſolches Studium nicht haben, doch der Sammelfleiß behauptete ſich. Er befriedigte Goethes Beobachtungstrieb und gewährte Zerſtreuung auf den vielen, ſchließlich monotonen Ausflügen und Jagden. Wo den andern der Stoff zum Reden ausging, da eröffnete ſich ihm in Geſtein und Gebirgen eine neue Welt[4].

Was er in der erſten Zeit hauptſächlich daran betrachtete, iſt ſchwer zu ſagen. An allen Bergen und ſogar darüber ſchwebte das Bild der Frau v. Stein, eine Viſion, welche die Mineralogie nicht weſentlich fördern konnte. Für die Poeſie anderſeits aber war die Kenntnis der einzelnen Mineralien

---

[1] Goethe korreſpondierte darüber noch mit Lavater bis in den Sommer 1782. Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. V Nr 1162 1195 1203 1223 1338 1356; VI Nr 1538.

[2] Darauf bezieht ſich ein großer Teil der Korreſpondenz Carl Auguſts und Goethes mit Merck, während Wieland meiſtens von ſeinem „Merkur“ zu reden hat.

[3] Düntzer, Goethe's Tagebücher von 1776. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I: Tagebücher von 1776.

[4] Sein Vorbild war hier, wie in vielem andern, der Franzoſe Jean Jacques Rouſſeau, der unter beſtändigem Jammer über Gott, Kultur und Welt in „unendlicher Sehnſucht nach reiner Natur“ ſich im Val de Travers von ſchönen Damen logieren, ſpeiſen und unterhalten ließ und — das war ſicher Natur! in armeniſchem Koſtüm im Jura herumlungerte, um die Natur zu genießen, nichtsſagende Briefe zu ſchreiben und, von aller Welt vergöttert, doch noch über alle Welt zu jammern. — Vgl. F. Berthoud, J. J. Rousseau au Val de Travers. 1762—1765, Paris 1881.

und Steine nur von sehr untergeordnetem Werte. Es mußte ein anderes, bedeutenderes Element hinzutreten, um die Liebhaberei zehn Jahre lang aufrecht zu erhalten, ja zu einer Art Studium werden zu lassen. Dieses Element war die vage, halb poetische halb philosophische Geistesrichtung, welche für Goethe gleichzeitig Philosophie und Religion vertrat. „Goethe den Pantheisten", sagt Heinrich Heine[1] sehr richtig, „mußte die Naturgeschichte endlich als ein Hauptstudium beschäftigen."

Das positive Christentum hatte Goethe schon abgetan[2], bevor er in Weimar eintraf. Die Kirche besuchte er nicht, an Epiphanie wußte er nicht

---

[1] Die romantische Schule, Hamburg 1836, 83.

[2] Julian Schmidt (Goethe's Stellung zum Christenthum, in Goethe-Jahrbuch II 49—64) gibt sich erstaunliche Mühe, ihn zu einem „Christen" zu machen, und fast alle neueren Goethe-Forscher schlagen mehr oder weniger den gleichen Weg ein. Es läuft aber schließlich alles darauf hinaus, daß Goethe glaubte, was er wollte, d. h. im Grunde nichts, im Sinne eines verbindlichen Offenbarungsglaubens. Vgl. J. Bayer, Goethe's Verhältniß zu religiösen Fragen, Prag 1869. — J. J. van Oosterzee, Goethe's Stellung zum Christenthum, Bielefeld 1858. — W. Heinzelmann, Goethes religiöse Entwicklung, Leipzig 1893. — Derſ., Goethes Stellung zu den höchsten Bildungsfragen, in Deutsch-evangelische Blätter, 25. Jahrg., Hft 2, S. 101—111. — E. Filtsch, Goethes religiöse Entwicklung, Gotha 1894. — A. W. Ernst, Goethes Religion, Hamburg 1895. — K. Sell, Goethes Stellung zu Religion und Christenthum, Freiburg 1899. — G. Keuchel, Goethe's Religion und Goethe's Faust, Riga 1899. — E. L. Fischer, Goethes Lebens- und Charakterbild mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion, Leipzig 1905, 81—114. — Th. Vogel, Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu kirchlichen Fragen[3], Leipzig 1902. — R. Strecker, Religion und Politik bei Goethe. 6 Vorlesungen, Gießen 1907. — Kapff, Das Verhältniß zwischen Christenthum und Literatur mit besonderer Beziehung auf Shakespeare, Goethe und das junge Deutschland, in Zeitfragen des christlichen Volkslebens XVIII, 4, (Stuttgart 1893) 16—28. — O. Kirn, Goethes Lebensweisheit in ihrem Verhältniß zum Christenthum, in Allgemeine Evang.-Lutherische Kirchenzeitung 1900, Nr 13 14. — R. Saitschik, Goethe's Charakter, Stuttgart 1898, 109 ff. — O. Harnack, Essais und Studien zur Literaturgeschichte, Braunschweig 1899, 261 bis 269. — Derſ., Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 1805—1832[3], Leipzig 1905, 51—73. — H. Siebeck, Goethe als Denker[2], Stuttgart 1905, 136—179. — A. Metz, Ethische Fragen und Folgerungen im Anschluß an Goethe, in Preußische Jahrbücher CIX 502—519. — E. Engel, Goethe. Der Mann und das Werk 489—493. — J. R. Seeley, Goethe reviewed after sixty Years, Tauchnitz Bd 2964, 209—253. — O. Pfleiderer, Reden und Aufsätze, München 1909, 147—172. — Wenn sich „heitere Freude an der Welt der Erscheinung", meint A. Harnack, „an dem deutlichen Erfassen derselben und an ruhig kräftigem Wirken" „vereinigen ließe in der Wissenschaft und in der Stimmung; die Frömmigkeit, Innerlichkeit und Innenschau Augustin's mit der Weltaufgeschlossenheit, dem ruhigen kräftigen Wirken und der klaren Heiterkeit der Antike, dann wäre wohl das Höchste erreicht!" „Hat nicht Goethe in der Epoche seiner Vollendung dies Ideal für das seinige erklärt und es in sich darzustellen versucht? Liegt nicht die Bedeutung

einmal, daß Festtag war. Die Bibel las er noch als poetisch bedeutende und anregende Schrift; doch sie war ihm kein göttlich beglaubigtes Buch, keine positive Offenbarung. „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst!" ruft er wohl ein paarmal in seinen Aufzeichnungen aus; aber mehrenteils bedient er sich der Worte der Bibel nur ganz profan und oft in frivoler Weise. Die orthodoxen Geistlichen von Sachsen-Weimar waren ihm nicht bloß „Kerle", sondern „Esel". Herder wollte er nur zum Superintendenten haben, weil man nun einmal einen solchen haben mußte und weil er aufgeklärter war als die andern. Zu dem Zeugnis eines orthodoxen Theologen für ihn nahm er erst dann seine Zuflucht, als die Anstellung selbst bedroht schien. Als Herder im Anzug war, schrieb er ihm: „Es zerrt die Pfaffen

---

des evangelisch-reformatorischen Christenthums, wenn es wirklich etwas Anderes ist als Katholicismus, in diesem Ideal beschlossen?" (Lehrbuch der Dogmengeschichte III, Freiburg 1890, 98.) Hierzu bemerkt W. Gwinner: „Schade nur, daß dieses bei Goethe ebenso zu kurz gekommen ist, wie es bei dem die Dogmen auflösenden ‚wissenschaftlichen Bewußtsein' dieser modernen Theologie zu kurz kommt" (Goethes Faustidee nach der ursprünglichen Conception, Frankfurt 1892, 236 Anm.). Vgl. dazu H. Marbach, Christus und Faust, Dresden und Leipzig 1901. — A. Kalthoff, Die religiösen Probleme in Goethes Faust, Berlin 1901. — Der Nachfolge Christi setzt man bereits die „Nachfolge Goethes" geradezu entgegen und predigt sie „fast als modernes Evangelium" (H. Eulenberg, Schattenbilder, Berlin 1910, 40). Vgl. A. v. Barabás, Goethe, der Seelsorger der Welt, in Münchener Neueste Nachrichten 1910, Nr 402. — L. Wolff-Cassel (Die Nation Goethes, Leipzig o. J., 5) nennt Goethe den vollkommensten aller Menschen, die je gelebt haben, und stellt ihn über Christus, der „der Größte als Verneiner des Lebens", während Goethe „einzig groß als dessen Bejaher". „Wer war größer im Tode, als Christus? wer im Leben größer, als Goethe? ... Das Leben aber ist größer als der Tod, denn es begreift ihn in sich. Das Leben ist auch ohne den Tod etwas, viel, alles, der Tod ohne das Leben nichts" (S. 67). — „In Goethe", sagt H. Kjölenson (Nachfolge Goethes, Leipzig 1907, 174), „ist der beste Erlöser, der beste Verkünder des neuen richtigen Erlösungsglaubens entstanden. Im Divan und in jedem Briefe an Frau v. Stein spricht sich dieser Glaube himmlisch aus." In seiner früheren Schrift „Vom Glück und dem neuen Menschen", Leipzig 1903, hat Kjölenson die „Nachfolge Goethes", „das neue Evangelium der Gebildeten" näher erläutert. „Das höchste Ziel und Streben der deutschen Nation muß werden, Goethescher Mensch zu sein, also Mensch mit Goethescher Innerlichkeit", sagt er S. 307. „Das ist der richtige neue Mensch." „Goethes Art der Seelenrege und Goethes Art des Sichauslebens muß der Tenor der Dichtung werden" (S. 271). „An die Stelle des konfessionellen Unterrichts wird dann gleichsam von selbst ein staatlich organisirter höherer Lehrstand für Erwachsene treten." „Den Mittelpunkt der Betrachtungen wird das Leben und Wirken Goethes zu bilden haben" (S. 304). Kjölenson empfiehlt vor allem, die Schule in den Dienst des Goethekults zu stellen (S. 308 f) und meint S. 368: „Die beste innere Stärke, den besten Mut zum Leben und Leiden für die Forderungen unseres Herzens werden wir uns zu eigen machen durch immer wiederkehrendes Lesen der Römischen Elegien, der Venezianer Epigramme, besonders aber der Elegie ‚Hermann und Dorothea'."

verflucht daß das was so lang unter sie vertheilt war, einer allein haben soll." „Die Geistlichen", meinte er im nächsten Brief, „sind alle verschobene Kerls. Sind aber die iungen dir nicht ganz gram." [1] Um für Herders Ankunft die Stadtkirche reparieren zu lassen, besuchte er zum erstenmal nach halbjähriger Anwesenheit dieses Gebäude; es war nicht viel darin zu sehen: die Gräber einiger sächsischen Fürsten, „in der Sakristey Luther in drey Perioden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl. ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer" [2]. Als Herder auf die Geburtsfeier des Erbprinzen Karl Friedrich im März 1783 zwei Predigten halten sollte und dieselben vorher Goethe vorlegte, sagte dieser unter anderem in seiner Kritik:

„Daß du in beyden Predigten keinen Gebrauch von den Motifs die uns die kristliche Religion anbietet gemacht hast, hat mich gewundert, wenn ich's auch nur nehme als Melodie eines bekannten Chorals, der unter andrer Musick den besten Effeckt thut, und durch allgemeine Reminiscenzen die ganze Gemeinde auf einen Punckt führt." [3]

War bei der Zerfahrenheit seines unruhigen Treibens, namentlich in den ersten Weimarer Jahren, an ein ernstes, gesammeltes Studium nach keiner Richtung hin zu denken, so blieb für Philosophie und Theologie am wenigsten Raum. In der gelegentlichen, flüchtigen Lektüre, die in seinen Briefen erwähnt wird, kommt kein bedeutendes Werk christlicher Wissenschaft vor. Die Werke der Kirchenväter, der großen katholischen Theologen, der ältesten katholischen Philosophen, der glänzendsten Genies der christlichen Vorzeit, würdigte er auf Luthers pöbelhafte Zoten hin keiner Beachtung. Er sah gerade darin das Hauptmittel, sich ein „selbständiges" Urteil zu bewahren.

Zu diesem Grundzug „vorurtheilsloser Wissenschaft" gesellte sich der andere, die ganze Welt neu konstruieren zu wollen und zu diesem Zweck mit allen Zweigen menschlichen Wissens gleichzeitig sich zu befassen. „Lehrbuch und Geschichte" waren ihm, „dem Handelnden, gleich lächerlich". Dafür nippte er an den Rêveries des Marschalls von Sachsen, an des Synesius Buch über die Träume, ergötzte sich an dem geistigen Vagabundenleben Cardans, am Apollonius, an den Basia des Jan Nicolai Everard und an Voltaires schmutziger Pucelle, studierte im Bette die „Mönchsbriefe" von La Roche, las gelegentlich dies und das über den aufgeklärten Isenbiehl zusammen, der damals die Tagespresse beschäftigte, entzückte sich über Diderots Jacques le fataliste, blätterte im Spinoza und im Journal de Paris, in den Wolfenbütteler Fragmenten und in Crébillon, in den „Briefen über

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. III 75 80. [2] Ebd. 86.
[3] Ebd. VI 140.

das Studium der Theologie" und in Reineke Fuchs. Er ließ sich neben antiken Sagen, gnostischen Träumereien und französischer „Philosophie" auch allenfalls eine katholische Legende wie die des hl. Alexius gefallen, machte aber ein rührendes Märchen daraus für die Damen.

Nach der Schweizerreise korrespondierte Goethe noch lange ziemlich lebhaft mit Lavater über Physiognomik, Gemälde, Stiche, Literarisches, Kunstdilettanterie. In begeisterte Freundschaftsversicherungen mischte sich auch dann und wann eine philosophische Anwandlung, wie: „Hab ich dir das Wort Individuum est ineffabile woraus ich eine Welt ableite, schon geschrieben?" [1] In dem konfusen Buche Saint-Martins Des erreurs et de la vérité, worin das Dogma der Menschwerdung mit gnostischer Schwärmerei verbraut war, fand er „die tiefsten Geheimnisse der wahrsten Menschheit mit Strohseilen des Wahns und der Beschränktheit zusammengehängt" [2]. Lavaters gedruckte Briefe befriedigten ihn, soweit sich die Menschlichkeit der besten Menschen darin offenbarte. Als aber Lavater in seinem Pontius Pilatus — allerdings in sehr schwärmerischer, überschwenglicher und ungenießbarer Form — alles auf Erden, Kunst, Geschichte, Natur und Menschheit auf den historischen Christus bezog, da riß Goethe die Geduld, und er rückte einmal klarer mit seinem Glaubensbekenntnis heraus:

„Da ich zwar kein Widerkrist, kein Unkrist aber doch ein dezidirter Nichtkrist binn, so haben mir dein Pilatus und so weiter widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen Pilatus hab ich so gar zu parodiren angefangen, ich habe dich aber zu lieb als daß mich's länger als eine Stunde hätte amüsiren sollen. Drum laß mich deine Menschen Stimme hören damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht." [3]

In einem späteren Brief bekennt er sich dann zum oberflächlichsten Indifferentismus:

„Daß du mir in deinem Briefe noch einmal den innern Zusammenhang deiner Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen, wir werden ia nun wohl bald einmal einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe laßen. Großen Dank verdient die Natur daß sie in die Existenz eines ieden lebendigen Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrißen wird, selbst wieder zusammenfliken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bey dir nicht an, deins nicht bey mir, in unsers Vaters Apotheke sind viel Recepte. So habe ich auf deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 300. [2] Ebd. V 108 f.
[3] Ebd. VI 20 f.

widerlegen, aber dagegen zu stellen habe ich vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntniße in zwey Columnen neben einander sezen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." [1]

Der Toleranzbund wurde nicht errichtet. Glaube und Unglaube, Christ und Heide waren diesmal zu schroff aufeinander gestoßen. Goethe war wütend auf Lavater, daß er mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte Christus, den historischen Christus, als Sohn Gottes wieder in Wissenschaft und Literatur einführen wollte. Wiederholt und heftig spricht er seinen Grimm Frau v. Stein gegenüber aus:

„Hier ist ein Bogen von Lavaters Pilatus", schreibt er am 6. April 1782. „Ich kan nichts drüber sagen. Die Geschichte des guten Jesus hab ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören mögte." [2]

„Noch ein Wort vom Pilatus!" fährt er dann fort [3]. „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso wie du willst, giebt es aber am Ende für nichts als was es ist, so gehts hin und das Publikum nimmt insofern Anteil dran als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merckwürdig oder schaal ist, und das Mährgen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Caspar diese Methode des dramatisirens (wie sies nennen) allerliebst, und flickt seinem Christus auch so einen Küttel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seeligkeit dran, da wirds abgeschmackt dünckt mich und unerträglich."

„Wenn ein Groser Mensch ein dunckel Eck hat dann ists recht dunckel! Ihm hat die Geschichte Cristi, so den Kopf verrückt daß er eben nicht los kommen kann. Mich wunderts nicht, freylich ists Tausenden so gegangen. Aber auch Wie? Wann? Wo? Wem?

„Er kommt mir vor wie ein Mensch der mir weitläufig erklärte die Erde sey keine akkurate Kugel, vielmehr an beyden Polen eingedruckt, bewiese das auf's bündigste, und überzeugte mich daß er die neusten ausführlichsten richtigsten Begriffe von Astronomie und Weltbau habe; was würden wir nun sagen wenn solch ein Mann endigte: schlieslich muß ich noch der Hauptsache erwähnen, nämlich daß diese Welt deren Gestalt wir aufs genauste dargethan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht sonst sie im Abgrund versincken würde.

„Verzeih mir das Gleichniß, in meinen Augen knüpft sich bey Lavatern der höchste Menschenverstand, und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 65 f. [2] Ebd. V 297 f.
[3] Ebd. 299 300 301.

„Verzeih meine Invectiven, so offt er seine Anfälle auf unser Reich erneuert, so offt müssen wir uns wenigstens protestando verwahren."

Am 10. April hielt er schon wieder eine Philippika gegen den Pilatus[1]. Daß er dabei nicht bloß die geschmacklose Überschwenglichkeit des Stils und der Phantasie meinte, welcher Lavater sich hingab, sondern seinen Glauben an die Gottheit Christi und an das Übernatürliche überhaupt[2], erhellt aus dem Vorausgehenden genügend[3], wird aber noch durch spätere Bemerkungen über den dritten Teil des Werkes bestätigt, die sehr charakteristisch mit Andeutungen über Rousseau und Voltaire zusammenstehen.

„Einige stille Augenblicke habe ich angewendet im Rousseau zu lesen, der mir durch einen Zufall in die Hände kam. Wie wunderbar ist es und angenehm die Seele eines Abgeschiednen und seine innerlichsten Herzlichkeiten offen auf diesem oder jenem Tische liegen zu finden.

„Im dritten Theile des Pontius Pilatus stehen ganz treffliche Sachen. Es ist weit weniger Capuzinade als in den ersten, man sieht wie Lavatern die Menschheit nach und nach immer offenbarer wird. Daß er von den albernsten Mährgen mit Anbetung spricht, daß er sich mit veralteten barbarischen Terminologien herumschlägt und sie in und mit dem Menschenverstande verkörpern will gehört so nothwendig zu seinem eigenen als zu des Buches daseyn."[4]

Noch viel klarer drückt er sich sechs Jahre später in einem Briefe an Herder aus:

„Es bleibt wahr: das Mährchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10/m. Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es ebenso viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffs braucht, um es zu vertheidigen als es zu bestreiten. Nun gehn die Generationen durch einander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 305.

[2] Wie alle richtigen „Naturfrommen", konnte auch er das Läuten der Kirchenglocken nicht leiden. „Ich wohne gegen der Kirche über", schreibt er Charlotte von Meiningen aus, „das ist eine schröckliche Situation für einen der weder auf diesem noch auf jenem Berge betet, noch vorgeschriebne Stunden hat Gott zu ehren. Sie läuten schon seit früh um viere und orgeln daß ich aufhören muß, denn ich kann keinen Gedancken zusammenbringen. Adieu liebe liebe Lotte." (Goethes Werke, WA 4. Abt. V 327.)

[3] Vgl. auch Goethes Werke, WA 1. Abt. XXIX 142 f, wo Goethe ausdrücklich sagt, daß Lavater „Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben", daß er deshalb an die Möglichkeit von Wundern und Gebetserhörungen geglaubt und seine „Aussichten in die Ewigkeit" ernstlich genommen habe. Das war Goethe zuwider.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 324.

Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen so wesentlich sind, so großen Einfluß hätte. Wir wollen es gut sein lassen. Sieh du dich nur in der Römischen Kirche recht um, und ergötze dich an dem, was in ihr ergötzlich ist." [1]

Gleich Pontius Pilatus begnügte er sich mit der Frage: „Was ist Wahrheit?" Das angebliche „Mährchen", d. h. die unumstößlich beglaubigten Tatsachen des Lebens Jesu Christi, seines Erlösungstodes, seiner Auferstehung, seiner Gottheit einmal ernst, wissenschaftlich zu prüfen, ist ihm sein ganzes Leben lang nie eingefallen [2]. Das alles war „Mährchen" a priori; in unbedingtem Köhlerglauben folgte er da seinen würdigen Vorläufern Rousseau, Voltaire, Diderot und Spinoza, von denen die ersteren seinen Geist und seine Tätigkeit weit mehr beeinflußten als der jüdische Pantheist. Die drei Franzosen erscheinen noch während der Weimarer Jahre als seine vorzüglichsten Lieblingsschriftsteller. Diderots Jacques le fataliste wurde gierig wie ein Leckerbissen, in einem Zuge verschlungen. Über die „Bekenntnisse", in denen Rousseau seine eigene Schamlosigkeit dem Publikum zu Markte trug, schreibt Goethe an Frau v. Stein: „Mama hat mir die neue schöne Genfer Edition von Rousseau geschenckt, die Confessions sind dabey. Nur ein paar Blätter die ich drinne gesehen habe, sind wie leuchtende Sterne, dencke dir so einige Bände! Welch ein Himmel voll! Welch ein Geschenck für die Menschheit ist ein edler Mensch!" [3]

Das Neueste aus Paris gelangte vielfach schon als Manuskript nach Weimar, wahrscheinlich durch den Deutsch-Franzosen Baron Grimm [4], den zeit-

---

[1] Ebd. IX 18.

[2] „1809 den 2ten August. Ueber Tisch Goethes Hypothese, daß die Leidensgeschichte Jesu nach dem Vorbild gewöhnlicher Hinrichtungen gemeiner Uebelthäter von poetischen Erzählern nachgedichtet worden. Sie ist wie ein Bild nach Gang und Ordnung und konnte deßwegen zu Bildern wieder werden" (R. Keil, Aus den Tagebüchern Riemers V [1809], in Deutsche Revue, 12. Jahrg. I 179). So dachte Goethe auf der Sonnenhöhe des Lebens über Christus!

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 323. Der edle Mensch, der offen als Konkubinarius lebte und die Kinder seiner Therese ins Findelhaus schickte!

[4] Friedrich Melchior Grimm, geboren den 26. Dezember 1723 zu Regensburg, gestorben den 19. September 1807 zu Gotha, war ein Vertrauter Diderots, korrespondierte mit den Höfen von Gotha, Petersburg, Stockholm usw. Seine Correspondance littéraire etc. (17 Bde 8°; Supplemente dazu erschienen Paris 1814) ist ein bedeutendes kritisches Werk, aber im Sinn und Geist der Enzyklopädisten. Er wurde durch dieselbe zum bedeutendsten Kolporteur der „französischen Bildung" des 18. Jahrhunderts an den Höfen des Auslandes. Goethe traf wiederholt mit ihm zusammen auf der Wartburg, dann in Gotha und Weimar. In Paris ganz französisiert, fand Grimm wenig Gefallen am „Werther" und hatte diese Geringschätzung auch geäußert. Vielleicht daß Goethe deshalb anfänglich dem Mann nichts zu sagen

weiligen Mitarbeiter Diderots. So erhielt Goethe von der Oberhofmeisterin das schimpfliche posthume Libell Voltaires auf den König von Preußen[1], bevor es gedruckt wurde und während Carl August schon als Unterhändler des Prinzen von Preußen zu arbeiten begonnen hatte. Das Pasquill gefiel ihm über die Maßen:

„Es ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben als irgend etwas von ihm, er schreibt vom König in Preußen wie Sueton die Scandala der Weltherrscher, und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe. Allein man wird sie lesen, wie eine Satyre auf die Weiber, sie bey Seite legen und ihnen wieder zu Füssen fallen."[2]

Man muß hierbei im Auge behalten, daß Goethe den französischen Enzyklopädisten noch ganz nahe stand. Ihr großes Werk kam erst 1772 zum Abschluß — es war in den achtziger Jahren noch durch kein ähnliches überholt, es war der große Hauptbrunnen der „allgemeinen Bildung". Während Goethe im Februar 1778 die „geflickte Braut" einübte, feierte Voltaire seinen Triumphzug in Paris. Erst im Mai dieses Jahres starb er. D'Alembert lebte noch bis 1783, Diderot bis Juli 1784. Mittlerweile hatten die Wolfenbütteler Fragmente und Lessings Komödie mit den Theologen auch in Deutschland an dem positiven Glauben gerüttelt, Nicolai und Biester den seichtesten Rationalismus verbreitet. Aufgeklärte Theologen hatten die ganze Bibel ihres göttlichen Charakters entkleidet; auch auf katholischer Seite waren die Wasser der Aufklärung in vollem Fluß.

Was Goethe von den Enzyklopädisten hauptsächlich an sich zog, das war ihre leichtfüßige Behandlung alles Seins und Wissens, ihre Verachtung für Philosophie und Theologie, ihre Auflehnung gegen die ganze geschichtliche Entwicklung der Wissenschaft, ihre schöngeistige Frivolität in Denken und Sitte, ihre Lossagung von allem Übernatürlichen. Mit ihnen suchte er in den Naturwissenschaften einen Ersatz für die gestürzte Philosophie. Dagegen war er zu feinsinnig und zartherzig, um ihren wütenden Haß gegen die „Infame" zu teilen[3].

---

wußte, „der von Paris nach Petersburg" ging. Als sie wieder zusammentrafen, war die Wertherperiode schon zum Teil überstanden. Die beiden Männer schlossen sich freundlicher aneinander an, und Goethe mag durch Grimm in seiner Vorliebe für Diderot und überhaupt für französische Publikationen noch bestärkt worden sein. — Eine neue Ausgabe der Correspondance in 16 Bänden hat M. Tourneaux bei Garnier Frères in Paris 1877—1882 besorgt.

[1] Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire écrits par lui même. Œuvres complètes de Voltaire (Moland) I, Paris 1883, 7—65.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 285 f.

[3] Es würde zu weit führen, die innige Beziehung Goethes zu Diderot, Rousseau und Voltaire mehr im einzelnen nachzuweisen. Mit der schmutzigen Pucelle waren er und der Herzog wohl bekannt (vgl. über diese Dichtung W. Kreiten S. J., Vol-

Als Minister und Bourgeois durfte er sich auch der Wut gegen die Tyrannen nicht überlassen.

Um so mehr hatte er sich in Rousseaus Empfindsamkeit hineingearbeitet, in seine Landschaftsschwärmerei, seine Damenbotanik, seinen Anschluß an die Natur als ein unbeschreibliches weibliches Urwesen, die Mutter des Genies, das Prototypon aller schönen Weiber, die Trösterin der Einsamen, an deren Busen der gequälte Sterbliche von all dem Jammer seiner Leidenschaften und dem Konflikt mit der Menschheit ausruht. Während er in seinem Literatentum mehr Diderot und Voltaire nachahmte[1], nahm er für sein Gefühlsleben jene Frau Mutter Natur aus Rousseau herüber.

Wie Voltaire und Rousseau, setzte er den von der Welt getrennten, einen, einigen und unendlichen Gott der christlichen Weltanschauung nicht ab, verkündete keinen ausschließlichen herben Pantheismus, warf aber die Distinktion Spinozas von natura naturans und natura naturata in einen vagen Naturbegriff zusammen und übertrug auf die Mutter Natur nach und nach ungefähr alles, was nach christlicher Philosophie teils von Gott, teils von der unvernünftigen Kreatur, teils von dem freien Willen des

---

taire, Freiburg 1885, 129—133). Was die Beziehung zu Voltaire betrifft, so ist früher gezeigt worden, daß Goethes Prometheus sich nicht an die Alten, sondern an Voltaires „Pandora" anschließt. Auch die berühmten „Harfner"-Verse aus dem „Meister", die durch ganz Deutschland als deutsche Originalpoesie gesungen und bewundert werden, obwohl fast niemand an deren eigentlichen Sinn denkt, stehen in innigster Verwandtschaft zu einer Voltaireschen Blasphemie (Le pour et le contre. Œuvres complètes de Voltaire [Moland] IX, Paris 1877, 359).

Je veux aimer ce Dieu, je cherche en lui mon père;
On me montre un tyran que nous devons haïr.
Il créa des humains à lui-même semblables,

Afin de les mieux avilir;
Il nous donna des cœurs coupables,
Pour avoir droit de nous punir;
Il nous fit aimer le plaisir,

Pour nous mieux tourmenter par des maux effroyables,
Qu'un miracle éternel empêche de finir.

Es ist doch wohl nicht ganz zufällig, wenn Goethe singt:

. . . „Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Goethes Werke, WA 1. Abt. II 118.

[1] G. Carel, Voltaire und Goethe als Dramatiker (4 Tle, Berlin 1889 1898 bis 1900), Progr.

Menschen, teils von dem verstockten bösen Willen der Dämonen ausging[1]. Mama Natur war zugleich Gott, Welt und Teufel. Die Individuen gingen aus ihr hervor und sanken in sie zurück. Je nach Laune konnte der Dichter gegen ihre dunkle Schicksalsmacht die Faust ballen oder sie als gütige Allgebärerin besingen, vor ihrem dämonischen Wirken zittern oder wie ein Kindlein sie liebkosen, sich als ihren erwählten Günstling fühlen oder trotzig wie ein grollender Fatalist seines Weges gehen. Da er alle strenge Logik gründlich verachtete, abstrakte Begriffe und Bestimmungen wie einen Greuel von sich stieß, so konnte er die große Urgöttin zu poetischem Gebrauch in den polytheistischen Gestalten des antiken Olymps verkörpern oder auch in einer frommen Anwandlung christliche Jugenderinnerungen auffrischen und von ihr wie vom „lieben Gott" reden[2].

Frau Natur war alles, was er wollte[3]. Das ist das Geheimnis seines „Christenthums", welches zwar logisch analysiert auf reinen Pantheismus hinausläuft, aber in seiner unbestimmten Gefühlsauffassung sich je nach Laune und Stimmung, Zweck und Umgebung christlich und heidnisch, polytheistisch, monotheistisch und pantheistisch drehen ließ, ein Universal-Gummielastikum, das allen schroffen Definitionen und Meinungen nachgab, aber unvermerkt sie alle wieder von sich schnellte, anscheinend unbesieglich und über alle Philosophie und alle Religionen erhaben, aber tatsächlich beeinflußt von Weiberliebe und Weiberlaune, eigener Eitelkeit und Sinnlichkeit. Für die Erklärung des Faust ist diese wirkliche Naturphilosophie Goethes viel zur sehr vernachlässigt und mysteriös verdunkelt worden. Der ganze Faust beruht auf ihr, seine scheinbare Tiefe wie seine tatsächliche Seichtheit und Verworrenheit. Das klarste Bekenntnis dieser „Naturreligion" oder dieses „Naturchristentums" — wenn hier überhaupt von Klarheit die Rede sein kann — enthält ein aphoristischer Aufsatz, den Goethe um 1780 im Tiefurter Journal zu Weimar

---

[1] W. Danzel, Goethe's Spinozismus, Hamburg 1843, 13 ff. — Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875.

[2] „Nur wenn Goethe das Gebiet der Natur verläßt, dann hält auch sein Gefühl für die Wesenheit der Dinge nicht mehr stand. Dann führt ihn der Mangel an menschlicher Selbsterkenntnis zu Behauptungen, die weder mit seiner ihm angeborenen Denkweise, noch mit der Richtung seiner Naturstudien zu vereinigen sind. Wer Neigung hat, sich auf solche Behauptungen zu berufen, der mag annehmen, daß Goethe an einen persönlichen Gott und eine individuelle Fortdauer des Individuums geglaubt habe. Mit seinen Naturstudien steht ein solcher Glaube im Widerspruch. Sie hätten nie die Richtung nehmen können, die sie genommen haben, wenn sich Goethe bei ihnen von diesem Glauben hätte bestimmen lassen" (R. Steiner, Goethes Weltanschauung, Weimar 1897, 80).

[3] „Die Natur ist eine Gans", sagte er später, „man muß sie erst zu etwas machen" (Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller[3] 32).

zirkulieren ließ. Hundert verschiedene Äußerungen in Briefen, Gedichten, Aufsätzen sind hier einigermaßen beisammen[1].

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder — alles ist neu, und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr, und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie, und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Für's Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie an's Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

---

[1] Goethes Werke, WA 2. Abt. XI 5—9. Vgl. E. von der Hellen, Das Journal von Tiefurt 258—261. — Dieses „Credo" bildet so ziemlich den Kontrabaß zu der Musik, von der C. G. Carus (Göthe. Zu dessen näherem Verständnis, Leipzig 1843, 49) sagt: „Das neunzehnte Jahrhundert hat eine eigene Tonart auf dem großen Saitenspiele des Menschheitlebens angeschlagen." Auch R. Steiner (a. a. O. 398) sieht in ihm „die Verkündigung einer neuen Weltanschauung". — Ob Goethe der unmittelbare Verfasser des Aufsatzes ist oder ob Tobler ihn nach seinen Angaben niedergeschrieben hat (vgl. R. Steiner a. a. O. 392—398, wie auch M. Morris, in Goethes Werken, Cottas Jubiläums-Ausgabe XXXIX 349), läuft so ziemlich auf eins hinaus.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel, und freut sich je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebet sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzutheilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. An's Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannichfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreichte. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles was sie gibt zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammen zu ziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles[1]. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz, und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen, und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hineingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst!"

Die Kraft der Sprache, den Spruchbüchern des Alten Testamentes nachgebildet, hat einen berückenden Zauber. Alle Gegensätze der Schöpfung sind scheinbar ausgeglichen. Das väterliche Walten der göttlichen Vorsehung ist in manchen Zügen scheinbar fromm, zart, andächtig aufgefaßt. Gerechtigkeit

---

[1] Diese Grundidee des ganzen Aufsatzes und damit das ganze Glaubensbekenntnis Goethes ist durch das Vatikanische Konzil (Sess. III, can. 3 u. 4) längst feierlich verurteilt: „Can. 3: Wenn Jemand sagt, die Substanz oder Wesenheit Gottes und aller Dinge sei eine und dieselbe: so sei er im Banne. Can. 4: Wenn Jemand sagt, die endlichen Dinge, die körperlichen sowohl als die geistigen, oder wenigstens die geistigen, seien ein Ausfluß der göttlichen Substanz; oder die göttliche Wesenheit werde durch Offenbarung oder Entwicklung ihrer selbst zu Allem; oder endlich, Gott sei das allgemeine oder unbestimmte Sein, welches dadurch, daß es sich selbst bestimme, die Gesammtheit aller Dinge mit ihren verschiedenen Gattungen, Arten und Einzelwesen bilde: so sei er im Banne." Manchen Goethe-Enthusiasten wäre auch zu empfehlen, die Schlußbemerkungen der Konzilssitzung aufmerksam zu erwägen: es sei „nicht genug, die Verkehrtheit der Häresie zu vermeiden, wenn man nicht zugleich die Irrthümer sorgfältig flieht, welche mit jener in näherem oder entfernterem Zusammenhang stehen".

und Heiligkeit verschwimmen vor dem Sonnenblick der Liebe und Seligkeit. Die Natur zerfließt in dem ewigen, unendlichen Gott, der alles übrige Sein umfängt und darüber hinausreicht, in unsterblicher Ruhe alle Bewegungen verursacht und beherrscht, in unbesieglicher Energie alle Tätigkeiten des Universums zum Ziele führt, in stiller Weisheit alle Gegensätze des Geschöpflichen vermittelt, in grenzenloser Liebe alles Sein und Handeln zu Wohltaten gestaltet, um alle Geschöpfe in wunderbarer Harmonie einem Ziel entgegenzulenken und, soweit sie dessen fähig sind, zu beseligen. Die schönsten Züge der christlichen Gottesidee und Weltanschauung hat Goethe zum Bilde seiner Natur herangezogen, aber sie auch alle — alle pantheistisch entwertet und vergiftet.

Gott und Natur, Natur und Mensch, Wesen und Erscheinung, die Natur und ihre Werke, das Ewige und das Vergängliche, das Unendliche und das Endliche, Geist und Materie, Leib und Seele, die erhabenste Weisheit und die menschliche Torheit, das göttliche Genie und die plumpste Philisterei: alles ist eins — ein ewiger Tanz in steter Gegenwart, ein Schauspiel für vernünftige Marionetten aufgeführt; doch ob der Herr dieses großen Weltballetts und dieser Weltkomödie selbst Vernunfterkenntnis besitzt — wissen wir nicht! Der freie Wille wird nicht ausdrücklich geleugnet, aber, was auf dasselbe hinausläuft, zum notwendigen Triebe erklärt. Wahrheit und Falschheit stehen sich gleich: beides sind Worte derselben ewigen, unwandelbaren Natur. Die ewige Seligkeit wird weder ausdrücklich geleugnet noch ausdrücklich anerkannt, aber „ein paar Züge aus dem Becher der Liebe" entschädigen „für ein Leben voll Mühe"; die Ehe ist ein frommer Wahn, da es gleichgültig ist, wer jenen Becher der Liebe reicht. Die Heiligkeit und die Gerechtigkeit Gottes versinken im Abgrunde eines ewigen Fatums; eine eiserne Notwendigkeit zwingt den Menschen, so zu sein, wie er ist; die ewige Wahrheit freut sich an der Täuschung, das Unnatürlichste ist Natur; auch der Dieb, der Ehebrecher, der Mörder, der Straßenräuber kann wie der Dichter getrost sich selbst freisprechen, denn alles tut die Natur: „Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst!" Gott ist die Welt, und die Welt ist ein Weib, und dieses Weib hat als Künstlerin alles mit „etwas Weichem" überzogen. Auf diesem latitudinarischen Kissen mag jeder getrost ruhen, und wenn er schlecht liegt, sich das Leben nehmen.

Den Pessimismus, zu dem diese Weltanschauung notwendig führt, nahm Goethe ganz ruhig mit in den Kauf. Als der Herzog von Gotha sehr trostlos über die Kränklichkeit seiner „Freundin" Madame Schneider war, schrieb Goethe an seine eigene „Freundin": „Ich habe es recht lebhafft gefühlt daß ich im Stande wäre in gleichem Falle meiner Geliebten Gift an zu bieten und ihn mit ihr zu nehmen." [1]

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 285.

Der „Becher der Liebe" aber reichte nur so knapp zum Schutze vor Selbstmord hin, daß Goethe am Ende seines Lebens kläglich aufseufzte:

„Im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele." [1]

Armer Tantalus, der die Einladung des göttlichen Erlösers verschmähte: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken!"

Sechstes Kapitel.

Geologische Phantasien und osteologische Fatalitäten.

(1780—1785.)

Da Goethe für alle wissenschaftliche Theologie und Philosophie die entschiedenste Abneigung empfand, in historischen und Rechtsstudien kein Glück hatte, die große Politik nicht leiden mochte, so eröffnete sich neben seinen literarischen und künstlerischen Bestrebungen kein bedeutendes Feld geistiger Weiterbildung als das der Naturwissenschaften. Dieses betrat er denn auch alsbald in der ersten Weimarer Zeit gleich Rousseau, Voltaire und Diderot, und er beschäftigte sich damit bis ans Ende seines langen Lebens, von 1776 an bis 1832.

Wenn man alles zusammenfaßt, was er in diesen 56 Jahren über Naturwissenschaft in Briefen und Aufsätzen geschrieben hat, so sollte man fast glauben, einen Naturforscher von Fach vor sich zu haben. Ja manche seiner Verehrer haben ihn sogar zu einem bahnbrechenden Entdecker gemacht, die Darwinisten sich darüber gezankt, ob er als einer der Vorläufer ihres großen Meisters zu betrachten sei, die Naturbelletristen ihn zu ihrem leuchtenden Vorbild, die Naturphilosophen zu einem strahlenden Gestirne des wahren Naturerkennens erhoben. Das ist indes ein kleiner Unfug, da zwischen 1776 und 1832 die Naturwissenschaften ganz unabhängig von Goethe in England, Frankreich, Deutschland und dem übrigen Europa die glänzendste Entwicklung genommen haben. Für uns kommt hier nur zunächst in Betracht, was er von 1776 bis zur italienischen Reise auf diesem Gebiete geleistet hat.

Bis 1780 war das so ziemlich Spielerei, Dilettanterie, Erholung. Er suchte sich bei Fachleuten über das Bergwerk in Ilmenau zu orientieren, die Metalle, Erdarten, Mineralien, Schichten kennen zu lernen, pflanzte in seinem Gärtchen Spargel, Rosen, pfropfte Bäume und pflegte Bienen, ließ Frau

[1] Goethes Gespräche mit Eckermann[3] 65 f.

v. Stein die verschiedenen Sorten von Moosen sammeln und interessierte sich um der Physiognomik willen auch um Menschen- und Tierschädel und deren Bestandteile. Das Knochensystem hatte Lavater selbst schon vor ihm als Grundlage seiner beliebten Modewissenschaft erkannt[1].

Bedeutendere naturwissenschaftliche Werke werden anfänglich in seinen Aufzeichnungen nicht erwähnt. Es war auch kaum Zeit zum Lesen. Erst nach der Rückkehr aus der Schweiz setzt auch hier eine mehr planmäßige, ernstere Tätigkeit ein. Am 7. September 1780 meldete er der Frau v. Stein:

„Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde eingekrochen, und mögten gar zu gern der grosen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiss noch ein Mensch der darüber klaar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne grose Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten." [2]

Was er aber entdeckte, ist nicht zu ermitteln. Er hatte indes mit Hilfe der Freunde und Freundinnen — auch diese mußten Steine sammeln — eine erkleckliche Anzahl Steine und Stufen zusammengebracht, und glücklich fand sich endlich auch ein junger Mensch, der auf der Akademie zu Freiberg das Bergfach studiert hatte, die Namen wußte und die angelegte Sammlung in Ordnung bringen konnte. Er hieß Johann Karl Wilhelm Voigt[3] und besaß „eine außerordentlich reine Nomenclatur" und „eine ausgebreitete Kenntniß des Details", die Goethe von größtem Nutzen war. Voigt wußte das Detail, Goethe das „Ganze"; jener hatte das Wissen, er den Stil.

„Ich habe mich diesen Wissenschaften", so schrieb er an Merck am 11. Oktober 1780, „da mich mein Amt dazu berechtigt, mit einer völligen Leidenschaft ergeben und habe, da du das Anzügliche davon selbst kennst, eine sehr große Freude daran." „Habe die meisten Stein- und Gebirgarten von allen diesen Gegenden beisammen und finde in meiner Art zu sehen, das bischen Metallische, das den mühseligen Menschen in die Tiefen hineinlockt, immer das Geringste. Durch dieses alles zusammen, und durch die Kramereien einiger Vorgänger bin ich im Stande, einen kleinen Aufsatz zu liefern, der gewiß interessant seyn soll. Ich habe jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie alles auf einander steht und liegt, ohne Prätension auszuführen, wie es auf einander gekommen ist. Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, so fang ich erst jetzt an, nachdem ich die

---

[1] R. Virchow, Göthe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller, Berlin 1861, 89 ff.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt IV 283.

[3] Nicht zu verwechseln mit Christian Gottlob v. Voigt, der 1777 als Regierungsrat nach Weimar berufen wurde und von da an zu Goethes Generalstab zählte. Vgl. O. Jahn, Goethes Briefe an Christian Gottlob v. Voigt, Leipzig 1868, 18 ff.

meilenlangen Blätter unserer Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrung anderer zu studiren und zu nutzen." [1]

Hätte er etwas „aus Büchern lernen" können, so würde er bald gewahr geworden sein, daß redliche, mühsame Forschung schon längst mit ernster Gewissenhaftigkeit auf diesem Gebiete arbeitete. Schon 1756 hatte der preußische Bergrat Lehmann als Ergebnis langjähriger praktischer Berufstätigkeit seinen „Versuch einer Geschichte von Flötzgebirgen" in Berlin herausgegeben [2]. Der Versuch, „der grosen formenden Hand nächste Spuren zu entdecken", war also schon vor 20 Jahren in der Nachbarschaft gemacht. Auch die Gebirge von Thüringen hatten längst ihren Geognosten gefunden. In Manebach, Ilmenau und dem ganzen Revier war der Hofmedikus J. Chr. Füchsel zu Rudolstadt herumgestreift, hatte nach langen, umfangreichen und beschwerlichen Untersuchungen ein geognostisches System zu geben versucht und dasselbe in den Akten der Erfurter Akademie veröffentlicht [3]. Fr. A. Quenstedt findet in Füchsels systematischem Entwurf, seinen Bemerkungen über Gesteinsbildung und seinen praktischen, technologischen Seitenblicken auf Berg- und Ackerbau die „gesunden Anfänge einer neuen Wissenschaft" [4].

Im Jahre 1778 gab W. v. Charpentier in Leipzig eine „Mineralogische Geographie der kursächsischen Lande" nebst einer geognostischen Karte heraus, welche es Goethe ermöglichte, sich auf seinen Spazierritten zu orientieren. Fast gleichzeitig waren in Frankreich Buffons Époques de la Nature [5] erschienen, ein großartiges System der gesamten kosmischen Entwicklung, das, auf die umfassendsten naturwissenschaftlichen Kenntnisse gestützt, der Geschichte unseres Planeten das Walten eines Zentralfeuers zu Grunde legte. Im Gegensatz zu Buffon betrachtete Abraham Gottlob Werner, fast in gleichem Alter mit Goethe und seit 1775 Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg, den Ozean als den Quell der gesamten Erdbildung. Er war indes mehr Mineraloge als Geologe, leistete Vorzügliches in der Beschreibung und Unterscheidungslehre der Mineralien, trennte zuerst in seinen Vorträgen die Oryktognosie oder Mineralogie von der Geognosie und lehrte letztere als gesonderten

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IV 309—311. — Goethes Verhältnis zur Mineralogie und Geognosie würdigt eine akademische Rede von G. Linck, Jena 1906.

[2] Vgl. K. Vogt, Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde II[4], Braunschweig 1879, 735, woselbst Lehmanns Werk irrig 1736 datiert ist.

[3] Historia terrae et maris, ex historia Thuringiae per montium descriptionem erecta. Actorum Acad. Elector. Mogunt. scient. util. quae Erfordiae est II, Erfurt 1762, 45—254; vgl. Derf., Entwurf der ältesten Erd- und Menschengeschichte (1773).

[4] Epochen der Natur, Tübingen 1861, 32.

[5] Buffon, Les époques de la Nature II, Paris 1780. — Histoire des minéraux in seiner Histoire naturelle, Paris 1749—1788.

Wissenszweig[1]. Bei diesem Gelehrten, dem „Vater der Geognosie", hatte der junge Voigt Nomenklatur und Detail gelernt; daher war es jetzt möglich, auch „ohne Bücher" Mineralogie und Geognosie zu treiben.

Große Anerkennung verdient gewiß die allseitige Wißbegier Goethes, sowie die Tatsache, daß er die weitere Ausbildung und Tätigkeit des jungen Voigt nach besten Kräften unterstützte, durch ihn eine mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena abfassen ließ, die Karte Charpentiers „vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön" erweitern lassen wollte, ja sogar eine mineralogische Karte von ganz Europa in Aussicht nahm. Doch faßte er die Sache wohl etwas zu leicht auf, wenn er an Merck schrieb:

„Laß dir doch etwa nur eine Homannische Charte durchzeichnen und trage mit Charpentiers Zeichen darauf die Gebürgarten ein wie du sie erfährst. Es ist das sicherste Mittel bald Begriffe von dem Ganzen zu kriegen. Ich habe große Lust bald eine mineralogische Charte von ganz Europa zu veranstalten das man mit weniger Arbeit schon gegenwärtig im allgemeinen wird machen können. Man läßt nur eine Anzahl Exemplare abdruken und kann, ie mehr man erfährt und zusammenträgt auf der Platte nachstechen laßen." [2]

Wo er die zuverlässigen Einzelbeobachtungen, auf die doch alles ankommt, mit so wenig Arbeit hernehmen wollte, sagt der Dichter nicht. Er erwähnt zwar die Arbeiten des Abbé Soulavie[3], nach dessen Angaben er vielleicht Südfrankreich in seine Karte einzuzeichnen beabsichtigte; aber da er sofort Soulavie und Buffon bemängelt, roten Porphyr aus Granit entstehen läßt, so muß das Kartenprojekt als ein ziemlich kühnes erscheinen, zumal Goethe noch beifügt:

„Ich habe zu wenig Zeit zu lesen und weiß also nicht, was man über diese Sache schon gedrukt hat. Wenn ich aber hie und da in einem Journale sehe so scheint mir doch als wenn man mit allgemeinen und treffenden Ideen noch ziemlich zurüke sey." [4]

Diese europäische Karte wird übrigens nicht weiter erwähnt. Ein geognostisches Tagebuch von der dritten Harzreise (8. August bis 10. September

[1] A. G. Werner, Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien, Leipzig 1774. — Derſ., Kurze Classification und Beschreibung der Gebirgsarten, Dresden 1782. — Derſ., Uebersetzung von Cronstedts Mineralogie (1. Tl), Freiburg 1780.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 82.

[3] G. Soulavie, Géographie de la nature, Paris 1780. — Derſ., Histoire naturelle de la France méridionale. P. I: Les minéraux, 7 Bde, ebd. 1780; Chronologie physique des éruptions des volcans éteints de la France méridionale, ebd. 1782; Les classes naturelles des minéraux et les époques de la nature correspondantes à chaque classe, St. Pétersbourg 1785.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 83.

1784)[1] zeigt indes, daß Goethe in den acht Jahren seines mineralogischen Studiums manches beobachten und seine Beobachtungen gut aufzuzeichnen gelernt hatte. Der Anfang dieses merkwürdigen Bruchstückes mag hier als Probe folgen:

„Den 8. Aug. 1784.

„Ueber Mühlhausen nach Dingelstädt Kalkgebirge, Leimen in den Plänen. Hinter Duderstadt fängt der rothe Sandstein an, in dünnen Lagen mit Letten dazwischen, sehr brüchig und verwitterlich. Das Erdreich, das aus dieser Verwitterung entsteht, bringt stark gedüngt gute Früchte.

„Kurz vor Lauterberg in der Gegend von . . . erscheinen zuerst bloßstehende Felsen von einem rauhen, porösen, ein sandiges Ansehn habenden Kalkstein. Ich vermuthe, daß der Sandstein drauf ruht; denn dieser K.-Stein ruht unmittelbar auf der grauen Wacke bei der Königshütte, in welcher Gegend auch ein Kalkstein in kleinen Lagen zum Vorschein kommt, der flüchtig ist und zum Zuschlag bei'm Eisenschmelzen gebraucht wird. Die graue Wacke an dieser Seite ist glimmerig.

„Auf der Königshütte schmelzen sie Eisenstein von Elbingerode, Lerbach und Andreasberg. Der erste ist sehr dichte und mit hochrothen Puncten und Theilen einer Jaspisart gemischt. Der letzte kommt nur klein dahin.

„Von der Königshütte nach der Scharzfelser Höhle. Man kann die graue Wacke unter dem Kalk bemerken. NB. Diese Kalkfelsen, ob sie gleich aus übereinander liegenden Bänken bestehen, haben das Ansehn eines ganzen Gebirges, und die Gangklüfte, die durchstreichen, sind sichtbarer als die Flötzklüfte. Das Scharzfelser Schloß steht auf diesem Gestein. Nach Osterode zu, in der Gegend von ..... war ein Gipsbruch zu sehn, der sehr schöne Formen hatte. Der Gips geht an der linken Seite der Teufelsbäder immer fort bis Osterode, wo er auf der Landseite sehr hohe Felsen macht; was für Flötzlager zwischen ihm und der grauen Wacke liegen, wage ich nicht zu entscheiden. An dem Platze, wo die Teufelsbäder sind, geht eine Hauptveränderung vor. (Ich wünschte, daß jemand das Verhältniß des Kalksteines, von dem oben gesprochen, des Gipses und der Grauwacke wohl untersuchte. S. vielleicht Voigtens Gutachten.)

„Von Osterode herauf war mir merkwürdig der erste Hügel, der aus Geschieben von Quarz, Hornstein, Jaspis in einem gelblichen Leimen besteht.

„Dann erscheint auf einmal eine grünlich röthliche Gesteinart, die ich Jaspis nennen will, sehr brüchig; eine Abänderung desselben Gesteins, wie Hornstein anzusehen, folgte, und diese veränderte sich wieder.

„Graue Wacke darauf. Ein Steinbruch, an dem keine Lagen zu erkennen sind; dann wieder eine thonige Gesteinart, die sich, so zu sagen, ins Un-

[1] Ebd. 2. Abt. IX 155 ff.

endliche theilt. Dann wieder Gr. W. Dann der grüne thonige Stein mit Kalkspathpuncten. Dann wieder Gr. Wacke, dann der grüne thonige Stein, dann wieder Gr. Wacke, die bis Klausthal hinauf dauert. Nach dem Wildemann auf dem Zuge am Fuße des Badstubenberges eine Felsparthie hinter einem Hause, die Kr. gezeichnet; darnach ist das Modell zu fertigen." [1]

Goethe überließ es spätgebornen Epigonen, die wenigen Aufzeichnungen drucken zu lassen. In einem seiner französischen Briefe an Frau v. Stein sagt er:

„Die Ideen, welche ich über die Bildung unseres Erdballs erfaßt hatte, sind trefflich bestätigt und berichtigt worden, und ich kann sagen, daß ich Sachen gesehen habe, die, mein System bestätigend, mich durch ihre Neuheit und Größe überraschten. Ich bin nicht verwegen genug zu glauben, daß ich das Princip gefunden habe, durch welches diese Erscheinungen existiren, aber ich werde eine Uebereinstimmung der Wirkungen an den Tag bringen, welche eine gemeinschaftliche Ursache vermuthen lassen, und es wird alsdann die Sache tüchtiger Köpfe sein, dieselbe näher erkennen zu lassen." [2]

Sein System bestand also in einer „geheimnisvollen Harmonie", die sich wissenschaftlich noch nicht bestimmen ließ. Als er versuchte, dasselbe niederzuschreiben, kam er über die Einleitung nicht hinaus. Dieselbe ist ein phantastischer Dithyrambus auf den Granit, ein in Geognosie verkommenes Gedicht. Erst v. Loeper hat sie 1861 herausgegeben[3]. Das Bruchstück ist ein deutlicher Nachklang der Genieperiode, in welcher Bibel, Shakespeare, Straßburger Münster, alles — Genie, nur Genie war. Im Granit glaubt der poetische Geognost dem Urgenie jetzt am nächsten gekommen zu sein:

„So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Felsen hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein gering wachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muthe, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will.

„Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten festesten Anfänge unseres Daseins; ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem näheren Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Thälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren, quellenreichen

---

[1] Goethes Werke, WA 2. Abt. IX 155—157. [2] Ebd. 4. Abt. VI 346.

[3] Verzeichnis von Goethe's Handschriften, Berlin 1861, 23. Vgl. Goethes Werke, WA 2. Abt. IX 174 f.

Ebenen die auf dem Schutte und Trümmern von Irrthümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Vorfahren aufkratzen und das geringe Bedürfniß ihrer Tage in engem Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangene Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermuthungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, zackiger, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumflossene Insel in den alten Wassern dastand; um sie sauste der Geist, der über den Wogen brütete, und in ihrem weiten Schooße die höheren Berge aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die späteren und ferneren Berge sich bildeten. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erzeugen an, schon bewegen sich seltener die schaaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt alles an, von Leben zu wimmeln."

Voll von solcher Naturschwärmerei streifte Goethe in den Bergen von Thüringen herum und schrieb für seine Hermannstädter Höhle die Verse:

„Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben
Drum stieg Amor herab sieh und es lebte die Welt.
Auch belebt er mir die Höle mit himmlischem Lichte
Zwar der Hoffnung nur doch ward die Hoffnung erfüllt." [1]

Fast gleichzeitig wie auf Geognosie warf sich Goethe auch auf Osteologie. Freund Merck trieb diese Liebhaberei; warum sollte er sie nicht auch treiben können? Die Physiognomik drängte dazu, die Lust am Zeichnen auch. Die Gesichtszüge waren von den Muskeln, diese von den Knochen bedingt. Also ließ er sich von Loder, dem Professor der Anatomie in Jena, Ende Oktober 1781 acht Tage lang Knochen- und Muskellehre erklären. Nun wußte er schon genug, um selbst Anatomie zu dozieren. Obwohl er um diese Zeit neben seinen Liebesromanen Latein, Italienisch, Mineralogie und Gemäldesammeln betrieb, sich mit „Egmont" plagte, in Erfurt, Eisenach, Wilhelmstal und Gotha herumflanierte, ein Zauberspiel fürs Liebhabertheater zurechtmachte, ein Kästchen malte, sich eine neue Wohnung mietete, die „dicke Haut

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 311. — Über Goethe als Geologen urteilt L. Dressel S. J., früherer Professor der Chemie in Maria-Laach und Quito, Verfasser einer preisgekrönten Schrift über den Basalt (Die Basaltbildung, in Natuurkundige Verhandelingen, Deel. XXIV, Haarlem 1866), zusammenfassend wie folgt: „Unter den Dilettanten der Geologie mag gewiß auch Göthe einen bevorzugten Platz einnehmen, unter die Fachleute gehört er nicht und noch weniger zu den Männern, die irgendwie bahnbrechend auf diesem Gebiete aufgetreten sind. Deßhalb war es auch kein Mangel an Gerechtigkeit, ‚wenn die Wissenschaft die Würdigung, die sie den auf ihrem Boden erwachsenen Männern spendet, dem Dichter vorenthalten hat'." (Nach handschriftlicher Mitteilung an den Verfasser.)

mehrerer Personen durchbrach", über des Herzogs „kostspielige Ausschweifungen" Sorge und Kummer hatte[1], eröffnete er noch Mitte November für die Lehrer und Schüler der Weimarer Zeichenschule eine Reihe von Vorlesungen über den Knochenbau des menschlichen Körpers. Er bezweckte damit, seine Zuhörer, wie er sagt, auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen.

„Zugleich", fährt er fort, „behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles menschliche anhängen läßt, habe dabey den Vortheil zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge die mir werth sind mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten. Ein Vergnügen welchem man in unserm gewöhnlichen Welt- Geschäffts- und Hofleben gänzlich entsagen muß." [2]

Alsbald fing er nun auch an, Knochen und Skelette zu sammeln, zu studieren, zu präparieren, zu zeichnen oder zeichnen zu lassen, die Terminologie zu lernen und Vergleichungen anzustellen. Der Herzog interessierte sich gleich für die Sache und half Knochen sammeln. Die hauptsächlichste Hilfe aber gewährte Merck, der selbst bereits eine ansehnliche Sammlung besaß und mit hervorragenden Naturforschern wie Sömmerring, Camper und Forster in brieflichem Verkehr stand. Anstatt junger Hofdamen wurden jetzt Elefantenschädel und Mammutsknochen abgezeichnet. Im Herbst 1782 war Goethe so weit, daß er die Knochen und Knöchelchen des menschlichen Skeletts an den Fingern herzusagen und analog dazu auch die Tierskelette zu erklären wußte; doch bat er Merck:

„Versäume ia nicht mir von deinen Untersuchungen und Entdekungen zu schreiben; denn ich weiß immer nicht wo mir der Kopf stehet, und kann nur Seitenblike auf diese interessante Gegenstände werfen." [3]

Im April 1783 hieß Goethe den Naturforscher Blumenbach in Weimar sehr freundlich willkommen, machte ihm einen Gegenbesuch, wollte in Göttingen sogar alle Professoren der Reihe nach sprechen, suchte persönlich Forster und Sömmerring in Kassel auf und beabsichtigte auch Holländisch zu lernen, um mit dem Leydener Professor Camper in gelehrte Beziehung zu treten. Es war ihm entschieden darum zu tun, in das corpus doctum aufgenommen zu werden und durch eine „Entdeckung" und deren wissenschaftliche Begründung als Gelehrter zu gelten. Die Entdeckung war im März 1784 bereits gemacht; er kündigte sie unter strengem Geheimnis der Frau v. Stein und seinem Freunde Herder an, Merck aber ließ er vorläufig noch nichts davon gewahren. Noch im April schrieb er ihm: „Ich habe die Zeit über auch

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 225. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 132 f.
[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 217. [3] Ebd. VI 129.

verschiedenes in anatomicis, wie es die Zeit erlauben wollen, gepfuscht, wovon ich vielleicht ehstens Etwas werde produciren können." [1] Er zog sich nach Jena zurück und wollte mit Loders Hilfe rasch einen Aufsatz über die Entdeckung schreiben. Es ging aber nicht so schnell. Erst Mitte Dezember konnte die kleine Arbeit in doppelter Abschrift, deutsch und lateinisch, an Merck abgesandt werden, der sie zur Begutachtung weiter an den Professor Camper befördern sollte [2]. Der Aufsatz ist überschrieben: „Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre daß der Zwischenknochen der obern Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sei." [3]

Längst vor Goethe hatten die Osteologen und Anatomen wahrgenommen, daß der Oberkieferknochen bei den Vierfüßern nicht aus einem Stück besteht, sondern daß jener Teil desselben, in welchem die Schneidezähne stecken, von dem übrigen durch deutliche Nähte getrennt ist. Dieses Stück nannten sie Zwischenkieferknochen (os intermaxillare, oder incisivum, oder labiale). Am Skelett des ausgewachsenen Menschen dagegen erscheint dieser Knochen nicht isoliert. „Nur außergewöhnliche Nähte oder Nahtspuren, welche als Reste embryonaler Bildungszustände des Knochens anzusehen sind", finden sich zuweilen am Oberkiefer hinter den Schneidezähnen [4]. Für die beschreibende Anatomie des Menschen ist der Zwischenkieferknochen deshalb noch heute nur von untergeordneter Bedeutung. Noch lange nach Goethes „Entdeckung" erklärte Cuvier [5] gerade heraus, daß er dem Menschen fehle und legte auch für die vergleichende Anatomie wenig Gewicht darauf. „Diese Verschiedenheit zwischen den Menschen und den Säugethieren ist", sagt er, „im Grunde nicht beträchtlich; denn die Naht, welche diesen Knochen vom Oberkieferbeine trennt, findet sich beim menschlichen Fötus und verschwindet bei manchen Vierfüßern ziemlich früh." Im übrigen kennt man jetzt so viele ähnliche Bildungen dieser Art, daß der Fall mit dem Zwischenkiefer nur noch geschichtliche Bedeutung hat; hier erscheint er aber um so wichtiger, weil er für Goethe zur Veranlassung wurde, den Menschen in verwandtschaftliche Beziehung zu den Tieren zu setzen. In diesem Sinne ist Goethe denn von manchen Darwinisten eifrig ausgebeutet worden, während die anatomische Wissenschaft im übrigen andauernd ziemlich kühl gegen seine „Entdeckung" blieb [6].

---

[1] Ebd. 267. [2] Vgl. ebd. 204 258 259 331—333 409 ff; VII 11 f 40 f.

[3] Ebd. 2. Abt. VIII 91.

[4] J. Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie des Menschen [10], Wien 1889, 324.

[5] G. Cuvier, Vorlesungen über vergleichende Anatomie, herausgeg. von Duméril, übersetzt von Froriep und J. F. Meckel I, Leipzig 1808, 57.

[6] Vgl. E. Haeckel, Gemeinverständliche Vorträge und Abhandlungen (2 Bde) I, Bonn 1902, 217—280. — H. v. Helmholtz, Vorträge und Reden I [5], Braunschweig 1903, 36—38. — F. Th. Bratranek, Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz (1812—1832), Leipzig 1874, Einleitung. — Otto Vogel, Haeckel und die moni-

Weshalb Goethe selbst der Entdeckung eine so ausnehmende Wichtigkeit beimaß, darüber deuten seine Briefe drei hauptsächliche Motive an. Als er Merck am 6. August 1784 um den Schädel seiner Myrmekophaga bat, fügte er erläuternd bei: „Ich brauche ihn zu meiner Inauguraldisputation durch welche ich mich bey eurem docto corpore zu legitimiren gesonnen bin.“ [1] Ein zweites Motiv enthält der Brief, in welchem er Herder seinen Fund mitteilt: „Es soll dich auch recht herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie! Ich habe mirs auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird.“ [2] Näher erklärt er das in einem Briefe an Knebel, der zugleich ein drittes Motiv andeutet:

„Ich habe mich enthalten das Resultat, worauf schon Herder in seinen Ideen deutet, schon ietzo mercken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs nächste mit den Thieren verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein iedes Geschöpf zu dem was es ist, und der Mensch ist Mensch sogut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder iede Creatur nur ein Ton eine Schattirung einer grosen Harmonie, die man auch im ganzen und grosen studiren muß sonst ist iedes Einzelne ein todter Buchstabe.“ [3]

---

stische Weltanschauung, Leipzig 1877, 23. — Wigand, Der Darwinismus II, Braunschweig 1876, 432 433. — Oscar Schmidt, War Goethe ein Darwinianer? Graz 1871. — R. Koßmann, War Göthe ein Mitbegründer der Descendenztheorie? Eine Warnung vor E. Häckel's Citaten. Heidelberg 1877. (Die Frage läßt sich mit ausschließlicher Rücksicht auf die erste Weimarer Periode nicht erledigen.) — K. Fr. Jordan, Goethe — und noch immer kein Ende! Kritische Würdigung der Lehre Goethes von der Metamorphose der Pflanzen. Hamburg 1888. (Sammlung gemeinnütziger wissenschaftlicher Vorträge, herausgeg. von Virchow und v. Holtzendorff, N. F. 3. Serie, Hft 52, S. 24). — R. Steiner, Ueber den Gewinn unserer Anschauungen von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten durch die Publikationen des Goethe-Archivs, in Goethe-Jahrbuch XII 190—210. — Derſ., Goethes Weltanschauung 134—136. — Derſ., Einleitungen und Anmerkungen zu Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten, in Kürschners Deutscher Nationalliteratur CXIV bis CXVII. — H. Siebeck, Goethe als Denker[2], Stuttgart 1905, 103—114. — A. Hansen, Goethes Metamorphose der Pflanzen (2 Thle) I, Gießen 1907, 367 bis 378. — A. Bliedner, Goethe und die Urpflanze, Frankfurt 1901, 53 ff. — W. v. Wasiliewski, Goethe und die Descendenzlehre, Frankfurt 1903. — P. v. Baumgarten, Goethes Naturstudien, insbesondere in darwinistischer Beleuchtung, in Deutsche Revue 1905, Juniheft. — R. Magnus, Goethe als Naturforscher, Leipzig 1906, 151—153. — R. Otto, Goethe und Darwin. Darwinismus und Religion, Göttingen 1909, 3—13.

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VI 332. [2] Ebd. 258.

[3] Ebd. 389 f.

Zu der Freude über die Erweiterung seiner gesamten Naturanschauung gesellt sich hier der Widerspruch gegen jene Fachmänner, welche, wie Blumenbach und Sömmerring, das angebliche Fehlen des Zwischenkieferknochens beim Menschen als einen höchst wichtigen Unterschied des Menschen vom Affen betonten. Unter vielen Verbeugungen und Höflichkeitsformen machte Goethe hier entschieden Revolution gegen die damalige Fachwissenschaft auf diesem Gebiete.

Was den letzten Punkt betrifft, so hat er einen durchaus richtigen Griff getan. Die Fachmänner, welche den erwähnten Knochen in Abrede stellten, hatten nicht genug oder nicht mit der nötigen Genauigkeit beobachtet. Er war da, wenigstens beim menschlichen Fötus. Goethe hat ihn zuerst nachgewiesen. Die Priorität ist ihm nicht bestritten worden[1].

Anders ist es mit dem zweiten Punkt. Auch hier gebührt ihm das Verdienst, daß er von einer bloß äußerlichen Naturbetrachtung auf das Planmäßige, Einheitliche in der Natur, auf eine Ordnung, und zwar eine natürliche Anordnung der Natur, hinlenkte; allein hierin ist er keineswegs Entdecker und Pfadfinder. Daß der Unterschied des Menschen vom Tiere sich nicht auf einige Differenzen der organischen Entwicklung gründet, daß der Mensch dem Leibe nach aufs nächste mit den Tieren verwandt ist, daß er insofern ganz innerhalb der sichtbaren Schöpfung steht und ihr eingegliedert ist, das hat schon Aristoteles[2] gewußt. In die Harmonie, welche die verschiedenen Reihen der lebendigen und leblosen Wesen zum sichtbaren Ganzen vereint, ist der große Peripatetiker viel tiefer eingedrungen als Goethe, soweit man aus den zerstreut hingeworfenen und vagen Äußerungen des letzteren sich ein Urteil bilden kann. Das wichtige Gesetz der Kontinuität, das Goethe nur unbestimmt andeutet, haben Albert der Große und der hl. Thomas viele Jahrhunderte vor ihm mit philosophischer Schärfe formuliert[3]. Die Absicht des Schöpfers, die Materie in immer vollkommenerer Gestalt bis zum Menschen emporzuheben, haben diese arggeschmähten Scholastiker viel deutlicher und lichtvoller erklärt. Was an den Grundzügen von Goethes Naturanschauung Richtiges ist, kann man, ohne Beimischung seiner pantheistischen Irrtümer, alles schon

[1] Vgl. R. Magnus, Goethe als Naturforscher 114 f.

[2] Vgl. Aristoteles, Hist. anim. 8, 1, 588 b, 4 ff; De part. anim. 4, 5, 681 a, 12; 2, 10, 655 b, 37 ff; Gen. anim. 1, 23, 731 a, 24; Hist. anim. 9, 1, 608 b, 5. — De gen. anim. 2, 4, 737 b, 26 sagt er: *ἔστι δὲ τὰ τέλεια ζῷα πρῶτα, τοιαῦτα δὲ τὰ ζωοτοκοῦντα, καὶ τούτων ἄνθρωπος πρώτον.*

[3] Albertus Magnus, De animalibus l. 2, tr. 1, c. 1: Natura non facit distantia genera, nisi faciat aliquid medium inter ea: quia natura non transit ab extremo in extremum nisi per medium. — S. Thomas, Contra gentiles l. 2, c. 68; Summa theologica 1, q. 71, a. 1 ad 4. In Bezug auf Albert d. Gr. gibt Virchow zu, daß er das Gesetz der Kontinuität ausgesprochen (Göthe als Naturforscher, Berlin 1861, 121 122).

bei ihnen finden[1]. Mit Rücksicht auf eine philosophische Naturerklärung maß er deshalb seinem Zwischenkieferknochen eine viel zu große Bedeutung bei.

Was Goethe mit seiner Entdeckung aber hauptsächlich erhoffte, von den Naturforschern nämlich als gelehrter Kollege und Fachmann bewillkommnet zu werden, das erreichte er nicht. Sömmerring, dem Merck den Aufsatz zuerst mitteilte, schickte ihn den 27. Januar mit der Bemerkung zurück: „Hier ist Göthe's in manchem Betracht sehr artiger Aufsatz. Die Hauptidee hatte schon Blumenbach." Die eigentliche Trennung der Knochen und ein nachheriges Verwachsen der Grenzen leugnete er geradezu.

„Ich habe nun Kinnbacken von Embryonen, von 3 Monaten bis zum Adulto vor mir, und an keinem ist jemals eine Gränze vorwärts zu sehen gewesen. Und durch den Drang der Knochen gegen einander die Sache zu erklären? Ja, wenn die Natur als ein Schreiner mit Keil und Hammer arbeitete!" Die lateinische Terminologie, in welcher Goethe mit Loders Hilfe das os intermaxillare zu beschreiben sich abgemüht und die offenbar einen gelehrten Eindruck machen sollte, brachte die entgegengesetzte Wirkung hervor. Sie erregte Sömmerrings Heiterkeit. „Und die tabula terminorum — sieht sie nicht ein wenig schulfüchsig aus? Sie kostete ihm Schwierigkeit. Freilich! Aber wozu nützt sie? In Ihrem Coiter finden Sie ähnliche."[2]

Goethe selbst meldete bald darauf an Merck: „Von Sömmering habe ich einen sehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe! —"[3]

---

[1] „Die Natur liebt die Ordnung und bleibt sich beständig. Sie steigt von dem Unvollkommeneren zu dem Vollkommeneren empor. — Das höchste Glied einer niedern Wesensreihe berührt das niederste der nächstfolgenden höheren (die Natur macht keine Sprünge). Die Werke der Natur vollziehen sich immer in derselben Weise, wenn nichts Hemmendes dazwischen tritt. — Die Natur unterscheidet das Ganze in Theile und ordnet dieselben nach Raum und Zweck. — Sie thut nichts vergeblich. Sie liebt das Einfache, vollzieht nicht durch Mehrere, wozu Einer hinreicht. — Sie liebt die Einheit, führt viele Thätigkeiten auf eine Fähigkeit, viele Fähigkeiten auf eine Wesenheit zurück. — Die Natur handelt nicht zufällig, sondern nach Absicht. Sie läßt es nicht am Nothwendigen fehlen, im Ueberfluß hält sie Maß. — Die Natur zieht das Nothwendige der Schönheit vor. Alles thut sie aus Nothwendigkeit oder um höherer Vervollkommnung willen. Sie ist reich und freigebig in ihren Mitteln, häuft die Dienstleistungen ihres Haushalts nicht sparsam auf Einen, sondern stellt für jedes ihrer Aemter einen eigenen Diener an. Sie kennt viele Wege zum selben Zweck. Sie sucht ihre Werke zu verewigen, soweit es möglich ist, und erreicht es wenigstens in der Erhaltung der Arten. Sie ist unermüdlich für ihre Erhaltung und Vervielfältigung besorgt. Sie freut sich an der Mannigfaltigkeit und verleiht den Individuen die möglichste Verschiedenheit, um die Schönheit des Universums zu steigern." Vgl. diese Axiome zusammengestellt bei T. Pesch S. J., Institutiones philosophiae naturalis[2], Friburgi Brisg. 1897, 417 f.

[2] Vgl. Wagner, Briefe an Merck 438 f.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 12.

Noch schlimmer ging es bei Peter Camper, an den der Aufsatz erst im September 1785 gelangte. Den Eifer, mit welchem er an die Prüfung der Schrift herantrat, verglich dieser zwar selbst mit dem Eifer der obszönsten Neugier. Den beigelegten Zeichnungen aber, auf welche Goethe die höchste Sorgfalt hatte verwenden lassen, sprach er gerade die Hauptvorzüge ab, auf die es ankam, richtige Perspektive und Schattierung, und bedankte sich humoristisch für die Ehre, daß Goethe diese Methode zu zeichnen die Camperische genannt hatte. Die Handschrift des Manuskripts lobte er als überaus schön und elegant; die lateinische Übersetzung dagegen tadelte er als stellenweise unverständlich. Schon der lateinische Titel Specimen war unrichtig und bedurfte der Korrektur. Die Abhandlung selbst fand er gut; aber was sie beweisen sollte, stellte er in Abrede: J'avoue qu'il a poursuivi ces os parfaitement bien; mais je ne puis pas l'avouer dans l'homme. Dann fragte er, was er damit anfangen sollte: Garder, renvoyer, faire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme aux dessins froids? Drei Tage später schrieb er wieder an Merck, diesmal etwas freundlicher; er hatte den Verfasser erraten, nannte das Buch jetzt ein „schönes Buch" und erkannte an, daß Goethe den Zwischenkieferknochen am Walroß nachgewiesen habe; aber am Menschen leugnete er ihn noch beharrlich. „Ich habe", sagt er, „zuerst eine Anzahl Kieferknochen am Fötus, dann von Neugebornen verschiedenen Alters, besonders von 3—4 Jahren, untersucht." „Ich finde ihn nicht und behaupte drum wie früher: wir haben ihn nicht." Dasselbe wiederholte er am 21. März 1786, mit der Erklärung, daß er Goethes Schrift nicht drucken lassen könne. „Die Tafeln würden zu viel kosten, Niemand würde sie übernehmen, und die Sache selbst ist für die Wissenschaft nicht interessant genug." [1]

Hiermit war Goethes Inauguraldissertation durchgefallen. Der Schlag traf ihn um so härter, als er gerade in der Naturwissenschaft eine Art Panazee gegen seine übrigen Verdrießlichkeiten gesucht hatte. Wieland machte zu diesen Freuden und Leiden des empirischen Naturbeobachters folgende humoristische Bemerkungen [2]:

„Was Eure Elephantenknochen und Meerwunder betrifft, dafür, ich gestehe es, hat mir Madre Natura den Sinn versagt, der dazu erfordert wird; indessen begreife ich doch ungefähr die Möglichkeit, wie ein übrigens ganz vernünftiger Mann, posset qui rupem et puteum vitare patentem, ein eben so großes Belieben daran finden kann, 8 Tage lang in einen Walfischkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Nasenlöcher in der Nase sitzen, als unser einer einen ganzen Tag, und oft wohl noch

[1] Wagner, Briefe an Merck 466 ff 469 ff 481 ff.

[2] Ebd. 443 f.

einen halben dazu, mit Hintansetzung seiner Familie, Freunde, Correspondenten, Nachbarn und desgleichen, an Ausründung einer achtzeiligen Stanze zu arbeiten. Ich gestehe sogar die Wichtigkeit jener Entdeckung aus vollem Herzen zu, und bin gänzlich überzeugt, daß es ganz anders mit dem menschlichen Wesen stehen würde, wenn es einmal dazu käme oder kommen könnte, daß die Leute, sonderlich die gelehrten Herrn, die Nasenlöcher" „nirgends suchten, als wo sie natürlicherweise sitzen, und wo sie jeder Bauer suchen würde."

Siebtes Kapitel.

Allgemeine Ernüchterung. Gesammelte Werke.

(1785. 1786.)

Um Goethes Lage in den Jahren 1785 und 1786 einigermaßen zu verstehen, muß man an die Geniezeit zurückdenken, wo er in ein paar Wochen seinen „Götz", in ein paar Monaten seinen „Werther" schrieb, gleichzeitig einen „Cäsar", einen „Mahomet", einen „Ewigen Juden", einen „Prometheus" plante und unter den buntesten Zerstreuungen, wenn auch keinen vollendeten „Faust", so doch die „Gretchen-Tragödie" gleichsam spielend aufs Papier warf. Das waren Zeiten! Er kam sich selbst und den andern wie ein Götterliebling vor.

Nun war er schon zehn Jahre in Weimar, in viel lustigeren Zerstreuungen als ehemals, in viel verwickelteren Liebeshändeln als zuvor, in der buntesten Mannigfaltigkeit weltlichen Treibens, mit Menschen aller Stände in lebendigem Verkehr, in alle Geheimnisse des Lebens eingeweiht, wenn nicht Fachmann, so doch Gast in Künsten und Wissenschaften, der erste Mann im Gewühle des Hofes — und wenn er nur wollte, auch ein beschaulicher Dichter in stiller Garteneinsamkeit, umgeben von allen Anregungen, die ein Dichter haben kann. Und doch kam, außer der „Iphigenie", kaum etwas Bedeutendes mehr zu stande.

„Faust" schlummerte in der Mappe, so gut wie aufgegeben. „Iphigenie" war noch nicht gedruckt. Seit acht Jahren plagte sich der Dichter an einem großen Roman, dem „Wilhelm Meister" — und der Roman war noch nicht zur Hälfte fertig, ein Abschluß nicht abzusehen. Von einem „Egmont" kamen in zehn Jahren ein paar Szenen zu stande. „Tasso" blieb Embryo, „Elpenor" Fragment [1].

[1] Quand au printemps de 1786 il se décide à réunir ses œuvres et à en donner une édition complète, de quelle mélancolie ne dût-il pas se sentir envahir en constatant à quoi se réduisit sa production poétique depuis son arrivée à Weimar. Lui qui jadis, à Francfort, avait senti en lui une source de poésie si abondante qu'il en avait été presque éffrayé, qui avait écrit son Götz, son

Dem Hof zuliebe verlegte er sich nun auf kleine Gelegenheitsstückchen und Festspielchen. Doch Kraft und Frische versiegten sogar hier, indem er an früheren kleinen Arbeiten, wie „Erwin und Elmire", den „Mitschuldigen", „Claudine von Villa-Bella", herumkorrigierte. Das Monodrama „Proserpina" allein hat noch einen genialen Anflug. Sonst stockt Erfindung, Kraft, Begeisterung, auch der geniale Humor. „Lila" und „Der Triumph der Empfindsamkeit" sind selbst als Gelegenheitsstücke schwache Produktionen. „Die Geschwister" sind ein matter Nachklang von „Werther". Zu den „Vögeln" mußte Aristophanes den Humor liefern. Die „Fischerin" dagegen, wenn man von den paar Einlagen absieht, ist eine gewöhnliche Farce. „Jery und Bätely" ist eine Saloneiferfüchtelei in schweizerischem Kostüm. Das „Neueste von Plundersweilern" kann unbedenklich zu den literarhistorischen Ungezogenheiten gerechnet werden. Danach mühte sich Goethe fünf bis sechs Jahre an dem verfehlten Singspiel „Scherz, List und Rache" ab. Wäre das Liebhabertheater zu Weimar auf seine Novitäten angewiesen gewesen, es hätte nach der ersten Saison an der Schwindsucht sterben müssen.

Und daran starb es endlich, nachdem man die wenigen Stücke bis zum Überdruß wiederholt hatte und Goethe selbst sich begnügte, Maskenzüge zu erfinden und einige flüchtige Verse dafür zu schreiben. Ein Zug Lappländer — Aufzug des Winters — Die weiblichen Tugenden — Aufzug der vier Weltalter — das waren Lappalien für einen Geist wie Goethe. Endlich beschränkte man sich auf die bloße Maskerade zu Pferd und ließ sich wieder eine Schauspielerbande kommen. Der Theaterdichter und Theaterdirektor hatte entschieden Fiasko gemacht, wenn er sich das auch nicht eingestand, sondern noch immer an „Scherz, List und Rache" und an den „Ungleichen Hausgenossen" feilte, um, wie er meinte, das Singspiel auf die rechte Höhe zu bringen, während die Komponisten nach wie vor weder auf Sinn noch poetische Form viel achteten, sondern für Musik, Ballett und Dekoration sorgten.

Vereinzelt gelang wohl dann und wann ein kleineres Gedicht, das an die alten Zeiten erinnerte, so die „Seefahrt", die „Harzreise im Winter", das schwärmerische Lied „An den Mond", „Jägers Abendlied", der „Gesang der Geister über den Wassern", „Der Fischer", „Meine Göttin", der „Erlkönig", „Das Göttliche", „Auf Miedings Tod", „Ilmenau", „Zueignung". Doch diese Stücke verteilen sich auf zehn Jahre. Dazu im Jahr

---

Werther en quelques semaines, qui concevait presque dans le même instant un Jules César, un Mahomet, un Juif errant, un Prométhée, qui composait, comme en se jouant, son impérissable tragédie de Marguerite, qui chantait ainsi que les autres parlaient, il n'a réussi dans ces dernières années à mettre au jour que des œuvres médiocres et de courte haleine (H. Loiseau, L'Évolution morale de Goethe. Les Années de Libre Formation 1749—1794 p. 330).

noch ein halbes Dutzend oder im besten Fall ein Dutzend Kleinigkeiten für Frau v. Stein, Herder, den Herzog, die Herzogin und das Tiefurter Journal.

Mit dem Reichtum anderer Jahre bunt gemischt, mögen sie den Eindruck genialer Fülle verstärken[1]; aber wenn man genau zusieht, was Jahr für Jahr zu stande kam, so steht man vor magern Jahren. Wie „Egmont" und „Tasso" blieben auch die „Geheimnisse" zunächst unvollendet. „Seine poetischen Arbeiten bildeten ein großes Ruinenfeld", gesteht selbst der Panegyriker Bielschowsky[2]. „Und nicht genug, daß seine poetischen Schöpfungen einen so trostlosen Anblick boten, er konnte nicht einmal wissen, ob nicht auch seine Schöpferkraft durch das viele Brachliegen unwiederbringlichen Schaden gelitten hätte. Seine wissenschaftlichen Arbeiten waren, abgesehen von der kleinen Abhandlung über den Zwischenkiefer, über ein embryonisches Leben nicht hinausgekommen." „Wohin Goethe jetzt blickte — alles war geeignet, ihn aufs tiefste zu verstimmen."

Pegasus schmachtete an der Staatskarosse; aber aller Opfer ungeachtet, die Goethe seiner äußeren Stellung gebracht, war er dabei kein bedeutender Staatsmann geworden. „Keiner, auch nicht der Größte", bemerkt hierzu Engel, „kann zwei Herren mit gleicher Treue dienen: das ewig wahre Wort hat sich an dem Dichter und dem Beamten Goethe wie an einem Probefall erhärtet." „Hat er durch seine Ministerschaft auch nur seinen ‚historischen Horizont erweitert', wie man das redensartlich genannt hat? Aber das großartige geschichtliche Weltbild im Götz hatte ja ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren entworfen, der nie den Fuß in eine Staatskanzlei gesetzt. Mit dem Egmont steht es ähnlich. Welche Horizonterweiterung hingegen weisen alle politischen Dramen auf, die Goethe als Weimarischer Minister geschrieben hat?" „Hatte Goethe aus seinem lebenslangen Befassen mit den Staatsgeschäften, gelegentlich selbst mit der großen Politik wie bei den Verhandlungen über den Fürstenbund, gelernt, den Haß und die Kraft des deutschen Volkes gegenüber Napoleon richtig zu beurteilen? Waren ihm darin die von Napoleon und von Goethe gleich sehr mißachteten deutschen ‚Ideologen' ohne politische Schulung nicht weit überlegen?"[3]

Obwohl der Dichter nach dem „Götz" und „Werther" nichts mehr von überragender Bedeutung hatte drucken lassen, übte doch der Name „Weimar" bereits einen merkwürdigen Zauber aus. Außer den fürstlichen Herrschaften der nächsten Nachbarschaft erschienen fast jedes Jahr freundschaftliche oder

[1] Das Beste dankte er dabei seiner Fertigkeit, fruchtbare Elemente des Volksliedes sich anzueignen, wie beim Erlkönig, sie poetisch zu verwerten und neu zu gestalten. Vgl. P. Wigand, Göthe's Lyrik und das Volkslied, in Konservative Monatsschrift, September 1881, 211—233.

[2] Goethe I[21] 367.

[3] Goethe. Der Mann und das Werk 256 260.

berühmte Besucher, welche den Ruhm des neuen Musensitzes vermehrt und verbessert in die Welt zurücktrugen. So kamen in den Jahren 1780 bis 1782 der „Philosoph" Garve, der Philologe Villoison, der Theologe Joseph Oberreit, der Abbé Raynal, dann die Frau v. Branconi, die „schöne" Gräfin Tina Brühl, ursprünglich eine Feldwebelstochter, 1784 der Philosoph Jacobi, der sich seiner „Vernagelung" bereits getröstet hatte, die beiden Grafen Stolberg, der Wandsbecker Bote Claudius, 1785 der Weltumsegler Forster, der Minister v. Edelsheim und die Fürstin Gallitzin[1] mit ihren Freunden Fürstenberg und Hemsterhuys, 1786 der Physiognom Lavater. Doch wo es am Innern fehlte, da konnten weder solche Besuche noch der äußere Pomp und Ruhm des kleinen Hofes wahre Befriedigung gewähren.

Wenige Tage, nachdem der Herzog dem Fürstenbunde beigetreten, am 1. September 1785, schrieb Goethe an Knebel: „Hier gehts im Alten. Schade für das schöne Gebäude, das stehen könnte, erhöht und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat! Doch was hat Grund auf der beweglichen Erde." [2]

Am 5. klagt er der Frau v. Stein: „Der Herzog ist in seiner Meute glücklich. Ich gönne es ihm. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an, es ist immer dasselbe, viel Lärms um einen Hasen todt zu jagen. Und ich brauche beynah soviel Umstände, um einen Hasen zu erhalten. Nochmals lebwohl und liebe."

Kurz zuvor war auf Goethes Veranlassung, um zu sparen, die bisherige herzogliche Hoftafel abgeschafft worden. Statt dessen speisten die Damen mit dem Herzog und der Herzogin in dem Zimmer des ersteren, und nur vereinzelt wurden Gäste zugezogen. Goethe klagte: „Die neue Einrichtung geht fort und beim Mittagessen leydet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Franckenbergs da waren, mussten sich 25 Menschen in der kleinen Stube behelfen, versteht sich die Aufwartung mitgerechnet. So gehts, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab und zu zuthun weiß. Es wird noch mehr kommen." [3]

---

[1] Auf diesen Besuch wie auf den Gegenbesuch Goethes in Münster pflegen viele Katholiken großes Gewicht zu legen, aber wohl ohne Grund. Für Goethe mag diese Beziehung ein Ruf der Gnade gewesen sein; doch er achtete nicht darauf. Die Fürstin Gallitzin, sehr enthusiastisch von Natur, ging viel zu weit in ihrer Begeisterung für Goethe, und ihr späterer Versuch, ihn durch platonische Betrachtungen über das „Schöne" und „Urschöne" aus seinem Konkubinat herauszuphantasieren, macht einen fast peinlichen Eindruck. Vgl. ihren Brief an Goethe vom 24. Januar 1795, in Goethe-Jahrbuch III 285 ff.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 81.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 89. — Varnhagen v. Ense und Mundt, K. L. v. Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel II, Leipzig 1835, 250.

Während er mit seiner gewohnten Elastizität seinen übeln Humor in hundert verschiedenen Kleintätigkeiten zu zerstreuen wußte, litt der Herzog andauernd an Verstimmung.

„Die öffentliche Gesellschaft in unsern Mauern", so schrieb dieser am 26. Dezember 1785 an Knebel, „ist diesen Winter so insipid wie möglich. Da meist alles verheirathet und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art ist, daß sie leicht häusliche Unruhen verursachen könnten, was übrig bleibt aber die gute Zeit übergangen hat und es für die wenigen Mädchen sehr an Männern fehlt, so ermangelt ein Hauptinteresse ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend jemanden das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, oder durch persönliches Interesse viel zu gewinnen; deßhalb bekümmert sich niemand um den andern, und man sieht sich ordentlich nur zur Frohne. Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste auf dem ganzen Erdboden. So lange kein Frost war, jagten einige, und die andern fürchteten sich vor den bösen Einflüssen Pöllnitzens; seit ersteres Vergnügen und des letztern Gegenwart aufgehört hat, ist auch dieser Nagel, an welchem eine Menge Menschen hingen, ausgerissen. Etwas schien ein neuer Komödienplan einige Zeit zu beschäftigen; da er aber nicht recht verdaut war, ging er wie Haselnüsse hart ab, und der moralische Magen blieb abermal leer." [1]

Knebel selbst erschien Weimar um diese Zeit wie eine „wahre Seelenessigfabrik", und er „bat seinen Schöpfer, ihn nur nicht mehr in Weimar fortleben zu lassen" [2].

Man kann den moralischen Katzenjammer eines ganzen Hofes nicht deutlicher bezeichnen, als es hier vom Fürsten selbst und von einem der hervorragendsten Kavaliere geschieht. Fast möchte man sich wundern, daß Goethe in seinem Amte blieb. Doch liberale Minister nehmen nicht so leicht ihren Abschied. Für Fürst und Minister wäre ein solcher höchst unangenehm gewesen. Beide zogen vor, Fünfe gerade sein zu lassen, die Langeweile in Geduld zu ertragen und jeder sich seinen Liebhabereien hinzugeben: der Herzog der Politik und Jagd, Goethe seinem etwas philiströs gewordenen schöngeistigen Stilleben, das ihn aber auch je länger desto weniger befriedigte.

Als Goethe im März 1785 Charlotte klagte, daß er nur zwei Götter habe, sie und den Schlaf, da war die „Göttin" schon längst in den Spätsommer des Lebens eingetreten, 42 Jahre alt, eine Matrone. Obwohl er ihr noch jeden Morgen schriftlich seine Liebe aufs neue erklärte, war ihm jetzt sein Verhältnis zu Frau v. Stein „eine Quelle der Pein geworden. Gerade der Umstand, daß Herr von Stein dem Hause wiedergegeben worden

[1] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 230.

[2] H. v. Knebel-Doeberitz, Karl Ludwig von Knebel, Weimar 1890, 89.

war, hatte ihn über den unnatürlichen Boden belehrt, auf dem es ruhte."[1] Am Abend des 2. April 1785 schrieb er ihr:

„Nachdem ich mich schon ausgezogen und in die beste Bequemlichkeit gesetzt habe, fühle ich erst wieder recht daß ich zur Einsamkeit verurteilt bin und daß mir die Nähe des lieben Herzens fehlt dem ich mich so gern und so alleine mittheilen kann. Wie möcht ich mit dir über meinen heutigen Tag sprechen, der so unbedeutend er ist, doch Bedeutung und Lehre für mich genug hat."[2]

Am nächsten Tag schickte er ihr wieder Blumen, am zweiten einen Blumenstock, am dritten war sie bei ihm zu Besuch, am vierten suchte er sie auf, am fünften vermißte er sie, weil er Zahnweh hatte, am sechsten besuchte er sie „eingewickelt", um mit der Elektrisiermaschine bei ihr zu experimentieren, und so versicherte er ihr weiter, Tag für Tag, daß er sie liebe und ewig lieben werde und ewig lieben müsse:

„Meine Geliebte, meine Freundinn, einzige Sicherheit meines Lebens. Was ist alles andre, was iedes andre menschliche Geschöpf. Je mehr ich ihrer kennen lerne, ie mehr seh ich daß mir in der Welt nichts mehr zu suchen übrig bleibt, daß ich in dir alles gefunden habe."[3]

Und doch war sie noch immer Frau v. Stein und hatte bereits einen Sohn, der Schulden machen konnte und Schulden machte, und Goethe mußte ihn im Namen seines Vaters zur Tugend ermahnen, während der Vater noch lebte, die Verwaltung zu Kochberg seiner Frau und einen andern Sohn, Fritz, der Erziehung Goethes überließ! Neben allerlei Familienkummer war Charlotte noch oft von Kränklichkeit heimgesucht. Auch Goethes Gesundheit ging zurück; 1785 machte er eine Badekur in Karlsbad, 1786 wiederholte er sie. Nachrichten von Zahnweh, geschwollenen Backen und Fieber erschienen als Arabesken in seinen Liebesbilletts, neben Blumen und Spargeln, Spinoza, Infusionstierchen, Luftballons[4], Pflanzenuntersuchungen, Geologie, Chemie und dem von Zeit zu Zeit heller oder matter durchklingenden Jammer, von Charlotte getrennt, nicht mit ihr unter einem Dache zu sein: „Ich kann es kaum mehr ertragen so von dir getrennt zu seyn!"[5]

Ganz und voll wagte er ihr indes die Unruhe nicht auszudrücken, in welcher er seufzte, die unerquickliche Spannung, Traurigkeit und Verdüsterung, in welcher er schmachtete[6]. Anstatt über das trostlose Mißverhältnis einmal entschieden die Augen zu öffnen, schloß er sie alsbald wieder, suchte bei

---

[1] Bielschowsky, Goethe I[21] 367.

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 37 f. [3] Ebd. 77.

[4] Vgl. Goethe und die Luftschiffahrt, in Frankfurter Nachrichten 1908, Nr 265.

[5] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 160.

[6] Daß ihm elend zumute war, gesteht selbst Düntzer, Charlotte v. Stein I 264.

Charlotte Trost und Hilfe, wiederholte die Beteuerungen seiner Liebe und schmeichelte sich, in dieser traurigen Sklaverei eine neue Weltanschauung zu begründen. Daß diese Idee seinen naturwissenschaftlichen Studien zu Grunde lag, darüber kann kein Zweifel sein. Sie kehrt mehrfach in seinen Briefen wieder. Als Fr. H. Jacobi ihn 1786 für seine eigene Sentimentalitäts-philosophie gewinnen wollte, antwortete er ihm:

„Wenn du sagst man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht, und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum; so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindsten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeschnitten ist." [1]

Das tönt sehr kühn, fast wie Lessings berühmtes Skeptikergebet; aber es steckt nicht viel Philosophie dahinter. Eklektisch pickte er in hundert Töpfen herum und pickte sich so auch aus Spinoza diese „intuitive Erkenntnis" heraus. Jeder, der Spinozas Ethik nur einmal vernünftig durchgelesen, weiß, welche Mühe sich der jüdische Philosoph am Ende des ersten Buches gibt, die Annahme von „Endursachen" als die Quelle aller „Vorurteile" gegen sein System zu beseitigen [2] und wie hierin gerade ein Schwerpunkt seines ganzen Systems liegt. Sei es, daß Goethe diesen Zusammenhang nicht verstand oder vielleicht auch den wichtigen Abschnitt nicht einmal gelesen hatte, genug, er leugnete ganz fröhlich dasjenige, worauf Spinoza alles ankam. „Die Endursachen sind dem Gemüthe zu dencken so nötig daß du aus den Nichtendursachen erst eine rechte End-Ursache machst." [3] So schrieb er der Frau v. Stein.

Die natura naturans und naturata warf er ebenso fröhlich durcheinander. Da aber Spinoza drei Arten der Erkenntnis unterschied: unvoll-

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 214.

[2] B. Auerbach, Spinoza's sämmtliche Werke II, Stuttgart 1871, 32 ff. Etwas ernster hat Schillers Freund, der alte Körner, Spinozas Philosophie erfaßt ([Geiger], Schillers Briefwechsel mit Körner I, Stuttgart 1895, 115—118). — Ebenso Herder; doch muß es von der „christlichen" Richtung dieses Mannes einen sonderbaren Begriff erwecken, daß sein Humanismus sich gerade mit den ethisch-religiösen Motiven des Spinozismus so gut vertrug. Vgl. R. Haym, Herder I, Berlin 1880, 674. „Spinoza", sagt Herder, ihn mit Descartes vergleichend, „war ein durchdringenderer Geist, der Theologe des Cartesianismus." „Er war in's Empyreum der Unendlichkeit so hoch hinaufgeschwindelt, daß alle Einzelheiten ihm tief unterm Auge erblichen; dieß ist sein Atheismus und wahrlich kein anderer" (Suphan, Herders sämtliche Werke VIII 266).

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 101.

kommene vage Vorstellungen, dann eine Verstandeserkenntnis, welche die Eigenschaften der Dinge erfaßt, endlich jene intuitive Erkenntnis, wodurch der Mensch unmittelbar die adäquate Idee des Wesens „einiger" Attribute Gottes erhält[1], so gab sich Goethe mit den beiden andern wenig Mühe, sondern beschränkte sich ohne weiteres auf diese höchste und bequemste, um von „dem Wesen einiger Attribute Gottes zur adäquaten Erkenntnis des Wesens der Dinge fortzuschreiten". Die Verwirrung, die durch Spinozas eigene Erklärung zwischen den beiden letzten Erkenntnisweisen entstand, beachtete er nicht, noch weniger den Widerspruch, den die Intuition „einiger" Attribute bei einem Wesen in sich schließt, dessen Attribute sich völlig identifizieren. Das wenige und unvollkommen Erfaßte, was er von Spinoza herübergenommen, gab ihm „Mut", sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen. So war denn glücklich Spinozas dritte Erkenntnisweise hinweggezaubert und ihr die zwei ersten, d. h. im Grunde ein einfaches Experimentalwissen substituiert, das gar nicht von einer Intuition göttlicher Attribute ausging, sondern aufs Geratewohl launisch und fragmentarisch im ganzen weiten Gebiet des Anorganischen und Organischen herumirrte, um hinter das „Geheimnis der Natur" zu kommen. Was ihm von Spinozas Lehre dabei übrig blieb, war eine dunkle und verblaßte Vorstellung, in der Natur selbst unmittelbar das „Göttliche" zu schauen[2], womit denn die Möglichkeit gegeben war, seine naturwissenschaftlichen Neigungen mit dem Schein einer gewissen poetischen Religiosität zu umkleiden, und Steine, Pflanzen, Tiere und sich selbst mitsamt der ganzen Natur und der Frau v. Stein, die vorläufig noch die wichtigste Manifestation der Natur war, zu vergöttern[3].

[1] Ethices, pars II, prop. XL, schol. I II. Vid. Benedicti de Spinoza Opera I, Lipsiae (Tauchn.) 1843, 253—256. — B. Auerbach a. a. O. II 71—74. — Danzel, Goethe's Spinozismus 17.

[2] Vgl. die von Goethe Frau v. Stein diktierte Abhandlung „Studie nach Spinoza (1784—1785)", in Goethes Werken, WA 2. Abt. XI 315—319. B. Suphan (Aus der Zeit der Spinoza-Studien Goethes. 1784—1785, in Goethe-Jahrbuch XII 3—12) bemerkt dazu: Das Ganze „ruht auf jener durch Leibniz bedingten Vorstellung, die Goethe und Herder sich gemeinsam von der Philosophie des Spinoza gebildet hatten. Der Verfasser hat es darin auf metaphysische Speculation als solche nicht angelegt. Sein Zweck ist, sich ins Klare zu setzen über ‚das Principium', ‚aus dem und durch das' er — als Künstler und Naturforscher — ‚arbeitet'" (vgl. Goethes Werke, WA 1. Abt. XXXII 112. Vom 8., eigentlich 12. Oktober 1787). „So hat er es auch hier mit dem zu thun, was man ‚schauen' kann, und was darüber hinaus liegt, will er sich (mit Lessing zu reden) ‚alles natürlich ausgebeten haben'." — Vgl. Fr. Braß (Zu Goethes philosophischem Aufsatz, in Goethe-Jahrbuch XVIII 174—181), der diesen für eine Frucht der italienischen Reise erklärt, herangereift unter den Gesprächen mit K. Ph. Moritz über „Gott und göttliche Dinge". Es sei nicht ausgeschlossen, daß ihn Goethe, nach Weimar zurückgekehrt, selbst der Stein diktiert habe (S. 181).

[3] Wie Goethe, gibt auch sein Lobredner S. Kalischer (Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft, in Goethes Werken [Hempel] XXXIII xxxi) auf die Erkenntnis-

Ebensowenig wie seine „Philosophie", konnte ihn sein naturwissenschaftlicher Empirismus wirklich befriedigen.

Nachdem er vier Jahre Steine und Stufen gesammelt, weitere sechs Jahre über den „Granit" und das Steinwesen Studien gemacht hatte, langte er bei der Einsicht an: „In der Mineralogie kann ich ohne Chymie nicht einen Schritt weiter das weis ich lange und habe sie auch darum Beyseite gelegt, werde aber immer wieder hineingezogen und gerissen." [1]

In der Osteologie verschwendete er jahrelang Zeit und Mühe, um eine Entdeckung zu machen, bevor er diesen Wissenszweig eigentlich fachmännisch beherrschte; als die „Entdeckung" gemacht war, mußte er sich von den Fachgelehrten sagen lassen, daß dieselbe von keiner erheblichen Bedeutung sei und daß es sich wohl nicht verlohne, seine Inauguraldissertation drucken zu lassen.

Auch in der Botanik beabsichtigte er als Entdecker aufzutreten, sammelte und hatte „artige" Ideen, bevor er nur einmal ein Handbuch derselben durchstudiert. Im November 1785 nahm er den Linné nach Ilmenau mit und las endlich einmal ernstlich darin, „denn", sagt er, „ich muß wohl, ich habe kein ander Buch. Es ist das die beste Art ein Buch gewiß zu lesen, die ich öffters practiciren muß, besonders da ich nicht leicht ein Buch auslese" [2]. Als die osteologische Entdeckung so wenig Beifall fand, wandte er sich lebhafter der Pflanzenwelt zu, beobachtete mit dem Mikroskop, konsultierte den Hofgärtner in Belvedere und den Magister Batsch in Jena, und versuchte dem „Geheimnis der Natur" von dieser Seite auf die Spur zu kommen. Doch rückte er einstweilen noch nicht mit Resultaten heraus.

Fast gleichzeitig warf er sich auch auf Meteorologie, Physik und Astronomie, experimentierte mit Luftballons und Elektrisiermaschinen und führte

---

theorie Spinozas gar nicht acht und verehrt herzhaft „die Quintessenz der Denk- und Forschungsart, welche er das ganze Leben hindurch übte". Die „Philosophie" Goethes hat Caro, ohne es zu beabsichtigen, scharf verurteilt, wenn er von Goethes Spinozismus sagt: C'est l'esprit du système, moins le système, d. h. das Faß ohne Boden und Deckel (Revue des Deux Mondes 1865, 35e an., 2e pér. LIX 873). — Sans arriver à une coordination impossible, son esprit oscilla autour de la doctrine de Spinoza, qui avait le très grand avantage de se lier pour lui à un fétichisme puissant quoique trop inconscient. Gœthe fut donc une grande nature synthétique qui, se développant sans cesse, ne put jamais néanmoins arriver à une véritable systématisation, même passagère, donnant à son cerveau un équilibre vraiment stable. Faust et sa construction traduisent très bien cet état cérébral de Gœthe (P. Laffitte, Le Faust de Gœthe, Paris 1899, 66). Vgl. E. Melzer, Goethes philosophische Entwickelung, Neisse 1884. — W. Neveling, Die religiöse Weltanschauung Göthe's, Barmen 1884. — R. Steiner, Goethes Weltanschauung, Weimar 1897. — „Goethe sah Spinozas Lehren", sagt M. Brasch (Goethes Beziehungen zur Philosophie, in Gegenwart XLVIII 170), „durch die Brille des nicht zum vollen Pantheismus durchgedrungenen Herder."

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 4. [2] Ebd. VII 117 118.

Frau v. Stein auf die Sternwarte von Jena. Da er einsah, daß in der Sternkunde ohne Mathematik nichts anzufangen sei, so versuchte er das nachzuholen, was er als Gymnasiast versäumt.

„Algebra ist angefangen worden", schrieb der Kriegsminister und Geheimrat seiner Geliebten am 21. Mai 1786 von Jena aus[1], „sie macht noch ein grimmig Gesicht, doch dencke ich es soll mir auch ein Geist aus diesen Chiffern sprechen, und wenn ich den nur einmal vernehme; so wollen wir uns schon durchhelfen." Zwei Tage später meldet er: „Ich muß noch einige Tage bleiben es ist mir so ruhig und still hier und ich mögte doch die 4 Spezies in der Algebra durchbringen. Es wird alles darauf ankommen, daß ich mir selbst einen Weeg suche über diese steile Mauren zu kommen. Vielleicht treff ich irgendwo eine Lücke durch die ich mich einschleiche."[2]

Das Einschleichen gelang jedoch hier nicht wie in der Geognosie mit Hilfe Voigts, in der Osteologie mit Hilfe Loders. Der Mathematiker Wiedeburg hatte zwar „eine treffliche Methode", aber es fehlte anderswo. Am 25. Mai waren Mathematik und Astronomie schon aufgegeben:

„Wir haben die vier Species durch und wollen nun sehen was geblieben ist; so viel ich mercke es wird historische Kenntniß bleiben und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können, da das Handwerck ganz auffer meiner Sphäre liegt."[3]

Es gelang Goethe nicht mehr, jene mathematische Bildung zu erwerben, auf deren Notwendigkeit zu einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung ihn sein Führer Spinoza hinwies, die er aber zu Frankfurt, Leipzig und Straßburg sich anzueignen vernachlässigt hatte. Die Mühe, welche er sich gab, wenigstens nachträglich in dieses Gebiet einzudringen, ist gewiß lobenswert. Er hatte unzweifelhaft viel Anlage für konkrete und vor allem für künstlerische Naturbeobachtung; aber er besaß weder die Leichtigkeit noch den Fleiß und die Beharrlichkeit, welche die mathematischen, die philosophischen und streng historischen Disziplinen erheischen. Daß er dennoch die Naturwissenschaften nicht aufgab, sondern fortfuhr, fragmentarisch in allen ihren Zweigen zugleich herumzuexperimentieren, beweist allerdings eine gewisse Ausdauer, aber nicht jene, von der ein tiefes, systematisches Wissen bedingt ist, und nur im Sinne der „Genieperiode" kann man es genial finden, wenn er, nach seinen Erfahrungen mit den vier Species, als Reformator der Optik gegen Newton aufzutreten wagte[4]. Er hätte sich das nie herausnehmen

[1] Ebd. 219 f. [2] Ebd. 220 f. [3] Ebd. 222.

[4] Seine „Farbenlehre" vergleicht H. W. Dove (Darstellung der Farbenlehre und optische Studien, Berlin 1853, 29) mit einer Akustik, „in welcher von Tonverhältnissen nicht die Rede ist", und charakterisiert ihren Standpunkt als den „Standpunkt äußerlicher Wahrnehmung, wo eben von Theorie noch gar nicht die Rede ist". Das ist fein und zart gesagt, aber tatsächlich vernichtend.

können, wenn er das eigentliche Wesen der Optik, ihre Beziehungen zur Astronomie und den übrigen Zweigen der Physik mit wahrhaft genialem Blick durchschaut hätte[1]. Diesen genialen Blick besaß er aber weder als Historiker und Politiker noch als Naturphilosoph, er hatte ihn nur als Dichter.

Das scheint ihm denn in den Jahren 1785 und 1786 endlich selbst gedämmert zu haben. Während er seine vollständige Ernüchterung nicht merken ließ, reifte doch endlich der Gedanke, sich aufs neue vorwiegend der Poesie zu widmen und mit seinen eklektischen Studien wie auch mit dem Hof- und Geschäftsleben, namentlich aber der Finanzverwaltung endgültig zu brechen[2]. Als Übergang plante er eine Reise nach Italien, dem Ziele heißer Sehnsucht seit seinen frühesten Jugendjahren. Die Reisekosten hoffte er wenigstens teilweise vom Honorar seiner Werke zu bestreiten.

„Die Hauptabsicht meiner Reise war", schrieb er am 25. Januar 1788 an Carl August, „mich von den physisch moralischen Übeln zu heilen die mich in Deutschland quälten und mich zuletzt unbrauchbar machten; sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen."[3]

Im Januar 1786 fing er an, ausgeliehene Manuskripte seiner dramatischen Schriften zu sammeln; im Juni begann die Revision. „Der Triumph der Empfindsamkeit" wurde umgearbeitet und neu abgeschrieben, die Sammlung „Gedichte" unter allgemeine Rubriken gebracht, die „Stella" umgemodelt,

---

[1] Der berühmte englische Physiker Tyndall gesteht Goethe in seiner bekannten „Belfast"-Rede Schärfe der Beobachtung, bedeutende Anlagen für naturgeschichtliche Klassifikation und Anordnung, kurz, ein außergewöhnliches Talent für Naturgeschichte zu, spricht ihm aber alle Anlagen für mathematische, physische und überhaupt spekulative Naturwissenschaft rundweg ab und bezeichnet ihn geradezu als „Irrlicht" auf diesem Gebiete. In sharpness of observation, in the detection of analogies however apparently remote, in the classification and organization of facts, according to analogies discerned, Goethe possessed extraordinary powers. These elements of scientific inquiry fall in with the discipline of the poet. But, on the other hand, a mind thus richly endowed in the direction of natural history may be almost shorn of endowment as regards the more strictly called physical and mechanical sciences. Goethe was in this condition. He could not formulate distinct mechanical conceptions; he could not see the force of mechanical reasoning; and in regions where such reasoning reigns supreme he became a mere ignis fatuus to those who followed him (The Mail, Friday, August 21, 1874). Ganz dasselbe darf man von seinen philosophischen und theologischen Kenntnissen sagen. Er hatte eine große Gewandtheit, einem gerade dargebotenen Gedanken eine schöne Form in Prosa oder Vers zu geben; aber eigentlich subtil, großartig und tief sind seine Ideen nicht. Selbst die vielbewunderte Philosophie des Faust ist ein „Irrlicht", das zu Gretchen und Helena führt, aber nicht in das Lichtreich des dreieinigen Gottes.

[2] Vgl. den Brief Herders vom 30. November 1799 bei Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen I 58.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 327.

„Iphigenie" an Wieland gegeben, um darüber Gericht zu halten. Mit dem Buchhändler Göschen in Leipzig schloß der Verfasser am 2. September einen Vertrag [1], demzufolge er für seine acht Bände gesammelter Schriften 2000 Taler Honorar erhalten sollte. Die ersten vier Bände wollte Goethe noch im laufenden Jahre druckfertig machen, um für die geplante Reise bis Ostern 1787 die Hälfte des Honorars verwenden zu können. Frau v. Stein mußte inzwischen Epigramme und andere kleine Gedichte ins reine schreiben, Herder „Werther" und „Die Mitschuldigen" zensieren [2]; Goethe selbst nahm andere Stücke durch; über den „Götz von Berlichingen" mußten Wieland und Herder ihre Stimmen abgeben.

Ende Juli fuhr er mit seinem Privatschreiber Vogel nach Karlsbad ab, wohin ihm Frau v. Stein vorausgereist war. Bald fanden sich dort auch der Herzog und Herder mit Frau und Sohn ein. Der Schluß des „Werther" wurde etwas umgeändert, das übrige der vier Bände fertig gestellt und in Gesellschaft fast täglich daraus vorgelesen. Niemand von seinen Freunden indes, nicht einmal Frau v. Stein wurde in das Geheimnis der projektierten Reise eingeweiht [3]. Nur Carl August, der sich nicht umgehen ließ, da Goethes weitere Stellung von ihm abhing, wußte darum. Zum Abschied des Herzogs veranstaltete Goethe eine kleine Festfeier; am 3. September früh brach er ganz allein, ohne jemand Lebewohl gesagt zu haben, nach Italien auf. Tags zuvor hatte er noch an Carl August geschrieben [4]:

„Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Außenbleiben nur unbestimmt sprach, selbst ietzt weiß ich noch nicht was aus mir werden soll.

„Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen, Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Weege, und ich weis, Sie erlauben mir auch daß ich nun an mich dencke, ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich, und was die besondern Geschäffte betrifft die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte

[1] Der Vertrag ist abgedruckt bei Viscount Goschen, The Life and Times of G. J. Göschen (2 Bde), London and New York 1903. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe, übersetzt von Th. A. Fischer (2 Bde) I, Leipzig 1905, 120.

[2] Das für Göschen bestimmte Manuskript der „Mitschuldigen" zeigt zahlreiche von Herder geschriebene Verbesserungen, die sich auch auf Orthographie und Interpunktion beziehen (Goethes Werke, WA 1. Abt. IX 462).

[3] „Verwahre diesen Brief wohl, und läugne übrigens alles gegen alle", schrieb er am 2. September an Philipp Seidel, „aus meinem Munde weis niemand ein Wort" (Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 18).

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 11—13.

sterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Constellation übergehe ich, und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann.

„Die vier ersten Bände sind endlich in Ordnung: Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden, zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses Alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin; ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt ich lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das also bleibe und ich auch abwesend als ein immer Erwarteter wirke."

Hauptreisezweck war also Erholung, bessere Stimmung und Vollendung der noch fehlenden vier Bände. Druckfertig waren von seinen bisherigen Dichtungen: „Werther", „Götz von Berlichingen", „Die Mitschuldigen", „Clavigo", „Die Geschwister", „Stella", „Der Triumph der Empfindsamkeit", „Die Vögel". Die „bereits in Verse geschnittene Iphigenie" nahm er auf Herders Rat mit, um sie noch auszufeilen. Für die andern vier Bände hatte er nebst den kleineren Gedichten Possen und Singspiele, sodann „Egmont", „Tasso", „Faust" und „Elpenor" in Aussicht genommen. Ein großes Stück Arbeit, da ihn die Singspiele ihrer Form nach nicht befriedigten, von den Hauptdramen aber nur Fragmente vorlagen. Jedes erheischte die Mühe völliger Neugestaltung. An die Vollendung des „Wilhelm Meister" wagte er deshalb vorläufig noch nicht zu denken.

Achtes Kapitel.

Die italienische Reise.

(1786—1788.)

Ohne Begleiter, ohne Bedienten, nur mit geringem Gepäck, fast wie ein Student, reiste Goethe von Karlsbad ab. Es kam ihm ganz neu und köstlich vor, so allein und frei zu sein. Nur auf sein Naturstudium wollte er nicht ganz verzichten und führte deshalb neben den notwendigen Reisebüchern und Karten seinen Linné mit sich. Doch sollten die Naturbeobachtungen nur angenehm belehrend und unterhaltend das Studium der italienischen

Kunstschätze begleiten, an denen er seine eigene ästhetische Bildung zu verfeinern und woraus er zugleich neue Eingebungen zur Vollendung der begonnenen Werke zu schöpfen hoffte.

„Jetzt darf ich es sagen", schrieb er am 12. Oktober, „darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft ich keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was mir ein Bild Italiens erneute. Geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Herder spottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne, denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige lateinische Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wielandsche Übersetzung der Satiren höchst unglücklich gemacht; ich habe kaum zwei gelesen, so war ich schon verrückt. Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär ich rein zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reise war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß förderte mich nicht, die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden." [1]

Am 4. September wohnte er im Jesuitenkolleg zu Regensburg einer Aufführung des dortigen Schultheaters bei, am 6. sah er sich die Kunstschätze und Merkwürdigkeiten von München an, am 8. fuhr er über den Brenner, am 14. traf er in dem so heiß ersehnten Italien ein. Nur wenige Tage verwandte er auf die Besichtigung der Städte Verona [2], Vicenza und

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. XXX 151. Vgl. Erich Schmidt, Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien an Frau von Stein und Herder, Weimar 1886, 167 f. „Ja die letzten Jahre", schreibt er an Carl August, „wurd es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich gestehen. Zuletzt durft ich kein Lateinisch Buch mehr ansehn, keine Zeichnung einer italiänischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehn war überreif" (Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 40).

[2] „Ich wanderte von hier zur Porta Stuppa", schreibt Th. v. Bernhardi, „dem Stadtthore, das schon seit seiner Erbauung geschlossen ist, und zwar ging ich hin, um zu sehen, was Goethe bewundert hat. Wenn man Palladio's Machwerke überhaupt gelten läßt, so kann man zugeben, daß dieses Thor lange nicht der schlechteste in seiner Weise ausgeführte Bau ist. Dabei mußte ich mit Verwunderung daran denken, in welcher absichtlichen Befangenheit und Beschränktheit Goethe in Italien gereist ist. Hier in Verona hat er sich weder um so merkwürdige Bauten wie S. Zenone gekümmert noch um die Gräber der Scala. Das alles war für ihn gar nicht da! Er hängt sich an den Palladio und hofft nicht allein von dem in das Verständniß der allein selig machenden Antike eingeführt zu werden, er geht ganz auf in beseligende Bewunderung für diesen Mann selbst und seine decorative Architectur, aus der aller Unfug der schnörkelreichen Zuckerbäckerbaukunst hervorgegangen ist" (Zwischen zwei Kriegen, Leipzig 1901, 347).

Padua; erst in Venedig gönnte er sich einen längeren Aufenthalt, vom 28. September bis 14. Oktober.

Die Aufmerksamkeit war auf alles Erdenkliche gerichtet: Landschaft im allgemeinen, meteorologische Erscheinungen, Beleuchtung, geologische Formation, Charakter der Flora und Fauna, einzelne Gesteine, Pflanzen, Tiere, dann auf das bunte Schauspiel des Menschenlebens, Physiognomien, Gestalten, Sitten, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Zeiteinteilung, Beschäftigung, Spiele, Unterhaltung, Handel und Wandel, Andacht, bürgerliche Gebräuche, Sprache, Anschauungsweise, Gesang, Theater, endlich die reichen Kunstschätze, die jenseits der Alpen auch das kleinste Städtchen bot, Trümmer von antiken Bauten, ältere und neuere Kirchen, Paläste, Altäre, Grabmonumente, Denkmäler, Skulpturen, Gemälde. Am meisten begünstigte der nordische Wanderer dabei die Reste des klassischen Altertums und die schönen Mädchen des 18. Jahrhunderts. Die Kirchen schätzte er als Denkmale der Architektur, als zugängliche Sammlungen von Gemälden und Bildwerken und musterte nebenbei auch die Besucher mit der Neugierde des Poeten und Fabulisten:

„Trient. Ich bin in der Stadt herumgegangen die uralt ist und in einigen Strasen neue wohlgebaute Häuser hat. In der Kirche hängt ein Bild, wo das versammelte Concilium einer Predigt des Jesuiten Generals zuhört. Ich mögte wissen was er ihnen vorgesagt hat.

„Ich trat in die Jesuiten Kirche, die sich von aussen gleich durch rothe Marmor Pilastres auszeichnet, ein großer Vorhang hängt nahe an der Thüre herunter den Staub von aussen abzuhalten, ein eisernes Gitter schliest die Kirche von einer kleinen Vorkirche, so daß man alles sehen, weiter hinein aber nicht kommen kann. Es war alles still und ausgestorben, die Thüre nur auf weil zur Vesperzeit alle Kirchen geöffnet sind. Wie ich so dastehe und über die Bauart, die ich den bekannten Kirchen ähnlich fand nachdachte, kommt ein alter Mann mit einem schwarzen Käppgen auf dem Kopfe das er sogleich abnimmt, und in einem langen schwarzen für Alter ergrauten Rock herein, kniet vor dem Gitter nieder, und steht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er sich umkehrt sagt er halb laut für sich: da haben sie nun die Jesuiten herausgetrieben, sie hätten ihnen auch zahlen sollen was die Kirche gekostet hat, ich weis wohl was sie gekostet hat, und das Seminarium wie viele Tausende (indeß war er wieder den Vorhang hinaus, ich trat an den Vorhang, sah an der Seite hinaus und hielt mich stille, er war auf der Kirchschwelle stehen geblieben) der Kayser hats nicht gethan, der Papst hats gethan, fuhr er fort mit dem Gesicht nach der Strase gekehrt und ohne mich zu vermuthen. Erst die Spanier, dann wir, dann die Franzosen (er nannte noch einige); Abels Blut schreyt über seinen Bruder Kain! — und so ging er die Treppe hinab immer mit sich redend die Strase hin.

„Ich vermuthe daß es entweder selbst ein Jesuite, oder einer den sie erhalten war und der über den ungeheuren Fall des Ordens den Verstand mag verlohren haben, der nun jetzt kommt in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu suchen und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben." [1]

Von vornherein gab der Dichter allem den Vorzug, was sich an das klassische Altertum anschloß; zwischen diesem und der Natur fand er einen innigen seelischen Zusammenhang. Die Kunstwerke der Renaissance erfaßte er als eine Fortsetzung der Antike mit hoher Liebe und Begeisterung, ohne viel darauf zu achten, ob und wie sich darin mit antikisierenden Formen der christliche Gedanke verschmolzen hatte; dagegen wandte er sich feindselig von jenen Kunstgebilden und jenen Stätten der Erinnerung ab, in welchen die christliche Idee des Kreuzes, das heißt des sittlichen Kampfes, des religiösen Opfers und gottgeheiligten Leidens, ohne den Glanz der Verklärung und ewigen Genusses, in ihrem praktischen Ernste mahnend und belehrend hervortrat [2]. Die Bilder der seligen, verklärten Glorie nahm er als anmutige Gestalten des Diesseits, die Bilder des Leidens und des Martyriums aber waren ihm traurige Barbarei [3].

---

[1] Goethes Werke, WA 3. Abt. I 178 f.

[2] H. Hettner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts[5], 3. Tl, 3. Buch, 1. Abschnitt, 2. Abtl., S. 51) macht aufmerksam auf „die tief bedeutsame und verhängnisvolle Befangenheit und Einseitigkeit" Goethes, der „Allem, was nicht antik ist, oder der mit der Antike eng verwandten italienischen Hochrenaissance angehört, geflissentlich, ja fast möchte man sagen, mit ängstlicher Scheu aus dem Wege geht. Florenz, die Wunderstätte der älteren italienischen Malerei und Plastik, durchfliegt er in drei Stunden. Für Perugia, den einzigen Ort, wo man Pietro Perugino und die Umbrier in Wahrheit kennen lernen kann, hat er ebensowenig Zeit ruhigen Verweilens, obgleich er bereits in Bologna auf die Bedeutung dieses Meisters und seiner Schule aufmerksam geworden. In Assisi geht er am Dom des heiligen Franziskus gleichgültig vorüber, das gothische Bauwerk erscheint ihm trist, die Malereien Cimabue's und Giotto's sind für ihn nicht vorhanden; er hat nur Auge für den kleinen Minerventempel, von dessen Beschauung er rühmt, daß sie ihm ewige Früchte bringen werde". — Über die Einseitigkeit Goethes und seine völlige Teilnahmslosigkeit gegen das Mittelalter handelt eingehend L. Geiger in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXVI XLII f.

[3] „Ich begreife nicht", schreibt dagegen Richard Wagner am 25. März 1859 an Mathilde Wesendonck, „wie nicht von je diese Sujets bei dieser wundervollen Ausführung als der erhabenste Gipfel der Kunst von allen erkannt worden sind, während viele und selbst Goethe sie als der Malerei widerstrebend auffaßten. Es ist gewiß die höchste Glorie der neuern Kunst, daß sie, was die Philosophie nur verneinend als Weltentsagung auffassen kann, in so positiver, ergreifender Wahrheit und zugleich so schön geben konnte, daß ich alle lebensfreudigen Gestalten und alle Venuse armselig und dürftig finde gegen diese heilige Todeswonne der Märtyrer" (W. Golther, Richard Wagner an Mathilde Wesendonck, Tagebuchblätter und Briefe 1853—1871, Berlin 1904, 116 f).

Das lebhafte, heitere, sinnliche und kindliche Naturell der Italiener mutete ihn fröhlich an; den tiefen Glauben, mit dem dieses Volk an seiner Kirche hing, hielt er für kindische Beschränktheit bei den weniger Einsichtigen, für Heuchelei und fromme Betrügerei bei den Gebildeteren. Für die Umwandlung des altrömischen Italiens in ein katholisches Italien hatte er nicht das geringste Interesse: über die geschichtliche Bedeutung der Renaissancezeit, die ihn einzig anzog, ging er sehr leicht hinweg; das dazwischen liegende Mittelalter übersah er nahezu vollständig. Flößen darum auch die bunte Menge und Mannigfaltigkeit seiner Beobachtungen, die Lebhaftigkeit des Erfassens, die Deutlichkeit und Anschaulichkeit seiner Aufzeichnungen, seine Liebe zum Schönen und seine geistreichen Studien darüber notwendig Bewunderung ein, so mindert sich dieselbe doch ebenso notwendig, wenn man sieht, wie der anscheinend vorurteilslose, ganz an die Gegenstände hingegebene Geist sich dem Zauberbann vorgefaßter Anschauungen nicht zu entringen weiß, alles nach diesen subjektiven, ihm unfehlbaren Dogmen kritisiert, unermüdlich an tausend Einzelheiten der weitesten Peripherie umherschweift, aber die Einheit nicht beachtet, die alles stützt und trägt:

„Heut früh war ich bey dem hohen Amte das der Doge, an diesem Tage, wegen eines alten Türcken Sieges, abwarten muß. Es war in der Kirche der heil. Justina gehalten.

„Wenn die vergoldeten Barcken ankommen, die ihn und einen Teil des Adels bringen, die seltsam bekleideten Schiffer sich mit ihren rothen Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschafften mit den hohen auf Stangen und tragbaren langen silbernen Leuchtern gesteckten Wachskerzen stehen und drängen und warten, und die langen Violeten Kleider der Savii, dann die langen rothen der Senatoren auftreten und endlich der Alte im langen goldnen Talar mit dem hermelin Mantel aussteigt, drey sich seiner Schleppe bemächtigen, und dann wieder soviel Nobili folgen, alles vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüre die Türckenfahnen gehalten werden; so glaubt man auf einmal eine alte Gestickte Tapete zu sehn, aber eine recht gut gezeichnete Tapete.

„Mir nordischen Flüchtling hat diese Cärimonie viel Freude gemacht. Bey uns, wo alle Feyerlichkeiten kurzröckig sind, und wo die gröstен, die man sich dencken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen werden, mögte so etwas nicht am Orte seyn: aber hierher gehören diese Schleppröcke und diese friedlichen Begehungen. Der Doge ist ein gar schön gewachsner und schön gebildeter Mann. Man sieht ihm aber an daß er kranck ist und sich nur so um der Würde willen unter dem schweeren Rocke grad hält, sonst sieht er eben aus wie der Grospapa vom ganzen Geschlechte und ist gar hold und leutseelig.

„Die Kleidung steht sehr gut. Das Läppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es ganz fein durchsichtig ist und auf den weisesten, klärsten Haaren von der Welt ruht.

„Etwa funfzig Nobili in langen dunckelrothen Kleidern waren mit ihm, meist schöne, keine einzige vertrackte Gestalt. Mehrere groß, mit großen Köpfen, vorgebauten Gesichtern, weis, weich, ohne schwammig oder fatal satt auszusehn. Vielmehr klug ohne Anstrengung, ruhig selbstgewiß. Leichtigkeit des Daseyns und durchaus eine gewiße Fröhlichkeit.

„Wie sich alles in der Kirche rangirt hatte und die Messe anfing, zogen die Brüderschafften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre hinaus, nachdem sie Mann für Mann, oder vielmehr Paar und Paar das Weyhwaßer empfangen und sich gegen den Hochaltar, den Doge und den Adel geneigt hatten."

„Heute fiel mir recht auf, wie doch eigentlich der Mensch das Unsinnige, wenn es ihm nur sinnlich vorgestellt werden kann, mit Freuden ergreift, deßwegen man sich freuen sollte Poet zu seyn. Was die Mutter Gottes für eine schöne Erfindung ist, fühlt man nicht eher als mitten im Catholicismus. Eine Vergine mit dem Sohn auf dem Arm, die aber darum santissima Vergine ist, weil sie einen Sohn zur Welt gebracht hat. Es ist ein Gegenstand, vor dem einem die Sinne so schön stillstehn, der eine gewiße innerliche Grazie der Dichtung hat, über den man sich so freut und bey dem man so ganz und gar nichts dencken kann; daß er recht zu einem religiosen Gegenstande gemacht ist." [1]

Die Kunstgeschichte Italiens studierte Goethe eklektisch und nach Laune, um einzelne Kunsterzeugnisse zu würdigen: ihren Zusammenhang mit der politischen und religiösen Geschichte übersah er fast ganz. An der Literatur Italiens nippte er aufs Geratewohl, ihre historische Entwicklung blieb ihm fremd. Anstatt Dante las er Ovid, anstatt Tasso Homer, anstatt Petrarca Catull. Der Sänger des Sonnengesangs war ihm ein unheimlicher Mönch, die Geschichte des Papsttums eine unglückliche Anomalie der Weltgeschichte. Das Hellenen- und Römertum der alten Welt hätte nach seiner Anschauungsweise fortblühen sollen, um die Menschheit dem reinen Genuß des Schönen entgegenzuführen. Christliche Barbarei hatte es gestürzt und seine herrlichen Überreste mit ungenießbaren Zutaten umkrustet. In glänzenden Geistern war es zur Zeit der Renaissance wieder aufgelebt und hatte eine neue Fülle von Kunstherrlichkeit hervorgebracht. Die Kunstgebilde dieser Zeit vereinigten sich mit den Trümmern des alten Hellas und Rom, unter dem schönsten Himmel, in herrlicher Natur zu einem zauberhaften Schauspiel, dem großartigsten Kunstwerk, an dessen Anblick der Dichter seelisch zu genesen hoffte.

---

[1] Goethes Werke, WA 3. Abt. I 276—278 282.

Das war die Einheit, welche Goethe an Stelle der objektiven, geschichtlichen Einheit Italiens setzte. „Auch ich in Arkadien" — hat er durchaus bezeichnend seine Reiseberichte eingeleitet[1].

Der deutsche Dichter gab sich aber nichts weniger als einem arkadischen Dolcefarniente hin. Er war noch kaum zehn Tage von Karlsbad fort, da begann schon eine Korrespondenz nach Weimar, die im Verlauf von anderthalb Jahren zu einem umfangreichen Buch anwuchs. Dazu kam die fortwährende Beschäftigung mit „Iphigenie". Am 16. September abends, am dreizehnten Tage der Reise, notierte er: „Ich fühle mich müde und ausgeschrieben; denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand. Ich muß nun die ‚Iphigenie' selbst abschreiben."[2]

Die Reise eigentlich zu genießen, blieb wenig Zeit übrig; nur seiner guten Vorbereitung schrieb er es zu, verhältnismäßig viele Anregung von den Sehenswürdigkeiten gewonnen zu haben. Er tröstete sich damit, daß in der glücklichen Freiheit das stockende Silbenmaß der „Iphigenie" sich in fortgehende Harmonie verwandle. Trotz der günstigsten Bedingungen jedoch wurde diese erste Arbeit nicht, wie er gehofft, noch im Oktober fertig, sie beschäftigte ihn die

---

[1] Über die italienische Reise vgl. Erich Schmidt, Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder, und dazu Goethes Werke, WA 3. Abt. I 145—342. — H. Düntzers Commentar, Goethes Werke (Hempel) XXIV 621—971. — Ch. Schuchardt, Goethe's italiänische Reise (2 Bde), Stuttgart 1862 1863. — L. v. Urlichs, Goethe und die Antike, in Goethe-Jahrbuch III 3 bis 26. — Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V[5], 82 bis 146. — H. Grimm, Goethe Vorlesungen I[7] 323—328; II[7] 1—60. — Derſ., Fünfzehn Essays[3], 1. Folge, Berlin 1884, Nr 4: Goethe in Italien. — L. Hirzel, Goethe's italienische Reise, Basel 1871. — J. R. Haarhaus, Auf Goethe's Spuren in Italien (3 Tle), Leipzig 1896—1897. — C. Meyer, Goethe und seine italienische Reise, Hamburg 1886 (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und v. Holtzendorff, N. F. 1. Serie, Hft 22). — Fr. Ilwof, In Italien auf Goethes Spuren, Graz 1900. — G. v. Graevenitz, Goethe unser Reisebegleiter in Italien, Berlin 1904. — J. Vogel, Aus Goethes römischen Tagen, Leipzig 1905. — W. Schwarze, An Goethes Hand unter südlichem Himmel, in Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 14. Jahrg. (Leipzig 1900) 89—109 161—189 225—245 289—308. — Th. Volbehr, Goethe und die bildende Kunst, Leipzig 1895, 167—224. — O. Harnack Goethe in der Epoche seiner Vollendung[3], Leipzig 1905, 14—20 165—169. — C. Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit, Leipzig 1902, 80 ff. — Bielschowsky, Goethe I[21] 371—417. — Witkowski, Goethe 159 ff. — Th. Cart, Gœthe en Italie, Paris, Neufchâtel, Genève 1881. — E. Dowden, New Studies in Literature, London 1895: Goethe in Italy 218—250. — B. Croce, Figurine Goethiane, Trani 1887. — Carletta, Goethe a Roma, Roma 1899. — Amalia Bianchi, Goethe in Italia, Mailand 1906. — G. Barzellotti, Dal Rinascimento al Risorgimento, Palermo 1909. II: Goethe in Italia.

[2] Erich Schmidt, Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien 77.

ganzen ersten vier Monate der Reise. Erst am 6. Januar 1787 war das „Schmerzenskind" mit Hilfe eines Schweizers vollends ins reine geschrieben. Wie Schiller mußte auch er die Ehre der Klassizität mit saurer Mühe verdienen, und es ist eine ganz falsche, wenn auch vielverbreitete Ansicht, wenn man meint, die Poesie sei auf seinen Wink jederzeit vom ewig blauen Himmel heruntergestiegen. Sieben und ein halbes Jahr brauchte es, bis „Iphigenie" schließlich ihre endgültige Form erhielt.

Über vierzehn Tage verweilte Goethe in der merkwürdigen Dogenstadt Venedig, die in Shakespeares Poesie eine so hervorragende Rolle spielt, Lord Byron zu mehr als einer Dichtung begeisterte, am Vorabend ihres politischen Unterganges ein tieftragisches Schauspiel bot. Doch geteilt zwischen seinem prosodischen Frondienst, seinen Naturbeobachtungen und seinen ästhetischen Streifzügen, nahm der weimarische Minister keine tiefergehende, großartige schöpferische Anregung mit von dannen[1]. Die venetianischen Epigramme stammen aus späteren Jahren und deuten höchstens indirekt die Ursache an, weshalb der Dichter dem Volks- und Staatsleben der seltsamen Republik nur verliebte Daktylen und philiströse Betrachtungen abgewann.

„Warum treibt sich das Volk so und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich wie er auch will."[2]

---

[1] „Was wir an dem Einflusse Palladios zu beklagen haben", meint A. Brandeis (Auf Goethes Spuren von Verona bis Rom, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins, Jahrg. 16, S. 40 f), „ist, daß er Goethes Richtung zur Antike vollends zur herrschenden machte, seine Abkehr von der Kunst des Mittelalters entschied und ihn auch an den Werken der Frührenaissance kalt vorbeigehen ließ. Der Schaden zeigt sich schon in Venedig. Zu den gotischen Palästen am Canal Grande, zum Dogenpalast findet er kein innerliches Verhältniß. San Marco mit seiner Verschmelzung von zartester Gotik und byzantinischer Farbenpracht bleibt ihm unverständlich."

[2] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 310. „Mit einem steigenden Unmute wider das Christenthum, der sich besonders in den venetianischen Epigrammen Luft macht verbindet sich ein so in's Extrem gehender Unmut wider die Gotik und die ganze christliche Kunst, daß Goethe z. B. an einem Orte wie Assisi, der so reich an den schönsten und christlichen Denkmälern ist, nicht zum Besuch einer einzigen Kirche oder eines einzigen Klosters zu bewegen war, sondern ausschließlich sich in das Anschauen der wenigen und unbedeutenden antiken Ueberreste vertiefte", bemerkt treffend G. Brandes (Die Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Uebersetzt von A. Strodtmann I[5], Leipzig 1897, 217 f). — „Zwischen Florenz und Rom", sagt A. Brandeis (a. a. O. 43), „ist noch Assisi ein bedeutungsvoller Punkt. Goethes Verhalten gegen die Stätte des hl. Franciscus ist bekannt. Er ließ ‚das gran convento und den geheiligten Galgenberg' links liegen und vertiefte sich an der Hand seines Palladio in das Studium der Anlage und Gliederung des kleinen Minervatempelchens auf der Piazza. Der heutige Reisende wird den tiefsten Eindruck doch wohl von den Stätten des hl. Franz mitnehmen. Er wird unten im Thale

Am 15. Oktober reiste Goethe weiter über Ferrara, Bologna, Foligno, Città Castellana nach Rom, wo er am 29. eintraf.

„Endlich bin ich in dieser Hauptstadt der alten Welt angelangt", schrieb er am 1. November an den Freundeskreis in Weimar. „Über das Tyroler Gebirg bin ich gleichsam weggeflogen, Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum gesehn. Die Begierde nach Rom zu kommen war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleibens mehr war, und ich mich nur drey Stunden in Florenz aufhielt.

„Nun bin ich hier und ruhig und wie es scheint auf mein ganzes Leben beruhigt.

„Denn es geht, man darf wohl sagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man Theilweise in und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend seh ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder deren ich mich erinnre (mein Vater hatte die Prospecte von Rom auf einem Vorsaale aufgehängt) sah ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemählden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten in Gyps und Korck schon lange gekannt steht nun beysammen vor mir, wohin ich gehe sind ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt, es ist alles wie ich mir's dachte und alles neu.

„Eben so kann ich von meinen Beobachtungen von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedancken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.

„Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt, und ihr soviel Wahrheit und Daseyn gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bins! wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein." [1]

Rom ist wirklich eine ganz einzige Stadt. Von all den glänzenden Metropolen der alten Welt ist sie allein bis auf den heutigen Tag ohne Unterbrechung Weltstadt geblieben. Rom hat dem stolzen Karthago die Herrschaft über das Mittelmeer entrissen, das Zepter des mazedonischen Weltreichs an sich gerafft, die Völker des Kaukasus in Dienstpflicht genommen, Rhein und Donau mit befestigten Lagern besetzt, das ferne Britannien von

die Klausnerhütte des Heiligen betreten, die der schöne Kuppelbau Vignolas überwölbt. Er wird beim Anstieg zum Kloster, das sich am Hügelrand über gigantischen Unterbauten erhebt, die Bedeutung dieses Ortes mit reinem Gefühl empfinden dürfen. Goethe erschien es als ein Denkmal mittelalterlicher Finsterniß und starrer Ascese. Wir wissen, daß gerade der hl. Franz das Eis der mittelalterlichen Gemüther zum Schmelzen brachte, daß er durch Betonung weicherer Gefühle und zartester Madonnenverehrung dem Denken und Dichten seiner Zeit einen neuen weitwirkenden Impuls gab. Nicht umsonst nennt ihn Dante die Sonne, die das Abendland mit neuem Licht erfüllte."

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 37 f.

einem Strand zum andern mit seinen Wällen gegürtet, Athen, Jerusalem und Alexandrien zu seinen Provinzialstädten herabgesetzt, allen Götzendienst der alten Welt in seinem Pantheon versammelt und alle bisherige Kultur sich dienstbar gemacht. Die Pracht des Orients schmückte die Paläste der Cäsaren, hellenische Kunst die römischen Tempel und Gebäude. Der Grieche war des Römers Sklave und Lehrer. Durch den Römer erst verbreitete sich griechische Bildung über die ganze europäische Welt. Der Höhepunkt dieser Macht, die glänzende Regierung des Augustus, bezeichnet zugleich die von den Propheten verheißene Fülle der Zeiten. Die Namen Maria und Joseph wurden in die römischen Untertanenlisten eingetragen. Der Weltapostel Paulus appellierte an den Cäsar, und der erste Papst schlug in dem Rom der Cäsaren seinen Sitz auf. Trotz aller Wechselfälle der Jahrhunderte hat Rom noch Denkmäler jener Zeit bewahrt. Das Pantheon und das Kolosseum, die Trajanssäule und der Siegesbogen des Titus, Überreste von Tempeln, Palästen und Wasserleitungen verkündigen noch heute die Größe jenes Weltreiches, des mächtigsten Staates, den bis jetzt die Erde geschaut. Die Museen des Vatikan und andere Sammlungen beherbergen noch die Überreste alter Kunst, welche die Völkerwanderung und zahllose andere Stürme überdauert haben. Trotz aller anderweitigen Ausgrabungen und Sammlungen ist Rom noch heute der historisch merkwürdigste Mittelpunkt für Altertumskunde, antike Kunst und Literatur.

Noch bevor aber Rom durch inneren Verfall und durch die Heereszüge der Barbaren seine politische Weltbedeutung verloren hatte, war es schon durch die göttliche Vorsehung zu einer noch viel gewaltigeren Weltstellung berufen, zur Hauptstadt eines geistigen Reiches, das den ganzen Erdball umfassen sollte. In Rom litt der erste Papst den Martertod, am Vatikan ward er begraben. Von hier aus breitete sich die große, katholische Kirche erst über die Kontinente der Alten Welt, dann über Amerika, Australien und die Inseln der Südsee aus. Die ganze Weltgeschichte ist fürder mit dem Grabe des Apostelfürsten verkettet; alle Epochen derselben haben in dem heutigen Rom ihre Spuren hinterlassen. Keine Stadt wie diese verkörpert so sichtbar und gewaltig das tiefgehendste Band, das die Geschichte der Menschheit zusammenhält. Jerusalem besitzt das Grab Christi, in Rom lebt die heilige Machtfülle fort, die der Gottessohn dem Fürsten seiner Apostel und dem Haupte seiner Kirche übergeben, dieser Kirche, von der Macaulay glaubte, daß „sie noch in unverminderter Kraft fortdauern mag, wenn einst ein Wanderer von Neu-Seeland an einem zertrümmerten Bogen der Londoner Brücke seinen Standort sucht, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen“ [1].

[1] Das hat Macaulay mit Rücksicht auf Ranke's Geschichte der Päpste gesagt (Critical and Historical Essays, Tauchn. CLXXXVIII 99).

Unter den Kirchen und Palästen Roms dehnt sich ein zweites, unterirdisches Rom, das Rom der Katakomben aus, jene merkwürdige Gräberstadt, in welcher das Weltreich der Kirche während jahrhundertelanger Verfolgung gleichsam Wurzeln schlagen sollte, in welcher Märtyrerpäpste verborgen die heiligsten Geheimnisse vor einem Volke von Bekennern und Märtyrern feierten, in welcher die christliche Kunst ihren ersten Anfang nahm. Als Goethe in Rom erschien, hatte Bottari längst aufs neue die Entdeckungen zugänglicher gemacht, welche man Bosio verdankte. Arringhis Roma sotterranea lag vor, und der Franzose d'Agincourt sammelte das Material zu einer umfassenden christlichen Kunstgeschichte.

Über dem Boden verkündeten alte Basiliken und Baptisterien, Bauwerke des Mittelalters, mitten im Schutte von Jahrhunderten, das Emporsteigen der Kirche aus den Katakomben, den weiteren Verlauf ihrer Geschichte und die Entwicklung ihrer Architektur. Die Kunstschätze der Sakristeien, die Miniaturen der Bibliotheken, die Gemälde und Kunstwerke öffentlicher und privater Sammlungen ergänzten, wenn auch sehr lückenhaft, das Bild der byzantinischen und mittelalterlichen Zeiten. Trat auch das Gepräge des Mittelalters nur wenig mehr in der Gesamtphysiognomie der Stadt hervor, da neuere Bauten meist verdrängten, was die schrecklichsten Katastrophen übrig gelassen hatten, so besaß Rom doch noch viele Werke jener frommen religiösen Malerei, die der tiefsinnige Kunstsinn des Mittelalters hervorgezaubert, und die großen Bauten der Renaissance selbst wiesen durch ihre Vorgeschichte auf die glänzendsten Zeiten des Papsttums zurück.

Ihre eigentliche Pracht dankte die Weltstadt allerdings nicht der Epoche der Gotik, sondern der sog. Renaissance, jener merkwürdigen Zeit, in welcher kunstliebende Päpste die Großartigkeit ihrer religiösen, fürstlichen und völkerrechtlichen Stellung in den glänzendsten Bauwerken verkörpern wollten, während ungesucht die fruchtbarsten Künstlergenies, Maler, Bildner, Architekten sich ihnen zur Verfügung stellten, die aber, anstatt die christliche Kunst langsam, bedächtig auf der Bahn ihrer Vorfahren weiterzubilden, begeistert und berauscht von dem Zauber antiker Kunst, mit genialem Ungestüm die Harmonie und Schönheit antiker Form mit den christlichen Ideen zu verschmelzen strebten[1]. Das Pantheon ward hoch in die Luft gehoben, um das Grab der Apostelfürsten und die ehrwürdigste Basilika der Welt zu krönen. Der Jupiter des Kapitols ward unter der Hand Michelangelos zum Moses, das Weltgericht zu einem titanisch-antiken Bild[2]. Den Vatikan

[1] Vgl. v. L. Pastor, Geschichte der Päpste III[4], Freiburg 1899, 757 ff. — G. Goyau, A. Pératé, P. Fabre, Der Vatikan. Aus dem Französischen übersetzt von K. Muth, Einsiedeln 1898, 465 ff.

[2] v. Pastor a. a. O. 791 ff. — Goyau, Pératé, Fabre a. a. O. 529 ff.

schmückte Raffael mit den herrlichsten Darstellungen christlicher Geheimnisse und Ideen, die Farnesinische Villa mit dem Triumph der Galatea und der Geschichte der Psyche[1]. Neben einer glänzenden Blüte christlicher Kunst feierte zugleich die Antike in der Metropole der Päpste ihre Wiedergeburt[2].

So verschieden man die Meister der Renaissance und letzere selbst beurteilen mag, auch den größten Gegnern des Papsttums hat dies Kunstpatronat der Päpste Ehrfurcht und Bewunderung abgerungen. Es gibt kein zweites in der Geschichte, das sich so glänzend und fruchtbar erwiesen. In bedenklicher Weise fällt es allerdings mit großer Verweltlichung des päpstlichen Hofes und mit der unseligen Kirchentrennung zusammen, welche fast ganz Nordeuropa von dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit losriß. Rom war seitdem nicht mehr so unbeschränkt wie früher die Hauptstadt der Christenheit, aber es blieb die merkwürdigste Hauptstadt der Welt. Geläutert und siegreich ging das Papsttum aus den Kämpfen des 16. Jahrhunderts hervor, entfaltete in großartigster Weise seinen Weltberuf in Asien und Amerika, blieb in Europa die geheiligtste Autorität, der freigebigste Hort der Wissenschaft und Kunst, der segensreichste Mittelpunkt geistiger Bildung. Immer neue Kirchen und Paläste erstanden neben den Werken Bramantes und Michelangelos. Alle Zweige der Kunst wurden liebevoll weiter gepflegt. Als der Jesuitenorden dem Haß und den Intrigen seiner Feinde zum Opfer gefallen war, setzte das Institut der Propaganda dessen Missionsarbeiten, so gut es möglich war, auf allen Punkten der Welt fort. Keine Stadt der Welt hatte so viele Anstalten der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, so viele Stätten der Andacht, frommer Werke und des Gebetes.

Dem Cäsarismus Ludwigs XIV. war es gelungen, fast das ganze gebildete Europa in das Schlepptau französischer Literatur, Kunst, Sitte und Mode zu bringen. Auch Italien litt unter diesem Einfluß. Doch Rom hat zum guten Teil seine Selbständigkeit bewahrt. Viele ältere und bedeutendere Traditionen hatten sich hier verkörpert und lebten noch fort. Das Rokoko vermochte die Renaissance nicht vollständig aus einer Stadt zu vertreiben, in welcher die reichsten Überreste alter Kunst mit den Meisterwerken der Mediceerepoche versammelt waren, Künstler aus allen Ländern ihre Studien machten, Kardinäle und Kirchenfürsten das Studium der alten Kunst freigebig unterstützten.

Als deshalb bei den Enkeln und Erben der „geistesfreien" Bilderstürmer im deutschen Norden die Sehnsucht nach der alten, vom Protestantismus verfehmten Kunst wieder erwachte, wandten die Intelligentesten ihren Blick nicht nach dem verzopften Paris, der Wiege des Staatsabsolutismus

---

[1] v. Pastor a. a. O. 820 ff. — Goyau, Pératé, Fabre a. a. O. 548 ff 559 ff.
[2] v. Pastor a. a. O. 778 ff.

und der Revolution, sondern nach dem altehrwürdigen Rom, dem Mittelpunkte aller christlichen Bildung. Die Führer der Bewegung, Winckelmann und Lessing, pilgerten selbst nach Rom. Der erstere machte nähere Bekanntschaft mit dem von Luther verfluchten Babylon; es gefiel ihm; er ward katholisch[1]. Der Zweifler Lessing streifte die Weltstadt nur auf einer längeren Reise, kam als „biederer" Protestant nach Haus und benützte seine letzten Lebensjahre, um wo möglich allen positiven Glauben abzuschaffen[2]. Der dritte der berühmten deutschen Kunstpilger war Goethe.

Auf ihn machte die katholische Weltstadt einen überwältigenden Eindruck. Sein genialer Dichtergeist, für das Große angelegt, war wie berauscht von dem reichen, großartigen Gemälde, von dieser Stadt der Jahrtausende. „Ich habe endlich das Ziel meiner Wünsche erreicht", schreibt er, „und lebe hier mit einer Klarheit und Ruhe, die Ihr Euch denckt weil ihr mich kennt. Meine Übung alle Dinge wie sie sind zu sehen und zu lesen, meine Treue das Auge Licht seyn zu laßen, meine völlige Entäusserung von aller Prätention, machen mich hier höchst im Stillen glücklich. Alle Tage ein neuer merckwürdiger Gegenstand, täglich neue, grose, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denckt und träumt, nie mit der Einbildungskrafft erreicht.

„Heute war ich bey der Pyramide des Cestius und Abends auf dem Palatin, oben auf den Ruinen der Kayser Palläste, die wie Felsenwände dastehn.

„Von allem diesem mag und kann ich nichts sagen, das sey zur Wiederkunft aufgespaart. Was ich aber sagen kann und was mich am tiefsten freut ist die Würckung, die ich schon in meiner Seele fühle: es ist eine innre Solidität mit der der Geist gleichsam gestempelt wird. Ernst ohne Trockenheit und ein gesetztes Wesen mit Freude. Ich denke die gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben zu fühlen.

„Wenn man so eine Existenz ansieht die 2000 Jahr und darüber alt ist, durch die Wechsel der Zeiten so manigfaltig und von Grund aus verändert, und doch noch derselbe Boden, derselbe Berg, ia oft, dieselbe Säule und Mauer, und im Volcke noch die Spuren des alten Caracters; so wird man ein Mitgenoße der großen Rathschlüße des Schicksals.

„Und dann ist nichts Kleines hier, wenn auch Scheltenswerthes und Abgeschmacktes alles hat Theil an der Grosheit des Ganzen genommen.

„Was ich da sage raff ich nur so auf das bessre soll in Gesprächen ausgelegt werden. Ich bin fleißig und bin nicht hier um nur nach meiner Art zu genießen, ich will lernen und mich ausbilden eh ich 40 Jahr alt werde.

---

[1] A. Räß, Die Convertiten seit der Reformation X, Freiburg 1871, 154—214.

[2] A. Baumgartner S. J., Lessings religiöser Entwicklungsgang, Freiburg 1877, 106 ff.

„Das seltsamste und schwerste in der Betrachtung ist: wie Rom auf Rom folgt und nicht allein das neue aufs alte, sondern die verschiedenen Epochen des alten selbst aufeinander. Man müßte Jahre hier bleiben um den Begriff recht lebendig zu haben, ich fühle nur die verborgnen und halbsichtbaren Puncte.

„Wie vieles hätt ich zu sagen."

„Da ich das Couvert mache verdrießt michs soviel weiß Papir fortzuschicken und doch ists schon späte. Heut hab ich die Nymphe Egerie besucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerstörten Grabstäten längst der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erst einen Begriff von solidem Mauerwerck giebt. Diese Menschen arbeiteten für die Ewigkeit, es war alles kalkulirt, nur auf den Unsinn der Verwüster nicht, dem alles weichen mußte."

„Abends kamen wir ans Colisee da es schon dämmrig war, wenn man das ansieht, scheint wieder alles andre klein, es ist so gros daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann, man erinnert sich dessen nur kleiner wieder und kommt man dahin zurück; kommt es einem aufs neue größer vor. Lebt wohl. Ich könnte so immer fortschreiben. Das Papier schließt, nicht ich. D. 11. Nov."[1]

Der Eindruck hielt monatelang an, ja die ganze Zeit seines Aufenthalts. Rom war nicht zu erschöpfen. Jeden Tag bot es neue Schätze, neue Reize dar. Goethes vielseitiger Künstlerblick, der selbst das kleine Thüringen sich interessant zu machen gewußt, ja über die kleinste Gemme in Entzücken geraten konnte, stand hier vor einem Ozean ohne Gestade. Das Herz ging ihm auf. Er schwelgte. „Man hat", äußert er sich, „außer Rom keinen Begriff wie man hier geschult wird. Man muß so zu sagen wiedergebohren werden und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschue zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann." „Die Wiedergeburt die mich von innen heraus umarbeitet, würckt immer fort, ich dachte wohl hier was zu lernen, daß ich aber so weit in die Schule zurückgehn, daß ich so viel verlernen müßte dacht ich nicht. Desto lieber ist mir's, ich habe mich ganz hingegeben und es ist nicht allein der Kunstsinn, es ist auch der moralische der große Erneuerung leidet." „Wer mit Ernst sich hier umsieht und Augen hat zu sehen muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität faßen der ihm nie so lebendig ward. Mir wenigstens ist es so als wenn ich alle Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier."[2] „Ob ich gleich noch

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 50—53. [2] Ebd. 48.

immer derselbe bin; so meyn ich biß aufs innerste Knochenmarck verändert zu seyn." [1] „Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen." [2]

Wie bei Winckelmann hätte dieser Künstlerjubel nicht ohne Einfluß auf seine religiösen Anschauungen bleiben können, wenn Goethe nicht mit christlicher Religion und Sitte längst gebrochen und sich gegen jede Anwandlung frömmerer Art fest zugeknöpft hätte. Durch sein Inkognito als Maler „Philipp Möller" sperrte er sich ein für allemal von der großen katholischen Gesellschaft ab, welche das damalige Rom beherrschte. Er ließ sich nicht, wie Lessing, dazu herab, dem Papste seine Aufwartung zu machen. Den Kardinälen und der hohen Hierarchie ging er aus dem Wege, obwohl er unter derselben, neben den ausgezeichnetsten Kirchenfürsten, auch Gesinnungsverwandte seines Freundes Dalberg, z. B. einen Bernis und Herzan, hätte finden können. Weder beim römischen Adel noch bei der höheren Bürgerschaft sah er sich nach Bekanntschaften um: er hatte sich in dem katholischen Rom schon ein fein indifferentes, kunstfrommes Nest herrichten lassen.

Der Maler Wilhelm Tischbein, den er von Weimar aus früher unterstützt, hatte ihm ein Stübchen in seiner Wohnung bereitet, in einem Eckhaus am Corso und dem Vicolo della Fontanella. Die Aussicht ging nach dem Monte Pincio hin. Etliche Tage zuvor war der Berliner Moritz in Rom angekommen, Romanschreiber, Belletrist und Ästhetiker. Er schloß sich gleich an Goethe und Tischbein an, ebenso der Schweizer Maler Heinrich Meyer aus Zürich, als Künstler zwar nicht so bedeutend wie Tischbein, aber um so dienstwilliger und anhänglicher an den neuen Freund. Diesem Trio gesellte sich als höchst nützlicher Vierter der russische Hofrat Reiffenstein bei, eigentlich aus Preußisch-Litauen gebürtig. Er war mit einem Grafen Lynar nach Rom gekommen, hatte da Winckelmanns Bekanntschaft gemacht und war seit dessen Tode der angesehenste Cicerone für hohe Fremde, zugleich Agent des Herzogs von Gotha für Anschaffung von Kunstgegenständen u. dgl. Er hatte außer seiner Wohnung auf Trinità de' Monti noch ein großes Haus in Frascati, kannte Rom und die ganze Umgebung durch und durch, ergänzte alle Reisehandbücher, ersetzte sie nötigenfalls und war als Kunstkenner und Bekannter Winckelmanns eine höchst praktische Quelle kunstgeschichtlicher Information. Als fünftes, aber keineswegs unnützes Rad am Kunstwagen diente der angehende Archäologe und Literat Hirt, ein pedantischer, aber fleißiger Mensch, der, noch ohne fixe Lebensstellung, die Kunstschätze Roms studierte und daran sein Brot verdienen wollte. Zu dieser ersten römischen Goethe-Gemeinde gesellten sich in der Folge der Bildhauer Christen aus der Schweiz, der Maler Schütz aus Frankfurt, der Bildhauer Trippel, ebenfalls ein Schweizer, der Maler Kniep aus

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 72 90 101. [2] Ebd. 43.

Hildesheim und der Musiker Kayser, Wielands Opernkomponist, den Goethe selbst auf Kunstreisen geschickt hatte[1].

Die Gesellschaft war sehr praktisch gewählt, um Rom rasch nach der künstlerischen Seite hin kennen zu lernen, an den Kunstwerken und im Umgang mit Künstlern die Theorie und Praxis der Künste eingehender zu studieren. Dazu fühlte sich Goethe bei diesen Künstlern und Junggesellen von all jenen lästigen Schranken befreit, die ihm Weimar zuletzt so ungemütlich gemacht hatten. Er konnte in studentischer Weise wieder leben und es treiben, wie er wollte, aufstehen, wann es ihm beliebte, lesen, dichten, bummeln nach Wohlgefallen. Statt langweiliger Konseilssitzungen hielt man Kunstgespräche. Statt des Wassers im Bergwerk von Ilmenau hatte der Kunstfreund eine unerschöpfliche Quelle von Kunstgenüssen vor sich. Ließ ihm auch der österreichische Diplomat Herzan des Fürstenbundes halber etwas auf die Finger sehen und ihm durch seinen Sekretär sogar einen Brief der Frau Rat aus dem Zimmer stehlen[2], so wurde sein Privatleben doch nicht wie in Weimar von einem ganzen Hofe beobachtet. Düntzer betrachtete es als selbstverständlich, daß er deshalb auf seine frühere platonische „Mystik" verzichtet und sich einem „sinnlichen Liebesfrühling" hingegeben habe.

„Wohl erst in diese Zeit"[3], so erzählt er, „fällt die Anknüpfung eines Verhältnisses zu einer Schönen, die ihm wohl zum Modell diente. Der ziemlich allgemeinen Gewohnheit der römischen Künstler zollte er hiermit seinen Tribut. Als Herder in Rom war, sagte Goethe scherzend zu dessen Gattin, es werde ihm dort nicht wohl werden, bis er liebe; hatte er selbst

---

[1] Die römische Künstlerwelt zerfiel in kleinere, unter sich abgeschlossene Gruppen, berichtet Fr. Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900, Stuttgart und Berlin 1907, 112. Tischbein, der sich seinen eigenen Kreis gebildet, führte Goethe nur dorthin, wo es ihm selbst paßte. „So ist es natürlich, daß Goethe von den etwa 80 deutschen Künstlern, die damals in Rom lebten, nur einen Bruchtheil kennen lernte." Er ist jedenfalls mit Schadow, Dannecker, Scheffauer, Unterberger, Peter und Anton Maron nicht bekannt geworden. — „Daß Goethe hier war", schrieb Maler Müller (‚Teufelsmüller') am 17. April 1787 aus Rom an Heinse, „wirst du vermuthlich schon wissen. Er logirte beim Maler Tischbein, schien ein Staatsgefangener vom neugebackenen Antiquar Hirt (ein erbärmlicher Prinz) von Schütz, Buri u. s. w. zu sein. Diese machten seine Leibgarde aus, und es schien mir immer, wenn ich den starken Goethe unter den schalen Schmachtlappen so herummarschiren sah, als erblickte ich den Achilles unter den Weibern von Skyros" (B. Seuffert, Maler Müller, Berlin 1877, 44).

[2] Vgl. S. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. 57. — Da Düntzer die Echtheit des hier von Brunner zuerst publizierten Briefes in Frage gezogen, ließ sich der Verfasser dieselbe vom Hofrat Arneth öffentlich bestätigen. Vgl. Brunner, Die Hofschranzen des Dichterfürsten[2], Wien (und Würzburg) 1891, 395—398.

[3] Januar 1788 (Goethes Leben[2] 409 f).

ja zur Zeit dieses Liebesgenusses sich des herrlichsten Lebens erfreut. Die ‚Römischen Triumvirn der Liebe', Catull, Tibull und Properz, nebst Horaz und Ovid, die alle für ihn in Rom ein ganz anderes Leben gewannen, hatte er schon längst zur Belebung der ewigen Stadt gelesen. Als verklärter Hintergrund erscheint dieses Liebesleben in den ‚Römischen Elegien'. Von der Persönlichkeit der Geliebten wissen wir nichts; sie soll von keiner ausnehmenden Schönheit gewesen sein, muß aber die Gabe zu fesseln in hohem Grade besessen haben, da sie später die Gattin eines wohlhabenden, sich in Rom ansiedelnden Engländers wurde, den sie geschickt beherrschte." [1]

Hatte die anmutige Mailänderin Maddalena Ricci, sagt Bielschowsky [2], „die feineren Seiten seines Empfindungslebens in Schwingungen versetzt,

---

[1] Düntzer (Goethe's lyrische Gedichte[3], Leipzig 1896, 56 f) beruft sich, um diese Annahme zu belegen, auf eine Mitteilung von Rehfus in dessen Lebensbeschreibung. Rehfus hatte 1804 in Rom einem Gastmahl im Hause von Goethes ehemaliger Geliebten beigewohnt. Vgl. auch Düntzer, Goethes Verbindung mit Frau von Stein während seines ersten Aufenthaltes in Italien. II, in Allgemeine Zeitung 1899, Beilage Nr 193. — In seinem Commentar zur italienischen Reise (Goethes Werke [Hempel] XXIV 909 910) hatte er die Annahme eher als höchstwahrscheinliche Konjektur denn als Tatsache behandelt. Als Anhaltspunkte dafür bezeichnet er unter anderem eine Äußerung Goethes an Eckermann (vom 8. April 1829, 8. Aufl., S. 278 ff), die Versicherung W. v. Humboldts, das „Geschöpf" selbst gesehen zu haben, einen Brief Goethes an Carl August (WA 4. Abt. VIII 346—350). — „Von Göthe höre ich hier allerlei possierliche Geschichten erzählen, die von zwei getauften Jüdinnen, die mit in Carlsbad waren, herkommen", schreibt W. v. Humboldt aus Tegel am 12. Oktober 1795 an Schiller. „Außerdem, daß er ihnen soll erstaunlich viel vorgelesen, in Stammbücher und auf Fächer geschrieben und ihre Produktionen corrigirt haben, erzählt auch die eine, die sonst ein sehr schönes Mädchen war, daß er ihnen die einzelnen Gelegenheiten erzählt habe, die ihn zu den Elegien veranlaßt, namentlich zu dem Vers: und der Barbar beherrscht Römischen Busen und Leib! Dies läßt doch wohl auch auf die Unterwürfigkeit des Jüdischen schließen, nicht wahr?" (A. Leitzmann, Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt[3], Stuttgart 1900, 162). — Nach Euphorion VII 341 f war die Stelle von Humboldt bei der Redaktion für den Druck 1830 unterdrückt worden. Die „getauften Jüdinnen" waren Marianne Meyer und Rahel Levin. — Auch P. J. Möbius (Goethe II[3] 40) betrachtet es als unzweifelhaft, daß Goethe in Rom „sexuellen Verkehr" gepflegt habe. Vgl. dagegen L. Geiger, in Goethes Werken, Cottas Jubiläumsausgabe XXVI XLIV f; Fr. Noack, Deutsches Leben in Rom 111 369, die indes für ihre Ansicht keine sachlichen Gründe beibringen.

[2] Goethe I[21] 409. Diese wenigen Sätze dürften den Leser genügend über den Standpunkt Bielschowskys aufklären. — Vgl. A. Stern, Goethe's Mailänderin, in Grenzboten, 49. Jahrg. IV 582 f. — K. Heinemann, Goethe[3], Leipzig 1903, 380 ff. — L. Salomon, Maddalena Riggi, Goethe's schöne Mailänderin, in Westermanns Monatsheften, 42. Jahrg. (LXXXIII) 377—388. — R. M. Meyer, Goethe I[3], Berlin 1905, 297. — Th. Vogel, Aus Goethe's Römischen Tagen 281—284. — Kölnische Volkszeitung 1906, Nr 692 (Aus der ewigen Stadt).

so rührte die niedere Minne, die sich in den letzten Monaten des römischen Aufenthaltes zu ihm gesellte, die derberen und vollendete so auch im Reinmenschlichen den römischen Zauberkreis. Wir brauchen ihre Spuren nicht weiter zu verfolgen. Erfreuen wir uns ihrer Verklärung in den Römischen Elegien."

Von dem Banne der Frau v. Stein war Goethe also erlöst. Als nützliche Archivarin zwar wurde sie beibehalten; denn jedes Zettelchen von ihm hob sie wie ein Heiligtum auf, brachte mit feinem Takt in Umlauf, was die Runde machen sollte, verschloß alle Privatexpektorationen in ihr zartes Herz und betete jede Stilübung Goethes andächtig an. Sie war also die geeignetste Persönlichkeit, um den Hof fortwährend mit Nachrichten zu versehen. Welche Stellvertretung sie aber nach anderer Seite hin fand, konnte kaum nach Weimar dringen. Goethe war also frei und machte sich seine Freiheit zunutze. Wie seinem „Schäfer" kam ihm jetzt wieder Schlaf, Appetit und Freude.

Am Fuße seines Bettes pflanzte er einen „kolossalen Jupiter-Kopf" auf, um, wie er sagt, vor ihm seine „Morgenandacht" zu halten. Dann wurde gedichtet und gefeilt, zuerst an der „Iphigenie", dann an „Egmont" und den kleinen Singspielen. Darauf ging es hinaus in die weite Stadt, ihre Tempeltrümmer, Kunstsammlungen, Kirchen und Paläste.

„Es ist unbeschreiblich, wie diese großen Gegenstände auf seine große Seele wirkten", berichtet H. Voß der Jüngere[1], „und was während der Stunde, wo er darüber sprach, in seinem Innern vorging, und durch Worte, Mienen, Bewegungen und noch sonst so viel Bedeutsames sich kund tat." Goethe redete von der Peterskirche und setzte auseinander, „wie der erste Ursprung der Idee zu solch einem Gebäude in dem Augenblicke entsprossen sei, als man es gewagt habe, die Basilika Neronis einzureißen. Nun aber wagte keiner an's Werk zu gehen, bis Michel Angelo kam und den Bau unternahm. Dann erzählte er, wie nach diesem wol fünfzig Baumeister den Bau fortgesetzt hätten, und kam dahin, worauf er's von Anfang an anlegte: daß die Einheit der Idee durch diesen sukzessiven Wechsel der Künstler gänzlich zerstört sei; daß der ein Thor sei, der aus dem jetzigen Gebäude eine homogene und einfache Idee herausconstruiren wolle; daß man nur auf dem praktischen Wege der Erklärung hier Befriedigung erhalten dürfe. Mit wahrer Begeisterung rief er einmal aus: ‚Was sind wir doch gegen jene Künstler dieses kraftvollen Jahrhunderts, wahre Taugenichtse!'"[2]

[1] Die Unterredung zwischen Voß und Goethe fand am 6. Mai 1804 in Weimar statt.

[2] H. G. Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von H. Voß dem Jüngern, Leipzig 1896, 20 ff.

Ein andermal äußerte er über Michelangelo: „Angesichts eines solchen Künstlers müsse man eigentlich Pinsel und Feder vergraben. Man könne nichts Besseres schaffen als dieser, und man müsse ihn ganz vergessen, wie das Gefühl der Vergänglichkeit, ehe man zu arbeiten begönne.“ Beim Anblick der Kuppel von St Peter, die sich vom roten Abendhimmel abhob, gestand der Dichter, „daß er immer eine Art Furcht vor Michelangelo habe, der wie ein Zauberer noch heute über Rom herrsche, und daß er darum von ihm nur mit Bewunderung und mit Beben, wie die Juden von ihrem Gott, sprechen könnte. Wenn er wie Odysseus die Todten auf eine kurze Zeit wieder zum Leben erwecken könnte, würde er zunächst vor allen anderen dies mit Michelangelo thun, um ihm einmal zu sagen, welch ein großer Mensch er gewesen sei“ [1].

„Eines Abends stiegen wir zusammen Monte Testaccio herab“, erzählt der Freiherr v. Gyldenstubbe von einem römischen Spaziergang mit Goethe, „und lagerten uns neben die Pyramide des Cestius auf dem Kirchhofe, wo schon damals die Protestanten begraben wurden. Göthes Abreise stand bevor; er war in höchstem Grad ergriffen und konnte den Gedanken noch gar nicht fassen, sich von Rom trennen und nach Deutschland zurückkehren zu müssen. O rief er, hier todt zu liegen, das wäre ja schön, unendlich schöner als in Deutschland zu leben.“ [2]

War das Auge des Schauens müde, so plauderte man, las, studierte, schrieb über die gesehenen Altertümer oder Kunstgegenstände, über das Schöne im allgemeinen, über die Künste und Kunstwerke im einzelnen. Dann wurde wieder gedichtet, gezeichnet, modelliert und musiziert. Der Abend war dem Theater, der Oper, geselliger Unterhaltung und anderem Vergnügen gewidmet. So flossen die Tage wie ein großes Kunstfest dahin. Der gemäßigte Genuß hob die poetische Stimmung, die literarische Arbeit den künstlerischen Genuß. Viel Bewegung hielt den Körper munter, künstlerische Spannung den Geist. In reizender Abwechslung vor Übersättigung bewahrt, fand das Auge stets neue Befriedigung, die Seele neue Freude.

Durch die Kunst erhielt das Evangelium der fünf Sinne einen idealen Charakter, wesentlich denselben, der uns in den alten Klassikern entgegentritt.

---

[1] H. Eulenberg, Schattenbilder, Berlin 1910, 30 31. — „Hier in Rom konnte er sich ausleben und ausdehnen. Sein Weltgeist fand erst in der Welthauptstadt einen würdigen Boden und Rahmen. Hier, wo die ganze gegenwärtige und vergangene Welt auf ihn eindrang, merkte er auch, welchen weltweiten Umfang sein Geist zu nehmen imstande wäre und wie wohl es diesem Geiste wurde, zur weitesten Ausspannung getrieben zu werden“ (Bielschowsky, Goethe I[21] 412).

[2] Am 21. April 1788 (v. Biedermann, Goethes Gespräche I[2] 145). Beide tauschten darauf den Schwur aus, neben der Pyramide des Cestius ihre letzte Ruhestätte zu suchen.

Erst jetzt glaubte Goethe dieselben ganz zu verstehen, da er ganz wie sie lebte, wie sie sich ganz der Kunst als höchstem Selbstzweck hingab, in künstlerischem Lebensgenuß den reichsten Quell neuer Produktivität erschlossen fühlte.

Bei solcher Stimmung war keine „Gefahr" einer Bekehrung mehr. Menschlich betrachtet bot die damalige „kirchliche" Lage nicht den erfreulichsten Anblick dar. Unter den Kardinälen, Prälaten, Abbaten und Mönchen, welche geholfen hatten, den Jesuitenorden zu zerstören, waren Ritter der traurigsten Gestalt, ohne Sinn für ihren erhabenen Beruf, elende Kreaturen weltlicher Fürsten, durch ihre Verweltlichung vollkommen geeignet, jedem Nichtkatholiken die herzlichste Verachtung einzuflößen. Der ehrwürdige, seiner Sendung heldenmütig treue Papst Pius VI. war von allen katholischen Mächten verlassen. Die geheimen Gesellschaften hatten Italien aufs traurigste unterwühlt, und die moderne Aufklärung hatte auch unter dem Klerus ihre Adepten gefunden. Das Gute, still und bescheiden wie immer, drängte sich nicht vor. Unkraut wuchs genug links und rechts, um jenes zu übersehen, wenn man wollte[1].

So schwärmte Goethe denn ganz sorglos für sein protestantisches Bewußtsein in den Kirchen Roms umher. Er hatte seine Gemeinde für sich, welche das alte Rom, seine Künstler und Dichter besser als die Italiener zu verstehen glaubte. Den Gottesdienst in der Peterskirche und in den übrigen zahllosen Kirchen Roms betrachtete er zeitweilig wie eine ungeheure Komödie; das katholische Volksleben Italiens galt ihm als Humbug, das ganze Mittelalter als Barbarei, die Renaissance als ein halbwegs geglückter Versuch, die natürliche Bestimmung des Menschen für das Schöne und für den Genuß des Schönen wieder zu Recht und Geltung zu bringen. Hier knüpfte er an. Sein ganzes Streben ging auf eine neue Renaissance, aber auf eine Renaissance, die nicht mehr im Dienste der Päpste stehen sollte, eine Renaissance, die sich vom Christentum völlig emanzipierte, mit den Formen antiker Kunst auch die Anschauungen der Alten wieder ins Leben zurückführte.

„Von interessanten Männern", so schrieb er am 3. Februar 1787 an den Herzog, „hab ich manchen, von Weibern ausser Angelika nur eine kennen gelernt. Mit dem schönen Geschlechte kann man sich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverlust einlaßen."

„Vom Theater und den kirchlichen Cerimonien bin ich gleich übel erbaut, die Schauspieler geben sich viel Mühe um Freude, die Pfaffen um An-

[1] Th. Vogel (Aus Goethe's Römischen Tagen 42 f) macht darauf aufmerksam, daß mancher als Neuling von dem geistlichen Charakter der Stadt eine üblere Vorstellung erhalten mochte, als es der Wirklichkeit entsprach, weil viele Personen weltlichen Standes sich der Abbatentracht bedienten, die sich bis zu einem gewissen Grade zur Stutzertracht herausgebildet hatte.

dacht zu erregen und beyde würcken nur auf eine Klaße, zu der ich nicht gehöre, beyde Künste sind in ein seelenloses Gepränge ausgeartet. Auf alle Fälle ist der Papst der beste Schauspieler der hier seine Person producirt.

„Die andern Menschen die nicht öffentlich gaukeln, treiben meist ihr Spiel im Stillen, vielleicht komm ich auch dazu dieses näher zu sehen. Man kann sich leicht dencken daß es mitunter sehr einfach ist.“ [1]

Vier Monate währte Goethes erster Aufenthalt in Rom. Den ansehnlichsten Teil seiner Zeit widmete er den Bauten und Kunstsammlungen. Mit der Besichtigung der Kunstwerke verband er deren theoretisches Studium. Reiffenstein wies ihn an Winckelmann und Mengs und machte ihn auf den alten Sulzer aufmerksam. Zu einem ruhigen Studium gelangte Goethe indes nicht, da sich seinem Blick stets Neues aufdrängte. Dazu kamen Vergnügungspartien, Besuche, Zerstreuungen aller Art. Noch bevor die „Iphigenie“ fertig war, wurde sie auch hier öfters vorgelesen. Der Dichter Monti unterbreitete ihm dafür seinen „Aristodem“, und die Poetenzunft der „Arkadier“ nahm ihn am 4. Januar 1787 als „Megalio“ unter ihre Mitglieder auf [2]. Mehr Wert legte Goethe selbst auf die Bekanntschaft mit der Malerin Angelika

---

[1] Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 170 f und ebd. 1. Abt. XXXII 414 f. „Wenn man so eine ganze Nation“, sagt Niebuhr, der vielseitig gebildete Historiker des alten Rom, „und ein ganzes Land bloß als eine Ergetzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört; alles geistig und menschlich Große, Alles, was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des letztern ergetzt: mir ist dies eigentlich gräßlich“ (Dora Hensler, Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr aus Briefen [3 Bde, Hamburg 1838—1839] II 283 288—291). Vergeblich bemüht sich Düntzer (Goethes Werke [Hempel] XXIV, Vorbemerkungen XXI ff), die scharfen Urteile Niebuhrs nach seiner Gewohnheit in tiefgerührten Huldigungen zu ertränken. Was Niebuhrs Urteil über Goethes Kunstanschauungen betrifft, so bestätigt Urlichs (Goethe-Jahrbuch III 4) dasselbe und weist nach, daß Goethe gar manche Äußerungen über Kunstwerke entschieden zurücknehmen müßte, in Bezug auf das Mittelalter einen „auffallenden Widerwillen“ an den Tag legte usw. — Um Goethe mit Rücksicht auf historisch-politische Kenntnisse höher stellen zu können als Niebuhr, muß man in weimarischen Liebes- und Stadtklatschzetteln geradezu jeden Sinn für Geschichte und Politik verloren haben. Was aber Niebuhrs „Grämlichkeit“ anbelangt, so hätte Düntzer besser getan, zu schweigen. Denn etwas „Grämlicheres“ als seine eigenen Bücher gibt es nicht. Selbst der keckste Humor Goethes verledert in der unendlichen Langweiligkeit seiner buddhistischen Goethe-Adorationen.

[2] Vgl. Fr. Noack, Deutsches Leben in Rom 1700—1900 114 f. Es sei Goethe „zum Bewußtsein gekommen“, meint Noack, „daß er doch eigentlich wenig dahin paßte, und derselben Meinung scheinen die maßgebenden Leiter der Akademie gewesen zu sein, die den Monti und Liechtenstein zuliebe die Aufnahme Goethes geschehen ließen, dann aber jede Spur des Vorgangs aus Sitzungsberichten und Mitgliederliste entfernten“.

Kauffmann, mit der er fortan viel verkehrte und an die er sich sehr freundschaftlich anschloß.

Kaum war die „Iphigenie" fertig[1], so erwachte wieder die Lust am Zeichnen, und da er Landschaften, Figuren und alles auf einmal trieb, verlor er abermal viel Zeit, ohne irgend ein Genre gründlich zu erlernen[2]. Als Carl August in Berlin mittlerweile einen schweren Fall getan, bot Goethe sich an, wenn nötig, schon nach Weimar zurückzukehren. Das war indes nicht erforderlich. Da er besondere Freude an der alten Skulptur hatte, fing er an, Anatomie zu studieren. Des Abends trieb er Perspektive. Dabei hatte er eine neue Oper im Sinne. Dann kam der Karneval. Ende Februar reiste er nach Neapel.

„Hier ist ein Land", schrieb er von dort an Fritz v. Stein, „so lustig und heiter wie du gewöhnlich bist. Die See und das Land geben genug her, um die Menge Menschen leicht zu nähren. Die Märkte sind voll Fische. Blumenkohl wird auf Eseln häufig zum Verkaufe durch die Stadt getragen, und die Höcker haben Alles voll Rosinen, Mandeln, Feigen, Nüssen, Pommeranzen usw. Das Brod ist gut und es fehlt nicht an Fleische. Jedermann lebt in den Tag hinein, weil ein Tag dem andern gleicht und man sich auf keine Zeit des Mangels, keinen Winter vorzubereiten hat. Ich bin oft am Meere. Seit einigen Tagen ist es in starker Bewegung." [3]

Dreimal hat Goethe den Vesuv bestiegen; in seinem Tagebuch faßt er die naturwissenschaftlichen Ergebnisse dieser Ausflüge in flüchtiger, aber interessanter Skizze zusammen:

---

[1] „Was du von meiner Iphigenie sagst", schreibt Goethe an Philipp Seidel aus Neapel am 15. Mai 1787, „ist in gewissem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunst und des Handwerks willen entschließen mußte das Stück umzuschreiben, sah ich voraus daß die besten Stellen verlieren mußten wenn die schlechten und mittleren gewannen. Du hast zwey Scenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelaßen, und du wirst fühlen was es als Ganzes gewonnen hat. Doch liegt das Hauptübel in der wenigen Zeit die ich darauf verwenden können. Den ersten Entwurf schrieb ich unter dem Rekrouten Auslesen und führte ihn aus auf einer Italiänischen Reise. Was will daraus werden" (Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 213 f).

[2] Im Weimarer Goethehaus befinden sich über 300 Zeichnungen Goethes aus Italien. Vgl. C. Ruland, Aus dem Goethe-National-Museum II, III, Weimar 1897, 1904. — v. Graevenitz, Der Sammelband Goethescher Handzeichnungen von der italienischen Reise im Goethe-National-Museum, in Goethe-Jahrbuch XXXII 12—18. — A. Fr. Seligmann (Goethe als Zeichner, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins XVII 26) kommt zum Ergebnis: „Ueberall spüren wir den dilettantischen Maler, der mit den Augen des großen Dichters sieht." — H. St. Chamberlain (Immanuel Kant[2], München 1909, 113) meint, Goethe habe kein Talent zum Zeichnen gehabt, „weil ihm der Sinn für Geometrie abging".

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 208.

„Eilige Anmerkungen über den Vesuv.
d. 19. März 1787.

„Alte Lava. Am Fuße. Weiter hinauf hin und her zerstreut. davon konnte ich keinen deutlichen Begriff faßen.

„Lava von 71. Vegetation derselben. Leichte gefloßne Oberfläche einer ältern Lava den grosen Aschenberg herunter. wie gestandne Butter mit Schörl.

„Der große Aschenberg schon gegen die Spitze warm und mit Schwefeltheilen fließend.

„Das stehende Stück alten Craters, dampfend, beynahe heiß. Fließende Lava, die sich einen langen Hügel hinunter macht auf dem sie in einem Canal wegfließt.

„Langsamkeit. wie sie tiefer kommt Wände.

„Sie macht sich ein Dach wo sie herausbricht. und arbeitet unter der Kruste. Macht sich Oeßen in wunderlicher Kegelgestalt. Die Kruste sieht wie ein Fladen aus, mit gezackten Riesen. Sehr schön sieht es so frisch aus, weil bald alles mit Asche bedeckt ist und man nachher keine Idee davon hat.

„Der glühende Fluß Lava war oben ohngefähr 6 Palmen breit und ging in ein schroffes Thal hinab. Aus den Oeffen über der Mündung pfiff anhaltend Luft und schien wie ein Kochen.

„Wir waren auf dem Aschen Berge und dem mittlern Schlunde, starcker Rauch quoll aus der tiefe. Wir waren kaum hinab als er zu tönen und Asche und Steine zu werfen anfing. Die Steine fielen auf dem Kegel nieder und rollten herab. Die Asche regnete lange nachher erst auf uns.

„Die Oeßen die ich schon beschrieben besucht ich wieder. Meine Bemerckung ist richtig daß sich die Zapfen durch Sublimation machen.

„Schade daß diese Zapfen an der Luft zerfallen, und daß man von den andern schönen Sublimationen, des Sal Ammoniacks, des Schwefels ꝛc. nichts mitnehmen kann. Es verändert sich gleich.

„Der Schwefeldampf ist oft sehr beschwerlich, ja unleidlich.

„Mancherley Arten Laven hab ich auf ihrer Entstehungsweise ertappt.

„Diese eilige Anmerckungen schicke ich mit, hebe sie auf es dient zur Erinnerung.“ [1]

In Neapel machte der Dichter Bekanntschaft mit dem Ritter Hamilton und dem Nationalökonomen Filangieri, sah sich auch hier alle alten Tempelreste und alle schönen Mädchen an und reiste dann nach Sizilien. Während der stürmischen Überfahrt entwarf der seekranke Sänger den Plan zu seinem „Tasso“, schrieb aber in Palermo noch nicht daran. Dann besah

[1] Goethes Werke, WA 3. Abt. I 332 f.

er sich rasch in vierzehn Tagen Stadt und Umgegend[1], reiste nach Girgenti und quer durch die Insel nach Catania und Taormina, hatte wieder Offenbarungen über das Steinreich und das Pflanzenreich, las zur Abwechslung Homer, träumte von einem Drama „Nausikaa" und langte nach einem glücklich überstandenen Sturm von Messina aus wieder in Neapel an. Hier wurde nur kurze Rast gehalten. Am 7. Juni 1787, dem Fronleichnamsfest, traf er wieder in Rom ein.

Schon am folgenden Tag ging ein längerer Brief an Frau v. Stein ab:

„Nun kann ich dir wieder aus dieser alten Hauptstadt einen Gruß bieten. Vorgestern nach Mittage bin ich wieder hier angekommen, gestern war Fronleichnam und heute früh da ich aufgeraümt und mich eingerichtet habe ist mein erstes an dich zu schreiben. Du hattest es mit deinem Briefe wohl abgepaßt, er kam zwey Tage vor mir nach Rom. No 20 meyn ich. Nun muß ich in meiner Erzählung zurück gehn.

„Die letzten Tage in Neapel wurde ich immer mehr unter die Menschen gezogen, es reut mich nicht denn ich habe interessante Personen kennen lernen. Auch kam Luccheſini noch an, um dessentwillen ich den 1. und 2. Juni noch in Neapel blieb. In ihm hab ich einen rechten Weltmenschen gesehen und recht gesehen warum ich keiner seyn kann. Der Vesuv der seit meiner Rückkehr von Sicilien starck gebrannt hatte floß endlich d. 1. Juni von einer starcken Lava über. So hab ich denn auch dieses Naturschauspiel, obgleich nur von weitem gesehn. Es ist ein großer Anblick. Einige Abende als ich aus dem Opernhause ging das nah am Molo liegt, ging ich noch auf den Molo spazieren. Dort sah ich mit Einem Blick, den Mond, den Schein des Monds auf den Wolckensäumen, den Schein des Monds im Meere, und auf dem Saum der nächsten Wellen, die Lampen des Leuchtturns das Feuer des Vesuvs, den Wiederschein davon im Wasser und die Lichter auf den Schiffen. Diese Mannigfaltigkeit von Licht machte ein Einziges Schauspiel.

„Dergleichen viele sehr schöne Anblicke hab ich genoßen, die mir in der Seele lebendig bleiben und nicht wieder von mir genommen werden können. Ich ging allein und gern von Neapel, man kommt dort nicht zu Sinnen, man müßte sich denn besonders und auf längere Zeit einrichten. Drey und einen halben Tag bracht ich auf der Reiße sehr glücklich zu. Ich saß allein

---

[1] In Palermo besuchte Goethe die unglücklichen Verwandten des großen europäischen Hauptscharlatans Cagliostro, für den er ein geradezu auffallendes Interesse hegte. Vgl. über diesen Abenteurer Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. 190 ff. — Civiltà cattolica, Ser. 10, III 600 ff 728 ff; IV 477 713 ff. — E. Sierke, Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1874. — A. Lo Forte-Randi, W. Goethe in Palermo e la Famiglia del celebre Cagliostro, in Natura ed Arte II (Roma-Milano 1893) Nr 7, S. 605—610.

in der Vettur und ließ mich so fortschleppen genoß der Gegend zeichnete einiges und recapitulirte Neapel und Sicilien. Ich habe die größte Ursache von meiner Reiße zufrieden zu seyn, ich habe mir die schönsten und solidesten Schätze gesammelt." [1]

Der zweite römische Aufenthalt, vom 7. Juni 1787 bis zum 22. April 1788, bietet wesentlich dieselbe Physiognomie wie der erste. Während von den mit ihm lebenden Künstlerfreunden ein jeder sein Fach und Geschäft trieb, Tischbein und Hackert ihre Malerei, Trippel Skulptur, Kayser Musik, Hirt Kunstarchäologie, Moritz Prosodik und Ästhetik, Reiffenstein Kunstliebhaberei, Handel mit Kunstsachen und Cicerone-Geschäfte, bemächtigte sich Goethe all dieser Künste zugleich und war dabei noch Dichter, Botaniker, Geologe, schrieb an den Herzog über den Fürstenbund, an Hofrat Voigt über das Bergwerk in Ilmenau, an Göschen über Buchhändlergeschäfte, an den Kammerdiener Seidel über den römischen Geldkurs und die römischen Finanzen.

Am 11. August 1787 glaubte er endlich mit dem längst begonnenen „Egmont" fertig zu sein; doch die Schlußredaktion verzog sich noch bis zum 1. September. Die übrigen Monate verwandte er auf die Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella", die endlich im Januar 1788 nach Weimar abgehen konnten. Der „Faust" gedieh um einige Szenen weiter. „Tasso" und alle übrigen Projekte und Fragmente blieben liegen. Nur an der Sammlung der kleineren Gedichte wurde ein wenig redigiert.

Erst gegen Ende seines zweiten Aufenthaltes in Rom vermochte der deutsche Dichter mehr mit Ruhe und Überlegung die Anregungen und Eindrücke zu überschauen, die er auf dem klassischen Boden der Welthauptstadt gewonnen hatte. Am 3. Oktober 1787 schreibt er an Knebel:

„Das Studium der Kunst wird sehr ernsthaft getrieben, besonders da ich jetzt Zeit vor mir sehe. Nur dieß Land zu recognosciren braucht es ein Jahr, und erst seit ich von Neapel zurück bin, hab ich eine Art von Ruhe empfunden. Die heisen Monate hab ich der stillen Betrachtung, der Arbeit zu Hause und dem Egmont gewidmet, der jetzt wohl bey Herdern angekommen seyn wird. Mich verlangt eure Meynung darüber zu hören.

„Die bildende Kunst wird so ernsthaft als möglich getrieben. Man kann mit ihr, wie mit den heiligsten Sachen spielen, wofür ich mich denn sehr in Acht nehme.

„Kaum war die erste Begierde des Anschauens gesättigt, kaum hatte sich mein Geist aus der Kleinheit der Vorstellungsart die uns Ultramontanen mehr oder weniger anklebt, erhoben; so sah ich mich schnell nach den besten und sichersten Wegen um. Ich fand sie leicht und gehe nun Schritt vor

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 229 f.

Schritt darauf hin, langsam aber sicher, als wenn es mein Metier werden sollte und so, daß ich einen festen Grund habe, auf dem ich, selbst in der Entfernung von diesen Gegenden, zwar langsam, doch gewiß fortbauen kann. Glücklicherweise hab ich auch eine Combination der Kunst mit meiner Vorstellungs Art der Natur gefunden und so werden mir beyde doppelt lieb.

„Die Botanick üb ich auf Wegen und Stegen. Es möchte wie eine Rodomontade klingen, wenn ich sagte, wie weit ich darin gekommen zu seyn glaube. Genug ich werde immer sichrer daß die allgemeine Formel die ich gefunden habe, auf alle Pflanzen anwendbar ist. Ich kann schon die eigensinnigsten Formen z. E. Passiflora, Arum, dadurch erklären und mit einander in Parallel setzen.

„Zur völligen Ausbildung dieser Idee brauchts doch noch Zeit. Dieses Land ist schon recht zu einem solchen Studio gemacht. Was ich im Norden nur vermuthete finde ich hier offenbar. Leider daß ich so ganz von allen Büchern, die zu diesem Studio gehören, entfernt bin! Die Genera Plantarum und noch dazu eine alte Edition, sind der ganze Vorrath meines Robinson Crusoeischen Musei.

„Ich habe diesen Sommer eine Nelcke gefunden aus welcher 4 andre, vollkommne Nelcken herausgewachsen waren, und aus diesen wieder andre gewachsen wären, hätte die Vegetation Trieb genug gehabt. Es ist ein höchst merckwürdiges Phenomen und meine Hypothese wird dadurch zur Gewißheit. Das Phenomen ist ganz anders als es Hill beschreibt, der von solchen Pflanzen ein Tracktätchen herausgegeben hat." [1]

Nachdem sich Goethe monatelang in allen Kirchen und Kunstsammlungen umgesehen und doch nie ersättigt, monatelang gezeichnet und modelliert, Anatomie und Perspektive getrieben, sich fast ausschließlich an Maler und Bildhauer angeschlossen und ganz in ihrem Ideenkreis gelebt hatte, langte er endlich bei dem für ihn recht peinlichen Ergebnis an, daß er nicht zum Maler und nicht zum Bildhauer geboren sei [2].

Für den künftigen Ästhetiker waren freilich auch diese Erfahrungen nicht ohne Nutzen. Wurden sie auch nicht unmittelbar verwertet, so lieferten sie doch, nebst all den Kunsteindrücken, die Goethe mit sich nahm, das Material

---

[1] Ebd. 267—269.

[2] „Heute hatte ich eine sehr lehrreiche Unterhaltung über Italien mit diesem Proteus", berichtet Friederike Brun, geborene Münter, aus Karlsbad am 12. Juli 1795, „‚er habe seinen Zweck während seines 2jährigen Aufenthaltes doch nicht erreicht'. ‚Er habe wollen so ins Anschauen der Kunst sich vertiefen, daß diese Vorstellung ganz objektiv, und sein ganzes Wesen, seine Ichheit in's Anschauen der Schönheit übergegangen wäre, er so zu sagen sein Selbst darin verloren hätte!'" (Aus Friederike Bruns Tagebuch. Mitgeteilt von L. Bobé, in Deutsche Rundschau 1904—1905 III 221.)

zu den vielen Aufsätzen, welche er später über ästhetische Gegenstände veröffentlichte. Doch wie er je nach Stimmung ein sehr einseitiger Beobachter war, so hat er auch Italien als ein in mancher Hinsicht sehr einseitiger Kunstkritiker verlassen, mit Überschätzung der Antike, mit blinder Abneigung gegen die katholische Kunst des Mittelalters.

Je weniger Früchte die italienische Reise aber unmittelbar zur Reife brachte, desto tiefer hat sie auf Goethes spätere Geisteserzeugnisse eingewirkt, seiner geistigen Weiterentwicklung die Richtung gegeben, seine philosophischen, religiösen und ästhetischen Anschauungen für immer entschieden. Sein ganzes übriges Leben lang zehrte er von dem, was er in diesen anderthalb Jahren gesehen und genossen. Sein ganzes übriges Leben verharrte er auf dem Standpunkt, den er sich in Rom gewählt, und zog diese Folgerungen im Leben wie meist auch in der Kunst.

Hatte das Weimarer Hofleben auch den übermütig wilden Studenten dem Äußern nach zum gemessenen Minister mit einem philiströsen Anhauch umgestaltet, so war er doch noch mit einem Rest von Werther-Empfindsamkeit und Götzen-Trotz auf den ausonischen Gefilden erschienen. Der frühere Briefwechsel mit Frau v. Stein war wesentlich eine Fortsetzung seiner Liebesbriefe an Lotte Buff und Auguste zu Stolberg. Der Grundton blieb schmachtend zärtlich. Die Geliebte erschien ihm wie ein überirdisches Wesen, nach dessen Huld der Dichter flehend seufzt, dem er alles dankt, das allein die übrige Schöpfung verklärt, dem er sein ganzes inneres und äußeres Leben meist melancholisch, selten freudig und heiter zu Füßen legt. Selbst die Schweizerreise hatte das unwürdige Verhältnis nicht aufzulösen vermocht.

In Italien nimmt dieses Schmachten ein Ende. Der Jean qui pleure wird ein Jean qui rit. Goethe genießt. Er steht auf eigenen Füßen. Die Blumen sind jetzt schön, ohne daß Lotte daran riecht. Der Himmel strahlt sonnig und wonnig, ohne daß er sich in Lottes Augen zu spiegeln braucht. Goethe sucht die Schönheit nicht mehr in unbestimmten, traumhaften Gestalten, in den Wolken Ossians, er zerlegt sie anatomisch, studiert ihre Proportionen im Skelett, in den Muskeln, in der Perspektive, in Licht und Farben, im konkreten Zusammenhang mit der ganzen Natur; wäre es ihm gelungen, sich noch mit Mathematik vertraut zu machen, er hätte sie auf mathematische Formeln reduziert. Da er nicht so weit fortzuschreiten vermochte, hielt er sich um so mehr an das, was die Sinne erfassen konnten. Die Statuen der alten Götter studierte er bei Sonnenlicht und Fackelschein. Raffaels Gemälde zerlegte er sich nach Grundsätzen der Künstler.

Lustig und froh sah er sich auch in dem sinnlich-heitern Volksleben der Italiener um, und zwar gerade in denjenigen Kreisen, in welchen Religion und Sitte am wenigsten blühten. Der Italiener ist nicht aufs Schmachten angelegt.

Da gibt es keine Lotten und keine Werther. Der Italiener ist leidenschaftlich, stürmt zum Genuß, ersticht seinen Nebenbuhler oder macht auf andere Weise seinem glühenden Naturell Luft. Im Leben der italienischen Künstler fand Goethe nichts von nordischer Melancholie und Sentimentalität; sie waren leichtlebige Sanguiniker mit etwas cholerischer Beigabe. Das Gewaltsame der Leidenschaft, das zu Mord und Totschlag führte, war Goethe verhaßt; er mochte das Gewaltsame selbst in der Geologie nicht leiden und verwarf deshalb von vornherein den Vulkanismus. Aber um so mehr sagte ihm jene sanguinische Leichtlebigkeit, jenes sorglose Genießen des Lebens, jener jugendlich elastische Realismus zu. „Mädchen, Weiber, Bücher, Gemälde und alle Arten von Hausrath sind jetzt wohlfeiler zu haben, weil Alles Geld braucht. Man lebt und macht sich lustig, um alsdann bis zum Carneval wieder eingezogen zu bleiben.“ [1] So schreibt er über die Zeit der römischen Villegiatur.

Die unendliche Mühe und Sorgfalt, welche sich die katholische Kirche gab, die Schattenseiten des italienischen Volkscharakters zu überwinden, beachtete er nicht; noch weniger würdigte er die schönen Ergebnisse, welche ihre erziehende Tätigkeit allzeit aufzuweisen hatte. Er sah nur auf die Mißerfolge, die jenen Erfolgen zur Seite gingen, um darüber zu spotten. Jene genußsüchtige Leichtlebigkeit jedoch, gegen welche die Kirche ankämpfte, machte er zu seinem Evangelium.

Auf die religiösen Ideen, welche den größten Werken der Renaissance zu Grunde lagen, ging er nicht ein; aber die Liebschaften Raffaels, den Triumph der Galatea und die Geschichte der Psyche ließ er sich gefallen. Er las dazu Homer, vor allem auch Ovid und die römischen Erotiker. So kam er an der Madonna vorbei, zu welcher die Künstler der Renaissance aus ihren Verirrungen büßend und reuig zurückkehrten, vorbei an dem katholischen Glaubensbekenntnis, das den erhabensten Schöpfungen des Mediceischen Zeitalters aufgeprägt ist. An die Stelle der Madonna trat für ihn „Helena“, der Typus des schönen Weibes, nicht wie in der Aphrodite der Griechen mit der Würde der Gottheit umkleidet, sondern als bloßes Symbol höchster menschlicher Schönheit. Das war das Ideal, dem er sich fürder zuwandte und das sein Geistesleben beherrschte. Die höchste harmonische Körperschönheit war ihm fürder die höchste Offenbarung des Göttlichen und Menschlichen zugleich, der Höhepunkt, dem die ganze Natur zustrebte. Die Kunst ward ihm zur Religion, das Schöne zum Gott, und als Künstler betete er in seinen Werken fürder sich selbst an.

Hiermit ist auch der frühere Titanismus völlig überwunden. Goethe fühlt sich nicht mehr als Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl:

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 264.

er besitzt das Feuer. Er ist jetzt Pygmalion: das Götterbild lebt in seinen Armen. Das Kreuz ist für ihn gestürzt, der alte Olymp mit neuem Zauber aus Roms Ruinen emporgestiegen und hat ihm mit den alten Klassikern das Geheimnis des Schönen und damit alles, alles erschlossen.

Am 23. April verließ er das ewige Rom, „die Stadt der Musen, welche gefährlicher als Sirenen singen“ [1].

Neuntes Kapitel.

Egmont.

(1775—1787.)

Als unmittelbare Früchte der italienischen Reise werden gewöhnlich „Iphigenie“ und „Tasso“ bezeichnet. Das gehört zur Überlieferung; historisch genau ist es aber nicht. Die „Iphigenie“ wurde in Italien nur prosodisch korrigiert, und zwar im Anfang der Reise, bevor antike Kunst, italienischer Himmel und künstlerischer Lebensgenuß die ganze Geistes- und Gemütsverfassung des Dichters umwandeln konnten. „Tasso“ wurde erst 1789 vollständig ausgeführt und wuchs dann noch langsam wie ein Orangenbaum, allerdings gepflanzt auf italienischem Boden, aber erst im Treibhaus zu Weimar zu Blüte und Frucht entwickelt. Ein ganz italienisches Stück gibt es überhaupt nicht. Die „Nausikaa“, die Goethe in Sizilien plante, ist Fragment geblieben.

Das einzige Stück, das nicht bloß in Bezug auf Form, sondern auch in Bezug auf Inhalt dem italienischen Aufenthalt sein Dasein und seine Vollendung dankt, ist merkwürdigerweise dasjenige, in welchem am wenigsten italienische Luft weht, ja das man füglich als einen deutschen Protest und Fehdebrief gegen das katholische Italien bezeichnen könnte — „Egmont“. Das mag ein psychologisches Rätsel scheinen, ist es aber durchaus nicht, wenn man sich die Sache etwas nüchtern besieht. Poetische Pläne und Entwürfe mögen plötzlich unter den Zerstreuungen einer Reise entstehen und mit gutem Glück weiter gesponnen werden. Aber sorgfältige Versifikation und Korrektur erfordern Stille, Ruhe, Sammlung. Vergeblich suchte Goethe deshalb im Geschwirre der sizilianischen Reise irgend einen Plan festzuhalten. Aus ruhiger Arbeit wurde nichts. Eine neue Idee jagte die andere. Als er daher am Anfang des zweiten römischen Aufenthalts, gedrängt durch den Kontrakt mit Göschen, eine leichtere Arbeit suchte, ließ er „Tasso“, „Faust“ und „Nausikaa“ liegen und griff zum „Egmont“, der in Prosa geschrieben war und von dem er die wenigsten Hemmungen für seine weiteren

[1] Worte aus einem bisher unbekannten Goethe-Brief vom 24. März an Geheimrat Schnauß (Deutsche Rundschau, Februarheft 1903), veröffentlicht von B. Suphan.

Kunststudien, Streifzüge und Malübungen zu erwarten hatte. Dazu forderte das katholische Rom den „decidirten Nichtchristen" unaufhörlich zum Widerspruch heraus. Die Verherrlichung eines Märtyrers der Reformation war die entschiedenste Antwort. So konnte es an Stimmung nicht fehlen, und für ein „Klärchen" war auch gesorgt. Am begreiflichsten aber wird die Wahl des Themas durch die viele Mühe und Zeit, welche die „Iphigenie" in Versen gekostet hatte.

So ist denn auch „Egmont" kein geniales Werk aus einem Guß, sondern das Ergebnis jahrelanger, sprunghafter Tätigkeit. Schon im Jahre 1775 entwarf Goethe einen Plan und schrieb ein paar Szenen, darunter einige Volksszenen und die Unterredung zwischen Macchiavel und Regentin im ersten Akt. Im Dezember 1778 fügte er zwei Szenen hinzu, im Juni 1779 eine dritte. Nachdem diese Fragmente über zwei Jahre im Archiv der Frau v. Stein geruht, klagte er im Dezember 1781 über den „fatalen vierten Akt"[1], machte aber einen provisorischen Abschluß und schickte das „lang vertrödelte Stück" an Justus Mösers Tochter, die Frau v. Voigts. Möser, der ihn gegen Friedrich II. in Schutz genommen, sollte es genau begutachten. Das Vorlesen einzelner Szenen, das Umhersenden des Bruchstücks, das Liegenlassen und Wiederaufnehmen unter dem Einfluß anderer hatte seine Vorteile. Goethe zog viele Leute in sein Interesse hinein. Die Herren und vor allem die Damen von Weimar wurden nicht müde, Proben und Korrekturen anzuhören und ihre ästhetische Weisheit darüber vernehmen zu lassen. Alle Stücke Goethes wurden schon berühmt, bevor sie einen Schluß hatten.

Manche Bemerkung mag ihm zu statten gekommen sein. Aber die Methode hatte auch ihre Nachteile. Er bekam allerlei zu hören. Er konnte nicht auf alles eingehen. Im Laufe der Zeit veränderten sich seine eigenen Anschauungen. Fünf Jahre vergingen. Goethe nahm „Egmont" erst wieder vor, nachdem er von Sizilien nach Rom zurückgekehrt war. Er selbst hatte bedeutende Umwandlungen erfahren. „Es war eine unsäglich schwere Arbeit, die er ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen wolle: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden ohne es umzuschreiben."[2] Das war nur dadurch möglich, daß er vieles ziemlich unverändert beibehielt, einiges resolut herausschnitt und anderes hinzusetzte. Da der alte Grundstock blieb, konnte er aber seinen neuen Kunsterfahrungen wenig Raum vergönnen; er mußte sich in die ursprüngliche Stimmung zurückzuversetzen suchen. So „unsäglich schwer" war das nun nicht, da er wieder ziemlich studentisch frei und ungebunden lebte. Aber der alte Wildfang war er doch nicht mehr.

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 239. [2] Riemer, Mittheilungen II 549.

Stoff und Anregung zum „Egmont" schöpfte Goethe aus der „Geschichte des belgischen Krieges", verfaßt von dem Jesuiten Famian Strada, einem geborenen Römer, am Anfang des 17. Jahrhunderts[1]. Auch Schiller war das Werk bekannt; er benützte es fast gleichzeitig mit Goethe für seine Geschichte des Abfalls der Niederlande. Da Strada ein ausgedehntes Quellenmaterial zur Verfügung stand und er dasselbe viele Jahre lang sorgfältig durchgearbeitet hatte, so besitzt sein Werk noch heute historischen Wert. Seine Darstellung ist durchgängig von der neueren Forschung bestätigt worden. Für den Dichter aber war es von besonderem Vorteil, daß der italienische Geschichtschreiber kein trockener Annalist war, sondern ein zugleich feingebildeter Schriftsteller, der sich in Bezug auf Form die Geschichtschreiber der Alten zum Vorbild nahm. Die verwickelten Ereignisse der revolutionären Schilderhebung gestalten sich bei ihm zu einem großen Drama, was sie wirklich waren. Er erzählt spannend, mit großer Würde, aber zugleich mit anschaulicher Lebendigkeit. Das Tragische im Schicksale der beiden Grafen Egmont und Hoorn tritt in seiner Darstellung mit der erschütternden Gewalt der Wirklichkeit hervor.

Der Charakter des geschichtlichen Egmont entspricht in hohem Grade jenen Eigenschaften eines tragischen Helden, von welchen die Wirkungsfähigkeit einer Tragödie bedingt wird und die Aristoteles nicht erfunden, sondern bloß nach vorliegenden Beispielen formuliert hat. Der Sieger von St-Quentin und Gravelingen ist ein tapferer, schneidiger General, mutig, ehrgeizig, volkstümlich, ein bedeutsamer Vertreter und Held seiner Nation. Als sein Haupt fiel, erinnerte der französische Gesandte daran, daß Frankreich zweimal vor demselben gezittert. Karl V. hatte ihn mit dem Goldenen Vließe geschmückt. Als Träger der ruhmreichsten Erinnerungen hätte er bei festerem Charakter im Sturme des Aufruhrs ein mächtiges Bollwerk der bestehenden Ordnung werden können. Sein Herz und seine Familienverhältnisse drängten dazu hin. Aber er hatte nicht Klarheit und Festigkeit genug. Er schwankte, er

[1] Famiani Stradae Romani e Societate Iesu de Bello Belgico, Romae 1632, wurde sehr oft neu gedruckt und in verschiedene Sprachen übersetzt: ins Französische durch Du Ryer S. J., Paris 1644; ins Spanische durch Melchior de Novar S. J.; ins Italienische durch Ch. Papini S. J.; ins Holländische durch Wilhelm van Aelst, Antwerpen 1640; ins Englische durch Sir Robert Stapylton, London 1650; ins Polnische durch J. Poszakowski S. J. Vgl. de Backer-Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Bibliographie VII, Bruxelles, Paris MDCCCXCVI, 1612 ff. Nur ins Deutsche scheint das Werk nicht übersetzt worden zu sein. Eine formgewandte Übertragung desselben, mit kritischen Noten und Benutzung der seitherigen Forschungen, wäre noch jetzt eine verdienstliche Arbeit, um den Mißbrauch gründlich nachzuweisen, den Goethe und Schiller mit diesem tüchtigen Geschichtswerk getrieben haben. Der niederländische Dichter Vondel feierte Strada in einem begeisterten Gedicht. Siehe Dietsche Warande, Nieuwe reeks I 389.

ließ sich halb und halb in eine Bewegung hineinreißen, die mit seiner Vergangenheit brach und deren Verwicklungen er sich nicht gewachsen zeigte. Das war sein Unglück, wie Holzwarth treffend weiter ausführt:

„In Spanien hatte ihn das Wohlwollen des Königs entzückt; in der Heimath angekommen, vermochte er nicht, die Maschen der von seinen Freunden verwickelten Cabale zu entwirren, und das rosenfarbene Licht, in dem er seinen Souverän geschaut, verdüsterte sich. Der Gedanke an die Greuel des Bildersturmes erbitterte, der eigene Augenschein desselben entrüstete ihn[1], im Zorne der Entrüstung strafte er strenge, im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie festzuhalten, theilte er freigebig Nachsicht und Versöhnung aus, und machte sich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig. Er war ein eifriger Katholik und hatte das Sectenwesen begünstigt, er war ein warmer Anhänger des Königs und hatte doch mitgeholfen zum Aufruhr gegen ihn. Bis in die letzte Stunde der Entscheidung hinein, bis Oranien die Aufforderung zu offener Rebellion stellte, hatte dieser ihn ganz im Netze gehabt, vollständig am Gängelbande geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Mißtrauen erfüllen, als ob es der König mit ihm und dem Lande doch nicht redlich meine. Immer unsicher sich wiegend auf den Wogen der Popularität, immer schwankend zwischen dem König und der Partei, der Vasallentreue und der Revolution, verfällt er dem Verhängnisse seines Charakters."

So wenig ein solcher Mann dazu angetan war, ein entscheidender Held der Weltgeschichte zu werden, so sehr eignete er sich zum Helden einer Tragödie. Der ganze Kampf der Zeit drängte sich in seinem persönlichen Schicksal zusammen. Schuldlos und doch nicht ganz unschuldig, fällt er als das Opfer der Revolution, die er hatte großziehen helfen und der er erst zu spät entgegentrat, und erleidet den Tod, welchen Oranien reichlich verdient hatte. Er war kein Märtyrer des Aufstandes, kein Märtyrer einer politischen Überzeugung, sondern das Opfer seines eigenen unglücklichen Charakters und einer noch unheilvolleren Politik, groß genug, daß sein Mißgeschick Furcht, schuldlos genug, daß es Mitleid erwecken muß. Tief ergreifend ist es, wie er selbst langsam ein drohendes Netz um sich webt, unklar über seine Lage sich selbst darin verstrickt und bis zum letzten Augenblicke noch

[1] In diesem Zug ist die Charakteristik von Fr. J. Holzwarth (Der Abfall der Niederlande I, Schaffhausen 1865, 365 366) nicht genau. Denn Egmont begünstigte die Revolution mehr, als der Geschichtschreiber hier andeutet. Nachdem er auf Befehl der Regentin am 14. August 1566 nach Ypern gegangen, ließ er die Bilderstürmer daselbst am 15. ruhig Kirchen und Klöster schänden, während er sich noch am Abend dieses Tages nach Audenarde begab und daselbst die Bilderstürmer durch seine Gegenwart mehr ermutigte als einschüchterte. Vgl. E. C. de Gerlache, Histoire du Royaume des Pays-Bas I, Bruxelles 1875, 127, und Holzwarth a. a. O. I 367 ff.

Rettung erhofft. Noch viel ergreifender ist die wirkliche Katastrophe: wie der Bischof von Ypern fruchtlos zu Albas Füßen um Erbarmen fleht und nur gezwungen dem Gefangenen die Todesbotschaft überbringt, wie Egmont das Urteil des Königs für unmöglich hält, endlich vor seiner wirklichen Unwiderruflichkeit zusammenbricht und nur in den Tröstungen des allgemein bekämpften Glaubens Mut und Kraft findet, sich wieder aufzuraffen und standhaft dem Tode ins Auge zu schauen[1]. Er sühnt mit seinem Blute die Schwäche, welche er im Leben gezeigt, versichert sterbend den König seiner Treue und empfiehlt ihm seine verlassene Familie, die er mit sich ins Unglück gezogen. Die Tragik, welche in seinem persönlichen Untergange liegt, wird mächtig gehoben durch den großen geschichtlichen Hintergrund, der damit verknüpft ist. Das Wohl seines Volkes, die höchsten Interessen der Religion stehen auf dem Spiele und leiden unter seiner Katastrophe.

Hauptsächlich in doppelter Weise ist Goethe zum Nachteil seines Werkes in der Charakteristik des Egmont von der tatsächlichen Geschichte abgewichen: aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken hat er einen Märtyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegführer und Parteihaupt einen verliebten Offizier, dem es mehr um Eroberungen auf dem Felde der Liebe als um kriegerische Heldentaten zu tun ist. Diese sonderbare Umwandlung müßte fast unbegreiflich erscheinen, wenn sie sich nicht dadurch erklärte, daß Egmont ebenso wie Götz und Clavigo in erster Linie ein subjektives Bekenntnis des Dichters ist, der in seinem Helden die eigene Anschauungsweise zu verherrlichen suchte.

Als Goethe den Egmont begann, war er noch der vermeintliche Titane, der Himmel und Erde stürmte, Sokrates, Mahomet, Cäsar, den ewigen Juden und den Faust im Kopfe trug und dann wieder zu Lilis Füßen schmachtete. Diese Liebschaft verlegte er unbedenklich in den niederländischen Aufstand hinein, und so entstand denn statt eines großartigen historischen Trauerspiels ein Liebesdrama mit geschichtlichem Aufputz und dem „opernhaften Schluß, in dem der Dichter selbst so etwas wie das schlechte Gewissen des erweichten Tragikers" verrät[2].

Nachdem in einer lebendigen Volksszene die Zeitlage etwas gezeichnet ist[3], die Statthalterin Margareta mit Machiavel dieselbe diplomatisch besprochen hat, erscheint nicht der kriegerische Parteiführer, an dessen Wohl und Wehe das Schicksal des Landes geknüpft ist, sondern „Egmonts weib-

[1] Strada, Della guerra di Fiandra. Volgarizzata da C. Papini 321 322. — Holzwarth, Der Abfall der Niederlande II a (1871) 287 ff.

[2] R. M. Meyer, Goethes italienische Dramen, in Goethe-Jahrbuch XXVI 129.

[3] Das Bild ist sehr „allgemein menschlich". Von den Rederijkern, ihrer Poesie, ihren Pamphleten, die in dem Aufstand eine höchst bedeutende Rolle spielten, scheint Goethe so gut wie nichts gekannt zu haben. Vgl. M. Philippson, Westeuropa

liches Ebenbild“[1], Klärchen, die ihren Offizier dem unromantischen bürgerlichen Liebhaber vorzieht. Der arme Brackenburg lamentiert gewaltig im Stil der Werther-Periode, holt ein Giftfläschchen hervor, hütet sich aber wohlweislich, das Gift zu nehmen. Das ist der erste Akt.

Die Volksszene, mit welcher der zweite Akt eröffnet wird, hat abermals viel Lebendigkeit, wenn auch bei weitem nicht die kräftige Lokalfarbe, welche Schiller dem Stücke zuschreibt. Egmont erscheint endlich, stillt eine Schlägerei, hält mit seinem Sekretär eine Weimarer Bureauszene und tritt im Gespräche mit Oranien vorübergehend als der wirkliche historische Egmont auf. Die Elemente, die Strada geboten, sind hier glücklich inszeniert:

„Oranien. Wir sind nicht einzelne Menschen, Egmont. Ziemt es sich uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch uns für Tausende zu schonen.

Egmont. Wer sich schont muß sich selbst verdächtig werden.

Oranien. Wer sich kennt kann sicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel das du fürchtest, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es ist klug und kühn dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehen.

Egmont. Bei so großer Gefahr kommt die leichteste Hoffnung in Anschlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leisesten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Ist des Königs Gunst ein so schmaler Grund?

Oranien. So schmal nicht, aber schlüpfrig.

Egmont. Bei Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man ungleich von ihm denkt! Er ist Karls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts Niedriges.

Egmont. Man sollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben diese Kenntniß räth uns eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe ist gefährlich zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirst aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen sehen.

Oranien. O säh'st du dießmal nur mit den meinigen! Freund, weil du sie offen hast, glaubst du du siehst. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab, und Gott sei bei dir! Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beide auf Einmal verschlingt. Vielleicht zögert er, um seinen Anschlag sicherer auszuführen; und vielleicht siehest du indeß die Sache in ihrer wahren Gestalt. Aber dann schnell! schnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerksamkeit nichts entgehen: wie viel Mannschaft er mitbringt, wie er die Stadt besetzt, was für Macht die Regentin behält, wie deine Freunde gefaßt sind. Gib mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willst du?

---

im Zeitalter Philipps II., Berlin 1882, 140. — Refereynen ende Liedekens van diversche Rhetoricienen etc., Bruessele 1564. — Diversche Refereynen ende Liedekens uit Holland, Antwerpen 1582 usw. Die Kenntnis der Rederijker-Poesie allein hätte dem Drama ein ganz anderes Gepräge geben müssen.

[1] Bielschowsky, Goethe I[21] 337.

Oranien (ihn bei der Hand fassend). Laß dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen ist auch männlich.

Egmont. Du wähnst mich verloren?

Oranien. Du bist's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Frist. Leb' wohl! (Ab.)

Egmont (allein). Daß andrer Menschen Gedanken solchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieser Mann trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundliches Mittel." [1]

Im dritten Akt wird Margareta wiederum nicht einem der Männer gegenübergestellt, mit denen sie sich in wirklichem Konflikte befand, sondern ihrem erdichteten Sekretär, dessen kurze unbedeutende Zwischenreden ihren langen Monolog zum Dialog gestalten. Darauf kommt unmittelbar die zärtliche Glanzszene. Klärchen singt ihr „Freudvoll und leidvoll", Egmont zeigt ihr seine schöne Uniform. Er ist „nur Mensch, nur Freund, nur Liebster".

Vansen und die Bürger melden nun die Ankunft Albas und charakterisieren ihn, ohne daß die Handlung selbst sich eigentlich dramatisch auf der Bühne weiter entwickelt. Albas Charakter ist im vierten Akt nach der Reformationslegende zum Schauerpopanz gestaltet; um ihn sanft noch mehr herabzusetzen, ist ihm ein „natürlicher" Sohn als Lieblingskind beigesellt. Die interessanten Gestalten, welche der historische Blutrat bot, sind ganz vernachlässigt. Eine sehr fein aufgebaute lange Szene zwischen Alba und Egmont stellt diesen als protestantischen, warmherzigen Freiheitshelden, jenen als katholischen, kaltblütigen Fanatiker dar und dient dazu, Egmont mit Anstand abfassen zu lassen. Die geschichtlichen Tatsachen werden dabei in ein schiefes Licht gerückt.

„Alba. Es ist nichts natürlicher als daß ein König durch sich zu herrschen gedenkt, und denen seine Befehle am liebsten aufträgt die ihn am besten verstehen, verstehen wollen, die seinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und ebenso natürlich ists daß der Bürger von dem regiert sein will der mit ihm geboren und erzogen ist, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als seinen Bruder ansehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit diesen seinen Brüdern sehr ungleich getheilt.

Egmont. Das ist vor Jahrhunderten geschehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menschen ohne Noth gesendet, die sich zum zweitenmale auf Unkosten der Nation bereichern wollten, sähe man sich einer strengen, kühnen, unbedingten Habsucht ausgesetzt; das würde eine Gährung machen, die sich nicht leicht in sich selbst auflös'te.

Alba. Du sagst mir was ich nicht hören sollte; auch ich bin fremd.

---

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. VIII 228—230.

Egmont. Daß ich dir's sage, zeigt dir daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch so wünscht' ich es nicht von dir zu hören. Der König sandte mich mit Hoffnung daß ich hier den Beistand des Adels finden würde. Der König will seinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung gesehen was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Absicht ist, sie selbst zu ihrem eignen Besten einzuschränken, ihr eigenes Heil, wenn's sein muß, ihnen aufzudringen, die schädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weisen Regierung genießen können. Dieß ist sein Entschluß; diesen dem Adel kund zu machen habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in seinem Namen, wie es zu thun sei, nicht was: denn das hat Er beschlossen.

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beschlossen was kein Fürst beschließen sollte. Die Kraft seines Volks, ihr Gemüth, den Begriff den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Absicht sie glücklicher zu machen. Er will sie vernichten, damit sie etwas werden, ein ander Etwas. O wenn seine Absicht gut ist, so wird sie mißgeleitet! Nicht dem Könige widersetzt man sich; man stellt sich nur dem Könige entgegen, der einen falschen Weg zu wandeln die ersten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du gesinnt bist scheint es ein vergeblicher Versuch uns vereinigen zu wollen. Du denkst gering vom Könige und verächtlich von seinen Räthen, wenn du zweifelst das alles sei nicht schon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorsam fordre ich von dem Volke: — und von euch, ihr Ersten, Edelsten, Rath und That, als Bürgen dieser unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unsre Häupter, so ist es auf Einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche biegen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edeln Seele gleich sein. Umsonst hab' ich so viel gesprochen: die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen." [1]

Im fünften Akt geht das Welt- und Zeitbild vollends wieder ins Liebesdrama über. Klärchen will Egmont retten und läßt sich dazu sogar die Begleitung des langweiligen Brackenburg gefallen. Statt zu handeln, hält Egmont einen großen Monolog mit Anklängen an Shakespeare, an Goethes Tagebücher und Briefe aus der ersten Weimarer Zeit[2]. Klärchen hält eben-

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. VIII 269—271.

[2] „Diese Tatenlosigkeit Egmonts hier, im entscheidenden Wendepunkt der Handlung", bemerkt Bielschowsky (a. a. O. I[21] 336), „zeigt am schlagendsten, wie undramatisch das ganze Motiv war, das Goethe dem Stücke zugrunde legte." — „Egmont fällt nicht als das Opfer einer großen Leidenschaft oder einer Verstrickung durch das Sittengesetz, sondern lediglich als Opfer seines bodenlosen Leichtsinns, der den Namen einer tragischen Kollision nicht verdient, und den Egmont überdies für seinen Fall auch nicht einmal verantwortlich machen will. Sein Tod sühnt nichts und macht uns nicht frei; nur Gründe der Klugheit regen sich zu Gunsten Oraniens, der dem gleichen Geschick entgangen, und wandeln sich zum Aerger über den zurückbleibenden Egmont, der so unbedacht in die Falle ging. Dies sein Vertrauen ist, so liebenswürdig es uns berührt, doch eben so unpolitisch als undramatisch. Es ent-

falls ihren Benefizmonolog. Brackenburg meldet ihr, daß Egmont nicht zu retten ist; darauf beschließt sie, sich zu vergiften. Umsonst sucht er ihr das auszureden, sie nimmt ihr Gift und wird mittels Dekorationskünsten und unter Musik in den Himmel aller verliebten Selbstmörderinnen hinübergeleitet. Statt des Bischofs von Ypern überbringt der uneheliche Sohn Albas das Todesurteil. Statt tragisch zusammenzubrechen, wie es wirklich der Fall war, rodomontiert Egmont wie ein Rezensent der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen"; statt sich als christlicher Rittersmann zum Tode vorzubereiten, vermacht er Ferdinand sein Mädchen, schläft trotz all seiner leidenschaftlichen Reden endlich ein und sieht nun im Traume das verklärte Klärchen, das, obwohl an Ferdinand abgetreten, als Genius der Freiheit aus dem Himmel des Selbstmordes niederschwebt und ihren schönen Offizier mit Lorbeer krönt. Ebenso unmotiviert, wie er eingeschlafen, erwacht Egmont wieder, ergibt sich abermals unter großen Reden in sein Geschick und fordert die Welt zur wackern Fortsetzung der Revolution auf: „Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu retten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe!" Ein Siegesmarsch begleitet ihn zur Szene hinaus, und der Vorhang fällt.

„Als ein Drama, d. h. als ein für die Darstellung angelegtes Werk", so urteilt Lewes von diesem Stücke, „entbehrt es der beiden Grundbedingungen: eines Conflicts elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entspringt, und der Verarbeitung seines Stoffes in dramatische Form. Jenes ist ein Fehler der Anlage, dieß der Ausführung; jenes ein Irrthum des dramatischen Dichters, dieß des Dramatikers." „Das Stück ist ein dialogisierter Roman, kein Drama." [1]

Hierin kann man Lewes beistimmen; wenn er aber die beiden Charaktere, Egmont und Klärchen, als „glänzende, lichte, herrliche Geschöpfe der Dichtung" feiert, ebenbürtig jedem andern in der langen Reihe der Kunstwerke [2],

---

behrt aller Größe. So durchschneidet denn das Henkerbeil nur einen schönen Hals, der nach Jetter ‚ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter' sein muß. Wir nehmen als gutherzige Menschen Anteil daran, aber tragisch erschüttert und geläutert werden wir dadurch nicht" (H. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels I [10], Oldenburg und Leipzig 1905, 142 f). — „Weil Goethe den eigentlich hochtragischen Kernpunkt des Stoffes nicht behandeln konnte, oder wegen des ‚Aufreibenden', das die dramatische Arbeit hat, nicht behandeln wollte, darum hielt er sich an das Episodische, machte aus der großen Aktion ein Genrebild, reizend und voll höchster Poesie, aber es liegt neben der Sache, nicht inmitten derselben. Es liegt eben soviel Selbsterkenntnis als, objektiv genommen, Unzulänglichkeit hierin" (B. Auerbach, Dramatische Eindrücke. Aus dem Nachlasse, Stuttgart 1893, 19 f).

[1] Lewes (Frese) II [18] 62 f.

[2] Auch Bielschowsky (Goethe I [21] 337 336 f) zählt Egmont und Klärchen „zu den schönsten, wahrsten Gestalten, die dem Dichter gelungen sind". Warum auch nicht, da nach Bielschowskys Ansicht „die Dichtung, so gut wie die bildenden Künste doch nichts Größeres vollbringen kann, als volle leibhaftige Menschen zu schaffen"!

so ist denn doch die poetische Darstellung von dem Wert und der sittlich-ästhetischen Bedeutung der beiden Charaktere zu unterscheiden. Was Sprache und Darstellung anbetrifft, so zeigt sich in denselben, bei unleugbaren Fehlern, doch Goethes Genie, in dem Werte und in der sittlich-ästhetischen Bedeutung der beiden Gestalten aber, wie in Clavigo, Werther und Stella — vorwiegend die Frucht genialer Schäferstunden und gehaltloser Liebeständelei. Er selbst hat Klärchen als eine „Nuance zwischen Dirne und Göttin" bezeichnet und damit das Publikum gerichtet, das diese Apotheose einer Dirne, oder wie Gottschall sagt, die „Verklärung der Sinnlichkeit", als schönste Poesie beklatscht und feiert[1].

Mehr als ein Jahrhundert vor Goethe hat ein freier Niederländer, welcher noch mit den Söhnen und Enkeln der Bilderstürmer zusammen lebte, zweimal den Abfall der vereinigten Niederlande zum Gegenstand einer dramatischen Dichtung gewählt. Obwohl begeisterter Protestant und Republikaner, hat er schon das erstemal die gewaltige Staatsumwälzung viel würdiger aufgefaßt als Goethe. Es war ein schlichter Mann aus dem Volke, doch tief durchdrungen vom Glauben an einen persönlichen Gott, wahr und innig begeistert für sein Vaterland und dessen Freiheit. Die Revolution erschien ihm anfangs als erhabene Gottestat, als eine Erlösung des auserwählten Volkes aus den Ketten der ägyptischen Knechtschaft.

Nachdem derselbe wackere Republikaner aber 40 Jahre lang die Früchte jener Erlösung und die bittere Hefe jener Freiheit gekostet hatte, nachdem Oldenbarnevelds Haupt kalvinistischer Tyrannei zum Opfer gefallen, Grotius in der Verbannung gestorben war, nachdem der Dichter selbst auf dem Gebiete seiner Kunst, in der Literatur und auf dem Theater wie in seinen innersten religiösen Gewissensangelegenheiten das viel härtere Joch des „freien Volkes" erfahren hatte, da blickte er, bereits an der Schwelle des Greisenalters, noch einmal ernst und nachdenklich auf sein „Paschah", auf die vermeintliche Erlösung seines Volkes, auf die zertrümmerten Ideale seiner Jugend zurück, und er durchschaute diesmal den „Abfall" als „Abfall", als eine Nachahmung und Fortsetzung jener Rebellion, welche einst den stolzen Engeln das Glück des Himmels gekostet hatte. Sein zweites Drama über den „Abfall der Niederlande" ist noch heute der Stolz Hollands, das höchste Meisterwerk niederländischer Dramatik, als Vorläufer von Miltons „Verlorenes Paradies"

[1] „Mit Götz verglichen ist Egmont nicht eben ein Fortschritt auf der Bahn der historischen Tragödie, obwohl er um vieles regelmäßiger ist. Im Gegentheil, das unhistorische Liebesverhältniß, der Roman, hat hier bei weitem mehr das Uebergewicht. Man sieht, daß Goethe dazwischen den Roman Werther schrieb, der zwar seinen Namen ausbreitete, jedoch, leider ist es wahr, ihn aus der höhern Laufbahn herablenkte" (O. F. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter IV, Leipzig 1870, 272 f).

einer der großen Marksteine der Weltliteratur. Mag Calderon in seinem „Schisma von England", Shakespeare in seinem „Heinrich VIII." das äußere Getriebe der sog. Reformationsepoche lebendiger, farbenreicher, bühnengerechter dargestellt haben, ihre innere Pragmatik hat der Niederländer zum wenigsten ebenso tief, großartig und echt dramatisch gezeichnet. Der Dichter heißt „Vondel", seine Dichtung „Lucifer" [1].

Zehntes Kapitel.

Ruhmvolle Quieszierung.

(1788.)

Für das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach war Goethes anderthalbjährige Abwesenheit kaum bemerkbar. Die kleine Staatsmaschine ging ruhig weiter. Der Geheimrat Schmidt trug hauptsächlich „die Last des Staats", der Geheimrat Voigt besorgte das „Wasser"-Bergwerk in Ilmenau, der Wegkommissär Brunnquell baute eine neue Straße nach Jena, der Rat Kraus unterrichtete 30 junge Mädchen im Zeichnen, der Meister vom Stuhl, Bode, machte eine Reise nach Paris, um der französischen Revolution voranzuhelfen [2], der Legationsrat Bertuch [3] verlegte sich auf Nationalökonomie, verpachtete seinen schlau parzellierten Garten so, daß er 6 % daraus schlug, schrieb sein Modejournal und eine Literaturzeitung, und Goethes Kammerdiener Seidel grüßte von Zeit zu Zeit sämtliche Geheim- und andere Räte im Namen seines Herrn und Meisters.

Der Herzog lebte ganz der hohen Politik. Noch im November 1786 ging er abermals nach Berlin, wo sein Freund, der Prinz von Preußen, unterdessen als Friedrich Wilhelm II. den Königsthron bestiegen hatte. Er wurde bald der vorzüglichste Ratgeber und Gehilfe des neuen Königs in Sachen des Fürstenbundes [4].

Die Hauptarbeit des Fürstenbundes bestand zunächst darin, die Wahl eines österreichischen Kandidaten für die Koadjutorstelle in Mainz zu hinter-

[1] Vgl. A. Baumgartner S. J., Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte, Freiburg 1882.

[2] Gutzkow, Unterhaltungen am häuslichen Herd II (1854) 51.

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 264—266 276 f 283—285. — O. Jahn, Goethe's Briefe an G. Chr. Voigt 121—134. Vgl. Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII, Nr 2510 2566 2587 2613 2633 2640. — Jonas, Schillers Briefe I 355 ff.

[4] Weyland (Faselius), Karl August 13 ff. — Ranke, Werke XXXI XXXII 259 ff; Aktenstücke 504 ff. — v. Beaulieu-Marconnay, Dalberg I 63—142. — Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe I 63—120. — Schöll, Carl-August-Büchlein 57—86. — Häusser, Deutsche Geschichte 193—217. — Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 293 ff. — P. Bailleu, Karl August, Goethe und der Fürstenbund, in Sybels Historischer Zeitschrift LXXIII (N. F. XXXVII) 23 ff.

treiben und statt dessen einen richtigen „deutschgesinnten" Mann zum künftigen Kurfürsten zu erheben. Carl August arbeitete hierfür in Deutschland, der Marquis Luccheſini wirkte als preußischer Bevollmächtigter, der Historiker Johannes Müller als kurmainzischer Agent am römischen Hof. Am 1. April 1787 gelangte ihr Plan zur Ausführung. Carl Augusts Freund, der Statthalter Dalberg, wurde mit einer Mehrheit von 15 Stimmen zum Koadjutor von Mainz erkoren. Der König von Preußen war höchlich zufrieden, die Erfurter Freimaurer hielten eine Freudenloge[1]. Mecklenburg-Schwerin war schon am Anfang des Jahres dem Fürstenbund beigetreten. Am 6. Juni unterschrieb Dalberg den Unionstraktat und die geheimen Artikel. Nachdem diese Wahlkampagne mit „geprägten"[2] und ungeprägten Mitteln gewonnen war, arbeitete Carl August mit nicht geringerem Eifer daran, sich mit dem Kurfürsten Karl Friedrich von Mainz über die weiteren praktischen Ziele des Fürstenbundes zu verständigen. Der Kurfürst drang vor allem auf territoriale Sicherstellung seines Staates und deshalb auf militärische Verstärkung der Festung Mainz.

Carl August dagegen wollte von Rüstungen und Subsidien nichts wissen, sondern betonte die Notwendigkeit einer weitgehenden Reform der Reichsverfassung. Der Reichshofrat sollte eingeschränkt, die Visitation des Reichskammergerichts wieder aufgenommen, die ganze Reichsgesetzgebung verbessert werden. Während sich die Verhandlungen hierüber in die Länge zogen, wohnte der Herzog in Berlin den Manövern bei, begleitete den König zu den Revuen nach Schlesien und machte dann als Freiwilliger den Feldzug der Preußen nach Holland mit. Auf der Hinreise im Oktober und auf der Rückkehr im Dezember wurden in Mainz wieder Reformverhandlungen gepflogen. Es war von einem Kongreß deutscher Fürsten in Mainz die Rede. Carl August arbeitete weitläufige Reformpläne aus.

„Wir bauen hier", schrieb er am 11. Januar 1788 von Mainz aus an Herder, „emsig und denken bald etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurer aufzuführen. Der Koadjutor ist ein guter, echter Schotte und trägt sein Schurzfell nicht umsonst. Ich bin sehr begierig, Ihnen mündlich viel zu erzählen und Sie dann zu fragen, ob sie uns loben, woran nicht wenig liegt."[3]

---

[1] Bei der Erhebung Sr Exzellenz des bisherigen Statthalters zu Erfurt, Karl Theodor, Reichsfreiherrn v. Dalberg zum Koadjutor usw. In der ☐ C. z. d. d. R. i. gehalten den 19. Juni 1787 vom Br. Redner.

[2] Brief Carl Augusts an Knebel vom 4. April 1787. — Schöll a. a. O. 68. „Die geprägten Mittel, welche dabei angewendet worden, sind nicht werth, daß man sie nennt; gewiß ist kein Groschen dabei veruntreut worden." — Es waren doch 180000 Gulden!! Vgl. die Quittung bei v. Beaulieu-Marconnay, Dalberg I 97.

[3] Schöll a. a. O. 70.

Der König von Preußen ernannte ihn um diese Zeit zum preußischen Generalmajor und übertrug ihm das Rohrische Kürassierregiment, das in Aschersleben stationiert war. Er ging zu seinem Regiment, machte einige Zeit das „centaurische Leben", d. h. die Exerzierübungen mit, arbeitete aber nebenher und nachher emsig an den Angelegenheiten des Fürstenbundes weiter. Sehr interessant ist sein Schreiben vom 30. März 1788 an den kursächsischen Minister v. Löben in Dresden, das er selbst französisch entwarf und von Knebel ins Deutsche übersetzen ließ.

Die entschiedenste preußische Politik ist darin sehr anmutig mit der Hoffnung verbunden, „daß alter teutscher Sinn und Denkungsart noch unter uns zu erwecken sey; trotz aller Hinderniße, welche die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legt". „Man hoffte", heißt es dann weiter, „daß der träge Schlummergeist, der Teutschland seit dem Westphälischen Frieden drückt, endlich einmal zerstreut werden könnte, und daß mit diesem Kranze die teutsche Union sich als ein wahres wirksames Corps zur Aufrechterhaltung teutscher Freiheiten, Sitten und Gesetze, zuletzt schmücken sollte. Auf diese Art sah man das, was bisher geschehen, und was geschickte Hände zu diesem Bunde bereitet hatten, nur als die Anlage an, nur als den Grund, worauf das fernere Gebäude sollte errichtet werden." Nun war das Gebäude, d. h. ein erneuertes Deutschland, mit preußischer Spitze und größerer Unabhängigkeit der einzelnen Fürsten, durch die Teilnahmslosigkeit der letzteren schon ins Wanken gekommen. „Mein Wunsch ist", sagt der Herzog zum Schluß, „dem Einsturz eines Gebäudes zuvorzukommen, dessen Grundfeste eben erst gelegt worden, das unserer Denkungsart, unserem Jahrhundert Ehre machen sollte, und welches, wenn es nicht sollte erhalten werden können, wenigstens durch meine Schuld nicht ist vernachlässigt worden." [1]

Während der Herzog so den bereits wankenden Fürstenbund als diplomatischen Pfeiler zu stützen suchte, zeigte man sich in Berlin nicht unerkenntlich.

Preußen gedachte um diese Zeit die Unzufriedenheit der Ungarn mit der zentralisierenden Politik Josephs II. auszunützen, weil es sich durch die Allianz des Kaisers mit Katharina von Rußland bedroht fühlte. „Karl August war es, an den man in Berlin dachte, als die ungarischen Rebellen sich von Preußen einen neuen König erbitten wollten, und Goethe ist es gewesen, der auch in dieser geheimsten Sache für seinen Herzog die Feder geführt hat." [2]

---

[1] Ranke, Werke XXXI XXXII 527—532. — „Die Pläne Karl Augusts scheiterten und mußten scheitern", sagt Bailleu (Karl August, Goethe und der Fürstenbund, a. a. O. 24), „hauptsächlich, weil, wie das Berliner Ministerium zu diesen Entwürfen einer Reichsreform kühl aber richtig bemerkte, der Fürstenbund gegründet war, um zu konservirен, nicht um zu reformiren."

[2] Bailleu a. a. O. 26. Vgl. Derſ., Herzog Karl August, Goethe und die ungarische Königskrone, in Goethe-Jahrbuch XX 144—152.

Die ungarischen Unterhändler waren Baron Hompesch und Herr v. Beck. Ersterer war schon im Winter 1787 auf 1788 in Berlin gewesen und auch mit Carl August in Verbindung getreten. Herr v. Beck kam im November 1789 nach Potsdam und hatte eine Audienz beim König, bei welcher der Name Carl Augusts als Kandidat für den ungarischen Thron genannt wurde. Bald darauf fand sich auch Hompesch wieder in Potsdam ein und beabsichtigte, wie Bischoffwerder am 4. Dezember an Carl August berichtete, sich später selbst in Weimar vorzustellen. „So abenteuerlich der ganze Plan aussah", meint Bailleu, „und so sehr die Erinnerung an das Schicksal des ‚Winterkönigs' warnte und schreckte, so scheint es doch fast, als ob der Herzog Karl August gegen den lockenden Zauber einer Königskrone nicht ganz unempfindlich geblieben ist. Jedenfalls wies er den Gedanken nicht völlig von sich; er war selbst geneigt, zu näherer Rücksprache nach Potsdam zu kommen. In diesem Sinne ist das von Goethe's Hand entworfene Schreiben an Bischoffwerder gefaßt, das am 6. Dezember nach Potsdam abging." [1]

Inzwischen hatte sich Hompesch in Weimar eingefunden. „Allein seine Mitteilungen verstärkten nur die anfänglichen Bedenken des Herzogs." Das zeigt ein weiteres Schreiben Goethes vom 28. Dezember [2]. Die äußere Lage, wird hier zugestanden, möchte wohl „nicht vortheilhafter als gegenwärtig gefunden werden können. Der erschütterte, geschwächte und durch die Krankheit seines Regenten in einen zweifelhaften Zustand versetzte Oesterreichische Staat würde wohl schwerlich einer frischen wohldirigirten Macht widerstehen

---

[1] Vgl. Bailleu, Herzog Karl August, Goethe und die ungarische Königskrone, a. a. O. 144 ff, wo auch das Schreiben Goethes mitgeteilt ist. Goethe sagt hier u. a.: Les espérances que Hompesch et Beck ont donné de la possibilité qu'une révolution se fasse en Hongrie, si S. M. le Roi de Prusse attaquait l'Autriche pendant le temps d'à présent où cette dernière puissance est si occupée et où ses finances et son armée sont si fortement délabrées, me paraissent être dignes d'attention et je crois qu'on fait bien de ne point négliger des connaissances qui, quelque faibles quelles soient, peuvent servir à procurer quelque avantage si les armes prussiennes sont heureuses; mais je ne me saurais me nier qu'en même temps il faut être extrêmement sur ses gardes de ne point s'embarquer trop loin avec des gens dont la position et les relations ne sont nullement d'une espèce qui inspire une confiance illimitée. Hompesch et Beck peuvent servir utilement comme boute-feu, si le Roi se résout d'embraser la monarchie autrichienne, mais certes il faudra bien d'autres leviers pour remuer une machine dont les fondements sont si solides. L'idée de ces messieurs de s'élire déjà présentement un Roi du milieu du Corps germanique m'a fait souvenir de l'histoire de ce malheureux prince palatin qui acquit en Bohême le titre de Roi d'un hiver.

[2] Bailleu, Herzog Karl August, Goethe und die ungarische Königskrone 149 ff. Vgl. dazu E. Wertheimer, Karl August von Sachsen-Weimar — König von Ungarn, in Chronik des Wiener Goethe-Vereins XII 38—41.

können und man würde sich wohl in dem Fall sehen können, Absichten zu erreichen, welche vor weniger Zeit noch viel entfernter scheinen mußten." Der Verfasser des Briefes meinte aber, „daß man erst jenen Zeitpunkt abzuwarten habe, wenn man die siegreichen preußischen Waffen in Ungarn sehen, die Gesinnung der Nation kennen und ihre Wünsche unmittelbar erfahren wird".

Auf das fortgesetzte Drängen Bischoffwerders erklärte sich indes Carl August am 11. Januar 1790 bereit, zu weiteren Verhandlungen nach Berlin zu kommen, wenn der Herzog von Braunschweig auch dahin berufen würde [1]. Es kam aber nicht dazu. Die weitere Entwickelung der österreichisch-ungarischen Verhältnisse, namentlich der Tod Josephs II., machte bald darauf diesen „preußischen Machinationen" ein Ende. „Für uns aber", meint Professor E. Wertheimer, „ist es von unzweifelhafter Bedeutung, daß dies Entthronungsprojekt nicht in den Bereich der Fabel gehört, sondern daß in Wirklichkeit die Absicht bestand, den Gönner und Freund Goethes, den kunstsinnigen Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, in der Ofener Königsburg zum Herrscher von Ungarn zu proclamieren."

Nicht lange darauf wurde auch in Warschau die Kandidatur Carl Augusts für den polnischen Königsthron in Erwägung gezogen, ebenfalls ohne praktische Ergebnisse [2]. „Seine politische Stellung indes, die doch ausschließlich auf seiner Stellung im Fürstenbunde beruhte", bemerkt zusammenfassend Bailleu, „mußte mit dem allmählichen Verlöschen des Bundes gleichfalls nach und nach dahinschwinden. Von aller wirklichen politischen Thätigkeit ausgeschlossen, fand er sich mehr und mehr darauf beschränkt, die Entwickelung der Dinge, statt mit eingreifender Theilnahme, nur noch mit seiner Kritik zu begleiten." [3]

Das Stilleben in des Herzogs kleiner Residenz hatte unterdessen seinen ungestörten Fortgang genommen. Herzogin Luise widmete sich nach wie vor der Erziehung ihres Prinzen. Anna Amalia hielt ihre literarischen Tees und sonstigen Gesellschaften, studierte italienisch und griechisch, zeichnete und musizierte. Wieland plagte sich an seinem Merkur, Herder an seinen „Ideen". Auf Schiller, der im Sommer 1787 für etliche Zeit nach Weimar kam, machte Stadt und Hof einen sehr ärmlichen Eindruck. Doch imponierte ihm die kleine, gewählte Gesellschaft. „Wieland und seine äußerst gute Frau, häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold"; „Herder und seine Frau, beide voll Geist und Genie; Bertuch und seine Frau (welche im Umgang

[1] E. Wertheimer, Karl August von Sachsen-Weimar — König von Ungarn, a. a. O. 40 f.

[2] Das geht hervor aus einem Schreiben von A. F. von der Goltz an Lucchesini, Warschau, den 1. Oktober 1790 (P. Bailleu, Karl August, Goethe und der Fürstenbund, in Sybels Historischer Zeitschrift LXXIII [N. F. XXXVII] 26).

[3] Bailleu a. a. O. 26.

recht sehr genießbar sind); Bode, Voigt, Hufeland, Riedel, Schmidt und seine Tochter (welche immer so viel werth sind als die guten Dresdener Menschen), die Schröder, die Frau von Stein und ihre Schwester, Imhof, Knebel und noch andere — lauter Menschen, die man an einem Ort nie beisammen findet", meinte er, könnten für ihn und seinen Freund Körner einen schönen Hintergrund abgeben. „Der Herzog und alle Weimaraner würden gewinnen, und ich, der ich mich von Euch nicht trennen würde, könnte dann auch hier existieren." [1] Augenblicklich aber fand er die Verhältnisse noch keineswegs ideal:

„Goethe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz, eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben." [2]

Mit diesem Einfluß fand Schiller in Weimar bereits einen förmlichen Goethe-Kultus verbunden, und der wärmste der Anbeter war Herder.

„Goethe wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren, universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist. — Seine Reise nach Italien hat er von Kindheit an schon im Herzen herumgetragen. Sein Vater war da. Seine zerrüttete Gesundheit hat sie nöthig gemacht. Er soll dort im Zeichnen große Schritte gethan haben. Man sagt, daß er sich sehr erholt habe, aber schwerlich vor Ende des Jahres zurückkommen würde." [3]

Schiller war längst wieder von Weimar fort, der Herzog dagegen von Aschersleben zurück, als Goethe — am 18. Juni 1788 abends wieder von Rom heimkehrte.

---

[1] Jonas, Schillers Briefe I 424.
[2] Ebd. 380 f. [3] Ebd. 383.

Er hatte sich für die Rückreise wenig Zeit gegönnt. Am 23. April verließ er Rom. Nach einem kurzen Aufenthalte in Florenz und in Mailand langte er schon Anfang Juni in Konstanz an. Obwohl längst erwartet, verursachte seine Rückkehr in Weimar doch großen Jubel[1]. Alles drängte sich um ihn. Fast täglich mußte er an der Hoftafel speisen. Der Prinz von Gotha und der Herzog von Meiningen hörten mit gespanntem Interesse die Berichte des Reisenden an. Die Herzogin-Mutter und Herder, welche nun ebenfalls ins Land der blühenden Zitronen reisen wollten, ließen sich alles einzeln erklären. Die fünf Bände der gesammelten Schriften hatten den Ruf des Dichters neu aufgefrischt. Für die folgenden Bände brachte er, wenn auch kein größeres vollendetes Werk, so doch manche kleinere Sachen und Sächelchen mit. Große Mappen voll Zeichnungen, Skizzen, Plänen illustrierten die Schilderungen des Dichters, der ganz erfüllt von Italien war; und wenn er haushälterischer und gemessener als früher seiner Begeisterung Luft machte, so währte die Unterhaltung um so länger und wurde der Gefeierte um so ehrfurchtsvoller angestaunt.

Für seine künftige Stellung hatte er noch von Rom aus gesorgt, d. h. im Grunde sowohl als Minister wie auch als Faktotum bei Hofe abgedankt und sich selbst zur Disposition gestellt, aber in so fein diplomatischer Weise, daß seine politische Quieszierung sich zu einem wahren Triumph gestaltete. Sein Brief darüber ist ein diplomatischer Meisterzug[2]. Nachdem er dem Herzog seine Rückkehr und deren Reiseroute angegeben, fährt er fort:

„Wie ich nun nach diesen Aspecten erst in der Hälfte Juni zu Hause anlangen könnte; so würde ich noch eine Bitte hinzufügen: daß Sie mir, nach meiner Ankunft, dem Gegenwärtigen den Urlaub gönnen wollten, den Sie dem Abwesenden schon gegeben haben. Mein Wunsch ist: bey einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich sogar in völliger Freyheit und im Genuß des erflehtesten, Glücks manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstüberlegungen in die drey letzten Bände meiner Schriften zu schließen.

---

[1] In seiner Vorlesung: „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit", gehalten zu Erfurt am 12. September 1832, erzählt der Kanzler v. Müller, man habe von der Einwirkung Italiens auf Goethe „das Ueberschwenglichste, ja von seiner Heimkehr fast nichts Geringeres als die Verkündigung eines neuen Evangeliums erwartet" (W. Bode, Goethe's Persönlichkeit. Drei Reden des Kanzlers Fr. v. Müller, Berlin 1901, 60).

[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 355—362. — Il sent qu'il n'a pas l'espèce de savoir-faire en ce genre qui surmonte les difficultés, voilà pourquoi il a quitté les affaires, schrieb Frau v. Schardt am 12. September 1789 an v. Seckendorff (Goethe-Jahrbuch XXV 75).

„Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen."

In der zartesten und elegantesten Weise versicherte er den Herzog dann, daß er nunmehr weit genug sei, selbst — ohne Mentor — zu regieren. Für sich bat er nur um ein bescheidenes Plätzchen als Gast. Die Kammerpräsidentschaft mit dem Kriegsministerium sollte der Geheimrat Schmidt, der diese Stellen während der Reise vorübergehend verwaltet hatte, nunmehr endgültig übernehmen. Als zweiten Mann für die Administration empfahl er den früheren Jugendgenossen des Herzogs, den jetzigen Kammerherrn und Oberforstmeister v. Wedel. Er selbst wollte mit einer verantwortlichen Finanzverwaltung nichts mehr zu schaffen haben, sondern höchstens allenfalls seinem Nachfolger hie und da einen vertraulichen Wink erteilen. Sein Fiasko als Finanzminister, das freilich eher Carl August als Goethe selbst verschuldet hatte, gestand er, wenn auch in etwas verblümter Weise, ein:

„Hätte ich beym Antritt meiner Interims Administration mehr Kenntniß des Details, in denen damals einigermaßen verworrenen Zuständen mehr Entschloßenheit, bey einem allgemeinen, öffentlichen und heimlichen Widersetzen mehr Festigkeit gehabt; so hätte ich Ihnen manchen Verlust und mir manche Sorge, Verdruß und wohl gar Schiefheit ersparen können. Es war Ihnen Selbst mit der Zeit vorbehalten zu thun was unter andern Verhältnißen andre nur gewünscht hatten."

Zum Schluß dankte er nochmals vollständig ab:

„In dem Geiste und Sinne wie ich Sie handeln sehe, können Sie nichts thun, was nicht auch mir, sowohl fürs Ganze, als für mein Individuum wünschenswerth scheinen sollte. Selbst wird es mir Freude machen in eine eingerichtete Haußhaltung zu treten, so viele schwanckende Gemüther welche theils durch Ihre Abwesenheit, theils durch unbestimmte Lagen zweifelhaft und ängstlich waren beruhigt zu finden und nicht als einer der ordnen und entscheiden hilft, sondern als einer der sich in das entschiedene und geordnete mit Freuden fügt aufzutreten. Sie sind gut berathen und werden es nach der Art wie Sie zu Wercke gehen immer besser seyn."

Carl August nahm die Demission an, machte sie aber so ehrenvoll als möglich. Der von Goethe begünstigte Schmidt wurde Kammerpräsident, der ihm ebenso genehme Voigt in die Kammer berufen. In der Bergwerkskommission behielt Goethe einstweilen seinen Sitz bei. Sein Titel als Geheimrat und sein Jahresgehalt von 1800 Talern blieb gesichert, den langweiligen Konseilssitzungen brauchte er aber fürder nicht beizuwohnen. Dasselbe herzogliche Schreiben an die Kammer, durch welches Schmidt zu deren Präsidenten ernannt wurde, eröffnete zugleich, daß der inzwischen vom Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhobene Geheime Rat v. Goethe, „um in

beständiger Konnexion mit den Kammer-Angelegenheiten zu bleiben", berechtigt sei, „den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für Uns selbst bestimmten Stuhle zu nehmen"[1].

Großmütiger konnte der Herzog nicht handeln. Er enthob Goethe aller Sorge und Verantwortlichkeit und setzte ihn dafür als Hospitanten auf den eigenen Fürstenstuhl. Artiger ist vielleicht nie die Demission eines Ministers verzuckert worden. Carl August war nicht vergeblich Goethes Schüler am Liebhabertheater gewesen. Zum vollen Triumphe fehlte nichts, als daß Goethe noch die Hand einer hohen Dame, zum wenigsten einer schönen Gräfin, erhielt. Mit etwas Geduld hätte sich vielleicht auch das erringen lassen; aber er war jetzt schon 39 Jahre alt — und mochte nicht mehr auf eine solche Ergänzung seiner fürstlichen Hofpoetenstellung warten.

Elftes Kapitel.

Christiane Vulpius.

(1788—1790.)

Zehn Jahre lang hatte Goethe die Oberstallmeisterin Charlotte Freifrau v. Stein seiner einzigen, ausschließlichen, ewigen und unwandelbaren Liebe versichert. Sie war sein Engel, seine Beichtigerin, seine Seelenführerin, seine Besänftigerin, seine Geliebte, seine Einzige, seine Madonna, seine Sonne, sein Alpha und Omega. Gott und Welt, Natur und Kunst, Himmel und Erde hatte er ihr zu Füßen gelegt. Sie bewahrte alle seine Liebesbriefe bis auf den kleinsten Zettel auf, wie ein Heiligtum, einen kostbaren Schatz. Diese Heiligtümer waren zu einem ganzen Archiv angewachsen. Noch von Italien aus erhielt sie, allerdings unter manchem Vorbehalt, seine monatliche Beicht — den Rahm, die Blüte der italienischen Reise. Ihr Verhältnis zu Goethe erhob sie in Schillers Augen zu der bedeutendsten Frau am Hofe[2]. Noch von Palermo aus schrieb ihr Goethe in dem tränenfeuchten Stil der Wertherzeit:

„Meine Liebe noch ein Wort des Abschieds aus Palermo. Ich kann dir nur wiederholen daß ich wohl und vergnügt bin und daß nun meine Reise eine Gestalt nimmt. In Neapel hätte sie zu stumpf aufgehört. Aus meinen Blättern siehst du nur einiges im Detail, vom Ganzen, von meinem Innersten und den glücklichen Folgen die ich fühle kann und mag ich nichts sagen. Dies ist ein unsäglich schönes Land, ob ich gleich nur ein Stückchen Küste davon kenne. Wie viel Freude macht mir mit jedem Tage mein

[1] Vogel, Goethe in amtlichen Verhältnissen 5.
[2] Jonas, Schillers Briefe I 383.

bischen Wissen der natürlichen Dinge und wie viel mehr müßte ich wissen wenn meine Freude vollkommen seyn sollte. Was ich Euch bereite, geräth mir glücklich, ich habe schon Freudenthränen vergossen daß ich Euch Freude machen werde. Leb wohl Geliebteste mein Herz ist bey dir und jetzt da die Weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat was die letzte Zeit zwischen uns stockte so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenckens wieder fröhlich in meinem Herzen." [1]

Nun war er wieder da. Er hatte den Blick an hundert Götterstatuen geläutert, die „Flamme der Treue" war von andern Phänomenen aufgezehrt. Er war fröhlich, aber seine Freude galt nicht dem Wiedersehen, sondern dem Zauber der Kunst, dem unvergeßlichen Italien. Er schaute Charlotte nicht mehr mit dem Blick des Träumers. Er bemerkte ihre mehr als 40 Jahre und fühlte keine Lust, die tägliche Billetpost mit ihr wieder zu eröffnen. Die fein gebildete Baronin, die frühere Sonne seines Lebens, trat in die Reihe der Personen zurück, mit denen sich eine nützliche freundschaftliche Liaison unterhalten läßt. Sie konnte ihm allenfalls behilflich sein, die Masse seiner Lebenserinnerungen für die weiteren Bände seiner Schriften zu verwerten. Sie hatten sich geliebt, und Goethe strich keine seiner Geliebten aus dem Buche seiner Erinnerung. Er mied deshalb einen offenen Bruch mit ihr, wagte keine ehrliche Erklärung, die einen solchen herbeiführen konnte, nahm aber den Faden seines Romans nicht wieder auf [2].

Noch kaum einen Monat war er wieder in Weimar, da begegnete ihm am 12. Juli [3] im Park eine kleine Brünette von 23 bis 24 Jahren, Christiane Vulpius mit Namen, und überreichte ihm eine Bittschrift. Sie war Waise. Ihr Vater war Amtskopist gewesen, hatte aber schon einige Zeit vor seinem 1786 erfolgten Tode seine Stelle niederlegen müssen [4]. Ihr älterer Bruder Christian August studierte Jura, fand aber vorläufig keine Anstellung. Er suchte sich nun mit literarischen Arbeiten und Schreiberdiensten durch-

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 212.

[2] „Das Gefühl von der inneren Unhaltbarkeit des Verhältnisses wuchs schon seit Jahren auf, in immerwährender Steigerung bis zur Hegire nach Italien, und das dringende Bemühen, die gewohnten Formeln der Versicherung immer neu zu variiren, verdeckt oft nur künstlich und kümmerlich das unbehagliche Bewußtsein der Unsicherheit, der Kälte und Leere" (Goethes Werke, WA 4. Abt. VII 307, Lesarten). — „Das Gefährlichste für dieses Verhältniß war die Trennung", sagt E. Adler, Goethe und Frau von Stein, Leipzig und Wien 1887, 10, „die nur dort nicht schadet, wo feste bestimmte Beziehungen bestehen. Vielleicht fühlte das auch Frau von Stein."

[3] Vgl. L. Geiger, Goethe und die Seinen, Leipzig 1908, 9.

[4] Er hatte „durch leichtsinnigen Lebenswandel" „seine Familie in Noth und Elend gebracht" (K. Heinemann, Goethe[3] 430). — „Der Vater soll ein Säufer gewesen und am Alkoholismus gestorben sein" (P. J. Möbius, Goethe I 240).

zuschlagen und wandte sich in seiner Verlegenheit an Goethe. Christiane, die keine feinere Bildung erhalten hatte, aber gut kochen und nähen konnte, arbeitete als Blumenmacherin in Bertuchs Fabrik[1]. Das Mädchen war nicht von feiner, idealer Schönheit, aber gesund, munter und drall[2]. Sie hatte, wie ein Gerücht besagt, schon bei einem Besuch in der Fabrik die Aufmerksamkeit Goethes erregt. Genug, sie gefiel ihm, und er beantwortete die Bittschrift damit, daß er sich in sie verliebte und sie zu seiner Konkubine nahm[3].

Das ist kein schönes Wort, aber es ist das einzige, was dieses neue Verhältnis schlicht und recht bezeichnet. Eine offizielle Ehe wollte Goethe nicht schließen; er erfüllte weder die religiösen noch die bürgerlichen Formalitäten, an welche die Eingehung einer Ehe im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach geknüpft war. Noch gegen das Ende seines Lebens erklärte er: „Fast alle Gesetze seien Syntheſen des Unmöglichen: z. B. das Institut der Ehe. Und doch sei es gut, daß dem so sei, es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche postulire.“ [4]

Um seinen unsterblichen Ruhm bei denjenigen aufrecht zu erhalten, welche die Ehe nicht als eine Syntheſe des Unmöglichen, sondern als die naturrechtliche, geheiligte Grundlage des ganzen sozialen Lebens betrachten, hat man das mehr als zweideutige Verhältnis eine „Gewissensehe“ genannt. Das ist aber willkürliche Schönfärberei. Noch monatelang, nachdem der

---

[1] Nach Rinck handelte es sich bei der Blumenfabrik eigentlich um eine Töchterschule, von Bertuchs Frau und Schwägerin geleitet. „Etlich und 20 mannbare Staats-Jungfern sitzen da und — machen Blumen auf italienische Art.“ Die Schwägerin sagte, es stehe dahin, „ob dieß gute Weiber und Mütter werden. Die Mädchen antworteten mit einem losen Gelächter“. Es sind „mehrere wirklich von Stand. Gott sei den Männern gnädig, die mit ihnen gestraft werden sollen!“ (17. Nov. 1783). M. Geyer, Chr. Fr. Rinck, Studienreise 1783/84 87.

[2] „Sie hatte ein paar schöne Augen; ihre Gestalt, ihr Wuchs, ihre Haltung waren gewöhnlich. Riemer, der sie als jüngeres Mädchen nicht gekannt hat, hätte sich billig enthalten sollen, sie als Grazie zu schildern“ ([W. Ludecus], Aus Goethes Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen, Leipzig 1849, 64).

[3] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 304. „In einem unbewachten Augenblicke ließ er sich leidenschaftlich hinreißen, und so ward sie am 13. Juli ganz die Seine, obgleich das Verhältniß zunächst geheim blieb.“ In „Goethe's Leben“ [2] 418 sagt er: „Goethe soll Christianen in sein Gartenhaus bestellt haben. Wir wissen nur, daß er Sonntags, den 13. Juli, noch keine vier Wochen nach seiner Rückkehr, seine Gewissensehe mit der Glücklichen schloß.“ So beginnt der dritte Teil der Düntzerschen „Mystik“.

[4] Burkhardt, Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller [3] 86. Ein andermal sagte Goethe: „So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine Cultur-Errungenschaft des Christenthums und von unschätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei“ (ebd. 174).

angebliche Gewissensbund geschlossen, nahm Goethe die junge Blumenmacherin nicht in sein Haus auf; fast 20 Jahre lang unterschrieb sie sich noch „Christiana Vulpius", nicht Frau v. Goethe; erst als sie ihm ein Kind geboren, lebte er offen mit ihr zusammen[1]. Nicht früher als 1806 führte er sie zum Altar und ließ seinen August legitimieren. Goethes Mutter sah das Verhältnis nicht für eine Ehe an. Sie nannte Christiane seinen „Bettschatz"[2]. Goethe selbst sprach noch jahrelang nicht von seiner Gemahlin, sondern nur von seinem „Mädchen". Am 10. August 1789 schrieb er an den Generalsuperintendenten Herder von Ruhla aus, daß er sich „herzlich nach Hause sehne, meine Freunde und ein gewisses kleines Eroticon wieder zu finden, dessen Existenz die Frau" — Herders Frau Caroline — „dir wohl wird vertraut haben". Noch deutlichere Stellen, wie antik-realistisch er die Liebschaft nahm, enthalten andere Briefe[3]. Wenn man sein Verhältnis zu Christiane nichtsdestoweniger eine „Gewissensehe" nennen will, dann kann man getrost auch an die Liebesverhältnisse Ovids diesen Euphemismus verschwenden. Von dem Ernst, der Würde und Weihe, welche die

---

[1] Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800 bis 1831, Leipzig 1856, 68—103. Im August 1806 unterschreibt sie sich zum erstenmal: „Chr. von Göthe" (ebd. S. 105). — Düntzer (Goethes Stammbäume, Gotha 1894, 56) sagt, Goethe habe seine „natürliche Ehe" in halber Verzweiflung geschlossen. Ähnlich äußert er sich in den Erläuterungen zu Goethes lyrischen Gedichten[3], Leipzig 1896, 57. — Nach Ad. Hoffmann (Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz, Oppeln und Leipzig 1898, 43—60) soll Goethe noch während der schlesischen Reise 1790 allen Ernstes, wenn auch vergeblich, um diese Dame geworben haben. Über die erregte Kontroverse, welche Hoffmanns Schrift entfesselte, bringt der zweite Band Näheres. — Noch im November 1798 schildert übrigens Christiane in einem Brief an Goethe ihre Unruhe und Angst, in die sie ein Gerücht versetzt hatte, daß er heiraten wolle und sich deshalb schon Wagen und Pferde anschaffe. Der Brief gibt Zeugnis von dem Bildungsniveau der Schreiberin und lautet wie folgt: „Izo gehen bey uns die winder Freuden am und ich will mir sie durch nichts lassen verleidern. Die Weimarer dähen es gerne aber ich achte auf nichts ich habe dich lieb und gans allein lieb sorge für mein Pülgen und halte mein haußwessen in ornug und mache mich lustig. Abes sie könn ein gar nicht im Ruhe lassen vor gestern in Commedi komd Meissel und fracht mich onne Umstände ob es wahr währ daß du heuerahts du schafftes dir ja schon Kusse und Pehrde am ich wurde dem auchenblick so böse daß ich ihm ein recht Malisieses amword gab und ich bin über zeug der fracht mich nicht wieder weil aber immer daran dencke so habe ich heude nacht da von geträumt daß wahrt ein schlimer traum dem muß ich dir wen du komst erzeälen ich habe dabey so geweind und laut geschrien daß mich Ernesdien auf geweck hat und da ward mein ganze Kopfküssen naß" (Goethes Werke, WA 4. Abt. XIII 421, Lesarten).

[2] Keil, Frau Rath 318. Sie nennt sie auch „Liebchen", S. 314 ebd., aber nicht „Frau".

[3] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 147 187 224.

Ehe selbst bei barbarischen Völkern besitzt, ist in den Dichtungen Goethes dieser Zeit nichts zu spüren.

Schon der Umstand, daß er mit seinem Verhältnis nicht offen hervorzutreten wagte, zeigt, daß er nicht guten Gewissens war. Wie ein Dieb nur konnte er zu Christiane schleichen; er getraute sich nicht, öffentlich mit ihr zu erscheinen. Nur nach und nach teilte er sein „süßes Geheimnis" einzelnen mit und tastete, ob die Weimarer Gesellschaft seinen völligen Bruch mit Sitte, Religion und Herkommen wohl ertragen könne. Die Religion mochte ihm allerdings wenig Bedenken machen, da er längst sich dem Evangelium der fünf Sinne zugewandt und das Haupt der Weimarischen Kirche, der Generalsuperintendent Herder, an dem „Eroticon" keinen Anstoß nahm[1]. Aber um so mehr war die Eifersucht und die Klatschsucht der Weimarer Damen zu fürchten. Vereinzelt waren auch einige dabei, welchen, wie der Herzogin Luise, das Institut der Ehe nicht als „eine gesetzliche Unmöglichkeit" galt. Am meisten fürchtete Goethe aber die Frau v. Stein, die ihn für immer an sich gefesselt glaubte. Welch ein Schlag mußte es für die hochgebildete, enthusiastisch liebende Freifrau sein, sich von einem völlig ungebildeten Mädchen verdrängt zu sehen! Bei ihrer Kränklichkeit konnte ihr die Entdeckung vollends den Rest ihrer Gesundheit kosten. Goethe selbst hing noch an ihr. Ihr Unwille konnte ihm nicht gleichgültig sein, nachdem sie zehn Jahre lang sein vollstes Vertrauen besessen und fast alle Geheimnisse seines Lebens vernommen hatte[2].

Mit dem bösen Gewissen eines Verräters schlich er jetzt um sie herum und verbarg ihr die schon erfolgte Katastrophe ihres zehnjährigen gemeinschaftlichen Romans; ja gerade unmittelbar, nachdem er Christianens Bittschrift entgegengenommen, fing er wieder an, dann und wann ein Blatt an Frau v. Stein zu schreiben. Ihr Feingefühl sagte ihr bald, daß eine erstaunliche Veränderung sich zugetragen. Um so ängstlicher verhehlte er deren Ursache und suchte das frühere Liebesverhältnis langsam, vorsichtig, ohne Eclat zu einer gewöhnlichen literarischen Freundschaft umzugestalten. Er bat sie, „es nicht zu genau mit seinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen

[1] Wenn K. Sell (Goethes Stellung zu Religion und Christenthum, Freiburg 1899, 39) „gegenüber den Literaturjesuiten auf den viel skandalöseren Ehebruch Friedrich Schlegels mit seiner ultramontanerseits so hochgefeierten Frau Dorothea Veit" hinweist, so sagt dagegen L. Geiger (Dichter und Frauen, Berlin 1896, 150) von dieser: „Sie erkannte ihre Schuld. Ihr Leben war ihr eine Buße. In strenger Pflichterfüllung, in dem ernsten Sinn, den wahrhaft religiöse Gesinnung weiht und heiligt, suchte sie die große Schuld vergessen zu machen, die nicht allein ihr anzurechnen ist, sondern den düstern Verhältnissen, in denen sie lebte." Ähnliches gilt von Friedrich v. Schlegel. Sell richtet übrigens seinen Ausfall gegen den „Literaturjesuiten" A. Baumgarten!!

[2] Schöll (Wahle), Briefe an Frau von Stein II 304—318.

Wesen" zu nehmen, ihr dürfe er schon gestehen, daß sein Inneres nicht wie sein Äußeres sei. Er versprach, ihr den achten Band seiner Werke zur Durchsicht zu übergeben, redete ihr von seinem „Tasso", ließ sich von ihr ein Frühstück schicken und bat um ihre Liebe — genau wie ehedem[1]. So geschickt er sie zu täuschen suchte, vermochte er es doch nur halb. Die scharfblickende Frau ließ sich durch diese Liebesversicherungen im alten Stil nicht beruhigen. „Vergieb mir meine Liebe", schrieb er ihr jetzt, „wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war, es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnißen Zeit lassen." Mit der größten scheinbaren Gleichgültigkeit verlangte er von ihr seine italienischen Reisebriefe zurück, um, wie er sagte, etwas für Wielands Merkur daraus zusammenzuschreiben[2]. Sie händigte ihm dieselben ein, und er lieferte für das Oktoberheft eine Anzahl von Aufsätzen unter dem Titel „Auszüge aus einem Reisejournal".

Während der Reise Herders in Italien besuchte Goethe dessen Frau so häufig, daß sich die Eifersucht der Frau v. Stein für einige Zeit auf diese lenkte und Herder selbst in Italien für die Tugend seiner Frau bange ward[3]. So fühlte Goethe sein eigentliches Geheimnis um so sicherer und bewahrte es vor den Augen Charlottens bis in das folgende Jahr hinein. Unbeschreiblich groß war ihre Aufregung, als sie im Frühjahr 1789 endlich die wirkliche Sachlage erfuhr. Vergeblich suchte Goethe sie zu besänftigen:

„Wenn du manches an mir dulden mußt; so ist es billig daß ich auch wieder von dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will und wenn das nicht reuissiert, einander aus dem Wege geht.

„Mit dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bey jeder Rechnung dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedencken wie viel man an allen Menschen zu tragen hat; so werden wir ja noch liebe einander nachsehen. Lebe wohl und liebe mich."[4]

Das war der Frau v. Stein zu viel. Sie konnte sich nicht darein finden, einen Mann weiter zu lieben, der so orientalisch mit der Liebe umsprang und von ihr verlangte, die Nebensonne der ersten besten Blumenmacherin zu sein. Vor Schmerz und Gram erkrankte sie ernstlich. „Die Stein",

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 3 10. [2] Ebd. 13 f.

[3] Letztere war, wie H. Marggraff sagt, „heftig und leidenschaftlich sinnlich". Dabei gab sie viel auf Träume und sogar auf Kartenorakel (vgl. Blätter für literarische Unterhaltung II [1860] 694). — Goethe erzählte ihr so viel von seinem leichtfertigen Leben und seinen „Buhlereien" in Rom, daß sie an der ehelichen Treue ihres Mannes zu zweifeln begann und sogar im Traum von häßlichen Vorstellungen gefoltert wurde.

[4] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 91.

schrieb Herders Frau am 8. Mai, „ist sehr, sehr unglücklich und Göthe beträgt sich nicht hübsch. Da die Unglücklichen immer unter der Zahl der Heiligen bei mir sind, so steht auch sie jetzt bei mir in dieser Zahl, und ich fürchte, der Kummer verkürzt ihr das Leben. — Er hat sein Herz, wie sie glaubt, ganz von ihr gewendet, und sich ganz dem Mädchen, die eine allgemeine Hure vorher gewesen, geschenkt." [1] Auf ärztlichen Rat mußte die kranke Frau im Mai ein Bad am Rhein aufsuchen. Sie ließ Goethe einen Brief zurück, den er am 1. Juni mit folgender Epistel erwiderte:

„Ich danke dir für den Brief, den du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist aufrichtig zu seyn und nicht zu verletzen.

„Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen kenne, hab ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort, Herder ging hin und da ich nicht voraussah dem Erbprinzen etwas seyn zu können, hatte ich kaum etwas anders im Sinne als dich und Fritzen. Was ich in Italien verlaßen habe, mag ich nicht wiederhohlen, du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen." [2]

Das war eitel Spiegelfechterei. Weshalb er nach Weimar zurückkehrte, ist in seinen Briefen an den Herzog deutlich genug ausgedrückt. Er wollte seine sichere und gute Stellung behalten, um die Herausgabe seiner gesammelten Werke zu vollenden. Daß er in Weimar wiedergefunden, was er in Italien verlassen, bezeugen die römischen Elegien, in welchen er Christianens Liebe bejubelt:

„Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir schweiget noch alles so still.
O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick' ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?

Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel, nur sein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom." [3]

---

[1] Düntzer, Goethe und Karl August I (1861) 331 332. Für die Qualifikation, welche Herders Frau hier dem „Eroticon" gibt, liegt sonst kein weiteres Zeugnis vor. [2] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 123. [3] Ebd. 1. Abt. I 233.

Ganz deutlich spielt er in der achten Elegie auf die niedrige Herkunft und den geistigen Tiefstand Christianens an:

„Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen'
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt; ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt." [1]

Obwohl er sich seiner Doppelzüngigkeit bewußt sein mußte, glaubte er der schwer beleidigten Frau v. Stein gegenüber den Verletzten spielen zu dürfen. Ja, er ging noch weiter, brandmarkte die neue Geliebte selbst als „ein armes Geschöpf" und schrieb schließlich die wohlbegründete Aufregung Charlottens anstatt seiner eigenen Untreue dem Kaffee zu:

„Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig: daß die Art wie du mich empfingst, wie mich andre nahmen, für mich äusserst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzoginn verreisen, einen mir dringend angebotnen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihrentwillen gekommen war und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles eh von einem Verhältniß die Rede seyn konnte das dich so sehr zu kränken scheint.

„Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden die ich mit ihr zubringe?

„Frage Fritzen, die Herdern, jeden der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre?

„Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu dir das beste, innigste Verhältniß verlohren haben sollte.

„Wie lebhaft habe ich empfunden daß es noch da ist, wenn ich dich einmal gestimmt fand mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

„Aber das gestehe ich gern, die Art wie du mich bißher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war hast du mir die Lippen verschloßen, wenn ich mittheilend war hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Minen hast du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu seyn getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest.

[1] Ebd. 243.

„Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete daß es dich bey deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte.

„Unglücklicher Weise hast du schon lange meinen Rath in Absicht des Caffees verachtet und eine Diät eingeführt, die deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug daß es schon schwer hält manche Eindrücke moralisch zu überwinden, du verstärkst die Hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit du eine Zeit lang wohl eingesehn und das du, aus Liebe zu mir, auf eine Weile vermieden und dich wohl befunden hattest. Möge dir die Cur, die Reise recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf daß du mich wieder erkennen werdest. Lebe wohl. Fritz ist vergnügt und besucht mich fleisig. Der Prinz befindet sich frisch und munter. G."[1]

Das war deutsche Treue und — reine Natur! Das war wieder die Uneigennützigkeit, die man bei Spinoza lernte!

Frau v. Stein schrieb über den Brief ein O!!! Vergeblich suchte Goethe acht Tage später noch einmal, sie zu beruhigen und neben seiner „Odaliske für häusliche Zwecke" sich auch eine „Freundin für sein ideales und literarisches Leben" zu erhalten. Vergeblich legte er seine Seelenführung in ihre Hand: „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich dich gerne bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältniß das dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe wie es steht."[2] Frau v. Stein fühlte wohl, daß es sich hier nicht mehr um Seelenführung handelte; sie hatte keine Lust, die Muse des glücklichen Paschas von Weimar zu werden. Sie scheint ihm jahrelang nicht geantwortet zu haben. Wenigstens findet sich aus den nächsten Jahren keine Spur eines Briefwechsels[3]. Dagegen ist ein kleines Drama „Dido"[4] erhalten, das sie im Jahre 1794 vollendete und von dem sich eine Abschrift unter den Papieren Charlotte v. Schillers vorfand.

Unter den Personen desselben sind unschwer die Koryphäen des damaligen Weimar zu erkennen. Jarbas stellt den Herzog Carl August vor, der Dichter Ogon seinen Freund Goethe, Aratus den industriellen Gründer Bertuch. Der Priester Albicerio ist Herder, der Philosoph Dodus Knebel, Elissa die

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 123—125. [2] Ebd. 127.

[3] Der erste überlieferte Brief Goethes an Frau v. Stein nach mehr als siebenjähriger Pause ist der vom 7. September 1796 (ebd. XI 187 f; vgl. ebd. Lesarten 331). — Bei Bode (Stunden mit Goethe, Jahrg. 6, 242 f [Briefe der Frau von Stein an Knebel]) erwähnt Charlotte am 8. Juli 1798 eines freundlichen Zettelchens von Goethe, das nicht aufbewahrt ist.

[4] Düntzer, Dido. Ein Trauerspiel von Frau v. Stein, Frankfurt 1867. — Vgl. Derſ., Charlotte v. Stein und Corona Schröter 11 12. — Augsburger Allgemeine Zeitung 1863, Beilage Nr 246. — Blätter für literarische Unterhaltung II (1863) 742.

Frau v. Stein. In einem Gespräch Ogons mit Aratus läßt sie Ogon-Goethe seine Bekehrung vom Idealismus zum Realismus in folgender Weise beschreiben:

„Ogon: Höre Aratus, ich will Dir nur die Wahrheit gestehen. Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert; ich glaubte oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will Dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren. Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen. Also was ich Dir vorher sagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jetzt auch unters Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr."

In einer andern Szene zwischen Ogon und Elissa stellt sie sein genußsüchtiges Treiben ihrem weiblichen Stillleben gegenüber, dessen andächtigster Verehrer er einstens war:

„Ogon (der sich überall im Zimmer umsieht): Du bist ein gleichförmiges Wesen; Jahre lang sah ich dies Zimmer nicht und noch ist alles auf dem alten Fleck. Es ist doch wahr, die Frauen können eine langweilige Existenz ertragen.

Elissa: Sag lieber eine ruhige, für die uns die Götter, zum Ersatz dessen, was sie den Männern vorausgaben, einen geschicktern Sinn schenkten.

Ogon: Und das machst Du wohl zur Tugend?

Elissa: Nicht so wie Du, der sich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichsten ist.

Ogon: Du betrügst Dich.

Elissa: Einmal betrog ich mich in Dir, jetzt aber seh ich allzugut, ohngeacht des schönen Kammstrichs Deiner Haare und Deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners und diesem ist kein Gelübde heilig."[1]

---

[1] Treffend bemerkt H. Marggraff: „Wir haben an dem Trauerspiel der Frau von Stein einen neuen Beweis, daß Weimars ‚goldene Tage' für Weimar selbst doch nicht lauteres Gold waren, und daß Knebel, Herder und Caroline schwerlich so unrecht hatten, wenn sie in ihren Briefen über die ungemüthlichen Seiten des Weimarischen Lebens bittere Klage führten" (Blätter für literarische Unterhaltung II [1863] 742). Und Düntzer selbst sagt von der unglücklichen Frau: „Die Blüthe ihres Lebens war mit dieser vermeintlichen Untreue zerstört, ihr Herz gebrochen, ihr ganzes geträumtes Lebensglück zerstoben" (Charlotte von Stein II 525). — Das spricht nicht dafür, daß sie ihn bloß platonisch geliebt. „Gerade der Grund, welcher Frau von Stein bewog, das Verhältniß zu Goethe ganz zu lösen, zeigt am deutlichsten, wie wenig ernst sie es selbst damit meinte, bis ans Ende ihres Lebens blos die Seelenfreundin Goethes zu bleiben; sonst hätte sie es ja nicht nöthig gehabt, sich wegen Christianen ganz grollend und für immer zurückzuziehen" (E. Adler, Goethe

Den hierin liegenden Vorwurf hat Goethe selbst teilweise in dem folgenden Epigramm anerkannt, nur seine „Treue und Frömmigkeit" versuchte er zu retten:

„Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter,
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu."

Doch weht in einem gleichzeitigen Epigramm ein Pessimismus, der nahe an Verzweiflung an aller, auch der eigenen Treue grenzt:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund." [1]

Frau v. Stein, welcher diese Epigramme einige Jahre später, während einer schweren Krankheit, vorgelesen wurden, schrieb mit Bezug auf dieselben: „Ich kann immer das Epigramm: ‚Frech wohl bin ich geworden', das man mir eben vorlas, als ich so krank war, nicht aus dem Kopf kriegen, und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentale Dichtergeist darin beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorsagen, wenn ihm so recht hündisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm; er beißt niemand und ist wirklich kein Schuft." [2]

Während die schwergekränkte Frau ihrem Gram im stillen nachhing, gab sich Goethe mit faunischem Jubel dem neuen Verhältnis hin. Er verlegte es im Geiste nach Rom zurück, umkleidete es mit den Erinnerungen der großen Weltstadt, ihrer Pracht und Herrlichkeit, verband es mit den lüsternen Bildern, Situationen und Gefühlen Ovids und verherrlichte in den formvollendetsten Distichen die sinnliche Wollust, in der er das höchste Lebensglück gefunden zu haben glaubte. Seine „Römischen Elegien" könnte Ovid selbst geschrieben

---

und Frau von Stein 13). — Es „hat die alte Stein mir alle ihre Geheimnisse anvertraut", schreibt Eduard d'Alton am 13. März 1810 an Knebel (K. Th. Gaedertz, Bei Goethe zu Gaste, Leipzig 1900, 255), „weil sie sich in ihren Fehlern geehrt glaubte, sie klagte mir Goethens Untreue, der ihr versprochen, ihren Sohn zu Breslau zum Erben zu machen und nie zu heirathen, und Gott weiß was alles, ohne alle Veranlassung von meiner Seite." „Aber ich habe ihr einen Platz in meinem Ehrenspiegel eingeräumt, der ihr statt einer Grabschrift dienen soll. Ich habe hier Gemeinheiten kennen gelernt, die das Glück geadelt hat und die die Welt für Verdienste hält, daß ich im Stande bin, manches Räthsel zu lösen." Auf d'Altons „Ehrenspiegel" bezieht Gaedertz (ebd. 240) die von ersterem hinterlassene Notiz: „Ich habe eine Sammlung von wahrhaftigen Anekdoten angefangen, die ich mit Beifügung der Namen durch den Druck bekannt machen will." Gaedertz meint, die Handschrift müsse sich bei d'Altons literarischem Eigenthum befinden, das noch 1830 in Verwahrung der v. Froriepschen Familie gehalten wurde, und erwecke die höchsten Erwartungen.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 324.

[2] Charlotte von Schiller und ihre Freunde II 311. — Blätter für literarische Unterhaltung II (1863) 838.

haben[1]. Als erfahrener und weiser Epikureer hütete sich Goethe indes, dem Genuß sowohl wie dieser Poesie des Genusses vollständig die Zügel schießen zu lassen. Da Frau v. Stein sich nicht dazu hergeben wollte, das Verhältnis vor Ausartung zu bewahren, so suchte er ein gewisses Gleichgewicht durch Studium, Lektüre, Beobachtung und idealere Poesie zu gewinnen.

Er arbeitete vor allem am Tasso weiter, der um die Zeit des Kaffeebriefes schon nahezu vollendet war und nur noch feinerer Durchfeilung bedurfte. Obwohl ihn dieses längst geplante und viel besprochene Stück fortwährend an Frau v. Stein erinnern mußte, unter deren „Führung" er es einst begonnen, so besaß er doch spinozistische Moral genug, um sich während der Ausarbeitung nicht von Gefühlen der Demut und Reue beschleichen zu lassen. Das Schmerzliche, welches die Erinnerung mit sich brachte, war nicht ungeeignet, für das tragische Los des Helden die passende Stimmung herbeizuführen. Als festen und klugen Antonio konnte er sich dann der eigenen trüberen Stimmung und den Äußerungen des Publikums gegenüberstellen, welche sich über sein „Verhältniß" entrüsten wollten. Die Erinnerungen seines früheren ministeriellen Lebens, seine Kämpfe mit Fritsch, der innere Zwiespalt zwischen Politik und Poesie, den er so schmerzlich empfunden, seine Verehrung für Herzogin Luise, seine Stellung zum Herzog, seine frühere Liebe zur Frau v. Stein, das alles mischte sich sonderbar mit den Gefühlen seiner jetzigen Lage, seinen altrömischen Freuden und seinem Widerspruch zum konventionellen Leben: aus der Mischung dieser Eindrücke erhielt Tasso eine ganz andere Gestalt, als er ihm in Italien hatte geben wollen. Unter dem Einfluß des Prosodikers Moritz, der ihn noch im Dezember 1788 in Weimar besuchte, schöpfte Goethe Mut, dem tiefgedachten Seelengemälde die feinste äußere Form zu verleihen. Die Ausführung selbst erheischte den beharrlichsten Fleiß, der Gegenstand führte zu den edleren Eindrücken zurück, die Goethe

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 231 ff. Hier finden sich auch die ursprünglich wegen anstößiger Stellen unterdrückten Elegien: erste Hälfte der ersten — ursprünglich zweiten — Elegie (ebd. Lesarten 412), ferner die 15., unter Weglassung von drei Distichen, als Elegie 2 (ebd. 419 f), dann noch zwei kleinere, ebenfalls verkürzte unter den Nummern 3 und 4 (ebd. 423 f). Sie haben sich sämtlich in Goethes Nachlaß vorgefunden und umfassen im ganzen 55 Distichen. — Die Römischen Elegien verherrlichen den Sinnengenuß in völlig heidnischem Geiste. Vgl. das Distichon Herders vom 28. August 1789, worin er Goethe als „Johannes Tertius" feiert (Goethe-Jahrbuch VIII 26). — „Wer den auf Entsagung und Weltabkehr gegründeten Sittlichkeitsbegriff des Christenthums für den allein zulässigen Maßstab hält, der wird diese Elegien verurteilen müssen wie ihre antiken Vorbilder. Wer aber neben der christlichen Moral andere Anschauungen noch für erlaubt hält, wer eine Blüte wahrer Sittlichkeit mit Genuß der Weltfreuden vereinbar glaubt, der wird zu den köstlichen Gaben einer solchen Weltanschauung auch diese Gedichte rechnen und sie rein und unschuldig finden wie eine nackte Statue der Venus"!! (R. M. Meyer, Goethe I[3] 348).

aus Italien nach Hause gebracht. So war ein Gegengewicht geschaffen, und er konnte sich in Tasso sogar zu einer ähnlichen idealen Höhe erschwingen wie in der Iphigenie.

Den ernsteren Hintergrund zu Goethes frivoler Erotik bilden seine naturwissenschaftlichen, vor allem botanischen Studien, denen er sich um diese Zeit mit wahrer Leidenschaft hingab.

„Es kam", sagt Virchow[1], „die Zeit, wo die Natur nicht mehr dachte und nicht mehr sann, wo sie nicht mehr durch das Herz sprach, die Zeit der Beobachtung und Forschung, der Zergliederung und Analyse. In Italien war es, wo sich diese Metamorphose vollendete, und als er heimkehrte, stolzer fast auf die Entdeckung der Urpflanze und der daran sich knüpfenden Gesetze der Morphologie überhaupt, als auf die Vollendung von Egmont und Iphigenie, da wandte sich sein frohlockender Gesang bald nicht mehr an die stolze Freifrau, sondern an das arme Mädchen, das seinem Hause endlich die Ruhe gab. Jetzt spricht die Natur nicht mehr durch den Mund der Liebe, sondern die Liebe erschließt sich selbst als Höchstes aus der Metamorphosenreihe der Natur."

Nüchterner ausgedrückt will das so viel sagen, daß Goethe den morphologischen Aufbau und die Entwicklung der Pflanze mit vielem Eifer studierte, sich wie früher bei Fachmännern darüber Rats erholte, die verschiedenen Pflanzenorgane verglich, mikroskopische Untersuchungen darüber anstellte und endlich gegen Ende 1789 „als Herzenserleichterung" einen „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", in die Presse gab[2]. Da Göschen die Schrift nicht drucken wollte, übernahm sie Ettinger in Gotha.

Unter allen naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes verdienen seine botanischen Beobachtungen und Versuche an erster Stelle Erwähnung. „Wenn wir Naturgegenstände", so beginnt der Dichter seine Ausführungen über Morphologie, „besonders aber die lebendigen, dergestalt gewahr werden, daß wir uns eine Einsicht in den Zusammenhang ihres Wesens und Wirkens zu verschaffen wünschen, so glauben wir zu einer solchen Kenntnis am besten durch Trennung der Theile gelangen zu können; wie denn auch wirklich dieser Weg uns sehr weit zu führen geeignet ist." „Aber diese trennenden Bemühungen, immer und immer fortgesetzt, bringen auch manchen Nachtheil hervor. Das Lebendige ist zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus diesen nicht wieder zusammenstellen und beleben. Dieses gilt schon von vielen anorganischen, geschweige von organischen Körpern."[3] Goethe betont daher die Notwendigkeit, auch einmal „die lebendigen Bildungen als solche

[1] Göthe als Naturforscher 13.

[2] Goethes Werke (Hempel) XXXIII 15. Vgl. WA 2. Abt. VI 5 ff. Vgl. ebd. Lesarten 367 f.

[3] Goethes Werke, WA 2. Abt. VI 8.

zu erkennen, ihre äußern sichtbaren, greiflichen Theile im Zusammenhang zu erfassen, sie als Andeutungen des Innern aufzunehmen und so das Ganze in der Anschauung gewissermaßen zu beherrschen“ [1]. Ein solches Verfahren mußte auch seiner Dichternatur viel näher liegen als das fortwährende Teilen und Systematisieren, wie es seit den Tagen Linnés allzu ausschließlich geübt wurde. Indem Goethe die höheren Pflanzen — denn nur von ihnen handelt seine Morphologie — in ihrem Werden und Wachsen studierte, kam er auf den Gedanken, alle ihre Teile auf ein Grundorgan zurückzuführen, das er Blatt nannte, welcher Begriff mit dem Ausdruck Blattorgan der neueren Forschung sich bis zu einem gewissen Grade deckt.

Goethes botanische Studien fanden anfangs in Fachkreisen keine Beachtung, und auch heute noch wird nach dem Geständnisse des begeisterten Goetheverehrers Professor A. Hansen „von den meisten Botanikern diese Arbeit, welche Goethe vom reifsten Mannesalter bis zum Lebensabend auf das lebhafteste beschäftigte, und mit der er im stillen gehofft, die Wissenschaft zu Dank zu verpflichten, als eine vorübergegangene Erscheinung angesehen, die ein tieferes Interesse der Fachgelehrten nicht mehr beanspruchen könne“ [2]. Ja, es fehlt selbst in allerneuester Zeit nicht an Stimmen, „welche sogar behaupten, die Metamorphosenlehre sei gar nicht Goethes Eigentum, er habe sie mehr oder weniger bewußt dem großen Linné abgenommen“ [3].

Von diesem letzteren Vorwurf wird man Goethe freisprechen dürfen. Daß des Dichters botanische Studien auf die Entwicklung der Wissenschaft nicht ohne Einfluß blieben, steht außer Zweifel, wenn auch die Meinungen der Naturforscher über die größere oder geringere Bedeutung seiner Arbeiten geteilt sind [4].

---

[1] Ebd. 8 f.

[2] A. Hansen, Goethes Metamorphose der Pflanzen (2 Tle) I, Gießen 1907, 1.

[3] Ebd. 1 f.

[4] Vgl. J. M. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik[4], Leipzig 1861. — J. v. Sachs, Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860 (Bd VI der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“), München 1875. — A. Kirchhoff, Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Göthe, Berlin 1867. — J. Fr. Blumenbach, Ueber den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft[3], Göttingen 1795. — C. Batsch, Umriß der gesammten Naturgeschichte, Jena 1796. — F. Cohn, Goethe als Botaniker[2], Breslau 1895. — Oscar Schmidt, Die Anschauungen der Encyclopädisten über die organische Natur, in Deutsche Rundschau 1876 VII 82—96. — A. Wigand, Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen, Leipzig 1841. — Goethes Werke (Hempel) XXXIII, Einleitung von Kalischer CVI ff. — H. L. F. v. Helmholtz, Vorträge und Reden I[5], Braunschweig 1903, 27 ff. — R. Virchow, Göthe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller, Berlin 1864. — A. Bliedner, Goethe und die Urpflanze, Frankfurt 1901. — J. Wiesner, Goethe's Urpflanze, in Die Zeit 1901, Nr 366 367. — K. Fr. Jordan, Goethe — und noch immer

Nebenher mag er auch das morphologische Studium benutzt haben, um die Blumenmacherin Christiane botanisch zu belehren und zu unterhalten, wobei auch für seine erotische Poesie einiges abfiel[1]. Wenn Virchow findet, daß sich in diesen botanischen Erotika „die Liebe als Höchstes aus der Metamorphosenreihe der Natur erschließt", so lautet das stark euphemistisch. Wenn die Natur nicht mehr denkt und sinnt, so sinkt sie eben ganz in das animalisch-vegetative Leben herab. „Übrigens studire ich die Alten", schrieb Goethe an Jacobi, „und folge ihrem Beyspiel so gut es in Thüringen gehen will."[2]

Am Weihnachtstage 1789 kam Christiane mit einem Knaben nieder. Der Generalsuperintendent Herder taufte denselben zwei Tage später. Goethe wohnte aber der Taufe nicht bei. Der Herzog Carl August übernahm die Patenstelle. Das Kind wurde Julius August Walther genannt. Das Verhältnis Goethes zu Christiane wurde so durch die stillschweigende Zustimmung der beiden höchsten Autoritäten in Weimar, Papst und Kaiser, als vollendete Tatsache anerkannt und jeder wirksamen Anfechtung entzogen. Leisteten auch die Weimarer Damen noch passiven Widerstand und weigerten sie sich, die bisherige Blumenmacherin als ebenbürtig und hoffähig anzuerkennen, so konnte ihr Protest doch nichts mehr ändern. Als eine Ehe galt indes das Verhältnis weder bei Hofe noch in Frankfurt bei Goethes Verwandten. Frau Rat Goethe ließ sich zwar herab, das „Liebchen" ihres Sohnes grüßen

---

kein Ende! Kritische Würdigung der Lehre Goethes von der Metamorphose der Pflanzen, Hamburg 1888 (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und v. Holtzendorff, N. F., 3. Serie, 52. Hft). — M. Möbius, Goethe als Botaniker (Sonderabdruck aus der „Gartenwelt"). Zum 150. Geburtstage des Dichters. — M. Büsgen, Ueber Goethe's botanische Studien, in Goethe-Jahrbuch XI 145—158. — H. Siebeck, Goethe als Denker[2], Stuttgart 1905, 94—102. — A. Hansen, Goethes Metamorphose der Pflanzen (2 Thle) I. — Derſ., Die angebliche Abhängigkeit der Goetheschen Metamorphosenlehre von Linné, in Goethe-Jahrbuch XXV 128—141. — Hansen geht in seiner Begeisterung für Goethe offenbar zu weit, wenn er z. B. I VII f die Ansicht vertritt, „daß Goethes Metamorphose eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges ist, die, ihrer Zeit weit voraufeilend, erst heute im Zusammenhang mit unserer Wissenschaft richtig gewürdigt werden kann. Sie war die erste umfassende Hypothese, die die Botanik zu einer planvollen Wissenschaft gestaltete und sie von bloßem Herumtasten, von falschen Vergleichen und andern logischen Kinderschuhen befreite. Die mit Goethe beginnende Periode der Botanik verhält sich zur voraufgehenden Linnéschen etwa wie die Chemie zur Alchymie." — Hansen gibt übrigens selbst schon die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit zu, daß „wir, wenn erst alle Formbildung wirklich erklärt ist, den Begriff der Metamorphose aufgeben" (S. 172). Damit müßte auch Goethes Auffassung als unhaltbar fallen. — Vgl. auch R. Magnus, Goethe als Naturforscher 48—104. — S. Kalischer, Goethe als Naturforscher, bei Bielschowsky, Goethe II[19], München 1910, 420 ff.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 290—292. [2] Ebd. 4. Abt. IX 184.

zu lassen, mit ihr in Korrespondenz zu treten und sie als Tochter anzuerkennen; aber noch 1795, als ein neues Enkelchen erwartet wurde, schrieb sie:

„Nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf in's Anzeigeblättchen setzen lassen und ein öffentliches Freudenfest anstellen. Doch da unter diesem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen ist, tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist." [1]

Wie sich das Verhältnis zu göttlichen und menschlichen Gesetzen verhalte, das kümmerte sie nicht — ihren Hätschelhans kümmerte das noch weniger. Er war ganz selig über seine Vaterschaft. Schon am 6. Februar 1790 meldete er dem Herzog, der in Berlin war, daß er mit Vergünstigung der Göttin Lucina wieder der Liebe zu pflegen begonnen und seinen Römischen Elegien eine neue hinzugefügt habe [2]. Als er im März erst nach Jena und dann nach Italien reisen mußte, um in Venedig die heimkehrende Herzogin-Mutter abzuholen, wurde er über den Abschied von seinem „Mädchen" und seinem „Kleinen" ganz mürbe. Er ging nicht gerne weg. Italien, das Land seiner frühesten Sehnsucht und seiner Lieblingsträume, das Land seiner künstlerischen Wiedergeburt und seiner dichterischen Liebe, hatte allen Zauber, alle magnetische Kraft verloren. Seine Welt hieß jetzt Christiane Vulpius. Dem Herzog schrieb er:

„Übrigens muß ich im Vertrauen gestehen, daß meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tödtlicher Stos versetzt wird. Nicht daß mirs in irgend einem Sinne übel gegangen wäre, wie wollt es auch? aber die erste Blüte der Neigung und Neugierde ist abgefallen und ich bin doch auf oder ab ein wenig Schmelfungischer geworden. Dazu kommt meine Neigung zu dem zurückgelaßnen Erotio und zu dem kleinen Geschöpf in den Windeln, die ich Ihnen beyde, wie alles das meinige, bestens empfehle. Ich fürchte, meine Elegien haben ihre höchste Summe erreicht und das Büchlein möchte geschloßen seyn. Dagegen bringe ich einen Libellum Epigrammatum mit zurück, der sich Ihres Beyfalls, hoff ich, erfreuen soll." [3]

Diese Sammlung, die „Venetianischen Epigramme", sind inhaltlich eine Fortsetzung der Römischen Elegien, vorwiegend erotische Gedichte in Geist und Manier der Alten. Doch unterscheidet sie von den Elegien nicht bloß die knappere Form des Sinnspruchs, sondern auch ein herberer, ungemütlicher Ton. Das Stein- und Wassernest Venedig ist ihm zuwider. Er hat für nichts mehr rechtes Interesse als für die Gemäldesammlungen und für die Tänzerin Bettine, die ihn an Christiane erinnert. Er sehnt sich zu seinem „Mädchen" zurück, ohne das ihn alle Schätze der Kunst und alle Reize der

[1] Keil, Frau Rath 319. Vgl. A. Köster, Die Briefe der Frau Rath I[4] 286.
[2] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 173 f. [3] Ebd. 197 f.

Natur nicht zu befriedigen vermögen. Selbst diese Sehnsucht hat keinen idealeren Anflug mehr.

„Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beschäftigt:
Morgen mein Liebchen zu sehen, das ich acht Tage nicht sah." [1]

Eine Anzahl dieser Epigramme wagte Goethe selbst nicht einmal zu veröffentlichen, weil sie nach seinem eigenen Gefühl die Grenze des Erlaubten überschritten[2]. Diese Grenze ist aber auch in den von ihm veröffentlichten nicht festgehalten.

„Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!"

„Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz." [3]

„Längst schon hätt ich euch gern von jenen Thierchen gesprochen,
Die so zierlich und schnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen scheinen sie gleich, doch viergefüßet; sie laufen,
Kriechen und schleichen, und leicht schleppen die Schwänzchen sie nach.
Seht, hier sind sie! und hier! Nun sind sie verschwunden! Wo sind sie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, so nenn' ich die Thierchen Lacerten;
Denn ich brauche sie noch oft als gefälliges Bild."

---

[1] Goethes Werke (Hempel) III 149. Vgl. WA 1. Abt. I 466.

[2] Goethes Werke (Hempel) III 148. — „Wie Iwan Bloch berichtet, existieren im Weimarer Archiv noch verschiedene geheim gehaltene Schriften von Goethe, die ausgesprochene Pornographien und bis jetzt noch nicht veröffentlicht worden seien. Höchst neugierig könne man sein zu sehen, wie sich die moderne Bildung im Falle einer Veröffentlichung dieser Goetheschen Sachen verhalten würde. Ob da auch der Staatsanwalt den Mut hätte, gegen Goethe einzuschreiten, ob da auch die ‚Frankfurter Zeitung' und ihre verschiedenen Gesinnungsgenossen Verheerungen im Volke befürchten würden? Tatsächlich würden dieselben ja viel größer als in gewöhnlichen Fällen sein, weil eine Pornographie aus dem Munde eines universellen Genies wie Goethe ganz anders auf die Masse noch wirken müßte als aus der Feder eines obskuren Winkelliteraten" (Kölnische Volkszeitung 1911, Nr 612).

[3] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 310 323. „In eigenhändiger Niederschrift steht statt des Kreuzeszeichens das Wort ‚Christ'. Nach Mittheilung von Goethes Sohn an Alfred Nicolovius bestritt der Dichter später diese Auslegung des Zeichens, das vielmehr ein viertes Uebelriechendes andeute, den crepitus ventris." Die handschriftliche Überlieferung wohl nur „Ausfluß momentan überschäumenden Zornes über die innere Unwahrheit kirchlicher Ceremonien" (Goethes Werke, Cottas Jubiläums-Ausgabe I 361). Diese Abschwächungsversuche vermögen den peinlichen Eindruck, welchen die eigenhändige Niederschrift hervorruft, nicht zu verwischen.

„Wer Lacerten gesehn, der kann sich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich sind sie, und gleiten, stehen und schwatzen,
Und es rauscht das Gewand hinter den eilenden drein.
Sieh, hier ist sie! und hier! Verlierst du sie einmal, so suchst du
Sie vergebens; so bald kommt sie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht scheust, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie sie dich lockt, in die Spelunke hinein!"

„Was Spelunke nun sei, verlangt ihr zu wissen? Da wird ja
Fast zum Lexikon dieß epigrammatische Buch.
Dunkele Häuser sind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und sie zeigt sich geschäftig, nicht du."

„Zwei der feinsten Lacerten, sie hielten sich immer zusammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehst du beide zusammen, so wird die Wahl dir unmöglich;
Jede besonders, sie schien einzig die schönste zu sein."

„Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch so."

„Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte, was ich bedürfte,
Treu sein wollt' ich und froh, herzen und küssen den Mann.
So sang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet." [1]

Die frivolen und ausgesprochen blasphemischen Äußerungen sind noch zahlreicher und widerwärtiger in jenen Epigrammen, die von der Weimarer Ausgabe unter der Rubrik Lesarten aufgeführt werden.

„Ob erfüllt sei was Moses und die Propheten gesprochen
An dem heiligen Christ, Freunde das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich, erfüllt sind Wünsche, Sehnsucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind süß mir am Busen entschläft."

„In ein Puppenspiel hatt' ich mich Knabe verliebet
Lange zog es mich an biß ich es endlich zerschlug.
So griff Lavater jung nach der gekreuzigten Puppe.
Und er wird sie wohl kaum erst vor dem Grabe noch los.
Gönnet ihm alle die Lust noch im letzten Moment
Herz' er betrogen sie noch wenn ihm der Athem entgeht." [2]

Mit weiteren unerquicklichen Proben soll der Leser verschont werden. Die angeführten dürften genügen, um die Behauptung Kjölensons ins rechte Licht zu rücken: „Die beste innere Stärke, den besten Mut zum Leben und Leiden für die Forderungen unseres Herzens werden wir uns zu eigen machen durch immer wiederkehrendes Lesen . . . der Venezianer Epigramme." [3]

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. I 323 f. [2] Ebd. 465 466.
[3] Vom Glück und dem neuen Menschen 368.

Da er seine frühere Korrespondentin, Frau v. Stein, verloren hatte, seine Christiane aber ihm keine literarischen Kunstwerke schrieb noch schreiben konnte, so schickte Goethe seine venetianischen Eindrücke und Beobachtungen an Frau v. Kalb und Frau v. Herder. Das „Mädchen" war nicht so eifersüchtig wie Frau v. Stein. Durch die beiden Damen ließ er schon vor der Rückkehr in Weimar verkündigen, daß er der Erklärung der Tiergestalt um eine ganze Formel näher gerückt sei, also eine höchst wichtige wissenschaftliche Entdeckung gemacht habe[1]. Seine Briefe an Christiane aus dieser Zeit sind nicht erhalten. Frau v. Kalb teilte er mit:

„Unter andern löblichen Dingen die ich auf dieser Reise gelernt habe ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein seyn, und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann." [2]

An das Ehepaar Herder schrieb er:

„Ich hoffe Euch wohl zu finden. Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelaßnen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. Sehnlich verlange ich nach Hause. Ich bin ganz aus dem Kreise des Italiänischen Lebens gerückt." [3]

Als gesetzter Herr kam Goethe am 20. Juni 1790 mit der Herzogin nach Weimar zurück und hoffte, sich endlich des so ersehnten häuslichen Stillebens zu erfreuen, als ihn schon zwei Tage darauf ein Brief des Herzogs nach Schlesien rief. Er versprach zu kommen, fand aber Gründe genug, sich vorläufig noch in Weimar nützlicher zu machen. Vor allem galt es, der Herzogin-Mutter in Belvedere eine Wohnung einzurichten, da ihr Schlößchen in Tiefurt durch eine Überschwemmung gelitten hatte. Dann wollte er beim Schloßbau ein Wörtchen mitsprechen. Endlich beabsichtigte er noch, das

[1] Diese „Entdeckung" knüpft sich an einen „zerschlagenen Schöpsenkopf", den Goethe im Sande des Judenkirchhofes in Venedig aufhob. Er glaubte in den Gesichtsknochen desselben deutlich die weitere Entwicklung von Wirbeln zu erkennen. Er behielt diese „Wirbeltheorie des Schädels" jedoch für sich, bis 1807 Oken mit einer ähnlichen hervortrat. Es entspann sich nun ein Prioritätsstreit über die Entdeckung zwischen Oken und Goethe, später eine längere Kontroverse über die Richtigkeit der Theorie selbst zwischen Owen und Huxley. Eine ausführliche Besprechung der Entdeckung gehört nicht in diesen Teil von Goethes Biographie. Vgl. Virchow, Göthe als Naturforscher 60—63 103—120. — Lewes (Frese) II[18] 129—132. — Helmholtz, Vorträge und Reden I[5] 29. — Goethes Werke (Hempel) XXXIII CXLII—CL. — R. Magnus, Goethe als Naturforscher 117—122. Es sei heute kein Zweifel mehr möglich, sagt dieser (S. 121), daß die Theorie „in der von Goethe aufgestellten Form in keiner Weise haltbar ist. Die Verhältnisse des Schädelbaues liegen so komplizirt, daß man an ihm eine ursprüngliche Gliederung in einzelne Wirbel nicht mehr nachweisen kann. Dagegen erscheint allerdings der Goethe'sche Grundgedanke, daß man nämlich den Kopf als aus einzelnen Metameren zusammengesetzt sich vorstellen könne, zu Recht zu bestehen". [2] Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 202. [3] Ebd. 207.

Faustfragment druckfertig zu machen und damit seine gesammelten Werke zum Abschluß zu bringen.

„Meinen Faust", meldet er den 9. Juli an Knebel, „und das botanische Werckchen wirst du erhalten haben, mit jenem habe ich die fast so mühsame als genialische Arbeit der Ausgabe meiner Schriften geendigt, mit diesem fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beschwerlichkeit wandeln werde. Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölckchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt." [1]

Knebel war es in Weimar nicht weniger prosaisch zu Mute.

„Der Herzog", so schrieb er am 5. April an seine Schwester, „hat die uninteressirtesten, gutmüthigsten und edeldenkende Menschen, wie vielleicht kein Fürst in Deutschland; aber ein böser Genius hat das Interesse für seine eigenen Leute weggenommen und auf ein preußisches Cürassierregiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge unfaßliche und widrige Maximen in den Kopf gesetzt. Er hat das Centrum seines Daseins außer seinem Lande gesetzt; dadurch verliert er alles, Kraft, Muth und Leben, zumal bei der engen Wirthschaft und den kleinen Besoldungen." [2]

Noch viel weniger rosig lautet Goethes Urteil über die literarischen Zustände dieser Zeit:

„Von Kunst hat unser Publikum keinen Begriff und so lang solche Stücke allgemeinen Beyfall finden, welche von mittelmäßigen Menschen ganz artig und leidlich gegeben werden können, warum soll ein Directtor nicht auch eine sittliche Truppe wünschen, da er bey seinen Leuten nicht auf vorzügliches Talent zu sehen braucht, welches sonst allein den Mangel aller übrigen Eigenschaften entschuldigt. Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charackter, Einheit, und Ausführung eines Kunstwercks haben sie nicht den mindesten Begriff. Das heißt mit Einem Worte sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den rohren Theil hat man durch Abwechslung und Übertreiben, den gebildetern durch eine Art Honettetät zum Besten. Ritter, Räuber, Wohlthätige, Danckbare, ein redlicher, biederer Tiers Etat, ein infamer Adel pp. und durchaus eine wohlsoutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt, das sind nun schon zehen Jahre die Ingredienzien und der Charackter unsrer Romane und Schauspiele." [3]

---

[1] Ebd. 213.

[2] Düntzer, Knebels Briefe an seine Schwester Henriette 116. Vgl. P. v. Bojanowski, Carl August als Chef des 6. Preußischen Küraffier-Regiments 1787 bis 1794, Weimar 1894.

[3] An J. F. Reichardt (Goethes Werke, WA 4. Abt. IX 180 f).

Zwölftes Kapitel.

Tasso.

(1780—1789.)

In den Verdrießlichkeiten seiner höfischen und politischen Stellung tröstete sich Goethe oft mit dem Gedanken, daß alle diese Plackereien und kleinen Leiden schließlich dem Dramatiker zu gute kommen würden. Seine Mappe, meinte er, müßte sich mit den mannigfaltigsten Verwicklungen, den interessantesten Charakteren, den spannendsten Ideen füllen. Er täuschte sich. Eben weil er immer Poesie leben wollte, um Poesie hervorzubringen, brachte er viel weniger Poesie hervor als andere, welche sich beherzt in die Prosa des Lebens stürzten und dieselbe dichtend in Poesie verwandelten. Am nachteiligsten für seine dramatische Entwicklung aber war es wohl, daß er, von den großen Ideen, Bewegungen und Kämpfen seiner Zeit kaum berührt, fast ganz in seinem Kleinleben aufging und sich darin noch zum Sklaven einer Dame machte, deren Horizont über ein sentimentales Gefühlsleben nicht hinausreichte. Für den Dichter des Götz und Faust war die Frau v. Stein eine wahre Dalila. Sie beschnitt ihm die Haare und nahm ihm die Kraft, daß er die Philister in Ruhe ließ, keine Häuser mehr umriß, das große Menschenleben unerquicklich fand und still mit ihr tändelte. Unter ihrem Einfluß verlor er an Rezeptivität wie an Schaffenskraft, gab sich einer gewissen grüblerischen Selbstbetrachtung hin, stellte sich sein eigenes Leben als ein tragisches Seelenleiden dar und bespiegelte sich jahrelang als dessen Helden, bis er schließlich nicht nur geistig, sondern auch körperlich unter dem Mißverhältnis litt und sich durch Flucht daraus rettete.

Aus dieser Zeit mystischer Selbstbetrachtung und weiblicher Seelenführung stammt der Anfang des „Tasso", eines Dramas, das fast gar keine äußere Handlung hat und infolge dessen alle Theaterdirektoren in Verlegenheit bringt[1], das aber ein inneres Seelenleiden mit bewunderungswürdiger Feinheit in allen seinen Phasen vorführt und die Tragik, welche aus dem Gegensatz einer kränkelnden Dichterphantasie zur Prosa der Wirklichkeit hervorgeht, in rührender Wahrheit, antiker Ruhe und tadellosester Formschönheit vor Augen stellt.

Das Drama ist ein Unikum. Weder Griechen noch Engländer, weder Spanier noch Franzosen haben ein solches Stück aufzuweisen. Sophokles hat im Philoktet den körperlichen Schmerz zum Grundmotiv einer Tragödie

[1] Goethe selbst nennt Tasso „ein theaterscheues Werk" in einem Briefe an die Schauspielerin Friederike Bethmann am 17. Dezember 1811 (Goethes Werke, WA 4. Abt. XXII 218).

gewählt, aber ein ganz innerliches Leiden, eine Seelenkrankheit zum Kern eines Trauerspiels zu nehmen, ist keinem der griechischen Tragiker eingefallen[1]. Der wirkliche Tasso hat seinen psychischen Leiden wohl in lyrischen Klagen Luft gemacht, aber er hat sich selbst nicht reflexiv beobachtet, um aus seinem Seelenjammer ein Drama zu gestalten. Diese liebevolle Selbstbespiegelung innerer Seelenzustände ist echt deutsch, einer der charakteristischen Züge der Wertherperiode. Tasso ist wie Orest in Goethes Iphigenie noch ein nachgeborener Bruder des jungen Werther oder im Grunde derselbe phantasie- und liebeskranke Poet, nur in veränderten Situationen. Das erstemal kommt der Schwärmer so weit, daß er sich erschießt. Das zweitemal folgt er Nicolais Rat und läßt sich durch ein „schönes Misel" retten. Das drittemal führt die prosaische Wirklichkeit des Lebens selbst die Heilung der kranken Phantasie herbei. Es bleibt aber immer ein und derselbe Goethe, der sich erst durch die hoffnungslose Liebe zur Wetzlarer Lotte in eine phantastische Poetenverzweiflung hineinarbeitet, dann unter Leitung der Frau v. Stein sich von den wilden Träumereien der Sturm- und Drangperiode zu läutern sucht, endlich nach neuen, wenn auch milderen Seelenplagen sich realistisch mit der wirklichen Welt versöhnt und ruhigen Blickes auf die jahrelange Selbstquälerei zurückschaut. Tasso ist der letzte Schlußakkord, in dem sich die liebesklagenden Dissonanzen der Wertherzeit auflösen. Es fängt jetzt eine andere Tonart, ja eine ganz andere Musik an.

Einen zweiten biographischen Bestandteil des Tasso bildet der Konflikt zwischen Poesie und Prosa, der zehn lange Jahre in Goethes Herzen wogte, ihn mitunter fast zu dem Entschluß trieb, Weimar ganz zu verlassen, ihn dann wieder fesselte und endlich in der italienischen Reise seinen Abschluß fand. Dem jungen Dichter mit seinen ehrgeizigen Strebungen und seinem wilden Treiben stand anfänglich der Graf Görtz als prosaischer Antonio gegenüber. Als Goethe mit der Mentorschaft des Herzogs auch den entscheidendsten Einfluß bei Hofe und nach und nach die ganze Regierung des Herzogtums an sich gerissen hatte, da trat der Kampf in sein eigenes

[1] „Ich habe letzthin auch den ‚Tasso' gesehen", schreibt Gottfried Keller an Hermann Hettner am 16. September 1850, „und er hat mir sehr viel Vergnügen verursacht und viel dramatischer geschienen, als das handlungslose Stück mich vermuthen ließ. Dies mag daher kommen, daß er sich jenen Charaktertypen der modernen Welt, wie wir sie im ‚Hamlet' und ‚Faust' besitzen und welche die alte Welt durchaus nicht kannte, zu ihrem Glücke, gelungen und meisterhaft anreiht. Diese Unzufriedenheit und Hypochondrie des Genies, sein persönliches Ringen nach unerreichbarem Lebensglücke und das ungeschickte Verfehlen desselben sind ebenfalls eine Spielart dieser modernen Tragik, welche Goethe hier im glücklichen Wurfe vervollständigt und damit manchem aus der Seele geredet hat" (G. Baechtold, Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher 1850—1861 II², Berlin 1894, 122).

Innere zurück; er war nun Staatsmann und Dichter zugleich; der Dichter stand dem Staatsmann, der Staatsmann dem Dichter im Wege. Nach langen Leiden rettete sich die poetische Natur endlich dadurch, daß sie auf die spießbürgerlichen Verantwortlichkeiten des Geschäftslebens verzichtete, den Antonio hiermit wieder von sich ablöste, denselben in Gestalt befreundeter Männer vor sich hatte und sich in kollegialischer Würde und Gemütlichkeit mit ihm versöhnte.

In diesen Konflikt und seine Lösung spielt endlich ein drittes Moment hinein, das ebensowohl zu der Dichtung anregte als ihre Ausführung bestimmte: die Stellung Goethes zu dem herzoglichen Hofe. Wie er in seinen bisherigen Dichtungen die bürgerliche Gesellschaft verherrlicht hatte, in deren Mitte seine Jugendjahre dahingeflossen, so drängte es ihn, auch den Hof zu feiern, durch dessen Freundschaft er in die höchsten Kreise eingeführt worden war, der an seinem inneren Seelenleben wie an seiner äußeren Stellung und Tätigkeit den innigsten Anteil nahm, ja mit dessen Existenz sich die seine völlig verschmolzen hatte. Auch hier war nicht alles glatt abgegangen. Der Herzog und sein Freund standen sich mehr als einmal sehr mißvergnügt gegenüber; aber sie fanden sich schließlich immer wieder zusammen. Als endlich die Wege völlig sich zu trennen schienen, Carl August vollständig Politiker, Goethe wieder Dichter und Gelehrter wurde, da war durch eben diese Trennung ein Quell gegenseitiger Mißstimmung gehoben; die Freundschaft nahm nun weniger familiäre Formen an, aber sie wurde um so fester und dauerhafter. Carl August fühlte, daß der hochbegabte Dichter in unabhängiger Muße seinem Hofe mehr zum Nutzen und zur Zierde gereichen würde, als wenn er seine Kräfte am Rade Ixions verzehrte. Goethe aber seinerseits, als pensionierter Minister auf den Herzogsstuhl erhoben, erhitzte sich jetzt auch nicht mehr, wie früher, über „Sauhatze" und preußische Heeresfolge, sondern wartete ruhig die Zeit ab, bis des Herzogs kriegerische und politische Gelüste endlich ausgetobt hätten und er friedlich zu Haus und Hof zurückkehren würde.

Das sind die hauptsächlichen psychologischen Anhaltspunkte der Dichtung, die — allerdings mit langer Unterbrechung — neun Jahre zu ihrer Vollendung brauchte.

Am 30. März 1780 wird Tasso zuerst in einer Tagebuchnotiz erwähnt[1]; die Ausarbeitung aber begann erst im Oktober. Die erste Szene las Goethe am 5. November der Frau v. Stein und seinem Freunde Knebel vor, am 12. war der erste Akt fertig. Noch im November begann er am zweiten Akt zu arbeiten; aber die Arbeit stockte bald. Am Jahresschluß schrieb er

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 190. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 113. — Vgl. Kuno Fischer, Goethes Tasso 171 ff.

der Frau v. Stein: „Mein Tasso dauert mich selbst er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an, aber wie will ich zureichen, ich muss auch alle meinen Waizen unter das Commissbrod backen.“ [1] Erst spät im folgenden Jahr wurde der zweite Akt fertig; dann folgte eine Unterbrechung von sechs Jahren. Das in rhythmischer Sprache geschriebene Fragment wurde 1786 zwar für den sechsten Band der gesammelten Werke in Aussicht genommen, aber in Italien von andern Plänen zurückgedrängt, bis Goethe endlich im Februar 1788 zu der Ansicht kam: „Tasso muß umgearbeitet werden, was da steht, ist zu nichts zu brauchen, ich kann weder so endigen noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!“ [2]

Im März gedieh ein neuer Plan; eine inzwischen in Rom erschienene Biographie Tassos, die der Abbate Serassi [3] veröffentlicht hatte, gab ebensowohl weitere Anregung als Stoff; noch in Rom entstanden einige Szenen; die vollständige Ausführung erfolgt indes erst nach abermaliger Unterbrechung im Frühjahr und Sommer 1789, in der üppigen ersten Zeit seines Liebesverhältnisses zu Christiane, wo er in sinnlicher Zufriedenheit auf die melancholischen Irrfahrten, Stürme und Träumereien der letzten zehn Jahre zurückblickte. Die poetische „Beicht“ ging jetzt flott von statten. Aller politische Verdruß mit dem Herzog, alle Schwerenot mit Militär und Wegen, aller Jammer mit Frau v. Stein, kurz, die ganze überstandene Leidenszeit erschien ihm jetzt in Strahlen der Verklärung, er verlegte sie poetisch an den Hof von Ferrara und umgab sie mit dem vornehmen Glanz der Renaissance und der reizenden Szenerie Italiens. Wie Geist und Auge an den Skulpturen der Alten zur Ruhe gelangt waren, so hatte sein Ohr sich an italienischem Wohllaut und antiken Rhythmen gebildet, seine Sprache an der Versifikation der Iphigenie und kleineren prosodischen Übungen sich zu hoher Vollkommenheit herangeschult. So nahm die Dichtung, wenn auch nicht mühelos, doch viel rascher als früher und gleich unmittelbar metrische Gestalt an.

Der Stoff war zu einem Drama nicht ungünstig [4]. Torquato Tasso hängt durch seinen Vater noch mit dem Medizeischen Zeitalter zusammen

---

[1] Goethes Werke, WA 4. Abt. V 29. [2] Ebd. 1. Abt. XXXII 272.

[3] Pierantonio Serassi, Vita del Torquato Tasso (3 Bde), Roma 1785. — Eine frühere Biographie Tassos ist die von G. B. Manso, Venedig 1621.

[4] Vgl. Rosini, Saggio sugli amori di Torquato Tasso, Pisa 1832. — Cibrario, Degli amori e della prigionia di Torquato Tasso, Torino 1861. — Cardona, Studi novi sopra del Tasso alienato, in der Nuova Antologia, Febr. 1873. — Cecchi, Torquato Tasso, Firenze 1877; deutsch von Lebzeltern, Leipzig 1880. — G. Voigt, Torquato Tasso am Hofe von Ferrara, in Sybels Historischer Zeitschrift XX 23—52. — H. Hettner, Italienische Studien zur Geschichte der italienischen Renaissance, Leipzig 1879. — O. Speyer, Zur Charakteristik Tasso's, in Blätter für literarische Unterhaltung II (1881) 561. — Vgl. Derſ., Torquato Tasso, Neuer Plutarch X, Leipzig 1884. — K. Fischer, Goethes Tasso 219

und ist selbst eine der glänzendsten Gestalten der italienischen Literatur. Das Kunstpatronat der Medizeer setzte sich noch fort an den italienischen Höfen wie an der päpstlichen Kurie: Kunst und Literatur blühten hier fröhlich weiter, während das unglückliche Deutschland der Barbarei entgegenging. Damit war für die Dichtung ein bedeutender Hintergrund und ein weiter Gedankenkreis eröffnet. Das „Befreite Jerusalem" zog die großartige Welt des Mittelalters in dieselbe hinein. Die klassische Kunstform hatte sich in diesem Gedicht herrlich mit dem christlichen Gehalte verschmolzen. Inmitten dieser poetischen Welt stand ein wahrhaft tragischer Charakter, ein glänzend begabter Dichter, geliebt und geehrt, aber durch melancholische Gemütsart, ungestümen Ehrgeiz, aufbrausende Leidenschaftlichkeit in seiner schönen Laufbahn aufgehalten, in die traurigsten Wirren verstrickt und ihnen erliegend. Die Dunkelheit, welche über seinem Lose waltete, die widersprechenden Nachrichten der Geschichtschreiber, verstatteten der Fiktion weiten Raum. Es war von sehr verwickelten, leidenschaftlichen Liebeshändeln, lebhaftem Hader, wiederholter Flucht, gewaltsamen Ausbrüchen, gezückten Degen, Einkerkerung die Rede. Mit den bunten Verwicklungen eines Mantel- und Degenstücks boten sich am Charakter des Dichters selbst kraftvolle Motive zu ergreifenden Szenen. Tief erschütternd ist endlich der Tod des unglücklichen Tasso in dem Augenblick, wo ihm die höchste Ehre, die Krönung auf dem Kapitol, in Aussicht steht.

Doch dem deutschen Dichter fehlte bei all seiner glänzenden Begabung der historische Sinn, das selbstlose Interesse für den außer ihm liegenden Stoff, jene Objektivität, welche Shakespeare, Calderon, Schiller in ihren Werken an den Tag legen. Wie mächtig glüht das Temperament des Südens, italienische Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit in so manchen von Shakespeares Dramen! Wie gab er sich ganz und gar den Schöpfungen seiner Phantasie und den Eindrücken der Außenwelt hin! Othello ist nicht Shakespeare, sondern Othello! Romeo und Julie sind nicht eine maskierte Shakespeare-Liebschaft, sondern die glänzendste Ausführung eines italienischen Romans. Shylock ist kein Londoner Jude, über den sich Shakespeare geärgert hat, und Antonio kein Schauspieler, um Shakespeares Tagebuch-Gefühle vors Publikum zu bringen. Dem englischen Dichter waren London und Venedig

---

bis 270. — C. Segrè, Saggi critici di letterature straniere, Firenze 1894, 91—175: Tasso nel pensiero del Goethe e nella storia. — Derſ., Torquato Tasso nel Pensiero di Goethe e nella Storia (Rassegna Nazionale LXIV a. XIV [Firenze 1892] 189 ff). — A. Baumgartner S. J., Torquato Tasso, in Stimmen aus Maria-Laach XLVIII (1895) 249—277. — Derſ., Geschichte der Weltliteratur VI: Die italienische Literatur, Freiburg 1911, 364—390. — A. Solerti, Vita di Torquato Tasso (3 Bde), Torino-Roma 1895. — Hedwig Wagner, Tasso daheim und in Deutschland. Einwirkungen Italiens auf die deutsche Literatur, Berlin 1905.

und die ganze große Welt kein Spiegel, um sein Ich und etwa noch eine Geliebte darin zu schauen, sondern ein gewaltiges Schauspiel, das Jahrtausende vor ihm begonnen, gegen das seine Individualität verschwand, dessen weiterem Verfolge er fröhlich nachträumte, ohne in der Zukunft sein Bild, mit Lorbeer bekränzt und von weiblichen Genien umtanzt, einherschweben zu sehen. Calderon war noch selbstloser und freier von jeder Autoreneitelkeit: er sorgte erst für den Druck seiner Werke, als andere dieselben völlig zu verderben drohten. In dieser echten Künstlerdemut und Selbstlosigkeit aber fanden diese großen Dichtercharaktere die Kraft einer unerschöpflichen Produktivität. Je weniger sie an sich selbst dachten, desto mehr Zeit hatten sie, an anderes zu denken und aus dem bunten Weltschauspiel stets neue Gestalten auf die Bühne zu ziehen oder sie durch die schöpferische Tätigkeit ihrer Phantasie zu neuen Wesen umzuwandeln.

Goethe dagegen ging wie die unverbesserlichen deutschen Philosophen seiner Zeit immer vom „Ich" aus und kehrte zum „Ich" zurück[1]. Er nahm sich und sein Weimar mit nach Italien und umgab beides in seinem Tasso mit südländischem Kostüm und südländischer Szenerie[2].

Das ist das eigentliche Geheimnis, weshalb Tasso keine leidenschaftliche Tragödie, kein historisch-romantisches Drama, kein lebendiges Zeitgemälde, ja nicht einmal ein beliebtes Bühnenstück geworden ist, „das zieht", sondern bloß ein Salon- und Kabinettstück von höchster Eleganz, ein Seelengemälde voll der feinsten Züge, Ideen und Kontraste, ein Lesedrama, das „im Bau der Akte, in der Führung der Szenen, im Ausdruck der Gedanken"[3], in Schönheit der Sprache und Wohllaut des Verses unübertrefflich ist, das schönste Festspiel, um an Goethe-Tagen den Dichter in seinem Repräsentanten Tasso, mit seinen Worten, ja gleichsam nach seiner testamentarischen Verfügung durch eine schöne Theater-Prinzessin krönen zu lassen. „Jedes Wort ist ein Gedanke."[4] Die Sprache ist Musik. Niemand hat Goethe feiner gelobt, als er selbst es in diesem Stücke getan, niemand seine Schwächen liebevoller und geistreicher entschuldigt. Als Tasso und Antonio vereinigt er in seiner Person die Energie und Weisheit des Staatsmannes mit dem

---

[1] Über die hierin begründete „Familienähnlichkeit" der Hauptgestalten der meisten Goetheschen Dichtungen vgl. C. Hoheisel, Göthe's dramatische und epische Hauptwerke, Eisenach 1873, 88 89.

[2] Gervinus (Bartsch), Geschichte der deutschen Dichtung V⁵ 110. „In diesem Stück liegen Ariost und Tasso so im Hintergrunde, wie in der Iphigenie das Alte." — „In vielen Punkten sprach Göthe hier sein eigenes Verhältniß zum Hofe aus", sagt Tieck (R. Köpke, Ludwig Tieck II, Leipzig 1855, 191). Er tadelt besonders die „Unklarheit" im Charakter des Fürsten. — Vgl. auch Platens Parallele zwischen Goldonis und Goethes Tasso (G. v. Laubmann und L. v. Scheffler, Die Tagebücher des Grafen August von Platen II, Stuttgart 1900, 813).

[3] H. Grimm, Goethe, Vorlesungen II⁷ 36. [4] Ebd.

ganzen Zauber einer hochstrebenden Dichternatur und ist so die höchste Zierde des Hofes, dem er seine Stellung dankt. Er behält aber das empfangene Licht nicht für sich, er strahlt es dankbar auf den Herzog zurück. Die Freundschaft beider wird zu einem welthistorischen Ereignis erhoben, das kleine Weimar als Bildungsstätte neben das ewige Rom gerückt, des Dichters bisheriges Leben an einem kleinen Hof zum Ideal verklärt, das Religion, Vaterland, Wissenschaft, Kunst, ja alles Große in sich schließt:

„Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink,
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack.
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir stehn." [1]

Die Art und Weise, in welcher Goethe sich dies ewige Denkmal gesetzt, ist nicht nur höchst geistreich und künstlerisch, sie verrät dasselbe hohe dichterische Genie, das blitzähnlich die ungeschlachten Formlosigkeiten des Götz durchzuckt. Nur ist die wilde Naturkraft jetzt gebändigt, der ästhetische Revolutionär zu Gesetz und Regel zurückgekehrt, der unbändige Urpoet ein solcher Verehrer strenger Kunst geworden, daß die Kunst nicht mehr weiter gehen dürfte, ohne an Künstelei zu streifen. Denn in ästhetischer Hinsicht geht Tasso, wie früher Götz, ins Extrem. Tieck steht indes nicht an, den Tasso eine „echte Tragödie" zu nennen [2], und wenn man die inneren Seelenvorgänge und Seelenstimmungen für Handlung gelten lassen will, so kann man ihm beipflichten.

Mit der Ruhe und Klarheit antiker Skulpturen zeichnet die meisterhafte Exposition sowohl den Schauplatz als die Charaktere der fünf handelnden Personen, ihre gegenseitigen Beziehungen und den darin ruhenden Keim der Verwicklung. Der Glanz eines italienischen Frühlings erleuchtet den Schloßpark von Belriguardo. Zwei Idealgestalten fürstlicher Frauen winden Kränze für die Dichterheroen, deren Büsten den Garten zieren, und verraten in sinnigem Zwiegespräch zugleich die feinste geistige Bildung und ein Interesse für den Dichter Tasso, das an Liebe streift. Der Herzog kommt und führt das Bild des melancholischen, träumerischen Dichters weiter aus:

„Alphons.

Ich suche Tasso, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier sogar bei euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzessin.

Ich sah ihn gestern wenig, heute nicht.

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. X 123.
[2] Köpke, Ludwig Tieck II 191.

Alphons.

Es ist ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einsamkeit als die Gesellschaft sucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menschen flieht, und lieber frei im Stillen
Mit seinem Geist sich unterhalten mag;
So kann ich doch nicht loben, daß er selbst
Den Kreis vermeidet, den die Freunde schließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, so wirst du bald, o Fürst,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich sah ihn heut von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, schrieb und ging und schrieb.
Ein flüchtig Wort, das er mir gestern sagte,
Schien mir sein Werk vollendet anzukünden.
Er sorgt nur kleine Züge zu verbessern,
Um deiner Huld, die ihm so viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er soll willkommen sein, wenn er es bringt,
Und losgesprochen sein auf lange Zeit.
So sehr ich Theil an seiner Arbeit nehme,
So sehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, so sehr vermehrt
Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert stets, ruckt langsam weiter vor,
Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung.
Unwillig sieht man den Genuß entfernt
In späte Zeit, den man so nah geglaubt.

Prinzessin.

Ich lobe die Bescheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunst der Musen schließen sich
So viele Reime fest in Eins zusammen!
Und seine Seele hegt nur diesen Trieb,
Es soll sich sein Gedicht zum Ganzen ründen:
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen.
Laß ihn, mein Bruder! denn es ist die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß;
Und wenn die Nachwelt mit genießen soll,
So muß des Künstlers Mitwelt sich vergessen.

Alphons.

Laß uns zusammen, liebe Schwester, wirken!
Wie wir zu beider Vortheil oft gethan.
Wenn ich zu eifrig bin, so lindre du:
Und bist du zu gelind, so will ich treiben.
Wir sehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang gewünscht zu sehn.
Dann soll das Vaterland, es soll die Welt
Erstaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Es *will* der Feind — es *darf* der Freund nicht schonen;
Dann übt der Jüngling streitend seine Kräfte,
Fühlt was er ist, und fühlt sich bald ein Mann.

Leonore.

So wirst du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn schon viel gethan.
Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
O daß er sein Gemüth wie seine Kunst
An deinen Lehren bilde! daß er nicht
Die Menschen länger meide, daß sein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menschen fürchtet nur wer sie nicht kennt,
Und wer sie meidet wird sie bald verkennen.
Das ist sein Fall, und so wird nach und nach
Ein frei Gemüth verworren und gefesselt.
So ist er oft um meine Gunst besorgt
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen viele
Hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es sicher,
Nicht seine Feinde sind. Begegnet ja,
Daß sich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus seinem Dienst in einen andern geht,
Daß ein Papier aus seinen Händen kommt,
Gleich sieht er Absicht, sieht Verrätherei
Und Tücke, die sein Schicksal untergräbt.

Prinzessin.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergessen,
Daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann.

Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln sollte,
Sich einen Fuß beschädigte, wir würden
Doch lieber langsam gehn und unsre Hand
Ihm gern und willig leihen.

Alphons.

Besser wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Versuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des frischen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.
Ich thue was ich kann, um Sicherheit
Und Zutraun seinem Busen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von vielen
Entschiedne Zeichen meiner Gunst. Beklagt
Er sich bei mir, so lass' ich's untersuchen,
Wie ich es that, als er sein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt sich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelassen, wie ich's sehe;
Und da man alles üben muß, so üb' ich,
Weil er's verdient, an Tasso die Geduld:
Und ihr, ich weiß es, steht mir willig bei." [1]

Damit ist auch ein Anfang von Handlung gegeben, eine zarte, liebevolle Verschwörung, um die krankhaften Anlagen des Dichters zu überwinden und ihn durch freundliche Hilfe dazu zu bringen, daß er sein Kunstwerk endlich abschließt. Kaum haben sich die drei das Wort gegeben, da naht der Dichter selbst. Das „Befreite Jerusalem" ist vollendet. Tasso legt das Gedicht in die Hände seines Mäzenas nieder, die Prinzessin krönt ihn mit dem Ehrenkranze Vergils, und der enthusiastische Schwärmer träumt einen halbmelancholischen, süßschwermütigen Freudentraum. Ehe er ihn ausgeträumt, erscheint Antonio von Rom zurück, zieht den Dialog ins politische Geschäftsleben hinüber, wird aber vom Herzog auf Tassos Krönung zurückgelenkt. Anstatt in die Begeisterung des Herzogs und der Damen einzustimmen, lobt er in langer Rede Ariost, weckt dadurch in dem eiteln, träumerisch mit sich beschäftigten Tasso peinliche Gefühle und stört sein überschwengliches Phantasieglück.

Es sind im Grunde keine hohen Motive, welche die Verwicklung begründen: Dichtereitelkeit, Empfindlichkeit, Neid und entsprechende Liebeleien, kurz, all die kleinlichen Leidenschaften, die man bei zartlyrischen Dichternaturen mitunter findet. Weder Dante noch der historische Tasso, nicht einmal Petrarca,

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. X 114—118.

waren solche Zuckerseelen. Sie hatten alle noch zu viel römischen Stoff im Blut.

Aber all diese kleinen Schwächen, die, einzeln genommen, mikroskopisch häßlich sind, hat Goethe mit so freundlichen Farben bedacht und so artig gemischt, daß sie in ihrer Verbindung nicht wie eine Schuld, sondern wie ein unvermeidliches Unglück, ja wie eine liebenswürdige Seelenkrankheit erscheinen, die Teilnahme weckt und in gefühlvolleren Seelen eine ähnliche Rührung wachrufen mag, wie der Werther. Der schwärmerische Idealismus, mit welchem der Dichter ganz in sein Ich, seinen Dichterruhm, seine Liebe, die Träume seiner Eitelkeit versenkt ist, führt notwendig einen Konflikt mit der prosaischen Wirklichkeit des Lebens herbei. Die Welt dreht sich nach ganz andern Gesetzen als nach den Träumen seines Gefühls, sie macht ihn nicht zu ihrem Mittelpunkt. Die natürlichsten Begegnisse erscheinen ihm als feindliche Herausforderungen, Beleidigungen; er sieht Feindschaft und Zurücksetzung, wo ihm nur das aufrichtigste Wohlwollen gegenübersteht. Indem er sich aus dem Netz dieser Vorstellungen herauszureißen sucht, verstrickt er sich immer mehr in dieselben, bis sein ganzer Stolz und seine schwärmerische Liebe endlich an der rauhen Wirklichkeit zusammenbrechen und er bei dem Hilfe sucht, den er als seinen größten Feind betrachtet hatte.

Aus den mitleidigen Bemühungen der Prinzessin, sein Gemüt zu beruhigen, liest er eine Liebeserklärung heraus und träumt, berauscht davon, einen Traum unermeßlicher Seligkeit, will in diesem Rausch sich nun Antonio zum Freunde machen, stößt aber wiederum auf den nüchternsten Realismus, bäumt sich dawider auf, gerät in Wortwechsel, zieht den Degen, verletzt die schuldige Ehrfurcht gegen den Herzog und erhält einen im Grunde sehr prosaischen Stubenarrest. Hier entwickelt sich nun die Heroenkrankheit der modernen Gesellschaft — die Hypochondrie — erst zur vollen Blüte[1]. Für die beiden Prinzessinen ist natürlich nichts rührender als dieser moralisch-physische Zusammenbruch, welcher den Mann auf das Niveau ihres eigenen Gefühlslebens herabsetzt.

„Da wurde Leiden oft Genuß und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie."

Ihr krankhaftes Mitleid verstärkt notwendig das Übel, das im großen Monolog Tassos gegen die Mitte des vierten Aktes mit psychologischer Feinheit geschildert wird:

[1] „Goethes Tasso", urteilt P. J. Möbius (Goethe I³ 83), „ist insofern eine wunderliche Gestalt, als er thatsächlich die Symptome der Paranoia zeigt, aber doch nicht als Geisteskranker gilt." „Jedoch darf man von Goethe nicht die Kenntnisse eines Irrenarztes verlangen. Er konnte nicht wissen, daß einer, der einmal so spricht, wie er den Tasso sprechen läßt, ein unheilbar Verrückter ist" (S. 89). Vgl. G. Dalmeyda, Goethe et le drame antique 233 f.

„Tasso (allein).

Ich soll erkennen, daß mich niemand haßt,
Daß niemand mich verfolgt, daß alle List
Und alles feierliche Gewebe sich
Allein in meinem Kopfe spinnt und webt!
Bekennen soll ich, daß ich Unrecht habe,
Und manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angesicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt.
Ich soll es tief empfinden, wie der Fürst
Mit offner Brust mir seine Gunst gewährt,
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, schwach genug,
Von meinen Feinden sich das Auge trüben
Und seine Hand gewiß auch fesseln läßt.

Daß er betrogen ist, kann er nicht sehen,
Daß sie Betrieger sind, kann ich nicht zeigen;
Und nur damit er ruhig sich betriege,
Daß sie gemächlich ihn betriegen können,
Soll ich mich stille halten, weichen gar!

Und wer gibt mir den Rath? Wer dringt so klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Lenore selbst, Lenore Sanvitale,
Die zarte Freundin! Ha, dich kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn sie noch so sehr
Mir ihre Gunst, mir ihre Zärtlichkeit
Mit süßen Worten zeigte! Nein, sie war
Und bleibt ein listig Herz; sie wendet sich
Mit leisen klugen Tritten nach der Gunst.

Wie oft hab' ich mich willig selbst betrogen,
Auch über sie! Und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte sie, und schmeichelte mir selbst.
So ist sie gegen andre, sagt' ich mir,
Doch gegen dich ist's offne treue Meinung.
Nun seh' ich's wohl, und seh' es nur zu spät:
Ich war begünstigt, und sie schmiegte sich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.
Nun kommt sie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie schleicht heran und zischt mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberische Töne.
Wie lieblich schien sie! Lieblicher als je!
Wie wohl that von der Lippe jedes Wort!

Doch konnte mir die Schmeichelei nicht lang
Den falschen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geschrieben
Von allem was sie sprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen sucht
Und es nicht herzlich meint. Ich soll hinweg?
Soll nach Florenz, sobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich seh' es wohl.
Dort herrscht der Mediceer neues Haus,
Zwar nicht in offner Feindschaft mit Ferrara,
Doch hält der stille Neid mit kalter Hand
Die edelsten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edlen Fürsten
Erhabne Zeichen ihrer Gunst, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht geläng' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.

Was soll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O ich verstand ein jedes Wort zu gut,
Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Sylb' zu Sylbe nur erhascht' ich's kaum,
Und weiß nun ganz wie die Prinzessin denkt —
Ja, ja, auch das ist wahr, verzweifle nicht!
‚Sie wird mich gern entlassen wenn ich gehe,
‚Da es zu meinem Wohl gereicht.' O! fühlte
Sie eine Leidenschaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! willkommner
Ergriffe mich der Tod, als diese Hand,
Die kalt und starr mich von sich läßt — Ich gehe! —
Nun hüte dich, und laß dich keinen Schein
Von Freundschaft oder Güte täuschen! Niemand
Betriegt dich nun, wenn du dich nicht betriegst." [1]

Wie im Werther beschreibt Goethe den ganzen weiteren Verlauf der Seelenkrankheit von Etappe zu Etappe zugleich mit der Leidenschaftlichkeit des Kranken, der von ihr ergriffen ist, und mit der Ruhe des Arztes, der sie beobachtend verfolgt. Wie im Werther werden die im tiefsten Grunde sinnlichen Selbstqualen zu einem erhabenen Gefühlsleiden aufgebauscht. Wie im Werther kommt es endlich zu der unvermeidlichen leidenschaftlichen Umarmungsszene und darauf zur Verzweiflung. Aber anstatt sich zu erschießen, bricht der Schwärmer diesmal weinerlich in sein moralisches Nichts zusammen

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. X 205—208.

und bittet den in Antonio personifizierten gesunden Menschenverstand, sich seiner zu erbarmen. Das ist unzweifelhaft tragisch, aber weder in der Art Shakespeares noch der Alten. Es ist die Tragik eines verweichlichten, sentimentalen Geschlechts[1].

„Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung steht!
Du bist so elend nicht, als wie du glaubst.
Ermanne dich! Du gibst zu viel dir nach.

Tasso.

Und bin ich denn so elend, wie ich scheine?
Bin ich so schwach, wie ich vor dir mich zeige?
Ist alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als schütterte der Boden, das Gebäude
In einen grausen Haufen Schutt verwandelt?
Ist kein Talent mehr übrig, tausendfältig
Mich zu zerstreun, zu unterstützen?
Ist alle Kraft erloschen, die sich sonst
In meinem Busen regte? Bin ich nichts,
Ganz nichts geworden?
Nein, es ist alles da! und ich bin nichts!
Ich bin mir selbst entwandt, sie ist es mir!

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
Vergleiche dich! Erkenne was du bist!

Tasso.

Ja, du erinnerst mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beispiel der Geschichte mehr?
Stellt sich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt,
Damit ich mich mit ihm vergleichend fasse?
Nein, alles ist dahin! — Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.

Antonio (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand).

[1] „Dieses Stück ist nichts anderes", schreibt Hebbel an Adolf Pichler am 11. Mai 1851, „als die interessante Krankheitsgeschichte eines begabten Menschen, der sich sittlich nicht vollendete, und kann wahrlich nicht als Typus der Dichternatur gelten" (R. M. Werner, Friedrich Hebbels Briefe. Nachlese I, Berlin 1900, 333).

Tasso.

O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie sendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.
In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.
Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und schäme mich nicht mehr es zu bekennen.
Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte." [1]

Das „zynische Schlußkapitelchen", das Lessing zum „Werther" verlangte, sollte auch beim „Tasso" nicht fehlen: es sind die „Römischen Elegien" und die „Venetianischen Epigramme". Und Goethe hat das Kapitelchen nicht bloß geschrieben, sondern auch gelebt.

In deutlicher Frakturschrift hat Schiller zum „Tasso" ein ähnliches Postskriptum verfaßt, wie Lessing es dem „Werther" gewidmet hatte. „Er fängt an alt zu werden", schrieb er am 1. November 1790 über Goethe an Körner, „und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Torheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat und sich nun in seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könnte." [2]

Körner antwortete hierauf:

„Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich vielleicht, ob die schlimmen Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem

[1] Goethes Werke, WA 1. Abt. X 242—244.
[2] Jonas, Schillers Briefe III 114.

Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin." [1]

Neun Jahre später, nachdem Schiller längst nach Weimar übergesiedelt war und aus mehrjährigem Verkehr Goethes Privatverhältnisse persönlich und genau kennen gelernt hatte, meldete er an Körner über Goethes Produktivität:

„Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen." [2]

Körner erwiderte darauf:

„Daß Göthen seine Verhältnisse drücken müssen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer als in Weimar sein soll. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden, und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für ein entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz. Göthe selbst kann das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann andern keine Achtung für sie und die ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird.

„Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu überwinden sucht." [3]

* * *

Was immer auch die Verehrer Goethes aufgeboten haben, um seine Jugend mit dem Glorienschein glänzender Entwicklung und bleibenden Verdienstes zu umgeben, er selbst hat klarer gesehen und deutlicher gesprochen als sie alle.

„Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen. Wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon

[1] (Geiger), Briefwechsel zwischen Schiller und Körner (4 Bde) II, Stuttgart 1895, 154.

[2] Jonas a. a. O. VI 211.

[3] (Geiger) a. a. O. IV 155.

zu Nutz kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen." [1]

Es war ein sehr lichter Moment, als Goethe am 7. August 1779 diesen Rückblick auf sein Jugendleben warf. Die Zeit von 1775 bis 1779 getraute er sich damals noch nicht zu überschauen. Sie bezeichnet einen Tiefstand in des Dichters Leben und künstlerischem Schaffen.

Nach der zweiten Schweizerreise macht sich dann allerdings ein Aufsteigen und zielbewußteres Streben bemerklich. Doch kommt dieser Fortschritt zunächst nur dem Weimarer Beamten zugute, der sich zusehends an Ordnung, Pünktlichkeit und Pflichterfüllung gewöhnt, während der dichterische Genius Goethes mehr denn je unter der Last der öffentlichen Geschäfte leidet.

Der Olympier lobte später den Franzosen Ampère dafür, daß er seine Dichtungen nicht nach allgemeinen Grundsätzen, sondern als „verschiedene Früchte verschiedener Lebensepochen des Dichters" aufgefaßt und beurteilt habe, und fügte bei:

„Er hat den abwechselnden Gang meiner irdischen Laufbahn und meiner Seelenzustände im Tiefsten studirt und sogar die Fähigkeit gehabt, das zu sehen, was ich nicht ausgesprochen und was sozusagen nur zwischen den Zeilen zu lesen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines weimarischen Dienst- und Hoflebens so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Lust zum Schaffen, die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffs von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den ‚Tasso' einen gesteigerten ‚Werther'." [2]

Erst in Italien erwachte Goethes Dichtergeist von neuem. „Ich lebte", sagte er, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademisches Freiheitsleben." Er war „wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst der Alterthümer geneßen". Er „zählte einen zweyten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt" von dem Tage, da er Rom betrat. „Das Leben hier", schrieb er an Herder, „ist eine zweyte Jugend." [3]

Doch so sehr lastete noch das Joch seines früheren Treibens auf ihm, daß er auch in Italien einen schönen Teil dieses akademischen Freiheitslebens

---

[1] Düntzer, Goethe's Tagebücher 165. Vgl. Goethes Werke, WA 3. Abt. I 93 f.

[2] Eckermann, Gespräche mit Goethe[8] 497 f. Bielschowsky (Goethe I[21] 522) meint, Goethe habe „in die Worte Ampères mehr hineingelegt, als in ihnen lag". Das ändert jedenfalls nichts am Gewicht dieses Selbstbekenntnisses.

[3] v. Biedermann, Goethes Gespräche II[2], 228. — Goethes Werke, WA 4. Abt. VIII 119 77 155.

wiederum an die alten, kaum bedeutenden Singspielchen, an neue Liebeleien und an das fruchtlose Bemühen verschwendete, ein Maler zu werden. Kein neues Stück, nur Fragmente und Korrekturen, neue Ideen und Anschauungen brachte er mit nach Hause. Er brauchte abermals Jahre, bis in neuen Dichtungen und ästhetischen Abhandlungen die Früchte der Reise zu Tage traten. Iphigenie, Egmont und Tasso gehören nur in sehr geringer Weise Italien an. Iphigenie und Tasso aber sind die einzigen Leistungen der letzten fünfzehn Jahre, welche an literaturgeschichtlichem Interesse Götz und Werther gleichgestellt werden können. Von diesen drei Stücken ist Egmont eine wenig glückliche Nachahmung der Shakespeareschen Dramatik. Iphigenie und Tasso dagegen kommen in Anlage, Stil und Sprache den Dichtungen der Alten nahe und können, obwohl sie das Wesen und den Charakter der antiken Tragödie nicht treffen, in ihrer Art als klassische Meisterwerke betrachtet werden. Ihre Entwicklungsgeschichte aber bestätigt das Selbstbekenntnis Goethes, daß er seine Jugend an Schattenleidenschaft vergeudet und die ersten zehn Weimarer Jahre noch für Beschäftigungen geopfert habe, die seinen dichterischen Genius nicht fördern konnten[1].

Iphigenie und mehr noch Tasso sind nämlich nur dadurch zu ihrer Vollendung gelangt, daß Goethe aus der bunten Geschäftigkeit des Weimarer Lebens floh, in Einsamkeit und Sammlung ernstlich arbeitete, die Alten studierte, die Vorzüge ihrer Werke bis ins einzelne zu erfassen und nachzubilden suchte, die eigene Sprache nach ihnen modelte. Mit diesem Studium verband sich dasjenige der antiken Kunst überhaupt, und zwar gerade jener Werke, welche durch religiöse Weihe und ernst sittlichen Gehalt mit der strengen Tragödie der Alten am meisten verwandt sind. Ferner gab sich Goethe Mühe, den

[1] Das dürfte wohl der Hauptgrund gewesen sein, weshalb er seine Selbstbiographie nicht auf die erste Zeit in Weimar ausdehnen wollte. „Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines Weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder des Mährchens darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung — durchkreuzt von den wunderlichsten Anforderungen — ernstliche Studien neben verwegensten Unternehmungen, und heiterste Mittheilungen trotz abweichender Ansichten sich bethätigen, mir selbst, der das alles miterlebt hat, schon als ein mythologischer vor. Ich würde Vielen weh, vielleicht nur Wenigen wohl, mir selbst niemals Genüge thun; wozu das? Bin ich doch froh, mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenstes Geheimniß." So erklärte er dem Kanzler Friedrich v. Müller. Vgl. dessen „Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit", Weimar 1832, 7. — Goethe hat also nicht erwartet, daß seine Freunde und Verehrer ihn durch seine eigenen Korrespondenzen und Tagebücher aus seiner „mythologischen" Götterherrlichkeit in die wunderliche Wirklichkeit zurückbefördern würden. Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn der Sonnenglanz ihres Idols erbleicht.

Wohllaut und die Schönheit des italienischen Idioms, soweit als möglich, für die noch ungefüge deutsche Sprache zu gewinnen. Ja, ohne es zu beabsichtigen, näherte er sich durch die Renaissance dem christlichen Geist, der es einst versucht hatte, die Schönheit und die Harmonie altklassischer Formen mit christlichem Gehalte zu vermählen. Er wollte seine Iphigenie nichts sagen lassen, was nicht einer christlichen Heiligen geziemte. Er ging im Tasso noch weiter und nahm sogar das vielgeschmähte Papsttum der Renaissance zum Hintergrunde der Handlung. Daß Tasso und Iphigenie keine trostlosen Fragmente und Skizzen in Prosa geblieben sind, danken sie, außer der ernsten Arbeit und künstlerischen Sammlung des Dichters, ebenso sehr auch dem Studium der Alten und dem Einfluß des katholischen Italiens, das den Dichter trotz seines Widerstrebens in seinen Zauberkreis zog und mächtig anregte.

Was sich Goethe aber erst als gereifter Mann von nahezu vierzig Jahren durch Studium und ernste Geistesarbeit nachträglich in Italien erwarb, das hätte er zum großen Teil schon als Student in Frankfurt, Leipzig und Straßburg erreichen können. Geniale Anlagen waren in Überfülle vorhanden; sie bedurften nur der Pflege und Entwicklung. Er sprudelte von kühnen Plänen und großen Ideen, wenn er mit wahrhaft bedeutenden Gegenständen in Berührung trat. Die Bibel, Homer, Sophokles, Shakespeare fanden in ihm einen mächtigen Widerhall. Götz war ein Versuch, ein deutscher Shakespeare zu werden; aber er ahmte nach, bevor er sich gründliche Vorkenntnisse erworben hatte. Er fühlte, daß Wieland die wahre Größe der Alten nicht erfaßte; aber anstatt sie ernst zu studieren, persiflierte er den gefälschten Herkules in einer wertlosen Farce. In Liebeständeleien ward die Faustsage zu einer Gretchen-Tragödie, Egmont zu einem galanten jungen Offizier. Auch jetzt noch hätte er sich so viele tastende Versuche und manche Mißgriffe ersparen können, wenn er beherzt die Reise nach Italien unternommen und sich mit ganzer Seele dem Studium der Alten gewidmet hätte. Was ihn zehn Jahre später neu begeisterte und neu belebte, das hätte an dem feurigen Jüngling nicht ohne Einwirkung vorübergehen können. Auch an die Erscheinungen des katholischen Italiens wäre er vielleicht mit weniger Vorurteil herangetreten. Zu ergiebigem Studium stand ihm noch die volle Kraft der Jugend zu Gebot. Wie er es später tat, konnte er von einer fruchtreichen Wanderschaft in die Heimat zurückkehren, um in reger Tätigkeit die gesammelten Schätze zu verwerten. Tasso und Iphigenie beweisen, daß sorgfältige, emsige Arbeit kein Hindernis des Genies gewesen wäre. Erst durch die Schulung seiner Kräfte ist er zu künstlerischer Meisterschaft gelangt.

Was ihn aber in den ersten fünf Weimarer Jahren hinderte, diesen einzig vernünftigen Weg der Bildung einzuschlagen, das waren im Grunde dieselben feindlichen Mächte, an denen schon die großen Ideen und Pläne

seiner Jugend scheiterten: es war sein Hang, „genial", wie man es nannte, das heißt ungebunden, planlos, romanhaft in den Tag hineinzuleben, wenn möglich eine diesen Gelüsten entsprechende glänzende Stellung zu erringen, neue Liebesabenteuer zu erleben, auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens gleichzeitig sich zu betätigen und aus dem wirren Chaos gelegentlich einen neuen Roman oder ein Drama zu gestalten. Das war ihm Poesie und Genie.

Scheinbar gelang dem kühnen Geiste alles: Goethe ward der Günstling eines unabhängigen Fürsten, der erste Mann bei Hof, Theaterdirektor und Protagonist eines herzoglichen Liebhabertheaters, maître de plaisir, Minister des herzoglichen Hauses, Stütze des Kabinetts, Minister der öffentlichen Arbeiten, Kriegsminister, Finanzminister, der erste Mann im Herzogtum, dazu Gelehrter und Künstler in allen Zweigen, Nationalökonom, Geolog, Mineralog, Botaniker, Zoolog, Meteorolog, Anatom, Naturphilosoph, Theosoph, Politiker, Historiker, Zeichner, Maler, Plastiker, Architekt, Musiker, Mime, Ballettmeister, Hofpoet, Löschhauptmann, Straßenaufseher, Bureauchef, Gefängnisvisitator, Rekrutierungskommissär, diplomatischer Geheimschreiber, Agent bei andern Höfen, Gärtner, Parkinspektor, Bergwerksdirektor, Bienenzüchter, Ingenieur. Es fiel ihm sogar der Wunsch ein, noch Bauer zu werden. Dem Generalsuperintendenten korrigierte er seine Predigten und wissenschaftlichen Werke, den Herzog vertrat er im Konseil, alle Beamtungen im Lande und bei Hofe waren schließlich fast nur mit seinen Leuten besetzt, die angesehenste Dame am Hof war seine Geliebte und Vertraute, die erste Sängerin und Schauspielerin seine „Freundin", und zwei Herzoginnen waren fast stolzer auf seine Dienste als auf die Gunst, die sie ihm schenkten.

Aber es war etwas zu viel für *einen* Mann, das erkannte Goethe selbst. Daher sein sichtliches Bestreben nach Sammlung und Konzentration der Kräfte schon gleich nach der Rückkehr aus der Schweiz. Doch in mühseliger Bureauarbeit versiegte nun der gute Humor, und Pegasus seufzte im Joche. Nicht lange, und der Herzog emanzipierte sich von dem allmächtigen Günstling: verstimmt zog sich dieser erst in das Gebiet der innern Politik und dann auf dasjenige der Gelehrsamkeit zurück. Hier ebenfalls nicht der Erfolg, den er sich versprochen hatte. Als der Dichter wieder zu sich kam, fand er als Früchte zehnjähriger Tätigkeit Aktenstöße, einige Singspiele, Farcen und Fragmente von Dramen und Romanen in seinen Händen. Da dankte er ab und versuchte das einzuholen, was er in den ersten fünf Weimarer Jahren verscherzt, in den folgenden gewaltsam unterdrückt hatte.

Soviel Zeit er auch jetzt noch an seine Singspiele verschwendete, sie erreichten weder den Wohllaut eines italienischen Operntextes noch jene tiefgreifende literarische Bedeutung, die er sich versprach; sie vermochten nicht einmal Wielands Alceste zu verdrängen.

Wilhelm Meisters Lehrjahre blieben noch lange ein Bruchstück. Egmont wurde trotz des ewig blauen italienischen Himmels ein empfindsames, opernhaftes Effektstück, ohne wahre dramatische Leidenschaft und ohne harmonisch vollendete Form. Unter dem Einfluß eines zehnjährigen Liebesromans erschwang sich Goethe in Iphigenie nicht zu der Kraft und Großartigkeit der altgriechischen Tragödie, und das Stück gewann dafür nur einen scheinbaren Anhauch christlicher Idealität. Erst als Goethe der Frau v. Stein entronnen war und wieder fleißig sich der Kunst widmete, rundete die äußere Form des Dramas sich ab und erhielt ihre klassische Schönheit.

Der italienischen Reise ungeachtet blieb Tasso ein Nachklang der Wertherperiode. Feine Durcharbeitung mäßigte zwar den melancholisch-elegischen Grundton, wob einen glänzenden Schleier um die verlorenen Jahre und hob den Dichter und seinen Mäzenas auf ein Piedestal italienischen Ruhmes. Aber der Kern des Dramas blieb das krankhafte Liebessehnen eines selbstgefälligen, willensschwachen Poeten. Der unentbehrliche Kommentar zu diesem Stück ist die Sammlung der tausend Liebesbriefe, die Goethe im Laufe dieser zehn Jahre an Frau v. Stein schrieb, um am Ende ihre Liebe mit derjenigen einer Christiane Vulpius zu vertauschen. Tasso beruht auf denselben Voraussetzungen wie Werther, d. h. auf romanhaften Experimenten mit sogenannter „Liebe", welche dichterisch beschrieben und verklärt werden. Der Held der Dichtung gelangt durch diese Experimente zu einem mehr oder minder tragischen Untergang, der Dichter selbst aber heilt seine melancholischen Anwandlungen mit einem Verhältnis, das nach allgemeinem Urteil des großen Mannes durchaus unwürdig war.

Das ist das Ergebnis von vierzig Jahren, insbesondere der fünfzehn Lehr- und Wanderjahre des Dichters. Goethe steht nun als Meister vor uns, jedoch nur als Meister eines vielseitigen Erfahrungswissens, feiner Weltklugheit, glänzender Kunstvollendung in Form und Sprache; ein Meister in tiefer, gründlicher Wissenschaft, männlicher Tugend, christlicher Weisheit ist er nicht.

Berichtigungen:

S. 109, Zeile 16 von unten lies „zehrendem Feuer" statt „ehrendem Feuer".
S. 123, Zeile 1 von unten lies „mir" statt „wir".
S. 165 [1] lies: „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga".
S. 169 [2] lies: „Herrmann".
S. 223, Zeile 14 von oben lies „Schmidt" statt „Schmid".
S. 262, Zeile 10 von oben lies: „Chr." statt „A. Kaufmann".
S. 262 (263) Schluß von Anmerkung 2 lies: „Goethes Werke, WA 1. Abt. V 1, 162".
S. 478 [1] lies „L. v. Pastor".
S. 484 [1] lies „Rehfues" statt „Rehfus".
S. 535 [1] lies „J." statt „G. Baechtold".

Personenregister.

Die hochstehenden Ziffern beziehen sich auf die Anmerkungen der betreffenden Seite.

Ackermann, Archidiakon 181[1].
— E. Chr. W., Geh. Justizrat 181[1].
Adler E. 515[2] 523[1].
Aelst Wilhelm van 498[1].
Agincourt Jean Bapt. d', Kunst- und Altertumsforscher 478.
Agrippa von Nettesheim 49.
Aja, Frau, s. Goethe, Katharina Elisabeth.
Alba, Herzog v. 500.
Albert der Große 453.
Alberti 384.
Albrecht, Frankfurter Gymnasialdirektor 16.
Albrecht, Mathematiker 412.
Alembert Jean d' 436.
Alsdorf 127.
Alton Eduard d' 523[1].
Ampère 550.
Amyot J. 49.
André A., Komponist 151.
Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar 180 185—194 197 198 199 200 201 202 203 204 205 207 f 211 213 214 f 222 228 240 242 243 248 250 251 254 255 256 257 268 269 270 271 272 273 286 288 291 311 325 347[3] 356 366[2] 371 372 383 392 405 408 409[1] 510 512 521 529 532 553.
Anson George, englischer Admiral und Weltumsegler 13.
Apollonius 431.
Appell J. W. 83[2].
Aristophanes 403 457.
Aristoteles 25 63 74 453 498.
Arndt W. 147[2].
Arneth Alfred v., Historiker 483[2].
Arnim Achim v. 339[3].
Arnold Gottfried, Kirchenhistoriker 44.
Arnswalde v. 406.
Arringhi, Archäolog 478.
Äschylos 157 176.
Auerbach B. 462[2] 463[1] 503[2].
Aulhorn, Tanzmeister 376 392[1].
Avellaneda 205.
Ayrenhoff K. H. v. 271.
Ayrer Jakob 49[2].
Bachof von Echt, Baron 205.
Baechtold Jakob 262[2] 329[1] 535[1].
Backer, de-Sommervogel, S. J. 498[1].
Bahrdt, Theologieprofessor 121 220.
Bailleu P. 417[3] 418[1] 419[1] 426[3] 427[2 5] 506[4] 508[1 2] 509 510.
Baldensperger F. 111[3].
Balle Nik. Edinger, dänischer Theolog 111[3].
Bamberg F. 108[1] 169[1].
Bamberger Hans 92[1].
Barabás A. v. 429[2].
Bärenbach Fr. v. 52[2].
Barruel 384[2].
Bartsch s. Gervinus.
Barzellotti G. 474[1].
Basedow J. B. 127 128 193 384.
Bastier P. 7[2] 8[1].
Batsch C., Naturforscher 464 527[4].
Battonn J. G. 6[1].
Batty 293 307 309 380.
Bauch Br. 134[1].
Bauer Bruno 380[2].
Bäumer Gertrud 43[1] 103[3].
Baumgart H. 162[3] 249[3].
Baumgarten P. v. 451[6].
Baumgartner A., S. J. 68[1] 111[3] 261[1] 480[2] 506[1] 518[1] 537[4].
Bayer J. 429[2].
Bayle Pierre 25 49 133.
Beaulieu-Marconnay C. Frhr v. 187[1] 188[1] 197[1] 199[2] 201[2] 206[2] 208[1 2] 223[1] 228[1 2] 383[1] 506[4] 507[2].
Beaumarchais Marie de 104 f.
— Pierre Augustin de 104 f.
Bechtolsheim, Baron 200[1] 250 251.
— Fräulein v. 240.
Beck v., ungarischer Diplomat 509.
Behr Isaschar Falkensohn 80[4].
Behrisch, Hofmeister 33—35 39 42.
Bellarmin, Kardinal 100.
Belli-Gontard Maria 6[1].
Bellisle, französischer Kriegsminister 19.
Belluomo, Schauspieler 406.
Benda v., Kammerfrau 202.
Berdrow O. 43[2].
Berlichingen Götz v. 67 f.

Berlichingen J. W. v. 68[1].
Bernays M. 259 280[2] 299[1].
Berner Chr., Kammerdiener 202.
Bernhardi Th. v. 469[2].
Bernis, Kardinal 482.
Berthoud F. 428[4].
Bertuch Fr. J. 203 205 212[1] 216 218 225 232[2] 274 302 383 386 399 506 510 516.
— Frau 232[2] 510 516[1].
Beskow Bernhard v. 3[1].
Bethmann Friederike 534[1].
Bettine, Tänzerin 529.
Betz L. P. 111[3].
Bianchi Amalia 474[1].
Bickschmitt Chr. 203.
Biedermann Flodoard Frhr v. 9[1].
— Woldemar Frhr v. 9[1] 11[13] 15[2] 24[2] 27[1] 36[1] 47[1] 73[3] 74[1] 77[1] 89[1] 103[2 3] 117[4] 126[4] 127[3] 129[1] 137[1] 151[1] 153[1] 156[1] 164[2] 179[4] 212[1] 270[1] 374[2] 486[2] 550[3].
Bielschowsky Albert 4[4] 34[1] 39[2 3] 47[3] 57[2] 67[1] 87[2] 103[3] 106 113[1] 143[4] 150[2] 153[2] 259 276 301[1] 324[1] 399 412 458 461[1] 474[1] 484 486[1] 501[1] 503[2] 504[2] 527[4] 550[2].
Biester Joh. Erich, Philosoph 83 436.
Billeter G. 17[1] 30[2].
Bischoffwerder, preußischer Major 422 509 510.
Bismann, Frankfurter Klavierlehrer 11.
Bismarck, Fürst 380[2].
Blaze de Bury H. 98[3].
Bliedner A. 451[6] 527[4].
Bloch Iwan 530[2].
Blumenbach J. Fr., Naturforscher 450 453 454 527[4].
Bobé L. 493[2].
Boccaccio 143.
Böckmann, Literat 79.
Bode Chr. 347[3].
— J. H. 383[4] 384 385 386 422 506 511.
— W. 180[1] 181[2] 182[1] 183[3] 185[2] 186[1 2] 187[2] 188[2] 190[3 4] 192[1] 195[2] 205[1] 207[2] 237[2] 260[2] 261 270[2] 294[1] 317 345 347[3] 361 394[1] 412[3] 413[2] 512[1] 522[3].
Bodmann E. 168[3] 170[2].
Bodmer Joh. Jakob 63 168[3] 194 347.
Böhme, Hofrat 27 28 29.
— Hofrätin 28 30 31.
Boehmer G. Fr. v., Geheimrat 427.
Bojanowski Eleonore v. 202[2] 203[1] 283 394[2].
— P. v. 5[1] 290[2] 533[2].
Boie 83 114 232[3].
Boileau 63 74.
Bölling J. C. 366[2].
Bondeli Julie 195.
Bonnet Ch., Philosoph 121.
Born v. 90.
Bornhak F. 199[4] 202[1] 356[2] 366[1 2].
Bosio 478.
Bottari 478.
Böttiger K. A., Gymnasialdirektor 59[4] 211[3] 333[3] 399 466[2].
— K. W. 279[3].
Boucher François, Maler 205.
Bourdeau J. 117[3].
Braitmaier 106[2].
Bramante 479.
Branconi, Frau v. 236 361 459.
Brandeis A. 475[1 2].
Brandes G. 111[3] 475[2].
Brasch M. 463[3].
Braß Fr. 463[3].
Bratranek F. Th. 451[6].
Braun J. W. 111[3] 116.
Bräuning-Oktavio H. 105[4] 115[1] 168[3] 212[1] 232[3] 234[1] 261[3].
Breidbach-Bürresheim Joseph Emmerich v., Erzbischof und Kurfürst von Mainz 197 198 206.
Breitkopf, Fräulein 36 38.
— B. Th. 39.
— Gottlob, Buchhändler 35 f 40[2].
Brentano, Familie 106.
— Bettina 8 9 15 101[3] 258.
— Klemens 195[2].
— Maximiliane 106[2] 107; s. La Roche.
— Peter, Kaufmann 90 94 101 106[2].
Bretschneider H. G. v. 153[1].
Brinckman K. G. v. 137.
Brion, Familie 54 56 357 358[2].
— Friederike 54 56 58 61 69 70 81 153 209 255 310 314[2] 329 357 f 371.
Brück Christian 3[1].
— Gregorius, kursächsischer Kanzler 3[1].
— Heinrich 383[1].
Brühl Christine 273.
— Moritz, Gastwirt 273.
— Gräfin Tina 59.
Brun Friederike (geb. Münter) 493[2].
Brunck, Frau 144 f 150[4] 153.
Brunner Seb. 13[4] 483[2] 491[1].
Brunnhofer H. 133[2].
Brunnquell, Wegkommissär 306[2] 506.
Bruno Giordano 49 133.
Büchner W. 317[2].
Buff, Amtmann 85 87.
— Frau 85 86.
— Charlotte 85—90 91 93 94 106 110 114 f 139 f 149 156 176 209 310 494 535.
— Lenchen 85 93 94.
Buffon, Geolog 445 446.
Bulthaupt H. 76[1] 503[2].
Bulwer Edward 333[3].
Bünau Heinrich Graf v., Minister 192.
Burdach K. 107 144[1].

Bürger G. A. 83 141 269.
Burt v. 26.
— Friedrich, Maler 483 [1].
Burkhardt C. A. H. 69 [1] 180 [2] 182 [3] 184 [1 2] 190 [2] 191 [2] 192 [3] 193 [1] 226 [1] 256 [1] 262 [1] 270 [2] 273 [1] 290 [2] 301 319 [2] 345 [2] 349 [2] 355 [2] 391 [1] 395 [3] 399 400 [1] 409 [1] 438 [3] 516 [4].
— H. 299 [4] 302 [1].
Burkmann Johann Ernst 202.
Büsching A. Fr., Geograph 179 [1] 182 374 [1].
Büsgen M. 527 [4].
Bute John Stuart Graf v., englischer Staatsmann 415.
Byron, Lord 475.

Cagliostro 491 [1].
Calderon 260 312 [3] 506 538 f.
Calvin 100.
Camper Petrus, Medizinprofessor 450 451 455.
Canitz Friedr. Frhr v. 12.
Cardan H. 266 431.
Cardona 537 [4].
Carel G. 437 [1].
Carl August, Herzog von Sachsen-Weimar 142 172 173 185 192—194 197 199 200—203 204 207—234 238 239 240 242 245 248 250 251 252 253 254 255 257 259 260 261 263 265 270 271 272 273 277 278 282 284 286 290 f 292 293 294 f 296 298 300 301 [3] 302 304 306 307 308 310 [1] 312 321 329 351 352 353 f 355 356 359 bis 362 364 365 367 371 372 374 378 379 381 385 [1] 386 388 f 390 392 394 395 396 397 398 399 400 405 406 411 412 414 418 419 [1] 420—427 428 436 450 458 459 460 466 467 468 [1] 484 [1] 487 489 492 506—510 511 512 bis 514 520 525 528 529 532 533 536 540 553.
Carletta 474 [1].
Caro E. M. C. 134 [4] 463 [3].
Carl Th. 474 [1].
Carus C. G. 439 [1].
Castrop Jean Antoine de 306 307 325 329 406.
Catull 473 484.
Caylus Philipp Graf v., Kunsthistoriker 36.
Cecchi 537 [4].
Cervantes 312 [3].
Chamberlain H. St. 489 [2].
Charpentier W. v., Geolog 445 446.
Christ J. Fr., Archäolog 36.
Christamicus 16 [1].
Christel (von Artern) 246 251 284 312 [3].
Christen Joseph, Bildhauer 482.
Christian, Landgraf von Hessen 255 283 [2] 394 [2].
Cibrario, Graf L. 537 [4].
Cimabue G. 471 [2].
Claudi J. A., prot. Pfarrer 18.
Claudius Matthias 115 262 459.
Clavijo, spanischer Publizist 61 104 f.
Clermont Betty v. (Frau Jacobi) 131 132.
Clodius Chr. A. 30.
Cohn F., Botaniker 527 [4].
Collin J. 162 [3].
Constant Benjamin 117.
Constantin, Prinz von Sachsen-Weimar 142 185 215 233 254 272 272 277 301 [1] 307 310 [1] 312 330 [2] 351 412 f.
Corneille 21 64.
Cornish F. F., Reverend 35 [1] 259 [1].
Cramer K. Fr. 141.
Cranach Lukas, der ältere 3 [1] 431.
Crébillon Prosper Jolyot de 431.
Crespel 101.
Creuz Fr. K. v. 12.
Croce B. 474 [1].
Cumberland Richard 223.
Cuvier G. 451.

Dalberg Karl Theodor A. M. Frhr v. 101 [3] 202 205 f 207 208 214 215 216 218 220 253 255 256 257 291 292 294 300 383 482 507.
Dalmeyda G. 330 [1] 334 [2] 342 [1] 544 [1].
Dannecker 483 [1].
Dante 133 160 [2] 176 260 473 475 [2] 543.
Danzel W. 132 438 [1] 463 [1].
Darjaincourt, Madame 412 f.
Debus J. 203.
Dechent H. 43 [2] 149 [4].
Deinet, Buchhändler 79 115 [3].
De Rosne (Derones) 20 21.
Descartes 133 462 [2].
Deutinger M. 338 [1].
Diderot Denis 35 237 431 435 436 437 443.
Diel Joh. B. (-Kreiten), S. J. 409 [2].
Dieterich J. K. 26 [4].
Diezmann A. 180 [1] 218 [1] 235 [1] 286 [1] 290 [2] 354 [2] 404 [2].
Döbbelin K. Th., Schauspieler 190.
Doebber A. 270 [2].
Dohn Chr. W., preußischer Staatsmann 417 [3] 426 [2].
Dohna-Schlobitten Wilhelm, Burggraf zu 299 [4].
Donner J. J. C. 331 [1].
Dorer-Egloff 264 [2].
Döring H. 229 [2] 233 [2].
Dove H. W. 465 [4].
Dowden E. 75 [1] 474 [1].
Dressel L., S. J. 449 [1].
Drollinger K. Fr. 12.
Droysen J. G. 290 [2].
Dühring E. 312 [3].
Dumeix, Propst 101.

Duméril A. M. C. 451[5].
Du Moulin-Eckardt R., Graf 68[1].
Duni Egidio, Komponist 271.
Dunin-Borkowski St. v., S. J. 133[2].
Düntzer Heinrich 5[2 6] 40[2] 56[2] 58[1] 61[2] 64[1] 67[1] 80[2] 103[3] 104[1] 122[1] 127[1] 129 143[2] 168[3] 169[2] 170[2] 199[3] 207[2] 211[2] 213[3] 215[1] 218[3] 221[4] 229[1] 232[2] 236[3] 239[1] 243[2] 247[1] 249[3] 250[1] 251[4] 252[1] 253[2] 254[1] 255[2] 259 262[2] 264[2] 265[2 3] 266[3] 270[2] 276[2] 283[1] 284[1] 285[2] 286[1] 290[2] 292[1] 293[1] 303[1 2] 306[1] 307[1] 308[2] 309[1] 310[2 4] 311 312 313 316 317 318 320 322[3] 324[1] 325[1] 329[1] 347[2] 349[2] 352[1] 359[4] 360[3] 373[3 4] 375[1 2] 376[1 3] 377[1 3] 380[1] 382 384[3] 385[2] 386[2] 388[2] 389[1 2] 392[1] 394[2] 410[3] 412 418[1] 419[1] 428[3] 450[1] 460[1] 461[6] 474[1] 483 484[1] 488[1] 506[4] 516[3] 517[1] 520[1] 522[4] 523[1] 533[2] 536[1] 550[1].
Dürckheim F. E., Graf 143[4] 144 145[1] 150[4] 153[2].
Dürckheim (Dürkheim) v., Kammerjunker 190.
Du Ryer S. J. 498[1].

Eben, Kupferstecher 11.
Ebers und Kahlert 395[1].
Eckardt, Regierungsrat 296.
— J. 348[2].
Eckermann Johann Peter 51 111 117 333[3] 484[1] 550[2].
Eckhof, Schauspieler 282.
Edelsheim Ludwig Frhr v., badischer Minister 417 423 459.
Egloffstein Henriette Gräfin v., Hofdame 153 187 267.
Egmont, Graf 498—500 552.
Ehrmann J. Christian 48.
— J. Friedrich 48.
Eichendorff 116 f.
Einsiedel Hildebrand v., Kammerherr 204 216 217 218 231 251 252 254 256 273 274 322[2] 345 349 405 409[1].
Elisabeth von Thüringen, hl. 189.
Engel Eduard 8[1] 54[1 4] 56[2] 57[2] 67[1] 162[3] 260 313 317[2] 338[2] 355[1] 429[2] 458.
— J. J. 111[3].
— Johann Jakob, Schauspieler 35.
Engelhardt Chr. M. 54[4].
Epikur 195.
Ernesti J. A., Philolog 27 28 30.
Ernst, Herzog von Sachsen-Gotha 383 442.
— August, Herzog von Sachsen-Weimar 183 184 185.
— August Constantin, Herzog von Sachsen-Weimar 185 190.
Ernst A. W. 429[2].
Erthal Franz Ludwig Frhr v., Fürstbischof von Bamberg und Würzburg 423.
Erthal Friedrich Karl Joseph Frhr v., Erzbischof und Kurfürst von Mainz 423 f 507.
Erwin von Steinbach 97 98.
Eschenburg J. J., Literaturhistoriker 112.
Ettinger, Buchhändler 526.
Etzdorf 181[1].
Eulenberg H. 314[2] 429[2] 486[1].
Euler L. H. 6[1].
Euripides 326 327 329 330 333 334 336 337 339[1] 343.
Eutrop 193.
Everard Jan Nicolai, niederländischer Humanist 247 248 257 266 275 431.
Everdingen Allaert van, niederländischer Maler 372.
Ewald, prot. Prediger 151.
Ewart Felicie 8[1].
Ewein Philippine 26.

Fabre P. 478[1 2] 479[1].
Fabricius, Bibliograph 49.
Fahlmer Johanna 103 131 132 148 150 151 f 213 219 222 225 348 359.
Falck P. Th. 61[2].
Falk Johannes 258 326[1].
Falke, Bürgermeister 83.
Faselius 290[2]; s. auch Weyland.
Fénelon 13.
Ferdinand, Herzog von Braunschweig 382 f 386 426[2] 510.
Ferraris, Gebrüder 203.
Fielding Henry 49.
Fielitz W. 310[1].
Filangieri Gaetano, Jurist und Nationalökonom 490.
Filtsch E. 103[3] 429[2].
Fischer, Mathematiker 105[1].
— E. L. 429[2].
— Friedrich 134[2].
— H. 79[2] 213[3] 347[1].
— Kuno 162[3] 324[1] 342[1] 536[1] 537[4].
— Th. A. 467[1].
Flachsland Caroline 77 78 95; s. Herder.
Fleischer, Buchhändler 27.
Forster Joh. Georg Adam, Naturforscher 450 459.
Fortis Giov. Batt., Abbate 165[1].
Foscolo Ugo 111[3].
Fränkel B. 40[2].
Franz, Fürst von Dessau 299 417 421.
— von Assisi, hl. 473 475[2].
Franzenberger Philippine 202.
Frapan Ilse 134[2].
Frese s. Lewes.
Freund W. A. 40[2].
Friedrich II., König von Preußen 17 20 74[1] 155[1] 185 215 304 f 374[1] 389 413 415 416 417 419 426 427 436 497.

Friedrich Wilhelm II., König v. Preußen (= Prinz von Preußen) 422 f 436 506 507 508 509.
Fritsch, Major v. 405 406.
— Thomas v., Minister 189 199 200 208[2] 213 222 f 226 ff 251 305 308 383 384 385 525.
Froitzheim J. 40[2] 54[2] 58[1] 59[3] 60[1] 61[2] 101[3] 173[1] 264[2] 358[2].
Froriep v., Familie 523[1].
— und J. F. Meckel 451[5].
Füchsel J. Chr., Geognost 445.
Funck H. 120[2] 123[1–4] 124[1 3] 125[1] 126[2] 127[1] 128[1] 144[1].
Fürstenberg Franz Friedrich Wilhelm Frhr v. 459.
Füßli J. H., Historienmaler 121.

Gachet, Demoiselle, französische Sprachlehrerin 11.
Gaebertz K. Th. 523[1].
Gagliani, Abbate 293.
Gallitzin, Fürstin Amalie v. 206 459.
Gambs K. Chr., prot. Pfarrer 58[1].
Garve Christian, Philosoph 111[3] 459.
Geibel 144.
Geiger L. 38[1] 133[2] 169[1] 243[2] 290[2] 316[3] 462[2] 471[2] 484[1] 515[3] 518[1] 549[13].
Gellert 12 28 29 f 35 110 121.
Gelzer H. 342[1].
Gemmingen Eberhard Friedrich v. 79 213[3] 347[1].
Genschen O. Fr. 54[4].
Georg Friedrich, Prinz von Meiningen 152 172.
Gerlache E. C. de 499[1].
Gernhard G., Gymnasialdirektor 290[2].
Gerning J. J. v. 11[13].
Gerock Antoinette 90 93 209.
Gerock Charlotte 90 93.
Gerstenberg H. W. v. 73 384.
Gervinus Joh. Gottfried 13 272 340 343.
Gervinus-Bartsch 13[3] 339[3] 474[1] 539[1].
Gesner J. M., Philolog 25.
Geßner S. 120[2].
Geyer M. 92[2] 216[1] 406[2] 516[1].
Gianini, Gräfin, Oberhofmeisterin 371 436.
Giotto 471[2].
Glaser, Krämer 252[1].
Gleichen, Graf v. 165 f.
Gleim J. W. L. 39[3] 103[3] 194 269 392[1].
Gloël H. 82[1] 87[2] 88[1] 91[1] 106[2].
Gluck, Komponist 268 281[2] 324.
Göchhausen Luise v. (Thusnelda) 39 162[3] 207 256 273 288 311 356 372.
Goecke, Staatsarchivar 87[2].
Goedeke Karl 166 169[1] 170[2] 171[1] 172[1] 210[2] 230[1] 259 348[2] 409[3].
Goldoni C. 539[2].
Golther W. 471[3].
Goltz A. F. von der 510[2].
Görtz Johann Eustach Graf v. 142 191 192 193 194 198 199 201 203 207 208 230 419 535.
— Gräfin v. 191.
Goschen, Viscount 467[1].
Göschen G. J., Buchhändler 467 492 496 526.
Goethe Cornelia 10 f 43 69 90 95 148 235 244 319 354 359.
Göthe (Goethé) Friedrich Georg, Schneider 3 4.
— Hans, Branntweinbrennereibesitzer 3.
— Hans Christian, Hufschmied 3.
— Hermann Jakob, Zinngießer 4.
Goethe Johann Caspar, kaiserlicher Rat 4 f 6 7 f 10 11 12 13 14 17 18 24 46 57[2] 62 69 81 f 83 95 126 219 225 353 354—356 476 511.
Goethe Johann Wolfgang v., s. Inhaltsverzeichnis.
Werke:
Asan Aga, Klaggesang von der edlen Frauen des 165[1].
Aufzug der vier Weltalter (Maskenzug) 404 457.
Aufzug des Winters (Maskenzug) 404 457.
Baukunst, Von Deutscher 96 ff.
Becher, Der (Gedicht) 315[1].
Behrisch, Drei Oden an seinen Freund 35.
Bekenntnisse einer schönen Seele 43[2].
Belinde, An (Liebeslieder) 165.
Belsazar, Belsazer (Jugendgedicht) 17 30.
Berlichingen s. Götz.
Biblische Fragen, Zwo wichtige 101 f.
Brey, Pater, Ein Fastnachtsspiel vom 77.
Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** 100—102.
Briefe aus der Schweiz 169 247[1] 401 f.
Büchlein Annette 33 34 38 39.
Cäsar (Projekt) 156 456 500.
Christel, Gedicht 247.
Claudine von Villa Bella. Ein Singspiel 129[4] 165 247[1] 457 492.
Clavigo. Ein Trauerspiel 61 104 f 175 235 275 279[3] 468 500 505.
De Legislatoribus (Inauguraldissertation) 59.
Deutsche Literatur, Gespräch über 389.
Dichtung und Wahrheit 33 34[1] 45 49 58[1] 101[3] 113 f 170[2].
Egmont. Ein Trauerspiel 388 391 407 449 456 458 468 485 492 496—506 526 551 554.
Einschränkung (Gedicht) 253[1].
Elegien, Römische 429[2] 484 f 520 f 524 525 529 548.
Elpenor. Ein Trauerspiel 391 407 456 468.
Elysium (Gedicht) 78.
Entführung, Die (pantomimisches Ballett) 404.

Ephemeriden 49.
Epigramm auf Christoph Kaufmann 262[2].
Epigramme, Venetianische 429[2] 475 529 ff 548.
Erlkönig (Ballade) 404 407 457.
Erwins Grab, Dritte Wallfahrt nach 169.
Erwin und Elmire (Singspiel) 165 274 f 285 457 492.
Ewige Jude, Der (Fragment) 138 158—160 456 500.
Falconet, Nach, und über Falconet 99.
Falke (Vortrag, Projekt) 254 275[2].
Farbenlehre 465[4].
Faust. Ein Fragment 160[2] 161—165 175 176 215 235 291 334[1] 407 438 456 468 492 496 500 533 552.
Felsweihe-Gesang an Psyche 78.
Fischer, Der (Ballade) 457.
Fischerin, Die (Singspiel) 404 f 457.
Frankfurter Gelehrten Anzeigen, Die (Rezensionen) 80 f.
Geflickte Braut, Die, s. Triumph der Empfindsamkeit.
Gegentoast der Schwestern (Logenlied) 388.
Geheimnisse, Die (Epos) 458.
Geistesgruß (Ballade) 129[4].
Gesang der Geister über den Wassern 360 457.
Geschwister, Die. Ein Schauspiel 256 275 276 457 468.
Götter, Helden und Wieland. Eine Farce 102 f.
Göttin, Meine (Gedicht) 407 457.
Göttliche, Das (Gedicht) 407 f 457.
Götz von Berlichingen (Schauspiel) 47 61 67—76 98 102 105 154 174 176 217 235 327 328 329 419 456 458 467 468 500 505[1] 540 551 552.
Granit, Über den 448.
Harzreise, Geognostisches Tagebuch der 446 f.
Harzreise im Winter (Gedicht) 266 352 457.
Hausgenossen, Die ungleichen (Singspiel) 457.
Herder, An (Gedicht) 221.
Hermann und Dorothea 429[2].
Heuschrecke, An die (Übersetzung aus Anakreon) 315[1].
Hohelied, Das (Übersetzung) 167.
Höllenfahrt Jesu Christi (Jugendgedicht) 26.
Jägers Abendlied 266 f 457.
Jahrmarktsfest, Das, zu Plundersweilern. Ein Schönbartspiel 288 ff 345.
Jery und Bätely (Singspiel) 402 f 457.
Jesabell, Isabel (Jugendgedicht) 17 30.
Ilmenau (Gedicht) 259 298 407 457.
Johannes Sekundus, An den Geist des 247 f 257 275.
Joseph, der ägyptische (Jugendgedicht) 16 f 30.
Iphigenie. Ein Schauspiel 265 281 306 307 316 324—327 328—345 367 456 467 468 474 f 485 488 489[1] 496 497 526 551 552 554.
Kronos, An Schwager (Ode) 141 f.
Lappländer, Ein Zug (Maskenzug) 404 457.
Laune, Die, des Verliebten (Schäferspiel) 38 39 345.
Leiden des jungen Werther 91[2] 93[2] 105—118 139 147 154 169[1] 175 235 247[1] 279 281 282 407 456 467 468 505 546 548 550 551 554.
Leipziger Liederbuch 38.
Liebebedürfnis (Gedicht) 248[1].
Lila, An (Gedicht) 78.
Lila (Festspiel) 277 f 457 f.
Lili, Gedichte an 149 173 217.
Lili's Park (Gedicht) 145 ff.
Loge (Gedichte) 387 f.
Mahomet (Fragment) 155 f 456 500.
Meisters, Wilhelm, Lehrjahre 17[1] 313 387 407 421 436[3] 456 468 554.
— — Wanderjahre 387.
Mieding, Auf M.s Tod (Gedicht) 321 407 457.
Mitschuldigen, Die. Ein Lustspiel 38 39 f 40[1] 274 275 276 279 457 468.
Mond, An den (Gedicht) 38[4] 266 284 457.
Mutter, An die (Gedicht) 32 f.
Natur, Die (Aufsatz) 438—452.
Nausikaa (Fragment) 496 591.
Neueste, Das, aus Plundersweilern (Farce) 392 f 457.
Physiognomische Fragmente 169.
Pilgers Morgenlied 78.
Polnischen Juden, Gedichte von einem (Rezension) 80 f.
Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes 103.
Prometheus (Gedicht) 137 143 156—158 281 436[3] 456.
Prometheus, Deukalion und seine Recensenten 172 211.
Proserpina (Monodrama) 280 f 324 457.
Reisejournal, Auszüge aus einem 519.
Ruth (Jugendgedicht) 30.
Satyros (Farce) 103 f 266.
Schäferspiele, heroische (Jugendgedichte) 30.
Scherz, List und Rache (Singspiel) 457.
Seefahrt (Gedicht) 266 457.
Selima (Jugendgedicht) 30.
Sesenheimer Lieder 61[1].
Shakespeare-Rede 64—66.
Sokrates (Projekt) 154 500.
Sposa rapita, La (Operntext) 30[2].

Stein, Gedichte an Frau v. 244 284 295 319 524.
Stella, ein Schauspiel für Liebende 60[2] 165—169 175 235 240 275 279[3] 466 468 505.
Symbolum (Logenlied) 387.
Tagebücher 249 ff.
Torquato Tasso. Ein Schauspiel 259 316 388 456 458 468 490 492 496 525 f 534—548 550 551 552 554.
Triumph, Der, der Empfindsamkeit (Schwank) 279—281 282 284 f 457 466 468.
Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der oberen Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sei (Aufsatz) 451—456.
Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären (Aufsatz) 526 f.
Vögel, Die (Übersetzung nach Aristophanes) 403 f 457 468.
Wanderers Nachtlied 266.
— Sturmlied 78.
Weiblichen Tugenden, Die (Maskenzug) 404 457.
Zeit- und Jahreshefte 297.
Zueignung 457.
Goethe Julius August Walter v. 3[1] 517 528 530[3].
— Katharina Elisabeth, geb. Textor (Frau Aja) 5 6 ff 10 11 12 13 15 32 f 43 67[1] 90 126 186 207[1] 219 225 238 288 353 354 355 356 366[2] 372 517 528 f.
Gothein Eberhard 43[1].
Gotter Fr. W., Legationssekretär 83 140 172 216.
Gottschall R. v. 270[2] 274[1] 320 321 322 391 505.
Gottsched Joh. Christoph 27 62.
Goetze E. 169[1] 210[2].
Goué A. Fr. v., Gesandtschaftssekretär 83 86 91.
Goyau G. 478[1 2] 479[1].
Goeze, prot. Pastor 13[4].
Gräf H. G. 39[3] 117[2] 293[2] 485[2].
Gräsſe J. G. Th. 248[2].
Graevenitz G. v. 474[1] 489[2].
Grebel, Landvogt 121.
Greiner Christoph v. 188.
Gretchen 21 f 162 209 238 248.
Greuze J. B., Genremaler 205.
Grienitz, prot. Pfarrer 183.
Griesheim 256.
Grimm Friedrich Melchior, Baron v. 391 435 f.
— Herman 132 259 272 316 324 327[1] 345[1] 412 474[1] 539[3].
— Jakob 339[3].
Groß F. 111[3].
Grote v. 406.
Grotefend H. 20[1].
Grotius Hugo 505.
Gruber J. G. 194 195[2].
Gruppe O. F. 61[2] 264[2] 333[3] 505[1].
Günther J. A., Senator 93[2].
Gustav Adolf, König von Schweden 67.
Gutermann Sophie v., s. Laroche, Frau v.
Gütschow C. v. 61[2] 261[2] 264[2].
Gutzkow 506[2].
Gwinner W. 161[1] 429[2].
Gyldenstubbe Frhr v. 486.

Haarhaus J. R. 474[1].
Häberlin K. Fr., Staatsrechtslehrer 82.
Hackert Philipp, Landschaftsmaler 492.
Haeckel E. 451[6].
Hagedorn Friedrich v. 12 36.
Hagel Christine 195 f.
Haller Albrecht v. 12 79 213[3].
Hamann J. G. 52 130 351 389[3].
Hamilton, Ritter 490.
Hansen A. 451[6] 527.
— J. 158[2].
Hardenberg Karl August v., Minister 90.
Harnack Adolf 429[2].
— Otto 429[2] 474[1].
Hasenkamp 127.
Hasper L. 339[1].
Hassencamp R. 196[1 2] 283[3] 347[2].
Haugwitz Kurt Frhr v. 148.
Hauptmann, Hofjäger und Gastwirt 271.
Häusser L. 301[3] 417[1] 506[4].
Hayn R. 462[2].
Hebbel Fr. 108 169[1] 302[2] 547[1].
Heermann G. E., Bibliothekar 204.
Hegner Ulrich 72 120[2] 394[1].
Heine 429.
Heinemann K. 43[1] 64[1] 67[1] 144[1] 169[1] 196[3] 260 288[1] 356[4] 366[1] 484[2] 515[4].
Heinse W. 103[3] 110 127 128 267 348[2] 483[1].
Heinzelmann W. 429[2].
Hellen E. von der 39[2] 61[1] 170 315[1 2] 409[1] 439[1].
Helmholtz H. L. F. v. 451[6] 527[4] 532[1].
Hempel 104[1] 129[4].
Hemsterhuys Fr. H. 459.
Hendrich v., Kammerjunker 273 496.
Hennig R. 39[2].
Hennings v. 106.
Hensler Dora 488[1].
Herbst W. H. 232[2].
Herder Caroline v. (geb. Flachsland) 383[4] 411 510 517 519 520 521 523[1] 532.
— Johann Gottfried v. 37 52 f 54 62 72 77[2] 78 79 103 f 118 f 120 121 122 127 130 168[3] 171 173 175 179 186 206[2] 216 218 220 221 f 242 256 257 262 265 f 278 290[2] 292 306 314[2] 326[1] 343 351 383 389[3] 398 399 404 407 411 426[1] 430 f 434 450

452 458 462[2] 463[2 3] 466[2] 467 468 469 483 492 507 510 511 512 517 518 519 520 521 523[1] 525[1] 528 550 553.
Hergenröther Joseph, Kardinal 206[1].
Hering R. 127[2].
Hermann G. 330[1].
Herrmann M. 169[2] 288[2].
Hert, Legationssekretär 91 f.
— Frau 91 f.
Herzan, Kardinal 414 482 483.
Herzfelder J. 150[2].
Hesiod 157.
Heß Felix 121.
Hesse v., Geheimrat 77.
— v., Geheimrätin 77.
Hettner H. 169[1] 384 471[2] 535[1] 537[4].
Heuer O. 58[1] 144[1].
Heygendorff, Frau v., s. Jagemann.
Heyne E. v. 290[2] 374[1].
Hildebrand R. 230[1].
Hill, Botaniker 493.
Hillenbrand Dorothea v., s. Wieland Dorothea.
Hiller Johann Adam, Komponist 36.
Hirt, Archäolog und Literat 482 483[1] 492.
Hirzel Ludwig 474[1].
— Salomon, Buchhändler 285[1].
Höfer Edmund 238[1] 244[2] 316.
Hoffmann Ad. 517[1].
— O. 351[2].
Höffner J. 7[2].
Hoheisel C. 539[1].
Holbach 51 53 130 133.
Holmius P., dänischer Theolog 111[3].
Holstein-Eutin, Prinzen v. 53.
Hölty 141.
Holzwarth Fr. J., Geschichtschreiber 499 500[1].
Homann J. B., Kartograph 446.
Homer 13 53 65 97 132 133 174 175 176 209 217 260 473 491 495 552.
Hompesch, Baron 509.
Hoorn, Graf 498.
Höpfner 79 88 f 114.
Hoppe 25.
Horaz 260 293 484.
Horn, Goethes Jugendgenosse 31 32.
Houben H. H. 51[1].
Huseland Chr. W. v. 511.
Humbert E., Professor 290[2].
Humboldt W. v. 484[1].
Hüsgen 11[13].
Huxley Th. 532[1].
Hyrtl J. 451[4].

Jabach, Patrizierfamilie in Köln 128 129.
Jacobi Betty s. Clermont.
— Friedrich Heinrich 52[1] 127 128 129 bis 132 135[2] 148 166 171 212 345 bis 348 350 459 462 528.
Jacobi Johann Georg 128 129 142 148 171.
— M. 129[4].
Jacoby Daniel 247[1].
Jagemann Christian Joseph, Bibliothekar 202 205.
— Ferdinand, Maler 205.
Jagemann Karoline (Frau v. Heygendorff), Schauspielerin 205.
Jahn O. 32[1] 444[3] 506[3].
Jansen G. 317[1].
Janson H. J., dänischer Theolog 111[3].
Janssen Johannes 13[4] 37[1] 68[1] 138[1] 148[4] 149[2] 195[1] 215[1] 229[2].
Jean Paul 120[1].
Jentsch 284.
Jerusalem Joh. Friedr. W., prot. Abt 91[2] 92 121 194 220 412.
— Karl Wilhelm, Gesandtschaftssekretär 91 f 107 109 113 139.
Ihlen, prot. Pfarrer 358[2].
Ilten Amalie v. 207 285.
— Karoline v. 207 246 255 277 285 310[1] 312 351 409 412.
Ilwof Fr. 474[1].
Imhoff, Major 207[2].
— Luise (geb. v. Schardt) 207[2] 250 254 255 511.
— Marianne 207[2].
Johannes Sekundus s. Everard.
Jonas Fr. 190[1] 236[1] 237[1] 506[3] 511[1] 514[2] 548[2] 549[2].
Jordan K. Fr. 451[6] 527[4].
Joseph II., Kaiser 21 82 395 413—417 424 508 510 513.
Irving of Drum, schottisches Geschlecht 236.
Ischer R. 170[2].
Isenbiehl J. B. 431.
Juel Jens, dänischer Maler 362.
Jügel K. 150[4].
Julius Cäsar 511.
Jung, Theologieprofessor 54[4].
— R. 4[2].
Jung-Stilling 47 49 52 122[2] 127 128 283[3].

Kahlert s. Ebers.
Kalb v., Kammerherr 173 179 204 211 216 218 223 224 226 228 250 251 254 255 286 386 395 f 400.
— Frau v. 532.
— Karl Alexander v., Kammerpräsident 211 255 296.
— Minna v. 211 285.
Kalischer S. 463[3] 527[4].
Kalthoff A. 429[2].
Kanig O. 342[1].
Kanne, Jurist 46[1].
Kant 52.
Kapff, prot. Dekan 110[1] 429[2].
Karamsin N. M. 264[1].

Karl d. Gr., Kaiser 21 179.
— V., Kaiser 498 499.
— VII., Kaiser 7 [2].
— Herzog von Braunschweig 185 192.
— Herzog von Pfalz-Zweibrücken 413 416 420 422 f.
— Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar 317 [1].
— August, Herzog von Sachsen-Weimar, s. Carl.
— August, Prinz von Meiningen 152 172.
— Borromäus, hl. 121.
— Friedrich, Markgraf von Baden 140 417.
— Friedrich, Erbprinz von Sachsen-Weimar 397 405 431.
— Theodor, Kurfürst von Bayern 416.
Karoline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt 201.
Karschin, die 171.
Kästner A. G., Mathematiker und Dichter 121 251 387 [3].
Katharina II., Kaiserin von Rußland 413 415 508.
— Lisbeth, Wäscherin 93 f.
Kauffmann Angelika, Malerin 487 488 f.
Kaufmann Christoph 255 256 262 264 [4].
Kaunitz Wenzel Anton, Fürst v. 415 f 420.
Kayser P. Chr., Musiker 250 262 [1] 483 492.
Keil Robert 7 [1] 73 [1] 257 262 [1] 263 [1] 270 [2] 288 [3] 315 f 320 321 322 326 349 [2] 352 [1] 356 [1 3] 391 [1] 405 [2] 435 [2] 517 [2] 529 [1].
Keller, Fräulein v. 240.
— Gottfried 535 [1].
Kestner A. 83 [2] 85 [2] 86 [1] 88 [1] 90 [1 4] 93 [2] 106 [3] 129 [2] 140 [2] 149 [1].
— Johann Christian 83 84—90 91 92 93 95 f 106 109 139 f.
Keuchel G. 103 [3] 429 [2].
Kielmannsegge v. 83.
Kjölenson H. 429 [2] 531.
Kirchhoff A. 527 [4].
Kirn O. 429 [2].
Kirstein A. 40 [2].
Kleiner P. 345 [1].
Klemens XIII., Papst 206.
Klettenberg Susanna v. 15 16 43 f 46 48 52 125 161 313.
Klinger Agnes 263 [1].
— Max 171 226 250 262 263 264.
Klopstock 12 26 37 73 107 118 f 121 122 127 138 140 f 156 160 [2] 171 173 201 229 230 232 f 261 277 281 333 [3] 366 384 392.
Knebel Henriette v. 148 533.
— Karl Ludwig v. 142 168 199 201 204 210 211 212 [1] 213 232 [2] 235 247 284 290 [2] 295 325 389 [3] 394 397 398 425 452 459 460 492 507 [2] 508 511 523 [1] 533 536.
Knebel-Doeberitz H. v. 460 [2].
Knetsch C. 3 [1].
Kniep Chr. H., Maler 482.
Knortz 87 [2].
Koch, Schauspieler 73 [2] 190.
— M. 76 [4].
Kochendörffer K. 47 [3] 59 [3].
Koegel R. 324 [1].
Köpert H. 404 [1].
Köpke R. 339 [2] 539 [2] 540 [2].
Körner Christian Gottfried 462 [2] 511 548 549.
— Theodor 105 [1] 189 295.
Koßmann R. 451 [6].
Köster A. 7 [1] 39 [2] 279 [3] 529 [1].
Koetschau K. und M. Morris 149 [2] 150 [1 2].
Kotzebue Amalie v. 202 272 276 311.
— August v. 40 188.
Kraft, Geheimexperte 299 355 374 388.
Krämer A. 206 [2].
Kranz Johann Friedrich 288.
Kraus (Krause) Georg Melchior, Maler 205 210 216 218 253 288 390 392 [1] 506.
Kreiten W., S. J. 436 [3]; s. auch Diel.
Kriegk G. L. 4 [1] 5 [6] 13 [4] 16 [2] 18 20 [2] 22 [2].
Krollmann Chr. 299 [4].
Krüger, Schauspieler 35 343.
Krüger-Westend H. 8 [1].
Kuhlenbeck L. 133 [2] 136 [2].
Kühne F. G. 316.
Künzel 383 [4].
Kurz H. 346 [1].
Kußmaul Ad. 40 [2].

Laffitte P. 463 [3].
La Mettrie Julien de 130.
Langer, Hofmeister 41 f.
Lansdowne, Lord 354 [3].
Lappenberg J. M. 43 [2].
La Roche v., Familie 90 101.
— — Max v., kurmainzischer Hofrat 431.
— — Maximiliane v. 90 94 196 209 311; s. Brentano.
— — Sophie v. (geb. v. Gutermann) 77 110 127 143 170 [2] 171 194 195 196 209 213 283 [3] 347 [4].
Laßberg Christiane v. 283 284.
Laubmann G. v. und L. v. Scheffler 539 [2].
Lauth, die beiden Fräulein 47.
Lavater 118—128 130 136 149 150 169 f 214 218 225 236 237 248 318 324 354 [2] 364 f 348 371 372 373 388 390 411 422 427 432 ff 444 459.
Le Brun Charles, Maler 128.
Lebzeltern 537 [4].
Lehmann J. G., Bergrat 445.
Leibniz 91 133 463 [2].
Leitzmann A. 39 [2] 122 [3] 484 [1].

Lenz 47[3] 58[1] 60[2] 61 96 114[2] 171 226 250 251 255 257 261 262 263 f 279[3] 357 358.
Leonhardi J. G. 181[2].
Lerse Fr. Chr. 47 59[4] 70.
Lersner Max v. 5[6].
Lessing Gotthold Ephraim 13 21 25 31 36 37 39[2] 45 52 63 66 74 101 110 112 f 120 135[2] 140 166 171 173 174 384 436 462 480 482 548.
— Th. 226[1] 266[3] 301[4] 319[2] 355[2] 395[1].
Leuchsenring Franz Michael 77 78 90.
Levasseur Therese 319.
Levin Rahel 484[1].
Lewald Fanny 243[2] 316 317[1].
Lewes G. H. (Frese) 169 175 180[1] 191[3] 210 230[1] 256[1] 259 260 299[2] 315 316 318 333[3] 382[2] 504 532[1].
Leyser L. 47[2] 54[4] 288.
Leysewitz 141.
Lichtenberg v. 122[2] 255 256 325 406.
Lichtenstein Ulrich v. 312[3].
Liechtenstein 488[2].
Lila s. Ziegler, Fräulein v.
Lili (Lilli) s. Schönemann.
Lilienthal, prot. Theologe 52.
Limprecht J. Chr. 41 48.
Linck G. 445[1].
Lindenau, Graf v. 34 35 41 42.
Linné 464 527.
Lippert Ph. D. 36.
Lips, Zeichner 128[2].
Livius 193.
Loebell R. 76[4].
Löben v., kursächsischer Minister 508.
Lobstein, Anatom 48.
Loder, Anatom 383 449 451 454 465.
Lo Forte-Randi A. 491[1].
Löhlein, Komponist 36.
Loiseau H. 318 456[1].
Loen J. M. v. 15.
Lope de Vega 312[3].
Loeper Gustav v. 170[2] 448.
Lorenz O. 418[1] 427[3].
Lotte s. Buff.
Louis Philippe, König der Franzosen 260.
Lucchesini, Marquis 491 507 510[2].
Lucian 16 195.
Lucius E., prot. Theologe 54[4].
— Ph. F., prot. Pfarrer 54[4].
Ludecus W., Hofsekretär 202 516[2].
Ludewig, Hofrat 33.
Ludwig XIV., König von Frankreich 479.
— XV., König von Frankreich 193.
Luise (Louise), Herzogin von Sachsen-Weimar 173 201 f 208 f 213 214 222 226 229 240 242 246 248 256 257 264 272 277 278 281 283 286[1] 291 311 349 351 371 394 397 398 406 411 458 510 518 525 553.
Luther Martin 48 100 130 133 167 221 431 480.
Lüttwitz Henriette v. 517[1].
Lutz, Schneidermeister 3.
Lynar, Graf 482.
Lyncker v., Konsistorialrat 271 273.
— Karl v., Hofjunker 224[1] 253 268[2] 294[1] 395 406.

Macaulay 477.
Macchiavelli (Machiavelli) 124 500.
Magnus R. 451[6] 453[1] 527[4] 532[1].
Mahomet 154 ff 500.
Malebranche N. 133.
Manso G. B. 537[3].
Maracci 156.
Marbach H. 429[2].
Margareta von Parma, Statthalterin der Niederlande 502.
Marggraff H. 383[4] 519[3] 523[1].
Maria Pawlowna, Großfürstin 117[4].
— Theresia, Kaiserin 198[1] 413.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich 48.
Maron Anton 483[1].
— Peter 483[1].
Marot Clément 49.
Martin E. 132[1].
Matthias A. 342[1].
Maurer Th. 61[1].
Maximilian, Kaiser 68.
— Franz, Erzherzog von Österreich, Kurfürst von Köln 416.
— Prinz von Pfalz-Zweibrücken 416.
Mayne H. 17[1] 310[4].
Mayr, prot. Theologe 194.
Meckel J. F., s. Froriep.
Meixner Charitas 22.
Melber, Materialienhändler 6.
Melzer E. 463[3].
Mendelssohn Moses 25 49 74 91 113 121 135[2] 154.
Mengs Raphael 488.
Menne K. 111[3].
Mentzel Elisabeth 8[1] 11[1] 16[1,2] 354[3].
Menzel Ad. 13[4] 82[1] 85[3].
— K. A. 417[1].
Merck Johann Heinrich 73[1] 76 f 78 79 88 89 90 94 95 102 103[3] 105 115 140 143 151 165 168 175 200[2] 201 218 219 221 265[1] 285 288 290[2] 293 296 326[1] 350 354[3] 355 356 361 372 381 397 400[2] 409[1] 414 419 428[2] 444 446 449 450 f 452 454 455.
— Frau 90 95.
Merian-Genast 299[4].
Merkel Garlieb 348[2].
Metz, Arzt 44.
— A. 56[2] 58[1] 166[2].
Metzger J. D., Mediziner 59.
Meusel J. G. 73[2].

Meviſſen G. 158[2].
Meyer C. 474[1].
— Heinrich, Maler 482.
— John, Mediziner 47.
— Marianne 484[1].
— R. M. 40[1] 54[1] 67[1] 106[2] 162[3] 260 484[2] 500[2] 525[1].
— von Waldeck Fr. 103[3].
Michelangelo 133 478 479 485 486.
Mieding, Schreiner 226 271 272 321.
Miller Johann Martin 141 262 279.
Milton 160[2] 176 505.
Minor J. 15[1] 39[2] 64[1] 160[2].
Möbius M. 527[4].
— P. J. 40[2] 43[1] 57[2] 170[2] 334[2] 484[1] 515[4] 544[1].
Moland 137[2] 155[1] 157[1] 436[1 3].
Molière 193.
Möllendorf Wichard Joachim Heinr. Graf v., preußiſcher Feldmarſchall 304.
Montaigne M. 49.
Monti Vincenzo 488.
Moore Thomas 354[3].
Moors, Freund Goethes 31 32.
Morel L. 111[3] 334[2].
Morhof Daniel Georg 25.
Moritz, Rat 22.
— Karl Philipp 329 463[2] 482 492 525.
Moriz, Marſchall von Sachſen 431.
Morris M. 14[1] 80[3] 106[2] 439[1]; ſ. auch Koetſchau.
Morſch H. 330[1].
Morus, Leipziger Profeſſor 30.
Moſer, Dichter 17.
— v., Präſident 96 389.
— Friedrich Karl Frhr v., Miniſter 76[4].
Möſer Juſtus 497.
Moſes 124.
Müller Friedrich (Teufelsmüller) 483[1].
— Friedrich v., ſachſen-weimariſcher Kanzler 512[1] 551[1].
— Guſtav Adolf 54[4] 57[2] 58[1] 153[2].
— H. F. 333[2] 342[1].
— Johannes v., Hiſtoriker 417[3] 507.
— J. G. 122[3].
— K. W., Ratsherr 321.
Münch Anna Sibylla 104 209.
Muncker Fr. 120[2].
Mundt ſ. Varnhagen v. Enſe.
Muralt Anna v. 364.
Muſäus Johann Karl 181[1] 203 204 256 272 274 275 279 383.
Muth K. 478[1].

Näke A. F. 54[4].
Napoleon I. 91[2] 202 458.
Nechansky A. 7[2].
Neudecker G. 330[1] 341[1] 343[1].
Neuhauß 322.
Neveling W. 463[2].
Newton Iſaak 465.
Nicolai Chriſtoph Friedrich 74 79 113 114 115 116 166 169 171 172 212[1] 391 392[1] 436 535.
Nicolovius Alfred 530[3].
Niebuhr Barthold Georg, Hiſtoriker 488[1].
Nikolaus I., Kaiſer von Rußland 117[4].
Noack Fr. 483 484[1] 488[2].
Nolten, Konrektor 181[1].
Nonne, Geheimrat 189.
Noſtiz Luitgarde v. 202.
Novar Melchior de, S. J. 498[1].

Oberndorff C., Graf 200[1].
Oberreit J. 459.
Oken Lorenz, Naturforſcher 532[1].
Oldenbarneveldt 505.
Oosterzee J. J. van 429[2].
Oranien Wilhelm von 499 501 502.
Ortis Jacopo 111[3].
Orville d', Fabrikant 151; ſ. auch Schönemann, Frau.
Oeſer Adam Friedrich 36 37 46 72 328 372.
— Friederike 38 46 209.
Oſſian 49 56 107 109 209 494.
Oettingen v. 170[1].
Otto R. 451[6].
Ovid 13 193 194 473 484 495 517 524.
Owen Richard, Paläontolog 532[1].

Palladio Andrea 469[2] 475[1 2].
Pallmann H. 6[1].
— R. 68[1].
Papini Ch., S. J. 498[1] 500[1].
Pasqué Ernſt 190[3 4] 270[2] 349[1] 394[2].
Paſſavant 149.
Paſtor L. v. 37[1] 478[1 2] 479[1 2].
Paulus, hl. 101 167 477.
Pératé A. 478[1 2] 479[1].
Perugino Pietro 471[2].
Peſch Tilmann, S. J. 454[1].
Peterſen, Profeſſor 77 212[1].
Petrarca 14 194 318 473 543.
Petrus, hl. 101 477.
Pfenninger 124.
Pfleiderer O. 429[2].
Phidias 132 133.
Philippſon M. 500[3].
Pichler Adolf 547[1].
Pierer Karoline 202.
Pindar 83.
Piron A. 21.
Pius VI., Papſt 266 414 415 f 487.
Platen 539[2].
Plato 25 49 132 133 195.
Pleſchtſchejew 264[1].
Pniower O. 17[1] 162[3].
Pöllnitz Karl Ludwig Frhr v. 460.
Portig G. 24[4] 342[1].
Poszakowski J., S. J. 498[1].
Prem S. M. 150[1].
Preußen, Prinz von, ſ. Friedrich Wilhelm II.

Proal L. 110[1].
Probst Wilhelmine 257 285 321.
Properz 484.
Putbus Moritz Ulrich Graf zu, Oberhofmeister 268[3] 271.
— Frau v., Oberhofmeisterin 202.

Quenstedt Fr. A., Geolog 445.
Quilling F. 6[1].

Rabelais François 49.
Rachel P. 190[1].
Racine 20 289.
Radowitz v. 260[1].
Raffael 99 133 479 494 495.
Raich J. M. 407[2].
Ramberg J. H. 122[2].
Ranke L. v. 415[1 2] 417[2 3] 420[2] 422[2] 424[1] 477[1] 506[4] 508[1].
Raschau Sophie v. 285.
Räß A. 480[1].
Raynal, Abbé 459.
Recke Elisa von der 190[1].
Redlich C. Chr. 113[1].
Rehdiger v., Präsident des Geheimen Konseils 186.
Rehfues Ph. J. v. 484[1].
Reich, Buchhändler 36 169.
Reichardt, Hofgärtner 226.
— J. F. 533[3].
Reichert 256.
Reiffenstein, russischer Hofrat 482 488 492.
Reis, prot. Oberpfarrer 92[1].
Reißeißen, Professor der Rechte 59.
Rembrandt 99 288 372.
Rémusat M. C. v. 111[1].
Reynier Peter 165.
Ricci (Riggi) Maddalena 484.
Riedel 511.
Rieger M. 250[2] 264[4].
Riemer Friedrich Wilhelm 73[1] 135[2] 149[3] 213[1] 214[3] 218[2] 249[2] 258 259 320 321 402[2] 497[2] 516[2].
Riesbeck 249[4].
Riese Johann Jakob 27 172.
Rimpau W. 361[2].
Rinck Chr. Fr. 92[2] 216[1] 406[2] 516[1].
Ring, Hofrat 59.
Ristelhuber 47[2].
Rod E. 143[4] 318.
Rödel R. 103[3].
Roland, Zeichenmeister 11.
Roquette O. 57[2].
Rosanow M. N. 61[2] 261[2] 264[2].
Rosini 537[4].
Roth, Geheimkanzlist 216.
Roetteken H. 39[3].
Rousseau Jean Jacques 36 48 51 63 66 84 98 107 130 132[3] 133 175 195 208 225 235 237 279 314[2] 319 359 361 371 401 411 428 434 435 436 437 443.
Roussillon, Fräulein v. (Uranie) 78.
Rubens 99 100 128.
Ruland C. 8[1] 489[2].
Rümelin G. 328[1].
Rythovius, Bischof von Ypern 500.

Sachs J. v. 527[4].
Sack Fr. S. G. 121.
Saint-Martin Louis Claude de 411 432.
Saitschik R. 429[2].
Salis-Marschlins Karl Ulysses v. 140.
Salomon L. 484[3].
Salzmann, Aktuarius 47 54[4] 56 62 69 70[1].
Sandvoß-Xanthippus 57[2].
Saussure Horace Bénédicte de 362.
Scardigno R. 111[3].
Schade, englischer Sprachlehrer 11.
Schadow Gottfried, Bildhauer 483[1].
Schäfer, Fr. A. 42[3].
Schaefer Arnold 19.
— J. W., Literaturhistoriker 259.
Schardt, Frau v. 235 512[2].
— v., Geheimrat 406.
— v., Hofmarschall 236 405.
— Luise v., s. Imhoff.
Scheffauer 483[1].
Scheffler L. v., s. Laubmann.
Schelhorn (Schellhorn) Cornelia, Witwe (geb. Walter) 4.
Scheller Marie 224[2] 268[2] 294[1] 300[1] 371[4] 376[2] 396[1].
Scherbius, Kandidat 11.
Scherer W. 22[1] 103[3] 106[2] 132[1] 144 235[1] 266[1].
Scherr Johannes 57 118[1] 383[1].
Schiller Charlotte v. 522.
— Friedrich v. 164 179 189 235 237 239 365 462[2] 475 484[1] 498 510 f 514 538 548 549.
Schlegel August Wilhelm v. 111[1] 279[3] 333[3] 407[2].
— Friedrich v. 518[1].
— Johann Elias 35.
Schleiden, J. M. 527[4].
Schletterer 322[2].
Schlosser Johann Georg 33 79 90 93 123 132 359 422.
Schmehling, Sängerin 35.
Schmidt, Geheimrat 194 223 226 257 506 511 513.
— Erich 40[2] 106[2] 144[1] 161[1] 162[3] 279[3] 322[2] 324[1] 327[1] 438[1] 469[1] 474[1 2].
— Friedrich 3[2] 4[3].
— Julian 103[3] 429[2].
— Klamer Eberh. Karl 127.
— Oscar 451[6] 527[4].
— Wilhelm Adolf 417[3].
Schmoll, Zeichner 126 128.
Schnauß, Geheimrat 496[1].

Schneegans, Frau Daniel 153 [2].
Schneider, Madame 442.
— Rat 12 22.
Schneiderreit G. 133 [2].
Schnorr von Carolsfeld Franz 333 [3].
Schöll G. A. (Wahle) 134 [1] 245 [4] 270 [2] 275 [4] 284 [3] 290 [2] 294 [1] 295 [1] 310 [1] 376 [3] 378 [3] 395 [2] 413 [1] 506 [4] 507 [2 3] 518 [2].
Scholten Nollen J. 73 [2].
Schönborn G. F. E. Frhr v. 73 106.
Schönemann, Bankier 143.
— Familie 143 150 153 238.
— Frau (geb. d'Orville) 143 f 153 [1] 358.
— Friedrich 144 [1].
— Lili (Elisabeth) 144—153 172 173 176 209 217 235 239 243 246 310 357 358 f 371 500.
Schönkopf, Weinhändler 33.
— Käthchen (Anna Katharina) 33 38 40 [2] 46 209 242.
Schöpflin J. D. 48 f.
Schröder E. 61 [1].
— F. L. 383 [4].
Schröter Corona 35 38 242 f 255 257 282 285 286 288 310 [1] 311 f 313 315 316 320—323 326 329 345 351 376 391 404 511 553.
— W., prot. Pfarrer 290 [2] 389 [1].
Schrötter, Silberdiener 203.
Schubart Christian Daniel 111 [3].
— M. 18.
Schubert 262 [1].
— G. H. v. 116.
Schuchardt Ch. 474 [1].
Schüddekopf C. 103 [3] 122 [2] 347 [3] 348 [2].
Schultheß, Frau Barbara (Bäbe) 149 f.
Schultheß-Rechberg G. v. 150 [1].
Schulze S. 38 [4] 40 [1] 106 [2] 118 [2] 132 [1].
Schulze Karoline 35.
Schumann, Maler 271.
Schunck E. 330 [1].
Schütz Johann Georg 482 483 [1].
Schütz-Wilson H. 315 [2].
Schwarze W. 474 [1].
Schweitzer Anton 190 198 349.
Schweizer P. 68 [1].
Schweppenhäuser, prot. Pfarrer 358 [2].
Schwerdt H. 179 [5].
Scott Walter 75 261 [1].
Seckendorff Siegmund Leo Frhr v. 100 204 f 211 218 228 268 272 273 279 287 294 [1] 322 349 386 390 405 426 512 [2].
Seebach 255.
Seebeck Thomas Johann 158.
Seeley J. R. 429 [2].
Segrè C. 537 [4].
Seidel Philipp 224 246 272 279 302 355 359 395 [1] 467 [3] 489 [1] 492 506.
Seidler Johann Wilhelm 192.
Selbig 68.
Seligmann A. Fr. 489 [2].
Sell K. 429 [2] 518 [1].
Senckenberg, Arzt 4 5 [6] 13 [4] 16 18 22 [2].
— Erasmus 18 20 [3].
Serassi, Abbate 537.
Seuffert B. 198 [1 2] 199 [1] 483 [1].
Seyler, Schauspieler 190.
Shakespeare 36 49 53 62—66 73 74 98 133 154 156 174 175 176 260 263 278 328 448 475 506 538 f 547 551 552.
Sickingen Franz v. 68.
Siebeck H. 429 [2] 451 [6] 527 [4].
Siegrott, Kammerlakai 203.
Sierke E. 491 [1].
Slevoigt, Förster 216.
Smith Adam 293.
Sografi Simeone Antonio 111 [3].
Sokrates 25 112 154 195.
Solerti A. 537 [4].
Sömmerring Samuel Thomas v. 422 450 453 454.
Sophokles 64 65 113 176 260 534 f 552.
Soret Friedrich 69.
Soulavie, Abbé, Geolog 446.
Spach, Archivar 54 [4].
Spalding Johann Joachim, prot. Pastor 121.
Speyer O. 537 [4].
Spielmann, Chemiker 48.
Spinoza 129 131 132 133 134 135—137 138 235 411 431 435 461 462 f 465 469 522.
Sprengel M. Chr. 83.
Springer R. 180 [1] 200 [1].
Staël Frau v. 179 206.
Staff v., Kammerherr 251 253 273 406.
— v., Kammerjunker 406.
Stahr Adolf 290 [2] 315.
Stapylton Sir Robert 498 [1].
Starck 383 [1].
Stark (Starck), prot. Prediger 6 13 18.
— Frau 18.
Steig R. 339 [3].
Stein v., Hofmarschall 203.
— Fräulein v., Hofdame 311.
— Frau Minister v. 127.
— Frau Charlotte v. 6 150 183 [1] 202 204 207 215 216 222 226 228 235—248 249 250 251 252 [1] 253 254 255 257 261 [3] 264 [2] 275 276 277 279 282 283 284 285 291 294 [1] 295 296 299 [4] 309 311 313 ff 316—320 321 325 326 327 329 337 355 356 357 359 361 365 368 372 376 377 381 390 391 394 [1] 395 398 400 407 408 409—412 419 420 421 422 424—427 428 429 [2] 433 435 442 444 448 450 458 459 460 ff 462 463 465 467 485 491 494 497 511 514 f 518—525 532 534 535 536 f 553 554.
— Fritz v. 6 391 395 411 422 461 489 520 521 522.

Stein Gottlob Ernst Josias Friedrich Frhr v., Oberstallmeister 201 204 236 237 251[2] 271 316 379 399[2] 405 460 461.
Steiner R. 438[2] 439[1] 451[6] 463[3].
Stephani W. A. 58[1].
Stern A. 183[3] 303[2] 484[2].
Sterne Lawrence 49 279.
Stöber A. 47[2] 61[2].
— Elias, Professor der Rechte 59.
Stockmann A., S. J. 354[3].
Stolberg Auguste Gräfin zu 147 148 152 214 310 494.
— Christian Graf zu 148 149 207[1] 214 216 237 392[1] 459.
— Friedrich Leopold Graf zu 37[1] 138 141 148 149 195[1] 207[1] 214 216 229 233 f 237 262[1] 269 392[1] 459.
— Henriette Gräfin zu 195[1] 214.
Stotzingen O. Frhr v. 201[1].
Strack A. 40[2] 39.
Straba Famian, S. J. 498 500[1].
Straube, Wirtin 30[3].
Strecker R. 429[2].
Stricker W. 6[1] 13[4].
Strodtmann A. 475[2].
Stubenvoll v., Kammerherr 406.
Stümcke H. 286[1] 320 321 391[1].
Sueton 436.
Sulzer Johann Georg 171 488.
Süpfle Th. 111[3].
Suphan Bernhard 7[3] 39[2] 150[1] 225 229[1] 243[3] 245[4] 252[1] 261[3] 294[1] 383[4] 389[3] 409[1] 462[2] 463[2] 496[1].
Synesius 431.

Tabor v., Geheimrat 223.
Talma, Schauspieler 117.
Tasso 407 473 535 537 f 543.
Tauber G. 330[1].
Tauler Johann, Prediger 49.
Tell 149.
Texte J. 111[3].
Textor, Familie 5.
— Jurist und Schöffe 5 f.
— Joh. Nikolaus, Stadtkommandant 5.
— Joh. Wolfgang, Dr iuris, kaiserlicher Rat und Stadtschultheiß 5 f 10 17 18 43.
— Joh. Wolfgang, Syndikus 5.
— Katharina Elisabeth, s. Goethe Katharina Elisabeth.
Theiß, Advokat 62.
Theokrit 65.
Therfites 65.
Thomas von Aquin, hl. 453.
— von Kempen 49.
— Calvin 162[3].
Thoranc, Königsleutnant 18 19 20[1].
Thusnelda s. Göchhausen.
Thym, Kalligraph 11.
Tibull 484.
Tieck 339 539[2] 540.
Tille A. 103[3].
Tiraboschi Girolamo, S. J. 205.
Tischbein Wilhelm, Maler 327 482 483[1] 492.
Tizian 195.
Tobler 364 439[1].
Tornius V. 77[1] 78 90[2].
Tourneaux M. 435[4].
Trapp August 22 60[2].
Traumann E. 59[2] 64[1] 314[2].
Trebra v., Oberberghauptmann 251 252[1] 253 296.
Trescho, prot. Prediger 52.
Trinius A. 181[1] 200[1] 272[2] 297.
Trippel A., Bildhauer 482 492.
Troost 47.
Tyndall J., Physiker 466[1].

Ulemann, Jude 268.
Ulysses 65.
Unterberger, Künstler 483[1].
Unzelmann, Schauspieler 7[2].
Uranie s. Rousillon.
Urlichs L. 131[3] 132[1] 148[3] 474[1] 488[1].
Uz Johann Peter 74[1] 194.

Valentin V. 387[2].
Varnhagen v. Ense K. A. 54[4] 321[1]; V. v. E. und Mundt 179[2] 296[1] 459[3].
Vehse E. 180[4] 184[1] 191[3].
Veit Dorothea (Frau v. Schlegel) 518[1].
Vergil 13 113.
Viehoff H. 49[3] 70[2] 72[5] 105[3] 134[1] 168 213[2] 214[3] 216[3] 229[2] 232[1] 259 321[2] 348[1].
Vignola (G. Barozzi) 475[2].
Villoison J. B. G. d'Annsse de, Philolog 459.
Virchow R. 444[1] 453[3] 526 527[4] 528 532[1].
Vischer Friedrich, Ästhetiker 274[1].
Vogel C. 234[2] 256[1] 467.
— Julius 36[1] 474[1].
— Otto 451[6].
— Th. 396[2] 429[2] 484 487 514[1].
Vogeler A. 330[1].
Vogt K. 445[2].
Voigt Christian Gottlob v. 297 444[3].
— G. 537[4].
— Johann Karl Wilhelm, Geolog 444 446 447 465 492 506 511 513.
Voigts Jenny v. (geb. Möser) 74[1] 497.
Volbehr Th. 474[1].
Volger O. 6[1].
Volgstedt, Beamter 376 389.
Voltaire 48 49 f 51 53 59 62 63 65 66 74 130 133 137 138 155 156 157 f 175 193 237 266 294 348 431 434 435 436 437 443.
Vondel 498[1] 505 f.

Voß Heinrich (d. j.) 24 485.
— J. H. 105 141 168[3] 232[3] 234[1] 261 269.
Vulpius (Vater) 515.
— Christian August 515 f.
— Christiane 149 285[1] 514—521 528 bis 532 537 548 549 554.

Wagener Br. 53[2] 156[2].
Wagner Hedwig 537[4].
— Heinrich Leopold 171 172 211.
— J. A., Gerichtssubstitut 22[2].
— K. 5[1] 53[1] 94[2] 114[2] 115[2 3] 166[1] 186[2] 189[3] 200[2] 210[1] 224[2] 265[1] 266[2] 270[2] 278[2] 287[1] 288[5] 347[4] 371[1—3] 372[1—3] 414[2] 454[2] 455[1].
— Richard 471[3].
Wahl, Professor 252.
Wahle s. Schöll.
Waldmann F. 61[2] 114[1] 264[3].
Waldner Henriette v. 279[3].
Waldner-Freundstein Luise Adelaide v. 203 207 246 285 311.
Wallmoden-Gimborn J. L. v., Gesandter 91[2].
Walzel O. 80[3].
Warnsdorff v., Leutnant 168.
Warren-Hastings, englischer Generalgouverneur 207[2].
Waser Hedwig 72[1] 120[2] 122[2] 170[2].
Wasilewski W. v. 451[6].
Weber E. W. 270[2].
— Friedrich Wilhelm 312[3].
Wedel C. J. M. v., Kammerherr 204 254 256 273 286 349 353 f 356 406 513.
Wegele Fr. X. v. 68[1] 290[2].
Weibel Karl 202.
Weilen Alexander v. 280[2].
Weinhold K. 61[2].
Weishaupt Adam 383 384.
Weismann H. 6[1].
Weiß J. B. v. 414[1] 417[1].
Weiße Christian Felix 36 37 74[1] 79 111[3].
Weißenfels R. 33 34[1 2] 35[1] 38[1] 60 72[6].
Weitbrecht C. 78[2] 474[1].
Welder-Steinberg A. 105[1].
Welling 46.
Wenck, Rektor 77 79.
Wernekke H. 384[1 2] 387[1 2].
Werner Abraham Gottlob 445 f 446[1].
— R. M. 302[2] 547[1].
Wertheimer E. 509[2] 510.
Werther Baron v. 406.
Werthern, Graf v. 205 405.
— Gräfin v. 205 207 250 254 256 296 310[1] 311 313 372 389 394.
Wesendonck Mathilde 471[3].
Weygand, Verleger 114[2].
Weyland P. C. (Faselius) 290[2] 506[4].
Wiedeburg, Mathematiker 465.
Wieland Christoph Martin 6 7 30 36 37 62 65 73[2] 102 f 105 110 129[2] 142 156 164 171 172 173 186 189 190 194—199 203 f 207 210 211 212 f 215 220 221 222 224 240 243 250 251[1] 254 255 256 257 261 262 263 265 266 267 268 270 273 278 285 f 288 290[2] 291 294 300 324 326[1] 345 347[1 4] 348—350 351 358 362 371 387[3] 392[1] 406[2] 411 428[2] 455 467 469 483 510 519 552 554.
— Dorothea (geb. Hillenbrand) 13 196 213 255 411 510.
Wiesner J. 527[4].
Wigand A. 451[6] 527[4].
— P. 458[1].
Wilhelm II., Deutscher Kaiser 373.
— Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar 183.
Wilkins A. S. 330[1].
Winckelmann 36 37 480 482 488.
Winkler, Physiker 28 29.
— M. 358[2].
Witkowski G. 39[3] 43[1] 54 64[1] 259 474[1].
Witzleben v., Kammerherr 282 406.
Wolf, Schauspielerin 288.
Wolff Christian Frhr v. 133.
— E. 85[1] 88[1] 91[2] 92[2] 259.
— Ernst Wilhelm, Kapellmeister 190 204.
— K. 89[2] 165[3] 168[2] 210[1] 287[1] 288[5] 350[2] 351[1] 355[3] 362[2].
Wolff-Cassel S. 429[2].
Wöllwarth v., Hofdame 288 345.
Wrangel v. 283.
— E. 111[3].

Xenophon 198.

Zelter K. Fr. 179.
Ziegler, Fräulein v. (Lila) 78.
Zimmermann Johann Georg 122 150 170[2] 224 228 236 237 238 f 243[3] 245[4] 252[1] 261 294[1].
Zollikofer G. J. 121.
Zolling Th. 264[2] 358.
Zupitza J. 111[1] 279[3].

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Geschichte der Weltliteratur

Von **Alexander Baumgartner** S. J.

I: **Die Literaturen Westasiens und der Nilländer.** 3. u. 4., verbesserte Auflage. gr. 8° (XX u. 638) *M* 9.60; geb. in Halbsaffian *M* 12.—

II: **Die Literaturen Indiens und Ostasiens.** 3. u. 4., verbesserte Auflage. gr. 8° (XVI u. 650) *M* 9.60; geb. *M* 12.—

III: **Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums.** 3. u. 4., verbesserte Auflage. gr. 8° (XII u. 610) *M* 9.—; geb. *M* 11.40

IV: **Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.** 3. u. 4., verbesserte Auflage. gr. 8° (XVI u. 704) *M* 11.40; geb. *M* 14.40

V: **Die französische Literatur.** 1. bis 4. Auflage. gr. 8° (XVIII u. 748) *M* 12.—; geb. *M* 15.—

VI: **Die italienische Literatur.** 1. bis 4. Auflage. gr. 8° (XXIV u. 944) *M* 15.—; geb. *M* 18.—

„. . . Dieses Buch ist eine Frucht großer Sachkenntnis, eingehender bibliographischer Studien und ist auch mit warmer Liebe geschrieben. Dies zeigt sich namentlich im Stil, der ja bei Baumgartner stets lebendig und schön ist, aber sich in diesem Bande oft auf eine Höhe künstlerischer Kraft erhebt, die schon bei der ersten Lektüre auffällt. . . . Diese hingebende Vertiefung in seinen Gegenstand hat auf seinen eigenen Stil abgefärbt und gibt ihm eine wechselreiche, lebendige Frische mit überraschend charakteristischer Fülle der Wortwahl. . . ."

(P. Dr Froberger in Trier über den VI. Band in der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung 1911, Nr 4.)

„. . . Die italienische Literatur Baumgartners ist ein Bestandteil seiner großartig angelegten Weltliteratur. Durch die Eingliederung in dieses Sammelwerk war dem Bande Ziel und Methode vorgeschrieben. Die Weltliteratur wendet sich in erster Linie nicht an die Fachgelehrten, sondern an die weiteren Kreise aller Gebildeten: sie will weniger eine erschöpfende kritische Darstellung der Literatur bieten, als vielmehr in größeren Umrissen das alle gebildeten Kreise Interessierende in gefälliger Form vorlegen. Was aber dem Spezialforscher diesen wie die übrigen Bände Baumgartners so nahe bringt, ist die individuelle Auffassung und Behandlung des Stoffes. Fast jede Seite legt Zeugnis davon ab, wie der Autor mit eisernem Fleiß in die fremdländische Literatur eingedrungen ist, wie er selbständig die Erzeugnisse derselben nachempfunden und durchgearbeitet hat, überall den Maßstab eines reifen, feingebildeten Urteils anlegt, das bei nachdrücklicher Betonung des eigenen Standpunktes auch dem Gegner gerecht wird, und alles von der Warte eines die gesamte Weltliteratur mit ihren äußeren und inneren Zusammenhängen überschauenden Kritikers betrachtet. Eine edle, vornehme, oft zu hohem poetischen Schwung sich erhebende Sprache, ausführliche Inhaltsangaben, reiche Proben der erhaltenen Literaturepochen — vielfach vom Autor selbst meisterhaft übersetzt — sind Vorzüge, die, wie die übrigen Bände der Weltliteratur, so auch diesen auszeichnen. . . . (Folgt eingehende Inhaltsangabe des VI. Bandes unter Hinweis auf besonders gelungene Abschnitte.) Das Werk bedeutet eine hervorragende Leistung unter den Darstellungen der italienischen Literaturen."

(Wochenschrift für klassische Philologie, Berlin 1911, Nr 25.)

Unter der Presse befindet sich:

Ergänzungsband zur „Geschichte der Weltliteratur" Band I—VI: Untersuchungen und Urteile zu den Literaturen der in den ersten sechs Bänden noch nicht eingehender berücksichtigten Völker. Gesammelte Aufsätze. [Erscheint im Herbst 1911.]

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Alexander Baumgartner S. J.

Lessings religiöser Entwicklungsgang. Ein Beitrag zur Geschichte des „modernen Gedankens". gr. 8° (IV u. 168) 1877. *M* 2.—

Calderon. Festspiel zum 25. Mai 1881. Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. 2., vermehrte und verbesserte Ausgabe. 12° (LII u. 68) 1881. *M* 1.60; geb. in Leinwand *M* 2.70

Joost van den Vondel, sein Leben und seine Werke. Ein Bild aus der Niederländischen Literaturgeschichte. 8° (XVI u. 380) 1882. *M* 4.40; geb. in Leinwand *M* 5.60

Die Lauretanische Litanei. Sonette. 3. Aufl. Mit einem Titelbild von Edward von Steinle. 8° (VIII u. 60) 1904. *M* 1.20; geb. in Leinwand *M* 2.20

Erinnerungen an Dr Karl Johann Greith, Bischof von St Gallen. Mit Greiths Bildnis. 8° (VIII u. 114) 1884. *M* 1.40

Die Lilie. Isländische Mariendichtung aus dem 14. Jahrhundert von Eystein Asgrimsson. Übersetzt und mit Einleitung versehen. 12° (XII u. 72) 1884. *M* 1.—; geb. in Leinwand mit Goldschnitt *M* 2.—

Longfellows Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas. 2. Aufl. 8° (XX u. 384) 1887. *M* 4.—; geb. in Leinwand *M* 5.50

Gallus Jakob Baumgartner, Landammann von St Gallen, **und die neuere Staatsentwicklung der Schweiz** (1797—1869). Mit Benützung des schriftlichen Nachlasses. gr. 8° (VIII u. 536) 1892. *M* 9.—; geb. in Leinwand *M* 10.60

Das Râmâyana und die Râmaliteratur der Inder. Eine literaturgeschichtliche Skizze. gr. 8° (XII u. 170) 1894. *M* 2.30

Papst Leo XIII. Ein Blatt der Erinnerung. gr. 8° (32) 1903. *M* —.30

Nordische Fahrten. Skizzen und Studien. 3 Bände. gr. 8°

Island und die Färöer. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 135 Abbildungen und einer Karte. 3., vermehrte Auflage. (XX u. 572) 1902. *M* 9.—; geb. in Leinwand *M* 12.—

Durch Skandinavien nach St Petersburg. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 116 Abbildungen und einer Karte. 3. Auflage. (XXII u. 620) 1901. *M* 10.—; geb. *M* 12.—

Reisebilder aus Schottland. Mit zwei Bildern in Farbendruck, 85 Abbildungen und einer Karte. 3., vermehrte Auflage. (XIV u. 370) 1906. *M* 5.50; geb. *M* 8.—

Die Stellung der deutschen Katholiken zur neueren Literatur. Erstes bis fünftes Tausend. (VIII u. 86) 1910. *M* 1.—

Namameha und Watomilka. (Erste der in der Jugendschrift „Drei Indianergeschichten" enthaltenen Erzählungen. [„Aus fernen Landen", 6. Bändchen.]) 9. Auflage. 1910. Geb. in Halbleinwand *M* —.80

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Thomas Moore

der irische Freiheitssänger

Biographisch-literarische Studie

Von

Alois Stockmann S. J.

gr. 8° (X u. 168) *M* 3.—

Einige Urteile der Presse:

„Eine Glanzleistung dürfte die prägnante Gegenüberstellung Moore-Byron sein, wie ich überhaupt noch nirgends mit wenigen Worten eine so zutreffende Charakteristik von Männern gefunden habe. . . . Bei Stockmann aber dürften manche der heutigen Literaturgeschichtschreiber noch in die Schule gehen, um zu lernen, wie man kurz und gut eine interessante Biographie schreibt."

(Augsburger Postzeitung 1910, Lit. Beilage Nr 41 [Seb. Wieser].)

„Stockmann ist kein blinder Lobredner seines Helden: er tadelt an Inhalt und Form der Werke wie an den Tatsachen des Lebens, was ihm tadelnswert erscheint; aber er setzt auch die edlen, großen Charaktereigenschaften Moores ins Licht, seine schlichte, jeder Verstellung unzugängliche Redlichkeit, sein freies, ehrliches Verhalten den Großen der Welt gegenüber, seine kindliche Liebe zu den Eltern, sein tapferes Eintreten für Religion und Heimat."

(Germania, Berlin 1910, Nr 227, 1. Blatt [Johannes Mayrhofer].)

„In Alois Stockmanns Studie vereinigen sich die traditionelle methodische Gediegenheit und das ruhig abwägende Urteil der deutschen Jesuiten mit einer glücklichen, immer anregenden und fesselnden Frische des Vortrags. So ist ein lebensvolles und scharf gezeichnetes Charakterbild entstanden, in dem alle Details wie die Striche einer Radierung zu einer markigen Gesamtwirkung sich ordnen."

(Alte und Neue Welt, Einsiedeln 1910/1911, 2. Heft [Franz von Matt].)

„Es ist eine gründliche Arbeit."

(Neue preußische (Kreuz-) Zeitung, Berlin 1910, 18. Dezember.)

„Der größte Lyriker Irlands hat hier eine vortreffliche Würdigung gefunden. . . . Da unseres Wissens eine deutsche Monographie über Moore bisher noch nicht vorhanden war, so darf die überaus fleißige Stockmannsche Arbeit gewiß auf freundliche Aufnahme auch in jenen Kreisen rechnen, die an dem ‚ominösen' S. J. hinter dem Namen des Verfassers den bekannten voraussetzungslosen Anstoß nehmen."

(Schlesische Volkszeitung, Breslau 1910, Nr 429.)

„Eine gut geschriebene biographisch-literarische Studie über den großen Dichter, liebenswürdigen Menschen und glühenden Patrioten, zugleich eine fruchtbare Quelle für die Kenntnis des geistigen Lebens Englands und Irlands im Anfang des vorigen Jahrhunderts."

(Monatsblätter für innere Mission, Karlsruhe 1910, 12. Heft.)

„Aber das Feinste der Biographie merkt man erst beim fertiggelesenen letzten Blatt ganz heraus. Dann nämlich verwundert man sich, was dieser Moore denn doch für ein delikater und komplizierter Mensch war: Katholik und Nichtpraktiker, Freiheitssänger und Nichtkämpe, energischer Arbeiter und weicher Genießer, Lyriker und Satyriker, Mann der irischen Ideale und der englischen Realien. Und man verwundert sich noch mehr, wie so unschwierig und selbstverständlich durch alle Verwicklung und Vieldeutigkeit ihres Wesens diese subtile Persönlichkeit sozusagen glatt vom Faden gesponnen ward. Das scheint uns eine so feine, stille, tüchtige Kunst, und sie macht das Buch so hell, daß wir wünschen, es möchten nicht bloß recht viele Freunde eines großen und in seiner Poesie wahrhaft katholischen Dichters sich daran erquicken, sondern auch mancher, der über literarische Dinge schreibt, möchte mit uns davon für einen lichten, einfachen Stil und für sein darstellendes Vermögen etwas profitieren!" (Neue Zürcher Nachrichten 1910, Nr 288, 2. Bl.)

„Ein besonderes Lob verdient die abschließende Charakteristik und Würdigung des Dichters und seiner Bedeutung im Schlußkapitel. Sie ist ein glänzendes Zeugnis für Stockmanns Kunst der Charakterisierung und stilistischen Darstellung."
(Niederrheinische Volkszeitung (Büchermarkt), Krefeld 1910, Nr 14.)

„Father Stockmann has studied Moore's poetry with genuine sympathy, and writes of it with skill, appreciation, scholarship, and learning, and he has the art of treating literary topics brightly and gracefully. He does not exaggerate Moore's merits, but shows clearly how, as a man of his day, he deserves no ordinary meed of praise." (The Month, London 1911, No 559.)

„Es ist schön zu beobachten, mit welcher Wärme Stockmann, der Jesuit, von Emmet, dem Protestanten redet. . . . Das Buch bietet alles in allem genommen die anregende, zündende Unterhaltung, den unvergleichlich fördernden Verkehr mit einem hochgebildeten, denkenden Geiste." (Aar, Regensburg 1910/1911, 5. Heft [M. Herbert].)

„Das ist eine bedeutende literarische Leistung, die man mit ungeteilter Freude vom ersten bis zum letzten Blatt liest. Hier finden wir den Feinsinn des Ästhetikers verschmolzen mit der Gerechtigkeit des Geschichtschreibers. . . . Stockmanns Stil ist mustergültig, in wenigen treffenden Worten versteht er es, dem Dichter gerecht zu werden." (Historisch-politische Blätter, München 1911, 2. Heft [A. Bellesheim].)

"The Author succeeds in holding the attention of his reader, and his book combines German thoroughness with a readableness not usually associated with the productions of learned children of the Fatherland."
(Catholic Book Notes, London 1911, No. 157.)

„Stockmann sucht sehr gerecht und sehr milde zu sein, aber er mißt den wirklichen Moore doch an einem spezifisch stockmannschen Ideal-Moore, der der Dichter weder sein konnte noch wollte. Abgesehen aber von diesem immerhin begreiflichen Mangel ist Stockmanns Buch ganz anregend geschrieben. Er gibt ansprechende Bilder von dem Ringen der Iren um ihre Nationalität, ist nirgends kalt und verständnislos und will den Dichter in allen seinen Beziehungen zur Zeitgeschichte erfassen." (Literar. Echo, Berlin 1910/1911, 17. Heft [Christian Gaehde].)

„Le P. Stockmann, suivant une excellente méthode qui fut celle de Sainte-Beuve, mêle très agréablement la biographie, l'analyse et l'appréciation des œuvres, les citations copieuses et bien choisies. La traduction allemande des beaux vers de Thomas Moore conserve bien le charme exotique de ces poèmes d'Irlande. Grâce à une très riche documentation, ce livre apprendra du nouveau même aux lettrés qui connaissent à fond la littérature anglaise."
(Études, Paris 1911, No. 10 [Louis Chervoillot].)

„Das Leben und die Werke Moores, der sich einer weit über die Grenzen seines Vaterlandes reichenden Volkstümlichkeit erfreute, werden von Stockmann in bekannt gediegener Weise behandelt." (Österreichische Pädagogische Warte, Wien 1911, Nr 10.)

LX. 2302